Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Zweiundzwanzigster Jahrgang · Band I
(Oktober 1919 bis März 1920)



Stuttgart
Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilage





Aufbau — Fritz Böhle



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. | Oktober 1922 | Heft 1

Lynkeus der Türmer

(auf der Schloßwarte singend)

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh',
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

Goethe: „Faust"

Fünfundzwanzig Jahre Türmer

Vom Herausgeber

Welch eine Summe von Arbeit in diesen drei Worten: fünfundzwanzig Jahre Türmer! Und welche Schicksale des deutschen Volkes, ja der ganzen Völkerwelt sind in diesem Vierteljahrhundert erschütternd über uns hinweg- und durch uns hindurchgebraust! Wir scheinen durch einen Abgrund vom fernen Herbst 1898 getrennt, als Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, der baltische Edelmann, unsre Zeitschrift begründete. Und doch ist — trotz bedeutendem Unterschied zwischen damaligem und jetzigem Zeitalter und Herausgeber — ein wichtiger Grundzug in diesen Heften derselbe geblieben: die „Aussprache von Mensch zu Mensch", wie es immer wieder in den Prospekten heißt, also die Herausarbeitung des Reinmenschlichen auf der niemals vernachlässigten Grundlage bewußt deutscher Kultur. Das hat der politisch und kämpferisch gestimmte Balte Grotthuß mit seinem so wertvoll ergänzenden, künstlerisch reich gebildeten Mitarbeiter Dr. Karl Storck angestrebt.

Heute tritt diese Forderung noch eindringlicher an alle Zeitgenossen heran. Die Seele ging in einer Welt des Hasses verloren. Sucht wieder die Seele: die aus dem Ewigen und Inneren strömenden Kräfte der Erwärmung!

Lynkeus, der Türmer im „Faust", dessen Lied wir voranstellen, hat einst unseren Titel angeregt. Er schaut mit Goethes glücklichen Augen. Wir können — zeitpolitisch gesprochen — nicht eben sagen, „daß uns die Welt gefällt", und daß es „so schön" war. Aber mehr und mehr wollen wir denn doch den Blick schärfen und üben, in all dem Unerfreulichen und Gemeinen auch das Schöne und Tapfere zu sehen, das heroische Dulden der stilleren Deutschen, und wollen es zugleich ermutigen, damit sich Verklärungskraft wieder herauswage.

Grotthuß hat einst an die Spitze des ersten Heftes (Okt. 1898) ein Einleitungsgedicht gestellt, worin er unsres Türmers Schauweise programmatisch formte:

Schon hebt ein leises Wehen an
Wie naher Wettersegen:
Die Unnatur, den Größenwahn
Mit Blitzen auszufegen.

Dann endlich atmen wir befreit
Vom Joch der goldnen Kalbheit,
Vom platten Dienst der Wirklichkeit
Und ach, vom Fluch der Halbheit!

Aus goldnen Kelchen schimmernd lacht
Der Herzen heilige Blüte,
Der Ideale volle Pracht
Im fruchtenden Gemüte;

Die keusche Lilie, lange schon
Umhüllt vom heißen Staube,
Geknickt von wüstem Gauklerhohn:
Der alte deutsche Glaube ...

Die Zeit hat nicht erfüllt, was jener baltische Türmer gewollt hat; Unnatur, Halbheit und goldne Kalbheit sind nicht ausgefegt worden, um des Herzens und der Ideale heiliger Blüte Platz zu schaffen. Vielmehr ist nach unerhörten Kämpfen und Leiden der Zusammenbruch erfolgt.

Und nun? Sollen wir uns unter die Trauerweide setzen? Sollen wir unsern Türmer-Posten als aussichtslos in jedem Sinne aufgeben? Nein, diese Flucht

fällt uns denn doch nicht ein. Der alt-neuen Arbeit will sich der „Türmer“ erst recht widmen. Sein Mahnruf gilt mehr als je der sittlichen und seelischen Erneuerung im einzelnen wie im ganzen.

Die Schriftleitung ist von Berlin nach Weimar übergesiedelt. Wir dürfen diese Wendung in das Herz Deutschlands zeitsymbolisch auslegen. Das Herz ist des Menschen leuchtende und wärmende Kernkraft. Politik hat sich mehr der Gestaltung der Außenwelt zu widmen. Aber beide, Politiker wie Nichtpolitiker, brauchen jetzt vor allem eine Fähigkeit, die schlechthin die wichtigste und in aufregenden Zeiten die schwerste ist: Konzentrationskraft — Kraft der Sammlung, Kraft der Vereinfachung. Politische und wirtschaftliche Fragen sollen zwar in unserem Türmerbezirk nicht vernachlässigt werden; denn wir sind nicht geneigt, einem Gegensatz zwischen Weimar und Potsdam, zwischen innerer und äußerer Macht und Würde, Raum zu geben. Man kann leuchtkräftig und zugleich tatkräftig sein. Doch Verfassungsfragen sind uns Fragen zweiten Ranges; wir werden unser Arbeitsgebiet vor allem in Aufgaben der Kultur, wesentlich auch der Seelenkultur erblicken.

Der „Türmer“ behält demnach mit vollem Bewußtsein den Untertitel „Monatsschrift für Gemüt und Geist“, wobei wir unter dem vorangestellten Gemüt nichts Weichliches, sondern ein schöpferisches Vermögen verstehen. Man könnte hinzufügen: das Gewissen im Sinne von Fichtes männlicher Frömmigkeit.

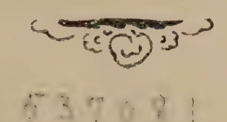
Bei alledem hoffen wir, jene künstlerische Buntheit, auf die der „Türmer“ immer Wert gelegt hat, auch unter den jetzigen schweren Verhältnissen weiter ausbauen zu können. Zu unserem Kreuz gehören Rosen. Wir lieben eine Kunst, die neben allem edlen Ernst auch Schwung und Anmut bekundet.

Eine wissenschaftliche Fach-Zeitschrift sind wir nicht, wenn wir auch eine gute Allgemeinbildung voraussetzen; doch werden wir fachmännische Mitarbeiter, die zugleich volkstümlich zu schreiben wissen, immer gern heranziehen. Wichtiger noch als Wissenschaft ist uns jene Weisheit, die ein zerrüttetes Volks- und Familienleben besonnen wieder aufbauen hilft.

Einem Turmwart geziemt es, parteilos über Volkstum und Menschheit zu schauen. Der Herausgeber hat nie einer politischen Partei angehört, sondern hält es in all seiner Deutschheit mit jenem wundervollen Wort, das man einmal von Wilhelm Raabe geprägt hat: er schaute nicht rechts noch links in das Getriebe der Bücher und Parteien, sondern geradezu und tief in das Herz des deutschen Volkes.

In diesem Sinne grüßen Verlag und Herausgeber die immer wachsende Türmergemeinde. Haltet uns auch fernerhin treue Kameradschaft! Seid unsre stillen Helfer, indem ihr euch übt, in ungute Zeit gute und starke Gedanken mit uns auszusenden! Und seid unsre äußeren Helfer, indem ihr nicht irre werdet an unsrem gemeinsamen Werk, wenn in Anbetracht der schweren Zeit Kosten und Opfer von euch verlangt werden!

Somit Glückauf zur weiteren Fahrt!



Karl Storck

Von Adolf Dyroff

Unverwischbar ist mir in die Tafel der Seele eingeprägt dieses ernste, zergrübelte Männergesicht, das ich während des Weltkrieges in Bonn einmal sah. Ich weiß nicht, weshalb es mir auf die Züge Richard Dehmels hinzeigte, mit dem ich mich hier vor längeren Jahren eine halbe Stunde unterhalten konnte. Dr. Karl Storck war von Berlin herübergekommen, im Rahmen der Bonner „wissenschaftlichen Vorträge“ zu einem Kreis zu sprechen, der über ein Tausend hinausging. Der Leiter des Unternehmens hielt die Anwesenheit Storcks für wichtig genug, um die Mitglieder und Freunde des Komitees dringend einzuladen, in einer damals noch möglichen Nachsitzung, freilich ohne das einst übliche Abendessen, sich mit dem gefeierten Redner für die Zeit bis zur Polizeistunde zusammenzutun. Mir ist, als hätte ich, von mehreren der angeregten Teilnehmer aufgefordert, dem Schriftsteller Worte des Dankes, der Zustimmung und der Verehrung gewidmet. Mir ist auch, als hätte ich damals bemerkt, es habe eine feinsinnige musikalische Analyse im „Hochland“ zum ersten Male meinen Blick auf den geistvollen Gast gelenkt. Jedenfalls hatte ich seit jener musikalischen Studie immer den Wunsch gehegt, Storck sprechen zu hören und von Auge zu Auge kennenzulernen.

Dem Vortrage und der „Nachsitzung“ wohnte auch eine lebensprühende junge Dame bei, eine Base des Redners, zu deren Familie meine Verwandtschaft nähere Beziehungen hat. Und es war mir recht erfreulich, von Zeit zu Zeit, sei es vom blühenden Neckartal, sei es vom ernsten Sauerland her, Kartengrüße zu erhalten, die den Namen Storck in doppelter Form trugen. Bis eines Tages die Anzeige der Vermählung des Schriftstellers mit seiner Base eintraf. Man weiß, wie innig Storck an seiner ersten Frau hing. Aber der einsame Mann, dem eine liebliche Tochter emporwuchs, mußte eine neue Führerin seines Haushalts und eine verstehende, allen seinen hohen Aufgaben mit voll erschlossenem Sinn zugewandte neue Weggenossin haben. Der junge Bund war ein Kind glücklichster Eingebung und schien von allen guten Geistern des Himmels gesegnet zu sein. Da kam aber aus dem Sauerlande, das er so geliebt, die erschütternde Botschaft, daß die entsetzliche Peinigerin der schon von Krieg und Revolution gezüchtigten Menschheit, die Grippe, in Olsberg den Mann dahingerafft habe, an dem so starke Hoffnungen vieler deutschfühlenden Menschen hingen. Ein Jahr später — 1921 — durfte ich am Grabe Storcks, das meisterlich feine Relief Professor Ernst Müllers vor mir, einer ergriffen lauschenden Versammlung von dem edlen Kämpfer erzählen, der allzufrüh in der heißen Lebensschlacht gefallen. Dieses Jahr haben wir die Totenfeier auf dem Friedhof zu Bigge erneuert, der, nahe bei Olsberg, zu treugrünen deutschen Wäldern und Bergen aufschaut.

Das sind meine persönlichen Erinnerungen an Karl Storck. So Gott will, werde ich noch öfters zu der Ruhestätte dieses Deutschen pilgern, dem, als einem unserer Besten, immer wieder zu huldigen wir allen Grund haben. Aber wenn auch andere Storck im Leben näherstanden als ich, so hat doch jene eine Begegnung,

bei mir wie bei ihm (ich hörte es), tiefe Wurzeln geschlagen. Und daß mein inniger Wunsch, mit diesem ausgezeichneten geistigen Berater unseres Volkes zusammenzuarbeiten, nicht in Erfüllung ging, dafür konnten wir beide nichts.

Eines ist mir klar: Das, was Storck gewollt, und die Weise, wie er's gewollt, darf nicht untergehen. Storck hatte das Zeug, ein Mann der Wissenschaft zu werden. Derjenige, der ihm vielleicht, freilich ohne es zu wissen bis auf die jüngste Zeit, den Weg dahin vertrat, Hermann Cardauns, hat mir, nachdem er Storcks Preisschrift über die Quellen zu Brentanos Märchen im Manuskript gelesen, freimütig erklärt, diese Schrift würde, wäre sie der seinen über das gleiche Thema zuvorgekommen, ihm alle die Früchte weggepflückt haben, die er, Cardauns, in seinem Buche habe niederlegen können. Storck habe alles berücksichtigt und wisse sogar noch einige Kleinigkeiten mehr. Der Zufall, daß Cardauns auf den gleichen Stoff verfiel und mit seiner Leistung vorher heraustrat, war für Storck wirklich ein Mißgeschick. Seine Arbeit war umsonst getan. Auch der Wunsch, sich bald einen Hausstand zu gründen, mag den hochbegabten jungen Elsässer, der jung von der Universität Straßburg nach Berlin übergesiedelt war, veranlaßt haben, der oft langwierigen und unsicheren akademischen Laufbahn fernzubleiben. Dem 22jährigen trug jene Abhandlung den Grimmpreis der ersten deutschen Universität auf Erich Schmidts Vorschlag ein, und mit 25 Jahren heiratete er.

Aber es war gut, wie es kam. Die Wissenschaft bedarf zu den Entdeckern, Erfindern und Forschern Diener, die zwischen den methodischen Darstellungen und dem Wahrheitsbedürfnisse des nichtgelehrten Volkes geschickt und zuverlässig vermitteln. Der Geistliche und der Lehrer haben es seit alters rühmlich und dankenswert getan. Mit der Zeit setzt mehr und mehr der wissenschaftlich wohlausgebildete freie Schriftsteller seine Kraft an dies hohe Amt. Storck ist aus diesem Stande der Bedeutendsten einer. Vergleichende Literaturgeschichte, Kunst- und Musikgeschichte waren auf der Universität seine Hauptfächer. Wer sähe nicht, daß die Hauptwerke Storcks aus den inneren Wirkungen seines offenbar mit tiefer Leidenschaft erfaßten Studiums hervorwuchsen? Ein günstiger Stern leuchtete über dem von dem jungen Manne mit Klarheit entworfenen Lebensplane. Einer rheinischen Familie entstammt, atmete Storck in seiner frühen Jugend den Hauch französischer Formliebe und Eleganz ein. Er wird mit Friedrich Lienhard, Herm. Stegemann, Jos. Froberger nach der formellen Seite einmal in eine Gruppe gestellt werden müssen. Auch an Gelehrte wie Heinr. Schneegans und Alb. Ehrhardt ist in diesem Sinne zu erinnern. Dem jungen Elsaß, das für Deutschland optierte — und es sind die feinsten und innerlich reichsten Köpfe gewesen, die den Schritt vollzogen —, ist Deutschland großen Dank schuldig. Vor der Seichtigkeit, in die französische Eleganz so leicht verfällt, bewahrte ihn wie seine Genossen die Berührung mit der deutschen Gründlichkeit und mit der Geisteswelt der benachbarten Schweiz, die das von den Elsässern nun erst wieder herbeizuführende mittlere Klima längst besitzt. Storcks Bücher vom Jahre 1901 „Jung-Elsaß in der Literatur“ und „Nationale Not im Elsaß“ werden einst als lebensvolle Urkunde einer wertvollen Bewegung Beachtung finden. Die Novellen und der Roman „Am Walensee“, der einen ehrlichen Sarkasmus gefällig spielen läßt, bestätigen das Gesagte.

Nach seiner eigenen Angabe legte es Storck in allem darauf ab, die verschiedenen Künste aus einer großen Einheit zu erfassen und auch diese nur als Erscheinung der weiteren Gesamtkultur zu begreifen. Das ist eine philosophische Ansicht, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Storcks ganzes Arbeiten von einer bestimmten Philosophie getragen war. Nicht jeder wird ihm in seiner Hinneigung zur Ergründung dunkler „psychischer Phänomene" folgen. Muß der Kenner des Wesens der menschlichen Erkenntnis, der Menschengeschichte, der Psychologie und der Natur zugeben, daß die uns mit ihrer Existenz sich aufdringende Wirklichkeit allüberall mit Elementen gesättigt ist, die irrationabel sind, d. h. nicht in das $2 \times 2 = 4$ und den Satz vom Grunde sich auflösen lassen, muß man auch einer Wissenschaft, die nur mit Wage und Reagenzglas in der Hand denken will, die Gefahren ihrer schließlich zur Verleugnung der Mathematik und Astronomie zwingenden Einseitigkeit immer wieder entgegenhalten, so muß auf der andern Seite doch, so oft ein Schritt ins Unbetretene oder gar Unbetretbare gewagt wird, jeglicher Grad von Ungeduld vermieden und der höchste Grad von Vorsicht aufgeboten werden. Doch was ich hierin meine und was im Gespräch mit dem geistvollen und tiefsehenden Manne deutlicher heraustrat als in seinen Verlautbarungen, betrifft das Wesentliche seiner Weltanschauung nicht. Manches Mißverständliche in seinen Formulierungen darf ebenso auf die Seite geschoben werden. Den Kern, eine antimechanistische, den Geist und das Ethische hochhaltende grundgesunde Weltanschauung voll Kraft und Nachhaltigkeit, einen sieghaften Optimismus, der nicht nur das Wahre, sondern auch das Gute und vor allem das Schöne als den Sinn des Daseins erkannte, ein Ethos der Ehrlichkeit und Sauberkeit, das muß jeder an ihm schätzen und preisen.

Storck nahm es mit seiner Schriftstellerei nicht leicht. Die Frivolität, die positivistische Haltlosigkeit unserer Tage, die alles fließend machen will und das Volk der Gier macht- und geldhungriger Geistbetrüger ausliefert, war ihm fremd, ja in der Seele zuwider. Für ihn gab es noch Heiliges, vor allem Familie und Vaterland. Für ihn war Spannung, Strenge des Bogens das, was die Gegensätze zusammenhält. Sein Beruf als Kulturkritiker und Kulturverkünder war ihm ein Priesteramt. Wir alle, die wir in den achtziger und neunziger Jahren die Universitäten besuchten und viel lasen, wurden mit dem Worte „Kultur", das seit Kant und Wachsmuth in Deutschland grassiert, überfüttert. Honnegger, Lippert, von Hellwald hatten mit ihren zum Teil wüsten Sammlungen eher Verwirrung als Klarheit geschaffen, der sinnige Riehl war zu wenig philosophisch, als daß er die dumpfe Atmosphäre hätte aufhellen können. Storcks groß gedachter Plan ist, wie Kurt Breysigs gründlicher Wurf, ein Beweis dafür, daß in Berlin sich um die neunziger Jahre eine Vertiefung und Klärung vorbereitete. Von solchem Standpunkt aus gesehen, rückt die so erfolgreiche Musikgeschichte (seit 1904) unseres Storck, die seinen Namen bis in die Urwälder Brasiliens trug, und seine Deutsche Literaturgeschichte (seit 1897), die den Namen Storck vielen Tausenden von Gymnasiasten und Studierenden bekannt machte, erst in die richtige Beleuchtung: Ein Gedanke, ein Mann! Aber auch seine vor allem im „Türmer" geoffenbarte Bemühung um die bildende Kunst, seine Unterstützung ringender Talente und neuer Qualitäten muß herangezogen

werden, um die Weite ſeines Blickes zu bezeugen! Seine lehrreiche Schrift „Der Tanz“ gehört ebendahin.

Hat auf dieſem Gebiete, in das außerdem ſeine Arbeiten über Otto von Leixner, Mozart, Joh. Joachim, ſein beliebtes „Opernbuch“, ſeine trefflichen Auswahlen von Briefen Mozarts und Schumanns fallen, Storck manche Wettläufer, freilich ohne daß dieſe gleiches nach außen erreichten, ſo ſcheint er mir ganz eigenartig in der Konſequenz zu ſein, mit der er ſelbſt bis unmittelbar an die praktiſche Anwendung herangeht. Das Volk ſucht er, das konkrete, nicht ein Abſtraktum klügelnder Theorie. Der abſeits von den Hellwegen der Literatur und Kunſt lebende Dorfbauer und der durch ſeine falſche Erziehung und Tageseinteilung beinahe ebenſo kulturfremde Fabrikarbeiter gewöhnlichen Schlages iſt ihm genau ſo lieb, ja noch lieber wie der „klaviertreibende Kulturjüngling der Großſtadt“. Kein Wunder, daß Storck ſeine wärmſten und treueſten Verehrer in der Muſikwelt hat. Seine „Muſikpolitik“ macht ihm, der ſchon als Knabe mit Anſtand dirigierte und zeitlebens Muſik am Inſtrument und in der Anlage einer Bibliothek voll Hingabe pflegte, ſo leicht keiner nach. Wie ganz er mitten im Leben ſteht, bezeugt ſein „Kampf hinter der Front“, ein patriotiſches Buch, das immer leſenswert bleiben wird.

Der „Türmer“ darf ſich beglückwünſchen, daß er die hohen Eigenſchaften Storcks, dem eine Fülle prächtiger Gedanken und Sätze gelang, richtig erkannte, daß er eine ſolche Kraft unſer ſeinen Mitarbeitern ſah, daß er ihn während der Zeit des Krieges zum Leiter ſeiner Arbeit beſtellte. Die deutſche Schriftſtellervereinigung, die den unermüdlichen, ſcheinbar mit unerſchöpflicher Nervenſubſtanz ausgerüſteten Mann zu ihrem erſten Vorſitzenden erhob, beklagte, wie alle Zeitſchriften, denen er als vielbegehrter Mitarbeiter Kleinodien ſchenkte, ſeinen jähen Tod.

Seine Werke und ſeine Ideen einer Kunſt fürs Volk in hohen Ehren zu halten, iſt Ehrenpflicht derer, die es angeht. Und wenn heute der „Türmer“ ein Jubiläum feiert, denken alle Beteiligten gern und dankbar zurück an unſeren treuen und teuren Karl Storck.

Sie flüchten vor Gott

Von Guſtav Schüler

Und ſie flüchten vor Gott — der eine weint,
Der andre ſein ſtarrendes Herz verſteint.
Und mancher tanzt und tollt und ſchreit
Und ſucht des Blutes Seligkeit.
Einer betet mit fluchender Pein
Und rennt — und Gott holt ihn nicht ein.

Herden ſind ſie in Wetternot,
Vor ſich Tod und hinter ſich Tod — —
Und ſie Flüchten vor Gott.



Unsere geistige Not

Von Prof. Dr. Bruno Bauch (Jena)

Mit ungeheurer Wucht und Schwere lastet auf uns Deutschen die wirtschaftliche Not. Unter ihr leidet ein jeder, der sie nicht gerade zum selbstischen Zwecke mißbraucht. Daß dies aber geschieht, ja geschehen kann, das ist an und für sich schon Zeichen und Beweis genug für die geistige Not, unter der wir leiden. Das schlimmste Zeichen und der stärkste Beweis für diese geistige Not aber ist die Tatsache, daß ihr Leid gar nicht so allgemein empfunden und innerlich erlebt wird, wie unser wirtschaftliches Notleiden. Und doch liegen die tiefsten Wurzeln unserer wirtschaftlichen Drangsale in unserer geistigen Not. Unser wirtschaftliches Elend ist plötzlich zum Ausbruch gekommen. Sein Schlag hat uns jäh und unerwartet getroffen. Darum empfinden wir ihn so lebhaft und tief. Unser geistiges Elend hat sich unmerklich über ein Menschenalter hindurch in uns eingefressen. Nur hellsehendem Auge ist es darum wahrnehmbar geworden.

Und gerade darum kam die Geistes-Not über uns, weil unser ganzes Leben sich in gefährlichstem Ausmaße verwirtschaftlichte. Mit banger Sorge mußten die wenigen, die Gang und Lage der Dinge in den letzten Jahrzehnten unter ihre Oberfläche mit offenem Denken zu verfolgen verstanden, erkennen, daß das Wirtschaftsleben nicht in den Dienst des Geisteslebens gestellt wurde, sondern den Geist, soweit ihm überhaupt ein Platz gelassen wurde, zu seinem Diener zu machen suchte, daß es diesen führen wollte, anstatt sich von ihm führen zu lassen, und daß, wo selbständiger Geist sich regte, der solche Bedientenrolle von sich ablehnte, er mit Geringschätzung, mit Mißachtung beiseite gelassen wurde. Ohne wahrhafte Geistesführung überschlug unser auf das Äußere gerichtetes Leben im tollen Taumel sich selbst. Darum brach es auch wirtschaftlich zusammen, und es hatte keine geistige Führung, die es auch nur um die Gefahren der Wirtschaftsnot hätte herumleiten können. Der wirtschaftliche Diener, der sich das Herrenrecht des Geistes angemaßt hatte, mußte führungslos zerbrechen. Und sein Zusammenbruch beweist, daß unsere tiefste Not eine innere, geistige Not ist, in der alle anderen Nöte unseres Lebens ihren Grund haben.

Gerade das muß denkenden Menschen unsere Lage als so besonders schwer und ernst erscheinen lassen, wie sie es in Wahrheit und in Wirklichkeit ist. Aber ohne sich über diese Schwere und diesen Ernst einen Augenblick zu täuschen, wird der denkende Mensch gerade im Vertrauen auf den Geist nicht in dumpfer Verzweiflung sich verlieren. Die geistige Not fordert als das, was uns not tut, die Besinnung auf den Geist. Und solche Besinnung zeigt, daß gerade das deutsche Volk durch den Geist aus schwerster Not immer wieder herausgeführt worden ist. Die allgemeine Not, in die es der Dreißigjährige Krieg gestürzt hatte, war wohl nicht minder schwer als die unserige. Noch in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges, zwei Jahre vor seinem Ende, wurde dem deutschen Volke einer seiner größten Geisteshelden geboren, Leibniz. Sein ungefährer Zeitgenosse ist Bach. Ihnen folgen die

Kant, Fichte, Hegel, Schelling, die Goethe und Schiller, die Beethoven und Mozart, und führen unser Geistesleben den leuchtendsten Höhen entgegen, leiten es zu seinen tiefsten Gründen und höchsten Zielen. Das kann auch uns Mut und Hoffnung geben in unserer Zeit.

Nur darf unsere Hoffnung nicht ein tatenloses Hoffen und Wünschen, unser Mut nicht ein Leichtmut sein. Mut und Hoffnung fordern die Tat des Geistes, unser Leben neuzugestalten aus der tiefsten Bestimmung des Geistes. Dafür müssen wir uns von außen nach innen wenden.

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag,
Wirst keine Regel da vermissen,
Das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.“

Diesen künstlerischen Ausdruck hat Goethe dem sittlichen Grundgedanken der deutschen Reformation gegeben. In ihm hatte Luther den Schwerpunkt des Lebens vom äußeren Werke in die Person, oder, wie der Reformator mit wundervoller Bildnerkraft des Ausdruckes noch sagte, in den „Werkmeister“ verlegt. Freilich bedeutete das Luther nicht, wie es vielleicht unsere oberflächliche, geistentfremdete Zeit auffassen mag, daß damit der Willkür des einzelnen Tür und Tor geöffnet würde. Im Gegenteil: es bedeutete ihm Bindung an das selbständige Gewissen, und diese Selbstbindung wiederum bedeutete zugleich im tiefsten Gottgebundenheit. In solcher Bindung liegt zugleich, im Gegensatze gegen alle Willkür, die wahre sittliche Freiheit, jene sittliche Freiheit, die als „Autonomie“, wiederum im Gegensatze gegen alle Willkür, ihre tiefste philosophische Begründung durch Kant und den auf ihn folgenden deutschen Idealismus finden sollte. Die sittliche Freiheit ist Bindung an das überzeitliche Vernunftgesetz, an die ewige Ordnung der Bestimmung des zeitlichen Menschen selbst. „Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“ So hat wiederum Goethe diesen Gedanken geprägt. Erst durch die Bindung an das Gesetz, erst durch die Unterordnung unter die Ordnung seiner sittlichen Bestimmung wird der Mensch zur Persönlichkeit und erlangt er seine Würde als Person.

Damit wird er, philosophisch gesprochen, auch erst zum Gegenstande der Achtung, religiös gesprochen zum Gegenstande der Liebe. Eben damit aber wird vom Gedanken der Persönlichkeit der Gedanke der Gemeinschaft ebenso unabtrennbar, wie dieser von jenem. Der Gemeinschaftsgedanke ist unserer selbstischen Zeit freilich so gut wie ganz verloren gegangen. Aber sie ist im Irrtum, wenn sie in ihrem schrankenlosen Individualismus meint, eine besondere Pflegstatt der Persönlichkeit errichtet zu haben. Weil sie die Gemeinschaft nicht pflegt, so kann sie auch die Persönlichkeit nicht pflegen. Sie bietet einen bloßen Ersatz für die Persönlichkeit im Individuum dar, verwechselt die Persönlichkeit ebensosehr mit dem bloßen Individuum, wie sie die Gemeinschaft mit der bloßen Gesellschaft verwechselt. Im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft liegen Interessen des bloß zeitlichen Daseins und Lebens umspannt, wie sie besonders eben im Wirtschaftsleben sich auswirken, während in dem Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft die überzeitliche, ewige Be-

stimmung des Menschen bezeichnet ist. Gerade darum kann unser zeitliches Leben allüberall von seiner Ewigkeitsbestimmung durchwirkt und durchleuchtet werden. Eben darum konnte Fichte von der reformatorischen Religiosität sagen, sie habe das ganz neue Licht in die Welt gebracht, das da erhelle, daß dem Menschen die Ewigkeit nicht erst jenseits des Grabes anbreche, sondern mitten in die Gegenwart hineinkomme.

Daß wir uns zu dieser unserer Ewigkeitsbestimmung wieder zurückfinden, das ist es, was uns geistig nottut. Das ist die geistige Notwendigkeit, die allein unsere geistige Not wenden kann. Unserer Zeit Not liegt darin, daß sie allein das Individuum mit seinem Selbst und die bloße Gesellschaft mit ihren Partei-Interessen zu suchen und zu finden weiß, daß sie den Sinn des Lebens nur in dem äußeren Nutzen und Vorteil erblickt. Darum auch hat das äußere Wirtschaftsleben alle Kräfte an sich gerissen und alle geistigen Zielsetzungen verschlungen oder zu bloßen Mitteln im Dienste seiner Selbstsuchts- und Nützlichkeitszwecke herabgedrückt. Darüber sind die ewigen Werte des persönlichen und Gemeinschaftslebens unserer Zeit verloren gegangen. An uns allen liegt es, sie wieder in unserem Denken und in unserer Tat zu ergreifen, ohne Rücksicht auf unsere Selbstsucht und auf unseren Nutzen in ihren Dienst unser Leben zu stellen, ihre Darstellung um ihrer selbst willen in unserem Leben zu erstreben. Nur wenn wir an sie um ihrer selbst willen unser zeitliches Leben hingeben, gewinnen wir in diesem zeitlichen Leben selbst ewiges Leben, erarbeiten wir unserem zeitlichen Leben selbst einen Ewigkeitsgehalt. „Wer die Wahrheit sucht, weil sie Wahrheit ist, und das Gute begehrt, weil es das Gute ist, der hat Augenblicke seines Lebens als Ewigkeit behandelt.“ So hat Schiller diese Einsicht zum Ausdruck gebracht.

Diese Wendung Schillers aber führt dazu, zu erkennen, daß dieser Ewigkeitsgehalt nicht allein in das sittlich-religiöse, persönliche und Gemeinschaftsleben im engeren Sinne hineinragt, oder, so können wir den Sachverhalt auch positiv ausdrücken, daß der sittlich-religiöse Ewigkeitsgehalt auch jene Ganzheit unseres Lebens umspannt, die wir eben in ihrer Ganzheit als Kulturleben zu bezeichnen pflegen. Denn Schiller spricht ja nicht bloß davon, daß, wer das Gute um seiner selbst willen begehrt, sondern auch davon, daß, wer die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht, „Augenblicke seines Lebens als Ewigkeit behandelt“. Das ganze Gebiet der Erkenntnis, der Philosophie und der Wissenschaft überhaupt erhält damit seinen notwendigen Ort in der Ewigkeitsbestimmung des Menschen; mit ihm aber auch das Gebiet, auf dem Schillers eigene und im höchsten Sinne schöpferische Kraft lag, das der Kunst. Seinen Worten: „Wer die Wahrheit sucht, weil sie die Wahrheit ist, und das Gute begehrt, weil es das Gute ist“, hätte er durchaus in seinem Sinne hinzufügen können: „Und wer das Schöne erschaut und darstellt, weil es das Schöne ist“, um schließen zu dürfen: „der hat Augenblicke seines Lebens als Ewigkeit behandelt“; hat er doch gerade den Künstlern gesagt: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben“. Es ist also in der Tat das ganze Kulturleben, in dem Ewiges zeitliche Gestalt gewinnt. Ja echte Kultur ist nichts anderes als zeitliche Formung und Darstellung eines Ewigkeitsgehaltes im Leben von Persönlichkeit und Gemeinschaft. Alles andere ist bestenfalls leere formale Zivilisation im Dasein von Individuum und Gesellschaft, in der der Mensch im böseſten, aber sehr leicht ein-

tretenden Falle vom Geiste jenen Gebrauch macht, den Mephistopheles im Sinne hat, wenn er sagt:

„Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Um tierischer als jedes Tier zu sein."

Und gerade hier sehen wir die geistige Not unserer Zeit so groß, daß Mephistopheles an ihr geradezu seine Freude haben müßte. Weitesten Schichten unseres Volkes ist die Achtung vor der Wissenschaft gänzlich verloren gegangen. Ja sie erweisen ihr geradezu eine Verachtung; oder sie schenken ihr höchstens insoweit Beachtung, als sie sich in den Dienst ihrer selbstischen Nützlichkeitsinteressen stellen läßt. Aber für die Achtung der Wissenschaft als eines Selbstzwecks ist ihnen aller Sinn erstorben. Andere verlieren sich in „Blend- und Zauberwerken" und meinen, gerade in unseren Tagen, diese an die Stelle der Wissenschaft setzen zu können. Kurz, man ist nicht nur versucht, sondern geradezu genötigt, unsere Zeit daran zu erinnern, daß es gerade Mephistopheles ist, der da sagt:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt." —

Und was wagt man heute als Kunst zu bieten, oder vielmehr: mit was wagt man heute die Kunst zu verdrängen! Die Bühne, die Schiller einst als „moralische Anstalt" betrachtet hat, verliert fast ebensoviel an Boden, als leider das Kino gewinnt. Und zahllose Menschen haben an der Kunst nur soweit Interesse, als sie sich zum Objekte bloßen Händler- und Unternehmertums machen läßt. Diese Not wenden heißt Wahrheit und Schönheit um ihrer selbst willen lieben lernen, heißt Wissenschaft und Kunst um ihrer selbst willen achten lernen. Auch das ist nach Goethe Religion. Solche Liebe, solche Achtung pflegen, ist unsere heilige, religiöse Pflicht. Üben wir sie, dann wird sie auch unser ganzes Leben heiligen, heilend und heilsam durchdringen und auch dem ursprünglich rein sittlichen Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft Kraft und Schwung geben.

Hatte doch gerade auch Schiller in der Kunst selbst eine Stütze gesehen, mit Hilfe deren der bloße Naturstaat zum eigentlichen Vernunftstaat übergeführt werden kann. Alles vernünftige, sinnvolle Staatsleben aber dreht sich um das Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft. Und heute ist unser Staatsleben vor allem darum aus allen Fugen gekommen, weil wiederum dieses Verhältnis keine bestimmende Macht über es gewonnen hat. Daß der Staat selber eine sittliche Aufgabe habe, das scheint unsere Zeit auch nicht einmal zu ahnen. Aber diese Erkenntnis hatte einst unser Volk schon einmal aus tiefster Not befreit. Staatsmänner, die, wie Stein und seine Mitarbeiter, selber philosophische Köpfe waren, hatten, geschult und befruchtet durch die Philosophie des deutschen Idealismus, besonders durch Kant und Fichte, diese sittliche Aufgabe des Staates erkannt und auf Grund dieser Erkenntnis unser Volk aus der Erniedrigung zur Erhebung emporgeführt. Diese sittliche Aufgabe des Staates aber hatte die Philosophie des deutschen Idealismus begriffen gerade in der Regelung des persönlichen Lebens zum und im Ge-

meinschaftsleben. Damit war auch dem Rechte über seine zeitliche Bedingtheit und geschichtliche Wandelbarkeit hinaus ein überzeitlicher Sinn und eine unwandelbare Ewigkeitsbedeutung aufgedeckt. Es war erkannt als ein Recht auf Pflichterfüllung, genauer als ein Recht auf Freisein zur Pflichterfüllung der Persönlichkeit innerhalb der Gemeinschaft. Und die Rechtsgesetze, sofern sie zugleich Zwangsgesetze sind, sind doch nicht ein Widerspruch gegen die Freiheit. Im Gegenteil, sie stehen im Dienste der Freiheit, insofern sie nicht gegen die Freiheit, sondern gegen die Willkür einen Zwang aufrichten. Sie hindern die Willkür, weil und insofern diese gerade ein Hindernis der Freiheit ist. Darum kann Kant den Rechtszwang geradezu bestimmen als das „Hindernis eines Hindernisses der Freiheit". Die Freiheit der Persönlichkeit zur Pflichterfüllung innerhalb der Gemeinschaft aber ist in ihrem ganzen Umfange das Freisein zu kulturschöpferischem Leisten und Wirken. Die rechtliche Regelung staatlichen Lebens wird damit über allen leeren und starren Formalismus hinausgerückt und schöpft ihren Inhalt aus der Fülle des Kulturlebens selber.

Wenn damit aber dem Staat mehr als eine bloß formale Bedeutung, wenn ihm ein inhaltlicher Wertsinn zuerkannt wird, so ist damit auch schon gesagt, daß er diesen Inhalt nur gewinnen kann aus dem Geistesleben des Volkes, der Nation. Der Nation gegenüber ist der Staat gewiß bloß Form, aber er bleibt nie bloße Form, weil er ohne nationalen Inhalt auch nicht einmal bloß Form sein könnte. Sein eigentlicher Sinn ist es, Gefäß zu sein für den Inhalt nationalen Lebens. Ohne dieses ist er nicht einmal Form, sondern Unform, Unordnung, ohne Kraft und Leben. Geradezu gespenstisch muß sich vor jedem, der das erkennt, die geistige Not unserer Zeit angesichts dieses Sachverhaltes emporrecken. Im Leben der Nation gewinnt ja das Gemeinschaftsleben seine konkrete und inhaltsreichste Gestalt. Denn die Nation ist Volksgemeinschaft, Volksgemeinschaft im doppelten Sinne: Sie ist entsprechend der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Nation" (vom lateinischen nasci, natura) Naturgemeinschaft, und sie ist Kulturgemeinschaft, Gemeinsamkeit der Geschicke und Geschichte des Kulturlebens. Im Gegensatze zu solcher Gemeinschaft zeigt aber in unserer Zeit das deutsche Leben unselige Zerrissenheit und unsägliche Zerspaltenheit. Und weil dem Staatsganzen die Ganzheit des Volkes fehlt, eben darum ist das Ganze des Staates kein Ganzes im strengen und guten Sinne, keine kraftvolle Einheit und Ebenmäßigkeit. Hier vor allem gilt es, die geistige Not zu wandeln, den Gedanken der Gemeinschaft zu Tat und Werk zu machen. Wir müssen wieder ergreifen lernen die natürliche Einheit unseres Volkstums, verstehen, was sie für dessen kultürliche Einheit und diese für die Geschichte der ganzen modernen Kulturmenschheit bedeutet. An ihren großen geschichtlichen Gestalten von der religiösen Reformation an bis in die Gebiete des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens, der deutschen Musik, Dichtung, Malerei, der Philosophie, Naturforschung, Mathematik und Geschichtsforschung haben wir mit Ehrfurcht einen Ewigkeitsgehalt zu erkennen, der von unersetzlichem Werte für die Kultur der Menschheit ist. Und aus diesen Leistungen der Geschichte haben wir Kraft zu gewinnen zu eigener neuer Leistung für die Zukunft. Wir müssen mit Fichte unser Volk und unser Vaterland wiederum als eine „Hülle der Ewigkeit" verstehen lernen, als „Träger dieser

Ewigkeit" begreifen lernen. Nur so gewinnen wir unsere innere Einheit wieder. Und nur in solcher Einheit haben wir auch eine Bedeutung in der Kulturgemeinschaft der Menschheit und im Leben der Völker. Dann allein überwinden wir auch unsere geistige Not. Unser auf das Äußere gerichtetes Leben hatte uns mit uns selbst entfremdet. Es wäre darum auch nie imstande gewesen, uns auf uns selbst zurückzuführen. Aus unserem Elend und unserer Not aber kann uns die Kraft erwachsen, uns selber wiederzufinden. Möge das ihr innerer Sinn und ihre tiefere Bedeutung sein. Dann wäre die Not selbst eine Notwendigkeit.

* * *

Die in dem vorstehenden Aufsatze entwickelten Gedanken sollten hier nur kurz und programmatisch dargelegt werden. Leser, die sich für deren eingehendere Begründung und Fortführung interessieren sollten, möchte ich auf meine kleinen Schriften: „Vom Begriff der Nation", „Fichte und der deutsche Gedanke" und „Fichte und unsere Zeit", sowie auf meine Zeitschriftenabhandlungen: „Persönlichkeit und Gemeinschaft" (in den „Beiträgen zur Philosophie des deutschen Idealismus" 1921) und „Von der Sendung des deutschen Geistes" (in „Deutschlands Erneuerung" 1922) verweisen.



Schönheit ist in mir …

Von Werner Matthey

**Schönheit ist in mir. Im Herzen tief
Liegt sie und schlummert verborgen,
Wenn auch das Leben oft mir rief:
Draußen such' sie am Morgen!**

**Ich sah die Blumen am Wege stehn,
Ich wollte pflücken ihr Glockengetön;
Da hießen sie leise mich weitergehn:
„Durch deinen Blick nur sind wir so schön!"**

**Ich sah die weißen Wolken ziehn
Und wollte bei ihnen Schönheit finden;
Sie tönten leise Melodien:
„Uns kannst du nicht ergründen!"**

**Ich sah ein Mädchen seltsam fein
Mit Augen wie Märchen und Mythen;
Ich fragte: woher die Augen dein?
Sie sagte: durch dich sie erblühten.**



Overbeck

Novelle von Julius Havemann

Man schrieb das Jahr 1800. Früh schon kroch die Herbstdämmerung aus den dunklen Kirchennischen und Kellerverstecken in die Straßen. Ein feuchter Wind flackerte durch die Rathausarkaden der freien Reichsstadt Lübeck, unter denen die Goldschmiede ihre Stände soeben geschlossen hatten. Eine Senatssitzung war zu Ende. Durch das Portal gegen die Hüxstraße herüber kamen einige Herren und verabschiedeten hier zwei aus ihrer Mitte, die nun die enge, abschüssige Straße hinunter ihren Weg fortsetzten. Es waren dieses der erst vor wenigen Wochen in den Senat eingeführte Christian Adolf Overbeck und ein älterer Kollege, der ihm im Hinblick auf eine soeben erledigte Vorlage angelegentlich einige Vorkommnisse aus seiner Praxis erzählte. Overbeck war ganz bescheidenes Aufmerken und kluges Sichaneignen. Er schien dem Älteren aufrichtig dankbar für diese Wegbeleuchtung zu sein.

An der Ecke der Königstraße empfahl sich dieser mit großen Armbewegungen und erheblichem Abschiedslärm. Es hörte ihn hier freilich auch niemand außer dem jüngeren Freunde. Kaum ein paar schüchterne kleine Leute kreuzten die Straßen. Mit segelnden Rockschößen schob der weißhaarige Herr nach links hinweg. Overbeck wandte sich nach rechts und hatte gleich darauf über das holprige und kuhlige Pflaster des Bürgersteigs, der aus etwas kleineren Flintsteinen zusammengestampft war als der Fahrdamm, sein Wohnhaus erreicht.

Am Flurzimmer mit dem Guckfenster vorbei überschritt er die schon schummerige, mit breiten Fliesen gepflasterte Diele und stieg die Treppe zum ersten Stock hinauf. Heimlich knarrten die unteren Stufen.

Während er sich seines schwarzen Senatorenmantels und des Hutes oben auf dem dunklen Vorplatz entledigte, horchte er einen Augenblick zur Seite hinüber, von woher das Singen heller junger Stimmen erklang. Er schmunzelte und nickte: Sie wittern Weihnacht!

Gleich darauf betrat er, die Hände umeinander reibend, sein Arbeitszimmer, das nach dem Hintergärtchen hinaus lag.

Drinnen war der Ofen schon geheizt und strömte behagliche Wärme und gelbliche Flackerlichter über die Dielen. Die Glasplatten über den Silhouetten und Stichen an der Wand blinkten matt.

Einige Gänge machte er durchs Zimmer, die Hände auf dem Rücken, den Kopf ein wenig vorgehängt und lächelnd. Er sann — vielleicht schlürfte er auch nur die Stimmung. Jedenfalls gönnte er sich ein Weilchen Muße.

Ja ja — Senator der freien Reichs- und Hansestadt, das war man nun auch. Es war schon gut und recht so. Man hatte nicht eben inbrünstig danach gestrebt; aber es ging alles seinen richtigen Gang. Er war ja nun auch ein Fünfundvierziger. Freilich, der Vater war aus dem Lüneburgischen zugezogen; aber man selbst war hier geboren, hatte seine gesellschaftlichen Beziehungen zu den Familien geknüpft, hatte die Rechte studiert, hatte seine vielseitigen Interessen, war fleißig in Ämtern

und Ehrenämtern tätig gewesen. Man war vertraut wie einer mit Wohl und Wehe dieses Gemeinwesens. Großer Gott! warum nicht? — War man auch nicht ehrgeizig und kein Streber, so wirkte man doch freudig zum Wohle der lieben Stadt. Und man gönnte auch seiner Familie die Achtung und das Ansehen, wie es anerkannte Tüchtigkeit und Erfolg ihres Oberhauptes allein geben können.

Allerdings — allerdings — bei dem nicht eben glänzenden Gehalt würde man sich auch allerlei Einschränkungen auferlegen müssen! — Das war denn nicht anders — — —

Overbeck stand leicht vorgebeugt in seinem langen blauen Rock am Fenster, die hohe weiße Krawatte bis unter das Kinn geknüpft. Die Vatermörder legten sich weich an die bartlosen Wangen heraus. Das Jabot quoll blütenweiß durch die gelbdamastene Ratsweste. Er lächelte — lächelte über alle Warums. Dazu blickte er jetzt wie in Verwunderung in das Gärtchen hinunter, in dem die Gegenstände schon in den Linien verschwammen. Die weiße Bank leuchtete noch. Welkes Laub lag darauf verstreut. Die Beete und kurzen Wege waren bedeckt mit großen gelben Kastanienblättern. Einige von ihnen lagen mit nach oben gekehrten Stielen auf den breiten Stufen, die von dem kleinen Hinterhof zum Garten hinaufführten. Der breitkronige, nun schon halb entblätterte Kastanienbaum überwölbte diesen fast zur Hälfte. An ihm vorbei sah man über eine niedere Mauer nach einem kahlen Höflein, über das die Giebelhäuser und Hausflügel der Breiten Straße mit ihren Mansarden und Schornsteinen hoch und winklig emporwuchsen. In einem glühten schon warme Lichteraugen.

Ganz weihnachtlich! Wahrhaftig! diese frühen Dämmerungen im ausgehenden Oktober hatten etwas durchaus Weihnachtliches.

„Morgen, Kinder, wird's was geben!"

Er hatte es ja eben erst hinter der Tür vom Vorplatz aus singen hören. Sein Lied. Hans und Fritz und natürlich die Mädchen empfanden sie auch, die frühe Weihnachtsstimmung. Denn die waren es gewesen. Christian, der würdige sechzehnjährige Gymnasiast, sang freilich jetzt wohl nicht mehr mit — — —

Nu, nu! Weihnacht! — — —

Overbeck trat schmunzelnd an den Schreibtisch und entzündete bedächtig die blechbeschirmte Öllampe. Dabei fiel sein Blick auf einen Brief, der da noch lag.

Ach ja so!

Nun hatte er es wieder. Das war es gewesen, was während des ganzen Nachmittags wie ein langer Schatten über seiner Seele gelegen hatte. Selbst während der geschäftlichen Beratungen in der Senatssitzung. Ganz im Hintergrund natürlich — aber es hatte ihn unruhig, fast empfindlich gemacht. Obgleich er sich nicht die Zeit genommen hatte, sich zu besinnen, was ihm dieses Unbehagen verursachte. Als er dann eben die dämmrige Diele seines Hauses betreten hatte, waren die Schatten auseinandergeflossen, verdunstet — aufgesogen — Seltsam! — von der weihnachtlichen Dämmerung.

Jetzt legten sie sich zum andernmal über seine Seele. Aus der Nähe, dunkel und kurz. Unheimlich gewiß nicht — aber so rücksichtslos, daß er fast ärgerlich wurde.

Von Voß war der Brief — vom Hofrat Johann Heinrich Voß in Eutin — von

dem alten Göttinger Universitätsfreund — dem wackern Rektor — dem ausgezeichneten — dem berühmten — ja, dem einzigen Dichter der „Luise“ — dem großen Übersetzer der „Odyssee“.

„Fritz Stolberg nun wirklich katholisch!“ — das war eigentlich alles, was darin stand — was da mit einem Aufwand von Empörung und Fassungslosigkeit berichtet wurde, als handle es sich wirklich um eine welterschütternde Begebenheit. Stolberg, der Vossens Söhnlein Friedrich Leopold den Namen gegeben, den er seit langem beargwöhnt hatte, sei seit Pfingsten ein Abtrünniger — und nun auch fort von Eutin. Für ihn sei der Mann erledigt, schrieb Voß. Die alte Freundschaft gelte ihm keine Prise Toback mehr.

Warum sollte denn Stolberg nicht zu der Kirche übertreten, die seiner Meinung nach seinem religiösen Empfinden besser entsprach als das Luthertum? Was ging das Voß an? — Hätte jener Vossens Erlaubnis erbitten sollen? Und wenn es dem Freunde naheging, es blieb Stolbergs Sache.

Aber Overbeck kannte den langjährigen Freund da oben im lieblichen Städtchen. Er kannte diese harte, knorrige, einseitige und für Vernunftgründe unzugängliche Niedersachsennatur.

„Du wirst über alles wie ich denken“, hatte Voß hinzugefügt. Und das bedeutete weniger eine Zuversicht, die des Freundes sicher ist, als eine schroffe Weisung — einen Befehl. Gegen den lehnte sich etwas in Overbeck auf. Er wußte sich mit seinem weichen Gemüt, seiner immer vornehmen und sanften Art gern in Frieden und Harmonie mit seinen Freunden. Er war immer geneigt, da, wo es sich um Unwesentliches handelte, nachzugeben und Sachen, die ihn nichts angingen, auf sich beruhen zu lassen — auch da, wo er nicht überzeugt worden war. Aber er durfte dieselbe Duldsamkeit für sich erwarten. Diese Art, die Voß schon öfter ihm gegenüber angewendet hatte, überall seinen innersten Menschen und seine heiligsten Rechte in Mitleidenschaft zu ziehen, indem er eine Kundgebung gegen Geschehnisse von ihm verlangte, über die er sich keine Meinung anmaßen konnte und wollte, empörte ihn. Was er für sich selbst in Anspruch genommen haben würde, gestand er auch anderen unbedingt zu: die Freiheit, zu denken, zu entscheiden, zu bekennen und zu leben, wie es ihnen nach dem Herzen war. Zumal in religiösen Fragen. Da war jeder nur seinem Gott verantwortlich.

Diese Unduldsamkeit und Rechthaberei des gelehrten Freundes war es, die den Schatten über Overbecks Gemüt geworfen hatte.

Die Haltung des Senators war, während er die Sachlage überdachte, immer aufrechter und steifer geworden. Seine Mienen verrieten ernsten Unwillen und entschiedene Ablehnung. Nur in den hellen Augen, die gegen den Lichtkegel starrten, der dem oberen Ausschnitt der Lampenkuppel entströmte, lagen stille Trauer und etwas wie stummer Vorwurf.

„Du wirst wie ich denken. Ich werde übrigens in diesen Tagen über Lübeck nach Wandsbeck reisen. Wir sprechen noch darüber.“ Auch die Schlußworte deutete sich Overbeck in dem entsprechenden Sinn, und sie verletzten ihn nicht weniger. Voß würde kommen, um sich zu überzeugen, und glaubte, diese Mitteilung werde den Freund vermögen, denken zu lernen wie er.

„Nein! nein! nein! mein lieber Voß! Da täuschest du dich doch in mir", dachte er. „Tyrannisieren lassen wir uns nicht — selbst von dir nicht."

Aber der Gedanke an die Pflicht, sich diesmal dem Freunde nicht gutmütig zu unterwerfen, vielmehr die Anmaßung zurückweisen zu müssen, quälte trotz allem den ehrenwerten und gütigen Mann, den einfachen und verehrenden Dichter.

Er nahm an seinem Sekretär Platz, schob den kränkenden Brief wie etwas, das sich widrig anfaßt, beiseite, legte andere Papiere darüber und nahm einige geschäftliche Sachen vor.

Aber es wollte ihm nicht gleich gelingen, sich für diese Dinge zu interessieren. Er hatte eigentlich die Absicht gehabt, in dieser Mußestunde nach der Senatssitzung ein Lied niederzuschreiben, das ihm im Kopfe umging; doch damit war es nun natürlich nichts. Die Stimmung fehlte. Vielleicht würde er recht tun — schon um keinen zu heftigen Groll gegen Voß hochkommen zu lassen — sich einmal wieder in einen Gesang der „Odyssee" zu vertiefen. Oder — auch das konnte versöhnend wirken — er könnte einige Lieder des Horaz übersetzen — — —

Aber nein — auch das alles erforderte eine heitere Seele — eine, die sich freudig den Schönheiten des Lebens erschloß. Und die konnte man sich nicht heranzwingen.

Klappend legte er auch diese Bändchen von rechts nach links zu dem Brief hinüber, stützte den Kopf und ächzte leise. Man sollte wohl seinen Freunden keine solche Gewalt über sich gönnen! Aber was half's?

Man vergrub sich immer noch am leichtesten in eine Berichterstattung an die gemeinnützige Gesellschaft über — — —? Nun, über was? — Über das Resultat einer Umfrage bei der Ärzteschaft betreffs der von Kandidat Brandes gerügten gesundheitsgefährlichen Unsitte, die Toten in der Stadt, vorzüglich in den Kirchen zu begraben? — Ja — der Senator lächelte fein — das war so eine Sache. Man maßte sich nichts an — man gab den Sachverständigen das Wort und zog das eigene Urteil aus den Erkenntnissen anderer heraus durch logische Schlüsse. — Großer Gott! man war zufrieden, wenn man verstand und einen Rat geben konnte. Nur nicht über etwas aburteilen, das man nicht durchschaute! — Wägen, wo etwas von Gewicht gegeben war! Andere hatten zu entscheiden. Was war *ein* Mensch im allgemeinen Leben?

Overbeck kam ins Arbeiten. Er las — verglich — legte bedächtig weg — notierte. Und bald war er so fleißig im Zuge, daß er in der Tat darüber vergaß, was ihn so lange beunruhigt hatte.

*

Es pochte leise an die Tür.

Mechanisch rief er sein „Herein!" und schrieb weiter. Er sah sich auch nicht um, als die hohe weiße Flügeltür sich öffnete und ein junges, etwa zehnjähriges Mädchen den Kopf hereinschob.

„Papa — darf ich?"

„Ja?" sagte er fragend in die Blätter hinein.

Es huschte hell und zierlich auf fast lautlosen Schuhchen, die keine Hacken zu haben schienen, durch den Raum, und Overbeck hörte, wie zu seiner Linken die Fenstervorhänge geschlossen wurden.

Jaso! Das hatte er ganz vergessen gehabt.

„Wir wollen zu Abend essen, Papo!“ sagte die kleine Tochter.

„Ist es schon so weit?“ — Er sah verwundert nach der zierlichen Stutzuhr hinauf. — „Wahrhaftig! — Ich komme sofort, Kind!“

Aber die Kleine ging noch nicht. Auf den Zehen schlich sie bis dicht hinter seinen Sessel, legte die Händchen auf seine Schulter und reckte die feine Nase. Und als er jetzt fragend herumsah, blinkten ihre Augen mutwillig auf, und sie schob die nackten Arme, an deren einem ein schwarzes Samtband mit aufgeheftetem Medaillonbild das Handgelenk schmückte, mit einiger Inbrunst um seinen Nacken, bis ihre weiche Kinderwange seine Schläfe berührte.

„Na, Lottchen? Was hast du?“

„Papa!“ bettelte die kleine Schmeichelkatze im Schmolltone. „Thilde Rösing wollte doch das Gedicht von Fritzchens Hut morgen bei Meders sprechen. Hast du es ihr wohl aufgeschrieben?“

„Thilde Rösing? — Gedicht von Fritzchens Hut? — Ja, ja!“ — Der Senator zog eine Schieblade auf. — „Ja, das soll sie haben, die kleine schwarze Thilde. — Nein, aufgeschrieben? — Aufgeschrieben habe ich es allerdings noch nicht. — Dazu, Lottchen, hatte ich noch keine Zeit.“

„Papa — wirst du es ihr noch aufschreiben?“ klagte die Kleine verzagt.

„Ja, das will ich noch tun. Bis nachher hat es wohl Zeit.“

„Ach ja, Papa!“ rief Lottchen schnell beruhigt. „Bis morgen auch. Thilde liest es mal über — und dann weiß sie es.“

Er erhob sich. „So so! So leicht lernt deine Thilde?“

Sie kuschelte sich an seinen Arm und erzählte ihm eifrig etwas von einer kleinen Katze bei einer Nachbarin, die in einen Milchtopf hineingefallen sei. Und währenddem gingen beide in das geräumige Eßzimmer mit den blanken Mahagonimöbeln hinüber, wo die schönen weißen Kerzen auf Armleuchtern brannten.

Dort waltete ihres Amtes als Hausfrau und Mutter Frau Elisabeth, zart und blond und schon ein wenig welk. Um sie versammelt waren ihre erwachsene Tochter aus erster Ehe, Gretchen Kretzschmer, die drei Söhne Christian, Hans und Fritz und ihre vierzehnjährige sanfte und zierliche Tochter Betty, das Madönnchen, wie ihre Freundinnen sie seit einer Darstellung der Flucht nach Ägypten zur Weihnachtszeit nannten. Dieser gesellte sich nun die jüngere Schwester mit fröhlichem Geflüster zu.

Sobald die Magd, die sich noch zu schaffen gemacht hatte, hinaus war, erkundigte sich Overbeck nach diesem und jenem aus der näheren Familie, das für die Frau gerade von Interesse war, streifte einige Stadtneuigkeiten und gab gutmütig Auskunft auf Fragen über verschiedene städtische Angelegenheiten, die auch die Frauen zu besprechen pflegten und worüber Frau Elisabeth als Gattin eines Senators daher gern oberflächlich unterrichtet war.

Die Kinder aßen gesetzt und schweigend, horchten zum Teil hinüber, wandten sich aber dann doch ihren eigenen heimlichen kleinen Späßen zu, indem die jüngeren Brüder durch irgendein nur ihnen in seinem besonderen Sinn vertrautes Wort oder ein besonders abgetöntes Geräusper in der jüngsten Schwester einen kleinen

kläglichen Schmollteufel aufstachelten und sie reizten, leise Einspruch zu erheben, was die Herrlein ungemein vergnügt zu machen schien.

Währenddem erzählte der Vater von Vossens bevorstehendem Besuch.

„Wenn unser Freund nur etwas duldsamer — etwas weniger eigensinnig sein wollte“, sagte er verzagt und erging sich des Näheren über den Fall Stolberg.

Frau Elisabeth hatte selten eigene Ansichten, oder sie äußerte sie doch nicht. Sie war immer ängstlich darauf bedacht, die ihres Mannes rechtzeitig zu erkennen und dann diese mit vielem Nachdruck mitzuvertreten. Auch jetzt wiegte sie bedenklich den Kopf über die „anmaßenden Äußerungen“ des Herrn Rektors. Das habe sie wirklich nicht von dem großen Dichter gedacht, daß er solch ein Tyrann werde sein können.

„Oh, ich wohl“, klagte der Senator. „Es ist das ganz seine Art.“

Aber, meinte er gleich darauf, es sei trotzdem hübsch von dem vortrefflichen Mann, daß er sich einmal wieder bei ihnen sehen lassen wolle. Er werde schon Sorge tragen, daß die leidige Geschichte nicht zu ausschließlich zur Sprache käme. Dem stimmte nun Frau Elisabeth mit vielem Lob auf Vossens sonstige große Vorzüge und seine nun doch schon so viele Jahre bewährten freundschaftlichen Gesinnungen zu.

Der Senator konnte sich jedenfalls darauf verlassen, daß seine Angehörigen ihm behilflich sein würden, Voß von peinlichen Erörterungen abzuziehen, ohne dem Gast die ihm gebührende Verehrung zu versagen.

Plötzlich sagte Overbeck, ohne weiter auf die Worte seiner Frau einzugehen: „Fritz, willst du nicht einmal galant gegen deine kleine Schwester sein?“

Alle blickten verdutzt nach den beiden Jüngsten, die da einträchtig nebeneinander an der Schmalseite des Tisches saßen. Lottchen bemühte sich, ihr Samtarmband am Handgelenk zu öffnen. Es wollte ihr das aber mit einer Hand nicht glücken, denn die Häkchen hafteten sehr fest in ihren Ösen.

Fritz starrte fassungslos den Vater, dann seine kleine Nachbarin an. Die drehte ihm gespannt und belustigt das Gesicht zu, zog aber, da er verlegen zu sein schien, den Arm noch weiter von ihm weg vor ihre Brust.

Im nächsten Augenblick fuhr sie gegen den Vater hinum: „Ach, Papa! Fritz weiß doch gar nicht, was galant ist!“ Dann zog sie die Schultern in diebischem Vergnügen hoch und zwinkerte wieder aus blanken Augen nach Fritz.

Der grollte unsicher: „Doch! Gib her!“

Lottchen hielt ihm die Hand interessiert hin, und er löste die Häkchen errötend und ein wenig grimmig, aber mit Lottchens Hilfe recht brav.

Stiefschwester Gretchen lachte von drüben herüber mit den Augen, sagte aber dann sehr ruhig: „Siehst du wohl, Lottchen? Er hat sich schon ein Beispiel am Fritzchen in Vaters Liedern genommen.“ Auch der älteste Bruder brummte komisch wohlwollend, und das Madönnchen hob im Ruck, als geschäh's in Ironie, das Näschen und legte dabei den zierlichen Kopf auf die Seite.

Der Vater aber nickte ernst: „Laßt ihn nur! Er muß alles lernen.“

Overbeck hatte gleich nach seinen Universitätsjahren eine Erziehungsanstalt in Bremen übernehmen wollen, es dann aber doch vorgezogen, in der Vaterstadt Jurist zu werden. Doch er erzog noch immer gern ein wenig nach der Regel.

Während auch Hans, der zweitjüngste Bruder, die kleine Lotte, die galant behandelt werden wollte, nicht ohne Belustigtsein daraufhin abmusterte, fragte die Mutter: „Warum willst du denn aber dein Armband mit einemmal abnehmen?“

Und fröhlich erklärte die Kleine: „Ich will es bloß etwas weiter machen“ — sie besorgte die Sache schon — „ich hab' so viel gegessen.“

Da gab es denn einen kleinen Aufstand mit Lachen und guten Ratschlägen. Lottchen schmollte und schob sich zum Vater hin, bei ihm unterzuhaken.

Ein fröhliches Geplänkel hatte sich im Nu unter den Geschwistern entwickelt. Der Vater warf einen Scherz darein, der freudigsten Anklang fand und immer neue nach sich zog. Man schien sich des Gefühls der Zusammengehörigkeit wieder einmal mit Lust zu versichern.

Zufrieden genoß der Senator dieses muntere Durcheinander der vertrauten jungen Stimmen. Noch mehr als einmal gab er ein Wort dazu, und er fühlte, wie sich um sein Herz immer wärmer und wärmer ein weicher Dunst legte, der das Ferne überschleierte und über die dunklen Abgründe einsamen Menschenseins in anmutig sich kräuselnden Wellen hinspielte.

Hier war man stark. Hier war Ruhe und Glück. Hier überhob einen die Liebe allen Wägens und Richtens. Die Zauber der Dämmerung und der engeren Heimlichkeit, wenn die Tage kurz werden, hielten seine Seele umsponnen wie mit einem Ahnen von Tannenduft und Weihnachtslichterglanz. (Fortsetzung folgt.)



Vor dem Werk

Von Carl Diesel

**Ich lebe jetzt in einer tiefen Stille,
Ganz ohne Tat, nur unbewegter Wille.**

**Mich brennt die Scham ob meinem matten Sein,
Mein Herz ist stumpf, mein Wollen schwer wie Stein**

**Und stier wie Fels, — und sinnlos-dumpf wie Masse;
Ich peitsche mich mit meinem eignen Hasse,**

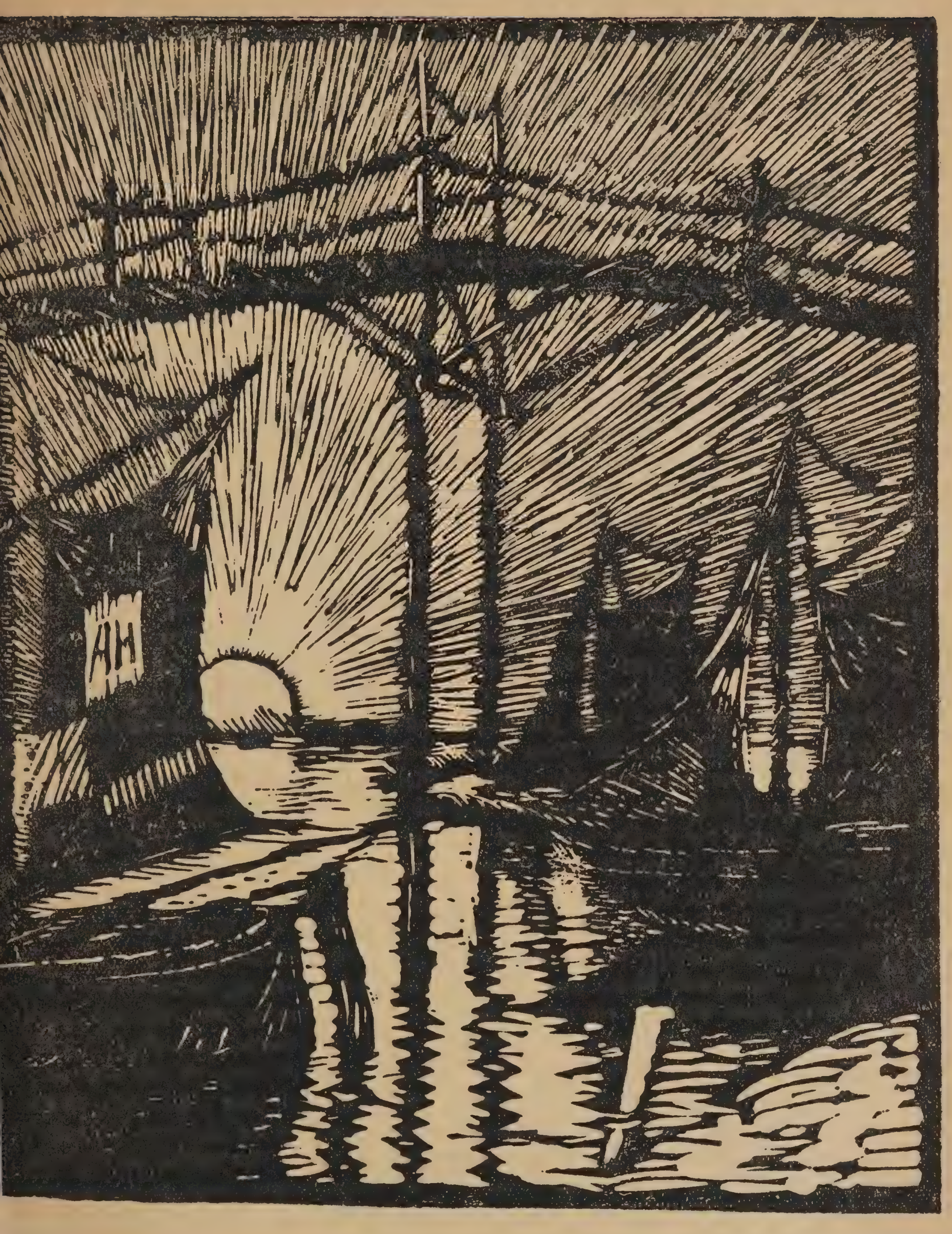
**Ich martre mich in Wüsten-Einsamkeit
Und zittre angstgebannt. Es flieht und rast die Zeit.**

**Ich steh', zerlastet von der Unkraft Qual,
Und hab' doch Knospen tausendfach zur Wahl,**

**Die ich nur sehnend zu umfassen brauche,
Und sie erblühn wie unter Gottes Hauche.**

**Gott! Gott! Du bist's! Nur du mußt in mir sprechen,
Dann donnern Stürme, und die Lasten brechen!**





nenaufgang A. Haupt

Unveröffentlichte Freundſchaftsbriefe der Fürſtin Johanna von Bismarck

Mitgeteilt von Sophie Charlotte von Sell

„Die Liebe war ihr Leben.“ Mit dieſem Wort kennzeichnete der Prediger, der ihr die Leichenrede hielt, die Gattin des großen Deutſchen: Johanna von Bismarck. Und ihre Jugendfreundin Marie von Blanckenburg ſagte von ihr, daß ihr „eine warme, tiefe, ſtarke unentweihte Kraft der Liebe“ eigne. Dieſe Liebeskraft blieb ihr bis zum Tode und wurde nicht ſchwächer dadurch, daß ſie außer ihren nächſten Angehörigen einen großen Kreis von Freunden umfaßte.

Zu Frau von Bismarcks liebſten Freundinnen gehörte die Gräfin Marie zu Stolberg, geborene Prinzeß Reuß. Wie Johanna es gern tat mit Menſchen, die ſie liebte, hatte ſie dieſer Freundin einen beſonderen Namen gegeben — Rosa unica — und ſo nennt auch Bismarck gelegentlich die Gräfin in Briefen an ſeine Frau. Die beiden Damen lernten einander wahrſcheinlich in den Wintern 1848/49 kennen. In dieſen beiden Jahren verbrachten Bismarcks, die damals noch in Schönhauſen wohnten, während der Landtagstagungen längere Zeit in Berlin. Gräfin Stolberg wurde Patin des älteſten Bismarckſchen Sohnes. Sie war nach den Erzählungen derer, die ſie noch als jüngere Frau kannten, eine überaus anmutige Erſcheinung, voll bezaubernder Liebenswürdigkeit im Verkehr. Mit Frau von Bismarck fand ſie ſich neben anderen gemeinſamen Intereſſen in tiefer Herzensfrömmigkeit und in der Liebe zur Muſik. Gräfin Marie ſang mit nicht großer, aber angenehmer Stimme, und Frau Johanna ſpielte bekanntlich Klavier. Bismarck kannte das Paar jedenfalls ſchon länger. Gleiche Geſinnung in politiſchen Fragen und warme perſönliche Sympathie verband ihn mit dem Grafen.

Im Laufe der Jahre haben die Freundinnen viele Briefe gewechſelt, über Freud' und Leid berichtend. Die der Frau von Bismarck an die Gräfin ſind großenteils erhalten, und ich bin ſo glücklich, einige davon hier mitteilen zu können.

Der erſte, datiert vom Mai 1850, zeigt ſo recht, wie die Gräfin Frau Johannas Herz entflammt hatte, und zugleich deren große Beſcheidenheit:

„... Es iſt mir ſchwer geworden, ſo lange zu ſchweigen, da mein Herz ſeit unſerem letzten Abſchied eigentlich immer in der Stimmung war, Sie mit einem neuen heftigen Liebeserguß zu überfallen, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, das erſte Wort zu ſprechen, — ich wußte ja nicht, ob Sie mich lieb behalten würden, und ob ich Ihnen mit meiner Zudringlichkeit nicht läſtig würde. Ich wartete und wartete von Woche zu Woche, nahm oft die Feder in die Hand, träumte häufig lieb von Ihnen, und ließ mir einmal ſogar Ihre vollſtändige Adreſſe von Bismarck aus Erfurt ſchicken. Aber — ich fürchtete mich dennoch zu ſehr und gab's immer wieder auf, und nun? — Ach wie bedaure ich meinen dummen Zweifel, meine unnötige Zaghaftigkeit! Ich ſtehe ſo beſchämt vor Ihrem geliebten Brief und der reizenden tiefroten Decke, daß ich kaum heraus kann mit meinem Herzensdank und mir feſt vornehme, meine Liebe zu Ihnen nie wieder zurückzuhalten,

die Sie ja so glühendrot, so unwandelbar und herzlich umschließt, wie Sie es gewiß nicht ahnen können. Meine teure, geliebte Elisabeth (Sie haben mir erlaubt, Sie so zu nennen), was ist's doch für ein reiches Geschenk vom Herrn, daß Er Sie zu mir führte, und wie laut jubelt mein Herz, daß Sie mir einen Platz in dem Ihrigen gestatten, wo mir so viele verwandte Saiten entgegenklingen, daß ich ganz berauscht davon bin und Gott recht demütig dafür danke, — weil es mir so überraschend ist und mich so sanft erwärmt, wie in der süßen Zeit, als ich noch mit meiner strahlenden Marienblume [Marie von Blankenburg, geb. von Thadden] zusammenlebte. Seitdem ist niemand wieder auf meine Phantasien, Neigungen und — vielleicht kindischen Torheiten so eingegangen wie Sie, geliebte Gräfin — man hat mich albern, überspannt, exaltiert gescholten, und so ließ ich alles mit Marie ins Grab sinken, was uns oft stundenlang beschäftigt, ja ich muß sagen, ganz von der Erde fort und in eine zauberische Märchenwelt hineingezogen hat. Wie besonders lieb und wert ist mir deshalb die Decke, wie unendlich teuer sind Sie mir, die so freundlich dabei an mich gedacht! Es bedurfte keiner Fesseln mehr für mich, und wenn Gott den kleinen Nikolaus leben läßt, will ich ihm immer so viel von seiner liebsten Pate Elisabeth [sie benutzt wohl einen andern Vornamen der Gräfin] erzählen, daß seine Liebe mit jedem Jahre wächst, und er Ihnen innig ergeben bleibt sein Leben lang. Ich hätte Ihnen viel zu sagen von meinem inneren und äußeren Leben, aber wenn ich mich darin gehen lasse, so finde ich kein Ende, und will's daher kurz mit wenigen Worten zusammenfassen, daß es uns jetzt nach mancherlei Leiden und Sorgen sehr wohl geht. Die Kinder gedeihen prächtig an Seele und Leib, ich habe meine lieben Eltern und einige Freundinnen hier, erwarte zum Pfingstfest noch mehrere Kusinen und Tanten aus dem lieben Heimatland, und mein Herz strömt über in fortwährendem Dank gegen den Herrn, der mir so viele Freuden gibt. Bismarck ist glücklich von der Landwehrübung freigeworden, welches Ungewitter seit einigen Wochen gleich Damokles' Schwert über meinem Haupte stand, — und die Wiederholung des Reichstags in Erfurt ist ungewiß, und die Kammer ängstigt mich fürs erste noch nicht. Aber wenn mich alle meine Lieben verlassen haben werden (anfangs Juni), dann wird die Einsamkeit mit ihrer ganzen Traurigkeit gewiß über mich hereinbrechen, und wie ein heller Lichtpunkt in öder Finsternis ist mir die mögliche Aussicht, daß Sie uns auf der Durchreise nach Nenndorf einige Tage schenken wollen. Doch ist es mir noch zu unfaßbar, zu unwahrscheinlich, so daß ich mich nicht mit ganzer Seele darauf zu freuen wage; aber wenn es geschähe, — ach, meine teure Gräfin, wie selig würde ich sein! —"

Diesem schriftlichen Herzenserguß seiner Frau setzte Bismarck selber noch die folgenden Zeilen hinzu:

„Der leere Raum des Umschlags verführt mich, einige meiner ungeschickten Buchstaben darauf zu malen, nur eben genug, um Durchlaucht meiner ehrerbietigsten Anhänglichkeit zu versichern und meine Bitten mit denen meiner Frau zu vereinigen, daß Sie das Luftschloß, welches Sie uns mit der Hoffnung auf Ihren Besuch zeigen, zu einer Wirklichkeit werden lassen" ...

Aus dem Besuch der Gräfin wurde damals nichts, und Frau von Bismarck schrieb ihr aus Kröchlendorf, wo sie bei ihrer Schwägerin, Frau von Arnim, zum Besuch weilte:

„... Es mag gut sein, daß Sie nicht mehr von mir kennenlernen, als einzelne ganz schwache Lichtblicke, die nur Ihr warmer Händedruck und Ihr seelenvoller Blick hervorrief, geliebte Elisabeth! Es würde Ihnen bald nicht wohl zumute sein, neben meinem herbstlichen Herzen, und Sie würden sich gründlich erkältet von mir wenden, wie so viele andere schon. Ich bin nur genießbar für einige Stunden, nachher ist's aus, und man sticht sich unaufhörlich an Dornen, Disteln und Stoppeln ...

Soll ich Ihnen nun von uns erzählen, d. h. speziell von Bismarck und den Kindern, so möchte ich nur sagen: O, daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund, um dem Herrn ohne Unterlaß zu danken für den vielen Segen, mit dem Er uns täglich, stündlich umgibt. Bismarck und ich haben uns wieder so herrlich zusammen eingelebt, daß mir eine Trennung fast unmöglich scheint, und doch wird sie in einigen Monaten stattfinden, Gott weiß, vielleicht auf lange Zeit, — wenn die Kammerstunde schlägt, die ihn nach Berlin ruft ..."

„Gott weiß am besten," — schreibt sie am 10. 3. 1851 aus Reinfeld — „daß ich nur in solcher tiefen Stille leben darf, wenn ich an Leib und Seele gedeihen soll; und damit tröste ich mich stets, wenn die Traurigkeit über die lange Trennung von Bismarck mich überfallen will. Seine Ideen mit dem einsamen Gebirgstal sind ganz romantisch, aber für ihn im höchsten Grade unausführbar, denn es paßt wohl kein Mensch weniger zu einem idyllischen Schäferleben wie er, besonders jetzt, nachdem ihm ein vielbewegtes, tätiges Leben zur Gewohnheit geworden ... Wenn ich nur die Gewißheit hätte, daß Bismarck seine schönen, reichen Kräfte nicht ganz umsonst verschwendete! — Aber bis jetzt hat noch niemand sich nach ihm gerichtet, — und alles bleibt, wie es war, leider schlecht genug! — Aber dies verstehe ich wohl nicht, und es ist besser, ich schweige darüber."

Reinfeld, 12. 4. 51.

„Von seinem Kommen ist nun gar keine Rede. Der liebe Mensch ist ganz Kammer geworden, was im allgemeinen und fürs Vaterland wohl recht schön sein mag, aber mich anfängt, etwas stark zu langweilen. Ein schauderhaftes Institut ist diese Kammer, die sich fortwährend vertagt, aber nie und nimmer an ein Ende denkt! Das scheint ihr unmöglich, und sie scheut sich davor, wie vor einer Todsünde. — Ich bin recht kindisch, meine liebe Gräfin, was werden Sie von mir denken? Verzeihen Sie diesen dummen Erguß, der sich nur mit der 15 Wochen langen Trennung von meinem verehrten Gemahl entschuldigen läßt, und mit der ewig getäuschten Hoffuung auf eine glückliche, ersehnte Vereinigung. Heute soll ja, den Zeitungen nach, eine kurze Vertagung oktroyiert werden, den 16. soll Bismarck vor Gericht erscheinen — um irgend etwas für Wagner zu bezeugen —, anfangs Mai muß er als Deichhauptmann in Schönhausen agieren — ich habe also keinen Mut, ihn um die wenigen freien Tage zwischen all diesen Geschäften zu bitten, und will lieber recht vernünftig sein — wie meine 27 Jahre es mit sich bringen — und ruhig warten, bis alles vorüber ist, und ich meinen Freund wieder ungehindert haben und lieben kann, welchem Zeitpunkt ich Mitte Mai entgegensehe — mit großer, großer Freude.

... Bitte, bitte, legen Sie keinen so hohen Maßstab an meinen Geist und Verstand, es ist nichts dahinter, wirklich gar nichts, ich möchte Ihnen einen alten Freund aus meiner schönsten Rosenzeit schicken, der mich durch und durch kennt, besser noch

wie Bismarck und wie alle Menschen — der sollte Ihnen die Augen öffnen und zeigen, wie sehr unbedeutend ich bin, und daß ich eigentlich nichts habe wie eine große Liebefähigkeit, leider nicht zu allen Menschen, wie Gott es uns befiehlt, sondern nur zu einigen auserwählten Freunden, die ich dann aber mit einer solchen Eisenfestigkeit ins Herz schließe, daß niemand auf der ganzen Welt, selbst der Tod nicht, sie mir zu entreißen vermag ...

Eben als ich diesen Brief geschlossen, erhalte ich einen kleinen Zettel von Bismarck mit der einzigen Nachricht, daß er Dienstag hier sein werde. Ich kann es noch immer nicht glauben, bis ich ihn leibhaftig vor mir sehe in seiner ganzen Länge und Größe, aber die bloße Möglichkeit ist mir schon so süß, daß ich in den sechsten Himmel der Entzückung fliegen möchte, und ich mußte Ihnen diese Freude doch zurufen, weil ich weiß, daß Sie teilnehmend meiner dabei gedenken ..."

Aus Bismarcks Briefen wissen wir, daß die Schreiben der Gräfin Stolberg seine Frau „erfreuten und stärkten". Und Johanna schüttet gern ihr Herz bei der verstehenden Freundin aus. So, als die große Veränderung — die Ernennung Bismarcks zum Bundesgesandten in Frankfurt — in ihr Leben trat. Früher hatte sie der Vertrauten einmal gestanden: „Ich danke Gott von Herzen für jeden glücklichen Erfolg, mit dem er die geheimen Ratschläge und Unternehmungen meines Freundes segnet, aber mir ist doch oft weh dabei zu Mut, wenn ich an ihn selbst und an mich denke. Am meisten freue ich mich immer, daß eigentlich niemand weiß, wie sehr er sich für unser zerrüttetes Vaterland aufopfert, wieviel Gutes er schon gewirkt im verborgenen — und mein Herzenswunsch ist stets, daß er nie einen öffentlichen Platz in der Welt einnehmen möge. Werden Sie mich schelten, wenn ich Ihnen offen gestehe, daß ich ihn zu lieb habe, und er mir zu schade ist, um von jedem kritisiert zu werden und für seine Mühen nichts als bitteren Undank zu ernten — wie das ja immer und immer geschieht ..."

Nun übertrug man ihm das öffentliche Amt, das seine Frau nicht für ihn gewünscht, und er nicht gesucht hatte. Er nahm es als Befehl Gottes: „Ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht."

Frau von Bismarck schreibt am 15. Juni 1851:

„Wenn ich zurückschaue auf meine Kindheit und Jugend, bin ich immer ganz erstaunt, wie glücklich und herrlich sie mir verflossen! Und auch jetzt geht es immer so fort, überall werde ich gehegt und gepflegt in Liebe, so daß ich oft recht durch und durch beschämt bin, wieviel ich vor anderen voraus habe ... Ach, und Frankfurt! Wie oft seufze ich diese Worte im kläglichen Mollklang aus! Was mir Bismarck bis jetzt von der Geselligkeit erzählt, erregt mein völliges Entsetzen, denn wie soll ich jemals mit den Menschen fertigwerden! — Wenn nur Bismarck nicht höher als bis zum Legationsrat steigt, dann dürfte ich mich doch gewiß zurückziehen aus all dem Trubel und nur einige Pflichtvisiten machen und nichts weiter, nicht wahr? — Ich habe ja genug Entschuldigung, wenn ich meine Kinder vorschiebe, die meiner Sorgfalt allzeit bedürfen ..."

Im Oktober langt sie endlich in Frankfurt an und erzählt von der Reise und ihren ersten Eindrücken:

„Den 20. September habe ich Reinfeld verlassen, von meinen geliebten Eltern bis Reddentin begleitet, wo ich einige Ruhetage zubrachte und dann unter Moritz

Blanckenburgs Schutz weiterpilgerte, überall noch liebe Menschen besucht und immer 1 oder 2 Tage geruht in befreundeten Häusern, Bismarcks Bruder, Bismarcks Schwester, dann in Berlin Bismarcks Vetter und meine Kusinen und Vettern und Melissa [Fräulein von Behr] in Bethanien — alle, alle habe ich noch gesehen und geliebt; der Abschied war lang ausgedehnt, ach, und so schwer war's, von all den Geliebten zu scheiden und ins kalte Meer der Gesellschaft zu steigen, wo mir so bange und angst ist, daß mir immer der Atem vergeht. Den 6. Oktober bin ich endlich nach allem Umherschweifen, Besuchen und unbegrenzten Geschäften in Berlin hier eingetroffen und wurde von Bismarck auf dem Bahnhof in Empfang genommen — nach 10wöchentlicher Trennung, das war eine große Freude, und wenn ich nur mit ihm hier leben könnte, still und traulich, so sollte gewiß kein klagendes Wort über meine Lippen kommen; aber wie wenig haben wir voneinander, fast nichts als das Bewußtsein, dieselbe Luft zu atmen! — Bismarck konnte mich wegen Übermaß von Geschäften auch nicht abholen ... Hier ist's äußerlich sehr hübsch, wir haben eine ländliche, behagliche Wohnung vor dem Tor und erfreuen uns aus allen Fenstern der herrlichsten Aussicht, haben auch schon mehrere Spazierfahrten in die nächsten hübschen Umgebungen gemacht ..."

Frankfurt, 9. März 52.

„Solange wir verheiratet sind, haben wir uns ja an fast fortwährende Trennungen gewöhnen müssen und sind nur im ersten Winter ungestört beieinander gewesen bis zum verwünschten 18. März, der ja nicht nur in Preußens Krone, sondern in alle, fast in alle preußische Familien wie ein schreckliches Gewitter einschlug, und niemand hat vielleicht seine traurigen Folgen schmerzlicher empfunden, wie gerade ich! — Kaum ist Bismarck einen Tag oder eine Woche bei mir gewesen, so stürmen die Bettelbriefe von Berlin unablässig in unser stilles Häuschen, die meinem armen Freund nicht eher Ruhe ließen, bis er wieder sein Ränzel schnürte und ihnen aus der Not half, wozu sie allein nie den Mut hatten; auch jetzt ist er noch nicht 8 Tage hier, und schon fliegen die Depeschen von Fra Diavolo [Minister von Manteuffel] mit wahrer Todesangst, daß er doch kommen möchte, lieber heute wie morgen! Hier fühl' ich, daß ich bitter werde, und breche lieber ab."

Ein anderes Mal ist sie wieder unzufrieden mit sich und klagt der Freundin: „Besonders bitte ich Gott um ein leichteres, sorgloseres Herz vis-à-vis den geliebten Kindern, die in diesem Winter oft unwohl waren, worüber ich dann gleich in solche Beunruhigung gerate, daß ich für nichts auf Erden Sinn habe, weil die Sorge um die kleinen Lieblinge mein Herz ganz einnimmt. Und ist dies nicht recht sündlich und abscheulich von mir? — Ach, das Kleben und Festhalten an dem, was ich mein eigen nenne, ist zwar im Augenblick sehr süß und köstlich — aber wenn's mal zum Sterben kommt, wie soll's dann werden? Gott helfe mir, daß ich frei von aller Eigenheit und voll Demut und Selbstverleugnung unverrückt dem Lamme nachfolge, welches für mich geblutet und gelitten hat, damit meine Seele in seinem Blut den ewigen Frieden erlange!" ...

(Fortsetzung folgt.)



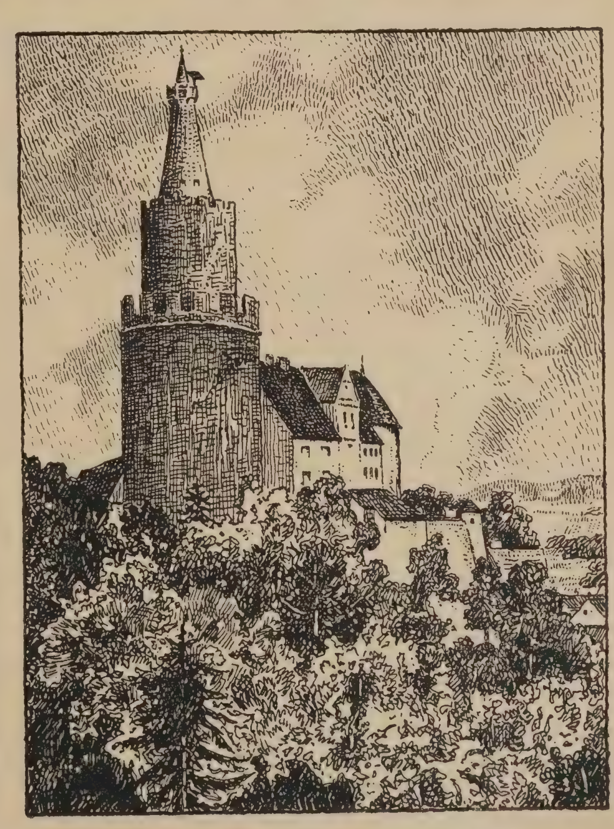
Rundschau

Der Türmer in der Geschichte der deutschen Städte

Das Wort Türmer hat für das Ohr vieler Menschen einen poetischen Klang, es zaubert ihrem inneren Auge allerlei poesieumwobene Bilder vor. Da erscheint wohl im Hintergrund des Blickfeldes eine Burg mit einem ragenden Turm und auf ihm ein in die Ferne spähender Burgwart. Da taucht ein Kirchturm auf, wo ein Türmer seine enge Wohnung hoch über dem Gewirr von Giebeln und Dächern hat. Da hört das Ohr wieder das langsame Tacken der Turmuhr, die feierlichen Klänge der Glocken, die zur Kirche laden oder einen müde gewordenen Erdenbürger auf dem Weg zur letzten Ruhestätte geleiten. Solche und viele andere Gedankenverbindungen vermag das Wort zu knüpfen.

Es wäre eine reizende Aufgabe, all die Gedankenverbindungen einmal zusammenzustellen, die das Wort Türmer lebendig werden lassen kann, nachzuweisen, wie deutsche Dichter, Zeichner und Maler den Türmer zum Gegenstande ihrer künstlerischen Darstellung gemacht haben. Wir beschränken uns hier darauf, seine Stellung in der Geschichte der deutschen Städte zu umschreiben und die dem Türmer im Wandel der Jahrhunderte im städtischen Dienst erwachsenen Aufgaben zu zeichnen.

Türmer gab es in Deutschland, ehe es da Städte gab, das waren die Turmwächter der Burgen. Bekanntlich sind viele Städte unterhalb von Burgen oder neben solchen erwachsen, und die Städte standen im Schutz der Burgherren. Da war es denn etwas Selbstverständliches — so muß man annehmen —, daß die Wachsamkeit des Wächters auf



Sorbenturm des Schlosses Osterstein zu Weida

dem Turm der Burg auch der Stadt zugute kam. Zum größten Teil verfielen die Burgen später oder wurden in Schlösser umgewandelt. In beiden Fällen sind die Turmwächter längst verschwunden. Vereinzelt haben sich aber die Wacht- und Wehrtürme doch erhalten, und ein Burgturm ist uns bekannt geworden, der heute noch in seiner ursprünglichen Gestalt steht und der noch vor zwei Jahren mit einem Wächter besetzt war; das ist der sogenannte Sorbenturm des Schlosses Osterstein zu Weida (siehe die Abbildung). Der Turm wurde nicht bloß als Wacht- und Wehrturm, sondern auch als Wohnturm benutzt. Seine Einrichtung kann als typisches Beispiel für die Einrichtung solcher mittelalterlichen Türme gelten. Seine äußere Gestalt freilich ist eigenartig, sie kann wohl nur für wenige der mittelalterlichen Türme als typisch bezeichnet werden.

Der Turm soll ums Jahr 1100 von Wiprecht von Groitzsch, einem tatkräftigen Ritter und Grundherrn, errichtet worden sein, der viel zur Kolonisierung der Gebiete an der Elster und östlich von ihr beigetragen hat. Die untern Mauern des Turms sind meterdick. Der Eingang liegt, wie bei allen solchen Türmen, etwa ein Stockwerk hoch über dem Erdboden. In den ersten Zeiten führte nur eine Leiter oder eine leicht in den Turm hineinzuziehende Treppe hinauf, heute leitet eine breite überdachte Treppe hinan. Der Eingang durch die dicke Mauer ist schmal und niedrig. In der Mauer windet sich die Treppe aufwärts. Sie ist stockdunkel und so eng, daß zwei sich begegnende Personen einander nicht ausweichen können, und die Stufen sind so schmal, daß der Fuß auf ihnen kaum Platz findet. Bevor man am Ende der Treppe durch eine niedrige Tür auf den unteren Zinnenkranz hinaustritt, hört man aus dem Halbdunkel heraus das Plätschern einer Wasserleitung. Die fadendünn fließende Quelle liegt wohl auf den Höhen südwestlich von der Burg. Der Umgang um den Turm ist etwa einen Meter breit. Die Zinnen sind sehr dick und so hoch, daß selbst der größte Mann hinter ihnen vollständig gedeckt ist. Sie verhindern auch, daß von unten die Fenster der Wohnräume gesehen werden können, die sich im mittleren und im oberen Turmaufbau befinden. Im Innern des mittleren Aufbaus leitet eine schmale Treppe hinauf zum oberen Aufbau. In dessen Zinnenkranz ist in echt mittelalterlicher Weise der Abort eingebaut, der die Exkremente durch die Luft über den untern Zinnenkranz hinweg hinaus auf den Abhang des Burgbergs fallen ließ. Hinter den obersten Zinnen hatte der Wächter seinen ständigen Platz. Von dem sah er tief hinab in die Wiesentäler der rauschenden Weida und der Auma, die sich unterhalb des Burgberges vereinigen und durch ein wiesenreiches Tal der Elster zuströmen. Der Turm lag damals am Rande des deutschen Kulturgebietes, das sich langsam vom Westen her nach dem Osten hin vorschob; er war ein Trutzturm gegen die Sorben, daher sein Name. Nach und nach siedelten sich am Fuß des Burgberges deutsche Handwerker und Ackerbauern an und dann wurde die Siedlung befestigt. So entstand die Stadt, und der Burgwächter war zugleich auch der Turmwächter der Stadt. In den Zeiten des Faustrechts und des Fehdewesens half er den Bürgern, ihr Eigentum außerhalb der Stadtmauern zu hüten. Das waren die Feldfrüchte und das Heu auf den Wiesen, die Viehherden, die der städtische Gemeindehirt vom zeitigen Frühjahr an bis in den späten Herbst jeden Morgen aus den Toren hinaus auf die Weide und abends wieder herein trieb, und außerdem die spärlichen Kaufmannsgüter, die von außerhalb der Stadt zugeführt oder von ihr weggeführt wurden. Wie hier, so war es in den andern Städten, die am Fuß einer Burg lagen.

Die Einrichtung bewährte sich, sie wurde darum auch von solchen Städten geschaffen, die nicht im Schutze einer Burg erwachsen waren. Diese Städte richteten Türmerwohnungen auf Kirchtürmen, Rathaustürmen und günstig gelegenen Tortürmen ein, ein Brauch, der sich durch das ganze Reich hin verbreitete. Die im Mittelalter wichtigeren Städte schufen die Einrichtung auch schon im Mittelalter. Bei ihnen kennt man meist das Jahr der ersten Anstellung eines städtischen Türmers nicht, man kennt nur das Jahr der ersten Erwähnung eines solchen. So wird für Zwickau zum erstenmal 1348 ein Türmer erwähnt, für Leisnig und Merseburg um 1400, für Dresden 1401, für Braunschweig um 1425, für Erfurt 1429 usw. Die im Mittelalter

unwichtigeren Städte gingen dazu über, Türmer anzustellen; sie taten das in einer Zeit, in der sich die Aufgaben des Türmers wandelten oder schon gewandelt hatten (siehe unten). So erhielt Chemnitz, im Mittelalter eine unbedeutende Stadt, seinen ersten Türmer 1502, Neumarkt in Schlesien 1556, Hildburghausen 1572, Löbau (Sachsen) 1703, Adorf 1789 usw.

Die städtischen Wächter auf den Kirch-, Rathaus- und andern Türmen hatten im Mittelalter die gleichen Aufgaben wie die Burgwächter, doch nahmen diese Aufgaben rasch an Bedeutung zu. Die Bewohner der Städte wurden reich. Neben den Ackerbau treibenden Bürgern in den Städten gab es nun solche, die ganze Landgüter vor den Toren ihr eigen nannten. Das städtische Handwerk blühte auf und städtische Handelsherren ließen weithin durchs Land ihre immer wertvoller werdenden Warenzüge gehen. Die Unsicherheit im Lande aber blieb durchs ganze Mittelalter hindurch annähernd die gleiche: Immer mußten die Städte Raub und Brandschatzung durch ihre Feinde fürchten. Die Städte schlossen sich daher zu Bünden zusammen, von denen manche Kriege gegen die Landesherren führten. Alle diese Umstände mehrten die Bedeutung der Türmer gegenüber der Stadtbewohnerschaft. Und in der Zeit der großen städtischen Selbständigkeit — sie reicht etwa vom 12. Jahrhundert bis an das Ende des Mittelalters — genügte es den Städten nicht mehr, auf einem hohen Turm im Ort einen Wächter zu haben, sie bauten weit draußen vor den Mauern der Stadt an den Grenzen des Stadtgebietes die Landwehren, Befestigungsanlagen, die da errichtet wurden, wo Wege ins Stadtgebiet hereinführten und die in der Regel aus Wall und Graben und einem Turm, der Warte, bestanden. Auch die Warten wurden mit städtischen Wächtern besetzt. Das taten nicht bloß die großen Städte, wie etwa Hamburg, Braunschweig, Frankfurt a. M., sondern auch kleinere, wie etwa Quedlinburg, Frankenhausen (Thür.), Andernach, Amberg (siehe das Bild, die fensterartige Öffnung ist der Eingang), Pforzheim, Heilbronn, Geislingen u. a. Die Wächter auf den Warten meldeten nun die angedeuteten Gefahren dem Wächter in der Stadt durch optische oder akustische Zeichen und der gab die Meldung an die Einwohnerschaft und die Stadtverwaltung durch verabredete Zeichen weiter.



Warte bei Amberg. Nach einem Ausschnitt aus der Ansicht von Amberg in Merians Topographie von Bayern, erschienen 1644

Es wäre nun außerordentlich interessant zu wissen, was für optische und akustische Zeichen von den Wächtern auf den Türmen angewandt sind. Darüber lassen aber die Quellen (Chroniken und Urkundenbücher) im unklaren. Aus späterer Zeit bringt Merian in seiner Topo-



Warte bei Heilbronn. Nach einem Ausschnitt aus der Ansicht von Heilbronn in Merians Topographie von Schwaben, erschienen 1643

graphie unter Heilbronn einen lehrreichen Bericht. Er spricht dort von der Heilbronner Warte (Bild), die auf einem hohen Berg in der Richtung auf Weinsberg zu liege, und erzählt, daß die Stadt dort einen Wächter halte. Auf dem Turm stehe eine eiserne Stange, an der ein großer Knopf auf- und abwärts bewegt werden könne. Wenn der Turmwächter Reiter dem Stadtgebiet sich nähern sieht, zieht er den Knopf, der seinen gewöhnlichen Platz an der Spitze der Stange hat, herab; und der Türmer in der Stadt, der den Knopf im Auge behalten muß, gibt die Meldung durch ein Zeichen mit der Trompete an die Einwohnerschaft und die Stadtverwaltung weiter. Zur Zeit Merians wurde die Einrichtung noch in anderer Weise wirtschaftlich nutzbar gemacht. Merian berichtet, daß der Knopf alltäglich regelmäßig um 11 Uhr vormittags herabgezogen werde, damit die in den Weinbergen arbeitenden Leute sich mit dem Essen danach richten könnten. Um zwölf Uhr werde der Knopf wieder in die Höhe gezogen. Derartig einfach werden wohl allenthalben die zwischen den Wächtern auf den Warten und den Türmern in den Städten gewechselten optischen Zeichen gewesen sein.

Neben den optischen wurden, wie schon angedeutet, auch akustische Zeichen zwischen den Wartenwächtern und den Türmern verwendet. Über eine solche Einrichtung berichtet Krünitz in seiner Ökonomischen Enzyklopädie, wo er, wohl an der Hand einer Chronik, aus Frankfurt a. Main folgendes mitteilt: „Im Jahre 1509 wurden daselbst auf den Warten als Türmen der Stadt Wächter gehalten, welche durch einen Schuß andeuteten, wenn fremdes Volk anrückte, worauf der Pfarrtürmer mit der Trompete Nachricht gab, ob es Fußvolk oder Reuter sey, auch mußte er eine rote Fahne ausstecken nach dem Ort, woher er die Fremden kommen sah.“ Man sieht, daß auch die akustischen Zeichen — das Vorstehende dürfte für viele Orte typisch gewesen sein — an Einfachheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Mit dem Sieg der Landesherrn über die Städte — die ersten bedeutenden Marksteine auf diesem Weg sind die Unterwerfungen von Berlin (1442) und Mainz (1462) — und mit der Errichtung einer starken, Sicherheit im Lande schaffenden Staatsgewalt büßten die Wächter auf den Warten ihre Bedeutung nach und nach ein. Wie jedoch aus dem Heilbronner Beispiel hervorgeht, wurden auf einzelnen Warten noch lange Zeit später Wächter gehalten. Der Pflichtenkreis der Türmer in der Stadt aber verschob sich.

Richteten sich die angedeuteten Aufgaben der Türmer gegen die menschlichen Feinde der Städte, so sollte eine andere Aufgabe die Stadt und ihre Bewohner vor einer Naturgewalt schützen: Wenn am Himmel Wetterwolken heraufzogen und der Donner über die Stadt hinzurollen begann, dann mußten die Türmer auf den Kirchtürmen die Glocken in Bewegung

setzen und so lange läuten, bis die Gewalt des Gewitters abzunehmen begann. Wann der Brauch des Gewitterläutens entstanden ist, läßt sich an der Hand der Chroniken und Urkundenbücher nicht ermitteln. Gewiß ist nur, daß er im ausgehenden Mittelalter schon geübt wurde und daß er lange bestand. Man erkennt den Brauch aus gelegentlichen Bemerkungen in den Quellenschriften. Noch Schiller setzt unter die Überschrift seines Liedes von der Glocke u. a. die Worte: „fulgura frango". Das Gewitterläuten sollte die Stadt vor allem gegen zündenden Blitzschlag schützen. Die Aufgabe des Türmers ist also eng verwandt mit der Pflicht der Feuerwacht. Auch diese ist dem Türmer schon im ausgehenden Mittelalter erwachsen, aber auch die Zeit ihrer Entstehung kennt man nicht. Die erste feuerordnungartige Satzung stammt aus Zwickau vom Jahre 1348. Sie erwähnt des Türmers überhaupt nicht. Dann kommen viele andere Städte mit verwandten Bestimmungen, ohne des Türmers zu gedenken. Die wenig umfangreiche Feuerordnung von Erfurt vom Jahre 1429 dagegen setzt fest, daß „zcwene wechtere . . . dez nachtes uff eyme thorme wachen" sollen. Hier wird zum erstenmal die Feuerwacht vom Turm aus erwähnt. Die Lübecker Feuerordnung vom Jahre 1461 hebt zum erstenmal das Sturmläuten hervor. Aber erst die umfangreichen Feuerordnungen der Städte Annaberg und Zwickau aus dem Jahre 1530 enthalten eingehendere Bestimmungen über die Feuerwacht vom Turm aus und über die Feuermeldung. Die Art der Feuermeldung ist durchs ganze Reich hin die gleiche gewesen: Gewisse Glockenschläge, Horn- oder Trompetenstöße, eine rote Fahne bei Tage, eine an einer Stange hangende Laterne mit einem brennenden Licht bei Nacht, die vom Turm aus auf den Brandherd zeigten. Die wirtschaftlich sehr wichtige Aufgabe der Feuerwacht haben die Türmer Jahrhunderte hindurch ausgeübt. Erst der Feuerwehrtelegraph und der Fernsprecher sind hierin in erfolgreichen Wettbewerb mit dem Türmer eingetreten. Aber es gibt auch heute noch viele Städte, namentlich sind es die kleineren, wo der Türmer in der althergebrachten Weise die Feuermeldung besorgt.

Der Türmer ließ aber die Glocke nicht bloß tönen, um Feuerlärm zu machen und um die Gewalt des Gewitters zu brechen, er begrüßte mit ihr den anbrechenden Tag und ließ ihre feierlichen Klänge der sinkenden Sonne nachhallen. Da und dort war es sogar üblich, daß der Türmer die Stunden schlug. Auch läutete er die kirchlichen Feste ein und besondere Ereignisse im Leben des einzelnen begleitete die Glocke mit ihren Klängen. „Was unten tief dem Erdensohne das wechselnde Verhängnis bringt — das schlägt an die metallne Krone, die es erbaulich weiterklingt."

Es ist nun ganz selbstverständlich, daß eine derartige Tätigkeit und Wachsamkeit nicht von einem einzelnen ausgeübt werden konnte. Der Türmer mußte einen oder mehrere Gehilfen haben. Und nicht bloß der Türmer selbst, sondern auch seine Gehilfen mußten der Handhabung des Hornes oder der Trompete mächtig sein. Dieser Umstand gab schon im ausgehenden Mittelalter den Anlaß, daß man den Türmer und seine Gehilfen als Musikanten zu gewissen Festen hinzuzog, so zu Umzügen, zu Kindtaufen, Hochzeiten usw. In dieser Eigenschaft hießen der Türmer und seine Gehilfen Stadtpfeifer. Jahrhunderte hindurch sind die Türmer gleichzeitig auch Stadtpfeifer gewesen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts begann sich die Tätigkeit des Stadtpfeifers von der des Türmers abzuspalten. Der Stadtpfeifer wurde zum „Stadtmusikdirektor". Die Ausdehnung der Städte und die Zunahme der Ordnung bewirkten dann allmählich eine Einschränkung des Pflichtenkreises, der dem Türmer im Laufe der Jahrhunderte erwachsen war.

Paul Eller



Erinnerung an Oberammergau

Der bekannte Philoſoph des „Als Ob“, Geheimrat Profeſſor Dr. Hans Vaihinger in Halle, feierte am 25. September ſeinen 70. Geburtstag. Wir ſehen aus dem Folgenden, wie einſt das jetzt wieder vielgenannte Paſſionsſpiel auf ihn gewirkt hat. D. T.

Das Oberammergauer Paſſionsſpiel ſah ich zum erſten Male im Jahre 1871 (es war 1870 wegen des Krieges ausgefallen). Das Spiel, dem ich als neunzehnjähriger Student zuſah, hat auf mich einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht. Ich ſah es dann wieder 1910, alſo 39 Jahre ſpäter, als achtundfünfzigjähriger Mann. Unterdeſſen hatte das alte, ungedeckte hölzerne Amphitheater einem mächtigen gedeckten Steinbau Platz gemacht, doch ſcheint der offene Himmel noch immer durch einen freien Zwiſchenraum zwiſchen den Zuſchauerplätzen und der Bühne herein. Das Spiel hatte ſich unterdeſſen noch vervollkommnet, und ſo fand ich meine Jugendeindrücke beſtätigt und ſogar verſtärkt. Den Eindruck des Spieles von 1871 auf meinen jugendlichen Sinn habe ich damals in einem Manuſkript für mich und meine Freunde niedergeſchrieben. —

Das Oberammergauer Paſſionsſpiel iſt ein Unikum in der Welt. Es geſehen und gehört, es erlebt zu haben, darf als ein beſonderes Glück betrachtet werden. Aber nicht vom religiöſen Erleben ſei hier die Rede; ſondern ausſchließlich vom äſthetiſchen Standpunkt aus ſoll das Spiel beſprochen werden, das für jeden künſtleriſch Empfindenden ein einzigartiges Erlebnis iſt.

Wir beginnen mit der landſchaftlichen Umgebung. Da fällt uns ſogleich, noch ehe wir das zierlich gebaute Dorf erreichen, ein weithin ſichtbares vergoldetes Kreuz auf, das von einem hohen und ſteilen Felſen uns freundlich entgegenſchimmert. Man könnte dieſes vielbedeutende Zeichen, das uns ſchon im voraus als ein Hinweis auf die unten ſtattfindenden heiligen Vorſtellungen religiös ſtimmen ſoll, mit der Lanzenſpitze der Athena Promachos auf der Akropolis von Athen vergleichen. Auch dieſes hellglänzende goldene Wahrzeichen lachte ſtundenlang vor der Erreichung Athens den Wallfahrern entgegen, welche ſich von nah und fern zu den glänzenden Panathenäen, zu den Atheniſchen Feſtſpielen, verſammelten. Dieſe Vergleichung iſt weder müßig noch geſucht, — im Gegenteil, es wird ſich noch öfters die Gelegenheit ergeben, Parallelen zwiſchen jenem antiken Feſtſpiel und dieſem Überreſt mittelalterlicher Religioſität, der wie ein gotiſcher Dom in die moderne Zeit hineinragt, zum beſſeren Verſtändnis zu ziehen.

Haben wir das ſchlichte, aber reinliche Dorf durchſchritten, ſo eröffnet ſich uns vom Platze des „Theaters“ aus ein prachtvoller Ausblick auf eine Landſchaft, welche im Vergleich mit der romantiſchen am Anfang des Dorfes eine wahrhaft liebliche zu nennen iſt. Links erheben ſich düſtere, nebelige Waldhöhen, aus denen wie alte Rieſen vulkaniſche Blöcke in die Luft hinaufragen; rechts ziehen ſich kegelartige Almen empor, auf welchen kleine Hütten hängen, und von wo aus die Glocken des weidenden Viehes hell ertönen. Dieſe ungeheuren Almen, meiſt von der Sonne hell erleuchtet, nur zuweilen von düſteren Bergſchatten bedeckt, laufen oben in wilde, waldige Spitzen aus, die bis in die Wolken ſich erſtrecken.

Dieſe herrliche Ausſicht genießen wir auch im „Theater“ ſelbſt, deſſen Sitzordnung amphitheatraliſch aufſteigt, und über deſſen größerem Teil ſich der blaue Himmel wölbt. Man kann ſich denken, welch wunderbaren Eindruck dieſe Umgebung ſelbſt auf ein weniger empfängliches Gemüt machen muß. Alles iſt naturfriſch, alles wirkt verjüngend und erhebend. Keine wenn auch noch ſo „brillante Illumination“ überſtrahlt das helle, das goldene Sonnenlicht. So — müſſen wir uns ſagen — mochten die alten Griechen geſtimmt ſein, als ſie unter freiem Himmel in ihrem ſteinernen Theater die Schauſpiele ihrer großen Dichter anſahen.

Beginnen wir nun zunächſt mit dem Äußerlichen des Spieles! Was vor allem in die Augen fällt, ſind die prachtvollen Koſtüme, die faſt durchaus der hiſtoriſchen Wahrheit entſprechen. Beſonders geſchmackvoll iſt das Koſtüm bei Chriſtus und ſeinen Jüngern, außerordentlich glänzend beim Chor, beim Synedrium und bei Herodes. Dieſe Koſtüme erregen daher auch einen ſehr maleriſchen Eindruck, der durch die ſchöne und hohe Geſtalt der meiſten Spieler weſentlich erhöht wird.

Großen Geschmack und feines Stilgefühl zeigt sodann die äußere Gruppierung des Chores, bei welchem wir etwas länger verweilen müssen. Dieser Chor, der durch gesprochene und gesungene Worte in das Kommende einleiten und die lebenden Bilder sowie das dramatische Geschehen erklären und paraphrasieren soll, tritt gleich am Anfang des Spieles auf dem Proszenium auf. Er gewährt in seiner ruhigen Hoheit, seinem feinen Anstand und seiner natürlich-schönen Haltung einen äußerst lieblichen Anblick, welcher den Freund des klassischen Altertums lebhaft an die Aufgabe des Chores im antiken Drama erinnern muß. Ist im Passionsspiel zuweilen auch der Chor von der Bühne abwesend, was beim antiken nicht der Fall war, weil er niederer stand als die Schauspieler, so ist doch im ganzen die Idee die gleiche; und dies legt die Vermutung nahe, daß die Anordner dieses Spieles gute Kenner des Altertums gewesen sind; obgleich sie Engel oder Genien aus dem Chor machten, so wußten sie doch ohne Zweifel, welch mächtige Wirkung der Chor ausübe. Denn in seinem edlen Auftreten, in seiner einfachen Anspruchslosigkeit drückt er dem Ganzen einen klassischen Stempel auf, der sich mit der religiösen Weihe des Spieles ganz gut verträgt. Dieser Chor, der sich wie der antike auch auf vorgeschriebenen Linien hin und her bewegt, ist von fast lauter schönen Menschen zusammengesetzt. Besonders reizend sind die weiblichen Genien, deren Physiognomien meistens klassische Schönheit mit deutscher Anmut verbinden. Die würdige Auffassung ihrer hohen Aufgabe zeigt sich besonders in ihren Handbewegungen und in dem Ausdruck ihrer erregten und oft leidenschaftlichen Mienen. Ihnen ist auch die Aufgabe zugefallen, einzelne Textstellen im Solo zu singen. Was nun den Gesang betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß manchmal die musikalische Schulung zu vermissen ist, die Stimmen sind aber an sich gut und klangvoll.

Passend reihen wir hier den Text an. Dieser ist in den von den handelnden Personen gesprochenen Partien ganz entsprechend den Evangelien oder in ähnlichem Sinne ergänzt. Verse dagegen und eigene Prosa bringt der Chor. Jene sind fast meistens gut, obwohl die Reime zuweilen Bedenken erregen können, die Prosa ist manchmal etwas zu breit geworden.

Meisterhaft ist dagegen die Gruppierung und Haltung der lebenden Bilder. Hier hat die anstands- und geschmackvolle, ungezwungene aber doch edle Haltung der Einzelnen, besonders der Frauen und selbst kleiner Kinder von wenigen Jahren, ihr Höchstes erreicht. Die Gruppierung dieser Bilder, welche alttestamentliche Vorbilder, freilich nicht immer nach glücklicher Wahl, zu den neutestamentlichen Vorgängen enthalten, zeigt fast durchaus eine technische Vollendung in Kunst und Ausdauer, welche alle Bewunderung verdient.

Gehen wir weiter zum mimischen Spiel und zu der eigentlichen schauspielerischen Darstellung! Hierbei ist natürlich vor allem festzuhalten, daß die Spieler keine Theaterschule besucht haben. Nur bei einem könnte man das vermuten, bei dem Darsteller des Judas. Dieser spielte mit einer Gewandtheit, welche sich auf der besten Bühne sehen lassen dürfte, die schwere, aber auch interessante und dankbare Rolle. Bei den übrigen war das Auszeichnende vielmehr die natürliche angeborene Geschicklichkeit, der sehr feine und richtige Takt. Gerade die Naturwüchsigkeit macht daher durchaus den Eindruck des Echten. Es wird dies aber wesentlich erhöht durch die Art der Besetzung der einzelnen Rollen. Eine solche glückliche Wahl dürfen wir selbst unsern Theatern wünschen. Diese Bergmenschen scheinen wie dazu prädestiniert, gerade die ihnen überwiesenen Rollen zu übernehmen. Wo sieht man einen Mann, der unserer Vorstellung von Christus so auf das genaueste entspricht, der diese Rolle so würdig zu spielen verstünde, wie Joseph Mair? Wo einen so herrlichen Jüngling wie Johannes, den Malersohn Johannes Zwink, wo solchen Petrus, wo ferner Menschen, die so charakteristische Physiognomien zeigen wie Kaiphas, wie die Mitglieder des Hohen Rates? Und wo findet man endlich eine so entsprechende Maria, von so unendlich tiefer Weiblichkeit, von so hoher Jungfräulichkeit, von solcher Anmut und doch so tiefernster Stimmung, wie die Darstellerin derselben, Franziska Flunger? Nur eine einzige konnte Mißfallen erregen, die büßende Magdalena.

Nun können wir noch die Musik anreihen, welche im italienischen Genre gehalten ist und leicht und angenehm dahinfließt; nur könnte sie noch öfters eingreifen und nach vertiefterem Eindruck streben.

Wie steht's nun mit der Inszenierung des Spiels? Die Bühne ist äußerst praktisch eingerichtet. Wenn man bedenkt, daß 17 dramatische Vorgänge, welche zum Teil an den verschiedensten Orten spielen, und dazu noch über 20 lebende Bilder auf die Bühne gebracht werden müssen, so kann man die äußere Einrichtung und Einteilung in Proszenium, eigentliche Bühne und zwei Straßen nur sehr geschickt nennen. Ebenso sinnreich und meist ganz entsprechend ist die Maschinerie und die Einrichtung der Kulissen. Die Mannigfaltigkeit von wechselnden Lokalitäten, wie sie die Passion mit sich bringt, ist ja sehr groß. Aber die Leitung hat ihr möglichstes getan, gleichen Schritt mit derselben zu halten, und es ist ihr auch wirklich gelungen. Man kann sich von der Schwierigkeit, welche damit verbunden ist, einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß in den lebenden Bildern, die manchmal sehr schnell aufeinander folgen, die verschiedensten Darstellungen aus dem ganzen Alten Testament vorkommen. Aber mit anerkennenswerter Präzision wurde alles rasch ausgeführt.

Wenn wir nun das Ganze vom Standpunkt schulgerechter Anforderungen, die man an ein Drama stellt, betrachten wollten, wären wir im Irrtum. Denn gegen eine solche Betrachtung wendet man mit Recht ein, daß dies alles bloß eine einfache Reproduktion religiös-historischer Vorgänge sei und sein könne. Indes hat auch jene Betrachtung eine gewisse Berechtigung, wie aus dem Folgenden erhellen mag. Vor allem aber glauben wir behaupten zu können, daß ein einheitliches Urteil in dieser Richtung abzugeben gar nicht möglich ist, weil die Sache selbst, obgleich sie einen harmonischen Totaleindruck macht, doch aus den heterogensten Elementen zusammengewachsen ist. Man kann dieses Spiel gar nicht in eine unserer gewöhnlichen Kategorien bringen; denn es faßt alle zusammen und ist doch nicht bloß ihre Mischung, sondern ein Neues, Originales; Drama und Oper, lebendes Bild und Handlung, Gesang, Dialog und Deklamation, Antikes, Mittelalterliches und Modernes sind darin vertreten. Wir werden daher wohl dem Ganzen leichter beikommen, wenn wir es in seiner historischen Entstehung betrachten.

Das Spiel ist entstanden aus den Mysterien des Mittelalters, großen Dramatisierungen der Passion; diese, welche sich eng an die „Stationen" vor den Wallfahrtskirchen anschlossen, aus denen sie sich auch allmählich beim Erwachen höheren Kunstlebens entwickelt hatten, bildeten den Anfang des deutschen Schauspieles. Man hatte dabei die Absicht, zur Erbauung der Zuschauer die Passion in lebendiger Darstellung vorzuführen, weshalb die Spiele meistens in oder vor den Kirchen stattfanden. Das war und ist auch jetzt noch im wesentlichen dieses Oberammergauer Passionsspiel, nur daß der Lauf der Zeit (es ist im Jahre 1633 bei Veranlassung einer Pest zum Andenken an die Hilfe des Himmels infolge eines Gelübdes gegründet worden) vieles daran geändert und dem jeweiligen Geschmack angepaßt hat. Der Einfluß gebildeter und kunstliebender Geistlicher hat wohl das meiste dazu beigetragen, dem Ganzen, das schon an und für sich von dramatischer Schönheit ist, noch mehr Lebhaftigkeit und Abwechslung zu geben. Indem sie die einzelnen Vorstellungen untereinander enger verbanden, haben sie ein dramatisches Ganze geschaffen, das eine psychologisch feine Entwicklung der Charaktere zeigt; das letztere ist besonders der Fall bei Judas und Petrus, bei Pilatus, dem Synedrium und Herodes. Aber würden wir bloß den dramatischen Maßstab anlegen, so müßten wir unbedingt Szenen abschneiden, welche doch die Sache selbst und ihr Zusammenhang fordert, vor allem die Szenen der Geißelung und der Kreuzigung. Gerade die letztere geht in ihrem Naturalismus über die Grenzen dessen hinaus, was auf einem gewöhnlichen Theater geboten werden kann. Die der Kreuzigung vorhergehende Szene der Kreuztragung rührt selbst das stärkste Herz: Frauen und Männer schluchzen. Die Szene der Kreuzigung bringt durch ihren Realismus eine Art Erstarrung bei den Miterlebenden hervor. Denn einerseits sind wir entsetzt, andererseits ist das Interesse geteilt. Zuvor nämlich sahen wir nur den Erlöser unter unendlichen körperlichen und seelischen Schmerzen, leidend, geschlagen und geschmäht, jetzt dagegen sehen wir zwar immer noch Christus ans Kreuz genagelt und können uns eine deutliche Vorstellung von dieser schauderhaften Hinrichtungsart bilden; aber wir sehen auch — Joseph Mair und sind verwundert einerseits und bang, wie der Mann diese peinliche Situation am Kreuze über zwanzig Minuten lang aushalten mag,

andererseits beruhigt, weil wir wissen, daß die Szene mit Geschick und Vorsicht ins Werk gesetzt wird. Hinrichtungen und solche Szenen gehören hinter die Kulissen. Das beste Beispiel hiefür gibt Schiller in seiner Maria Stuart; freilich hier gehört diese Darstellung zur Sache, und das kann uns auch wieder mit ihr versöhnen.

Gegenüber diesem dramatischen Fehler, der aber hier eben keiner mehr ist, darf eine dramatische Feinheit hervorgehoben werden, welche wiederum zeigt, daß eine Ahnung des klassischen Altertums in diesen Leuten lebt: nämlich die Anwendung komischer Figuren mitten im ernstesten Spiel. Dahin gehören die Gestalten des Barrabas, des Simon von Cyrene und der zwei Schächer. So haben auch die großen Dramatiker des Altertums Komisches in die Tragödie verwoben, und nicht minder Shakespeare und seine Zeit.

In allen Darstellungen werden selbst die bedeutendsten Rollen mit einer ungewöhnlich seltenen Energie und mit großer Geschicklichkeit von Leuten gespielt, welche bloß aus dem Bauernstande kommen, aber allerdings meistenteils durch lebenslängliche Beschäftigung mit Kunst als Bildschnitzer Hand und Auge an geschmackvolle und sinnige Darstellung religiöser Szenen besonders im Anschluß an Dürersche Vorbilder gewöhnen. Die Personen tragen ein fehlerloses Kostüm, zeigen eine ungekünstelte Würde und eine natürliche Gewandtheit. Tradition und Geschmack erheben das Ganze zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges und von wahrhaft künstlerischem Wert und innerlich bildendem Einfluß. Alle haben eine tiefe Auffassung und ein richtiges Verständnis. Feiner Takt (wozu auch gehört, daß alles spezifisch Katholische vollständig vermieden ist) und malerisches Geschick durchdringt das Spiel. Die Haltung aller Einzelnen zeugt von echt schauspielerischem Talent im Sinne des inneren Miterlebens der Handlung; und andererseits zeigt die Gruppierung der großen Szenen, wo es gilt, Massenhaftigkeit (es treten oft mehrere hundert Personen auf) und Übersichtlichkeit zu verbinden, von richtigem Gefühl für das Dramatisch-Schöne.

Aber welchen Totaleindruck macht nun das Ganze? In ästhetischer Beziehung, wie aus dem Bisherigen hervorgeht, einen unvergleichlich grandiosen und im wesentlichen durchaus schönen. Die Bemühung aller, einen harmonischen Totaleindruck hervorzubringen, ist von anerkennenswertem Erfolg gekrönt. Die Bilder, die wir in der Kindheit zu sehen und anzustaunen gewohnt waren, die wir dann nach vielen Reproduktionen deutscher und italienischer Meisterwerke unsrer Seele einprägten — hier sind sie wie aus ihrem Rahmen getreten und lebendig geworden. Der eine Kunstzweig hat sich in den anderen verwandelt: Malerei in Drama.

Hans Vaihinger



Hölderlin und Diotima

Wir wissen jetzt aus den wundervollen Briefen der Frau Susette Gontard, Hölderlins „Diotima", was sie dem unglücklichen Dichter war. Auch der frühverstorbene Norbert von Hellingrath hat uns zwei kongeniale Vorträge über Hölderlin hinterlassen (München 1921, Bruckmann; die Briefe sind im Inselverlag, Leipzig, erschienen). Bekanntlich war der junge Schwabe im Hause des Kaufmanns Jakob Friedrich Gontard zu Frankfurt am Main Hauslehrer und träumte einen Teil seines Griechentraums unter der Einwirkung der ebenso schönen wie geistigen, aus Hamburg stammenden Hausfrau. Nun ist jüngst unter dem absonderlichen Titel „Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontardschen Familie" (Frankfurt, Englert & Schlosser, 1921) ein Erinnerungsbuch aus dem vorigen Jahrhundert neu herausgegeben worden. Ein Verwandter der Gontards, Karl Jügel, hat aus Familien-Papieren und eigenem Erleben Wertvolles zusammengestellt; Dr W. Pfeiffer-Belli hat es aufs neue veröffentlicht.

In diesem umfangreichen Buch findet sich auch ein Abschnitt über Hölderlins Aufenthalt in Frankfurt. Es mutet uns wehmütig an, was wir schon von Diotimas Hochzeit lesen:

... „Dem Herrn Jakob Friedrich Gontard wurde im Borkensteinschen Hause in Hamburg die freundlichste Aufnahme zuteil. Die zarten Aufmerksamkeiten, welche er der Geliebten bezeigte, die Unterwürfigkeit in seinem Benehmen der Mutter gegenüber sowie das Ansehen der Familie, zu welcher er gehörte, und endlich die Berücksichtigung einer angenehmen Existenz in der altehrwürdigen freien Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt unterstützten seine Bewerbungen in so erfolgreicher Weise, daß ihm die Hand der schönen Susette alsbald unter der Bedingung zugesagt wurde, daß Mutter und Tochter nie voneinander getrennt werden sollten.

Die Vermählung wurde anberaumt, und da Frau Borkenstein in den freundschaftlichsten Beziehungen zu Klopstock stand, so wurde beschlossen, die Trauung in der schönen Kirche des Dorfes Ottensen, dem Wohnsitz des berühmten Dichters, zu vollziehen, in dessen Nähe Frau Borkenstein ein kleines Landhaus besaß. Bald bewegte sich nun der feierliche Hochzeitszug von dem Borkensteinschen Stadthause im ‚Alten Wandrahmen' zu Hamburg durch Altona nach Ottensen hin. Die Braut mit der Mutter und zwei Freundinnen saß in einem reich mit Blumen geschmückten Wagen, dessen Kutscher, Bediente, ja sogar die Pferde, in demselben sommerlichen Schmuck erschienen. Ein zweiter Wagen folgte dicht hinter ihnen mit dem Bräutigam und seinem künftigen Schwager, dem einzigen Bruder der geliebten Braut, in ähnlicher Weise geschmückt; und den Schluß des langen Zuges bildete die lange Reihe von Verwandten und Freunden, nach Rang und Stand geordnet, wie es die damalige Sitte vorschrieb.

Die Stimmung der Braut war jedoch eine ernste; sie mochte vielleicht zum ersten Male ganz das Inhaltsvolle des Schrittes empfinden, den sie zu tun eben im Begriff stand. Diese Stimmung steigerte sich sogar bis zu dem Gefühl einer schmerzlichen Vorahnung, als sie, im Begriff, zum Altonaer Tore hinauszufahren, einem Leichenzug begegneten, der eine in den Wochen gestorbene Frau zu Grabe leitete. Die schöne Braut brach in Tränen aus und setzte alles in die höchste Bestürzung. Man suchte sie zu beruhigen, aber erst in Ottensen gelang es der dichterischen Beredsamkeit Klopstocks, die düsteren Bilder zu verscheuchen, die in ihr aufstiegen. So wurde denn die Trauung in der Kirche vollzogen, und das junge Ehepaar reiste bald darauf hierher seiner neuen Heimat zu, wohin ihm die Mutter einige Monate später folgte.

Die Gontardsche Familie feierte einen wahren Triumph in diesem ihr gewordenen so überaus glänzenden Zuwachs. Frau Gontard d'Orville würde zu gerne zur Vermählung nach Hamburg gegangen sein, wäre sie nicht durch die nahe bevorstehende Entbindung ihrer Tochter Helene zurückgehalten worden. Um so herzlicher wurde die neue Schwiegertochter nun empfangen und von allen Verwandten fetiert, die ihr Feste auf Feste veranstalteten.

Das Familienglück der Neuvermählten sollte indessen bald die erste Störung erfahren. Ihre Mutter, Frau Borkenstein, welche bereits in Hamburg zuweilen heftige, besorgniserregende Schmerzen in der rechten Brust empfunden, hatte bis dahin das Übel verschwiegen, bis sie sich hier veranlaßt sah, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Dr. Ebel (der Ethnograph der Schweiz, der Gontardschen Familie sehr befreundet) wurde gerufen und erklärte das Leiden für ein krebsartiges Übel, dem nur durch die Amputation der Brust Einhalt getan werden könne. Frau Borkenstein unterwarf sich zwar derselben, aber es war schon zu spät; das Gift hatte sich bereits dem übrigen Körper mitgeteilt, und sie mußte den Folgen davon unterliegen.

Susettes Schmerz über den Verlust der geliebten Mutter war grenzenlos. Die Sorge um sie und um ihre Kinder hatte das treue Herz der jungen Frau bis daher vollkommen ausgefüllt, in dem sie nun bald eine um so größere Leere empfand, da ihr geschäftseifriger Gatte den Verlust der Mutter in so vielen Beziehungen nicht zu ersetzen vermochte. Rat und Beistand der letzteren im Hauswesen wurde nun durch eine Haushälterin ersetzt, und die Erziehung der Kinder sollte einem Hauslehrer vertraut werden, womit Herr Jakob Friedrich das Seinige getan zu haben vermeinte.

Es währte lange, bis die Wahl eines passenden Hauslehrers für die Kinder zur Entscheidung kam. Endlich fiel sie, durch Empfehlungen eines Freundes der Familie, auf Friedrich Hölderlin

aus dem Württembergischen, dessen damals eben aufblühendes Dichtertalent bereits anfing, Aufsehen zu erregen, und der, mit allen erforderlichen Fähigkeiten ausgerüstet, alsbald hier anlangte, um die ihm vertraute Stelle anzutreten.

Wirklich entsprach er auch den gehegten Erwartungen auf das vollkommenste. Er gefiel allen und erfüllte selbst die gespanntesten Anforderungen. Sein Äußeres war höchst einnehmend und hatte sonderbarweise eine große Ähnlichkeit mit Susettes Bruder, was ihm um so leichter ihr Vertrauen gewann. Auch die Kinder des Hauses, obgleich noch sehr jung, hingen bald mit großer Liebe an ihm; und Herr Jakob Friedrich fand sich durch seine Gegenwart um vieles erleichtert, der er sich der Sorge der Kinder enthoben sah, bei deren Erwähnung er stets zu sagen pflegte: ‚Den Börsenkurs verstehe ich aufs Haar, aber wie die Kinder geleitet werden sollen, das ist nicht meine Sache; dafür muß die Mutter sorgen.‘ Und das tat sie auch redlich. Hölderlin stand ihr dabei treu zur Seite, und beide unterhielten sich oft über die besten dabei einzuschlagenden Wege, wobei die belesene Frau Susette Gelegenheit hatte, die gründliche Gelehrsamkeit und den biederen Charakter des ‚jungen Schwaben‘, wie Schiller den jungen Dichter zu nennen pflegte, näher kennen und schätzen zu lernen.

Aber auch der neuen Haushälterin, einem hübschen, einer guten Familie angehörenden Mädchen, waren Hölderlins Vorzüge nicht unbemerkt geblieben. Sie mochte im stillen den Plan entworfen haben, sich durch ihn möglicherweise zur künftigen Frau Professorin erheben zu lassen, und richtete ihr Benehmen danach ein, diesem Ziele näherzurücken. Davon ahnte jedoch der gleich einem zweiten Fridolin nur seiner Herrin ergebene junge Mann nichts, dessen ganzes Streben allein dahin ging, durch treue Pflichterfüllung das Vertrauen zu verdienen, mit dem Frau Susette dem Erzieher ihrer Kinder um so bereitwilliger entgegenkam, da ihr selbst ein gebildeter, lehrreicher Umgang dringendes Bedürfnis war.

Beide hatten keine Ahnung davon, daß dieser harmlose geistige Verkehr zur Quelle eines verhängnisvollen Geschicks für sie werden sollte; und dennoch war dem so. Herr Jakob Friedrich wußte es und hatte kein Arg dabei, daß Hölderlin seiner Frau Bücher brachte und ihr des öfteren das Beste der neuesten Erscheinungen vorlas. Er war gewohnt, jeden Abend seine Partie zu machen, und war zufrieden, seine Frau bis zu seiner Heimkehr angenehm unterhalten zu wissen. Nicht so die Haushälterin, die, ohne Aussichten für sich selbst, das stille Glück zu mißgönnen begann, dessen sich Hölderlin im Umgang mit seiner Herrin zu erfreuen hatte. Sie wußte es so einzurichten, daß sie dem Herrn Jakob Friedrich selbst die Türe öffnen mußte, wenn er am Abend heimkehrte, und wenn er dann die stereotype Frage: ‚Ist meine Frau zu Hause?‘ an sie richtete, so wußte sie ihrer sich häufig wiederholenden Antwort: ‚Herr Hölderlin liest ihr vor‘, nach und nach eine Betonung zu geben, die endlich in einem Momente übler Geschäftslaune wie ein zündender Funke wirkte.

Mit dem nicht sowohl Eifersucht als vielmehr beleidigten Stolz verratenden Ausruf: ‚Sitzt denn der Mensch beständig bei meiner Frau?‘ stürzte er ins Zimmer und auf Hölderlin zu. Ein jäher Zorn übermannte den jungen, sich schuldlos wissenden Dichter, und es würde zur ärgerlichsten Szene gekommen sein, hätte nicht ein Blick auf die erschrockene Herrin ihm seine ganze Fassung wiedergegeben. Rasch verließ er das Zimmer, packte seinen Koffer und kehrte noch in derselben Nacht einem Hause und damit Verhältnissen den Rücken, die ihn um so höher beglückt hatten, je reiner er sich derselben bewußt sein konnte. Inzwischen wurde nun auch eben dieses Bewußtsein bei Frau Susette in einer Weise wach, die sich in dem ganzen Übergewichte gekränkter Weiblichkeit geltend machte. Indigniert von dem Vorfalle, bestand sie darauf, Hölderlin zurückzurufen oder sofort nach Hamburg zu ihrem Bruder zurückkehren zu wollen, an welch letzterem Vorsatz sie nur durch einen infolge der Aufregung sich zugezogenen Fieberanfall gehindert wurde. Jetzt erkannte Herr Jakob Friedrich seine Übereilung, und er würde jedes von ihm geforderte Opfer gebracht haben, sie wieder gutzumachen, wenn nicht sein Onkel Heinrich einen das Gontardsche Hochgefühl weniger beugenden Weg erdacht hätte, um die Ausgleichung

des gestörten Verhältnisses der Zeit zu überlassen. Er schickte den sich schuldbewußten Neveu in Geschäften nach Wien, wohl wissend, daß ein Mutterherz, mit der ihm allein überlassenen Sorge für die Kinder, am schnellsten vergessen lernt.

Und so war es auch. Bald sah sich der eheliche Friede dadurch wieder hergestellt; die Aufregung aber hatte bei Frau Susette doch eine krankhafte Reizbarkeit hinterlassen, die sie für jeden äußeren Einfluß äußerst empfänglich machte. Die Kinder bekamen die Röteln, die sich der sie mit aller Zärtlichkeit pflegenden Mutter sofort mitteilten. Eine leichte Erkältung trat hinzu, und die Ahnung an ihrem Hochzeitstage sah sich erfüllt: — sie starb und hinterließ ihren Gatten einer an Wahnsinn grenzenden Verzweiflung. Eine innere Stimme mochte ihm zurufen, was Carlos einst dem König an Posas Leiche zurief: ‚Dies zarte Saitenspiel zerbrach in deiner metallenen Hand!‘ Aber es war zu spät.

Hölderlin, der damals von jenem Vorfall aufs tiefste ergriffen, sich eine Zeitlang im nahen Homburg bei einer befreundeten Familie aufgehalten, strebte vergebens danach, seine Fassung wieder zu erlangen. Beleidigtes Ehrgefühl und das Bewußtsein, auf eine schmachvolle Weise mißkannt zu sein, sowie die höchste Verehrung für eine Frau, die ihm als ein Ideal weiblicher Vollkommenheit erschienen, wirkten niederdrückend auf sein Gemüt und hüllten dasselbe in tiefe Melancholie. Endlich raffte er sich auf und ging nach Rastatt, wo er im Kreise geistreicher Männer einige Erheiterung fand. Aber noch einmal zog es ihn in die Nähe des Ortes, wo er einst so glücklich geträumt, und im Schoße der eben erwähnten Familie lebte er eine Zeitlang nur seinen dichterischen Schöpfungen.

Unter denen, welche mit seiner Gedichtsammlung auf die Nachwelt gekommen, befinden sich einige, welche an ‚Diotima‘ gerichtet sind, und die seine Biographen als für Frau Susette bestimmt gewesene betrachtet haben. Ob dem so war oder ob sie einem anderen Ursprung zuzuschreiben sind, mag dahingestellt bleiben; als gewiß aber ist anzunehmen, daß sie der edlen Frau niemals zu Gesicht gekommen und daß sie deren Annahme entschieden verweigert haben würde [Darin irrt der Erzähler. D. T.]. In dem Archiv meines Schwiegervaters, das sich häufig mit Hölderlin beschäftigt und selbst Auszüge aus dessen Schriften enthält, ist nirgends eine Andeutung zu finden, die im entferntesten auf ein intimeres Verhältnis des jungen Dichters zu seiner schönen Herrin schließen läßt. [Das Wort ‚intimeres Verhältnis‘ paßt zwar schlecht, aber es handelte sich um Größeres: um eine hochgestimmte, voll erblühte Liebe. D. T.]

Später begab er sich in die Schweiz, um dort aufs neue den gesammelten poetischen Stoff zu verarbeiten, und nahm dann endlich wieder eine Hofmeisterstelle in Bordeaux an. Lange blieb seine Familie ohne alle Nachrichten von ihm, bis er 1802 wieder in seiner Heimat erschien. Er hatte unterwegs Frau Susettes Tod erfahren, und damit fing das Geisteslicht des schwärmerischen jungen Mannes zu erlöschen an. Durch liebevolle Pflege brachte man ihn zwar soweit, daß er nochmals zu seinem Freunde nach Homburg mit der Hoffnung gehen konnte, sich wieder zu erkräftigen; aber umsonst. Man brachte ihn zu den Seinigen zurück; er war dem Wahnsinn verfallen.“

— Soweit der Erzähler. Die Einzelheiten gegen Ende sind nicht ganz richtig; man wird den Bericht mit einer leisen Vorsicht benützen müssen. Aber das Obige möge doch anregen, sich mit den Briefen Diotimas an Hölderlin, die lange verborgen waren und eine starke Liebe von unendlicher Herzensschönheit kundgeben, sowie mit dem edlen Dichter selber zu beschäftigen. Man hat Friedrich Hölderlin einst unterschätzt und droht ihn jetzt zu überschätzen. Aber was so manchen feinen Zeitgenossen bei ihm anzieht, ist die seelische Schönheit, die sich in melodischer Sprache Form sucht. Eine kongeniale Grundstimmung ist in den Briefen seiner Diotima, die unter der Trennung von dem Geliebten schwer gelitten hat. Dieser mühsam zurückgestaute, edel beherrschte Schmerz hat vielleicht wesentlich ihre Gesundheit untergraben, so daß sie, angesteckt bei der Pflege ihrer Kinder, der Krankheit erlag, während fern in Frankreich der unstete Dichter dem Wahnsinn entgegenirrte.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Schlußwort über den Sadhu Sundar Singh

Nach den Entgegnungen von Hans Stempel und Albrecht Oepke im Augustheft des „Türmers" erbittet Studien-Assessor Martin Loesche noch einmal das Wort, um als Schüler Wundts seinen kühleren Standpunkt dem Inder gegenüber zu wiederholen. „Es gilt die Frage," schreibt er u. a., „wie die verdüsterte Seele gerettet werden könne, — und ich glaube, daß solches nur geschieht, wenn wir den Materialismus auf demselben Wege überwinden, auf dem wir ihn entdeckten: denkend. Und ich glaube auch, daß wir die Unpersönlichkeitskultur nur überwinden werden, wenn wir uns auf die Quellen unserer Kraft und der geistigen Ursachen unseres Verfalls besinnen und nicht nach geistiger Anleihe suchen bei seelisch anders gearteten Sendboten ferner Völker. Ich bin erfreut, daß Herr Stempel den großen Unterschied zwischen deutschem Persönlichkeitsideal und Sundar Singhs Persönlichkeitsstreben zugibt und damit einen Kernpunkt meiner Ausführungen unterstreicht" ...

Wir möchten unsererseits diese Erörterung hiermit abschließen. Der Sadhu (das Wort heißt etwa „Heiliger") Sundar Singh ist uns nur aus einem sehr lesenswerten Buche des Verlags F. A. Perthes, Stuttgart u. Gotha, bekannt: „Der Sadhu". Dieses für den Religionspsychologen wichtige Werk hat den Untertitel: „Christliche Mystik in einer indischen Seele"; seine Verfasser sind B. H. Streeter und A. J. Appasamy, also Gelehrte aus der angelsächsischen Welt; und der bekannte Erzbischof von Upsala Nathan Söderblom hat ein Vorwort dazu beigesteuert. Darin heißt es: „Dieses Buch ist ein mustergültiges Beispiel eines kurzgefaßten, gut zusammengestellten und eindrucksvollen Lebensbildes. Sundar hat keine religiöse Gemeinde um sich versammelt und auch nicht die Absicht, es je zu tun. Ein echter Christ ist der Ausbreitung der Gottesherrschaft in der Welt nützlicher als irgendeine Organisation ... Es ist möglich, daß er als evangelisch-indischer Mystiker viele Vorgänger hat; aber wir wissen nichts von ihnen. In der Religionsgeschichte ist Sundar der erste, welcher der ganzen Welt zu zeigen vermag, wie sich das Evangelium Jesu Christi in unveränderter Reinheit in einer indischen Seele spiegelt"...

Freilich muß man aber in aller Deutlichkeit hinzufügen: dieser Sadhu ist auch innerhalb der indischen Christen eine Seltenheit, eine Ausnahme, nicht nur unter uns Europäern. Er hat wie sein Herr und Heiland vierzigtägiges Fasten durchgemacht; er ist seit dieser geistig-leiblichen Kraftprobe mit Visionen und Ekstasen begnadet, denen jenes Buch ein großes Kapitel widmet. Und da hört allerdings Wundts und jede wissenschaftliche Methode auf; hier sind wir etwa den Gefilden Swedenborgs, schwäbischer Theosophen oder Jung-Stillingscher Religiosität nahe. Es ist eine christozentrische Theosophie. Diesem gelegentlichen entrückten Schauen kommt man aber auch mit dem bequemen Wort „krankhaft" nicht bei. Kurz: ein Kapitel, das sich einstweilen noch jenseits der rationalen Forschung entfaltet. Mitsprechen kann da nur, wer es selber erlebt oder auf das genaueste beobachtet hat. Wir empfehlen einerseits Zurückhaltung, andrerseits Ehrfurcht vor der seelischen Verfassung eines edlen und ungewöhnlichen Mitmenschen. L.





Das Kaiserbuch

Vorwort

Vorbemerkung. Der Dichter Paul Ernst hat den kühnen Gedanken gefaßt, die mittelalterliche Kaiserherrlichkeit in einem Epos zu gestalten. Etwa 80 000 Verse wird das Ganze umfassen. Wir veröffentlichen hier das Vorwort (gekürzt) und werden Proben bringen. Der erste Teil, rund 28 000 Verse, die Geschichte der sächsischen Kaiser darstellend, soll in zwei Bänden von je etwa 400 Seiten erscheinen. Damit bei den heutigen Bücherpreisen das Werk erschwinglich wird, will es der Verfasser auf Subskription drucken lassen. Die Zeichner erhalten es etwa um die Hälfte des Preises, den es später im Buchhandel kosten wird; sie werden gebeten, unmittelbar an den Verfasser zu schreiben, Dr. Paul Ernst, Königsdorf, Oberbayern, von dem ihnen dann später die zwei Bände unter Nachnahme zugehen werden. Der Preis kann noch nicht genau festgesetzt werden, da er von der Anzahl der Zeichner abhängt; kommen nicht 1500 Zeichner zusammen, so kann das Werk nicht hergestellt werden. Es werden nur die Kosten für Satz, Druck, Papier, Heftung und Versendung berechnet. D. T.

Ich habe den Plan gefaßt, die deutsche Kaisergeschichte in einem großen Epos darzustellen. Ich meine das Zeitalter der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser. Bei einem so großen Unternehmen habe ich Recht und Pflicht, meine Gründe und Zwecke darzulegen.

Ungewußt und ungewollt habe ich mich schon von später Kindheit an zum Dramatiker gebildet; ich habe meinen mir von meiner Natur vorgezeichneten Weg nicht frühzeitig gesehen; aber auch so bin ich ihn immer gegangen, und ich habe der deutschen Dichtung eine Anzahl Dramen gegeben, welche, wie mir wenigstens heute scheint, den Umkreis der dramatischen Möglichkeiten umfassen.

Wenn ein Dramatiker in einem Volk zu einer Zeit aufsteht, wo Sittlichkeit und Geist herrschen, wenn er also von den Leuten wenigstens von weitem verstanden wird, so vermögen Begabung und Können sich bei ihm in einer bunten und reichen Fülle von vielen Werken zu äußern. Ich glaube, daß es nur eine ganz kleine Zahl dramatischer Erlebnisse gibt, welche in dem geborenen Dramatiker im Lauf seines Lebens innerlich geschehen, welche auch sein urbildliches Leben ausmachen; er gestaltet jedes Erlebnis; wenn sein Volk nun geistreich und dankbar ist und seine Gabe mit Freuden aufnimmt, so gestaltet er jedes solches Erlebnis vielmals, so oft, bis das notwendig eintretende neue Erlebnis das alte ablöst. Ein solcher Reichtum war mir nicht gegönnt. Ich bekam von meiner Nation nichts, denn ich hatte das Unglück, gerade zu der Zeit ihres tiefsten Standes geboren zu werden, in welcher sogar die Ahnung des Höheren verschwunden war; und so konnte ich nur mit meiner eigenen Kraft arbeiten. Deshalb ist mein dramatisches Werk arm; fast jedes der typischen dramatischen Erlebnisse hat bei mir nur ein einziges Drama erzeugt.

Ob das durchaus nur Nachteil war? Ob nicht ein Vorteil in der Härte und Schärfe der dramatischen Ausprägung liegt, welche dadurch erzeugt wurde, das werden erst spätere Zeiten entscheiden können.

Ich sagte, daß es mir heute so erscheint, als ob meine Dramen den Umkreis der dramatischen Möglichkeiten umfassen. Ich kann nicht wissen, ob das richtig ist, denn derartiges kann man ja bei keinem alten Dichter oder Denker lesen, man kann es immer nur selber erleben und versteht

es dann neu aus dem Alten. Es ist also an sich möglich, daß mir noch dramatische Erlebnisse aufgespart sind, und daß ich noch neue Dramen dichten werde.

Aber nun hat sich der Plan dieses großen Epos in mein Leben geschoben, und ich glaube, daß das Erleben, welches ihm zugrunde liegt, das dramatische Erleben ablöst.

In solchen Dingen sind wir alle den ärgsten Selbsttäuschungen unterworfen. Keine Besinnung schützt vor ihnen. Es wäre möglich, daß die tiefe Schmach des Vaterlandes mich ohne mein Wissen bestimmt hätte; mit meinem Wissen hat sie es nicht, denn ich bin mir immer klar darüber gewesen, daß der Dichter nur von Gott abhängt, und darstellen muß, was in ihm selbst ist, und nicht was durch äußere Dinge bestimmt wird; zu solchen äußeren Dingen gehört aber auch das geschichtliche Schwanken eines Volkes von Glück zu Unglück, von Tugend zu Schändlichkeit, von Begabung zu Albernheit, und umgekehrt.

Aber wenn ich auch hoffe, daß ich mich nicht durch Äußeres habe bestimmen lassen, so muß ich doch wünschen, daß meine Arbeit auf Äußeres wirkt: nämlich auf mein Volk, von dem ich selber ja ein Teil bin, dessen Leben ich ja mitlebe.

Ein Freund erzählte mir ein kleines Erlebnis aus Italien, das mich auf das tiefste bewegt hat. Er war auf dem Lande in der Familie eines Kleinbauern. Der Sohn war im Marokkanischen Krieg gewesen und wurde zurückerwartet. Er kam; und zur Feier versammelte sich die Familie und las die Göttliche Komödie.

Wir haben den Krieg verloren, dweil erartiges bei uns nicht geschieht, nicht möglich ist. Wir haben den Krieg verloren, weil wir keine Nation sind. Nicht die zehnfache Übermacht, nicht die Feindschaft der ganzen Welt hat uns besiegt, sondern wir sind in uns selber zusammengebrochen, weil wir nicht wußten, was wir wollten.

Nur der Dichter kann ein Volk zur Nation machen, nur er kann einem Volk sagen, was es will, denn nur in ihm nimmt das dunkle Gefühl, der unbestimmte Trieb des Volkes Form und Gestalt an.

Wir sind heute ebensowenig eine Nation, wie wir es in unserer klassischen Zeit waren. Als der Reichstag einen Beschluß gegen die Besetzung durch schwarze Truppen, gegen die tiefste Schändung des deutschen Volkes fassen wollte, stimmten die Unabhängigen dagegen. Wir werden diese Schmach, Deutschen von Deutschen angetan, immer brennend fühlen, wir können ja auch hoffen, daß nun bald das Maß der Gemeinheit und Niedertracht voll ist. Aber sicher ist ein solches Vorkommnis doch der klarste Beweis dafür, daß wir noch immer keine Nation sind.

Kann also ein Dichter da überhaupt etwas anderes schaffen, als was unsere Klassiker schufen?

Mir scheint doch, daß es möglich ist. Das Ideal unserer Klassiker ist zerbrochen. [? Wir möchten lieber sagen: Neudeutschland hat es nicht weiterzubilden vermocht. D. T.] Wir haben nichts mehr, an das wir uns halten könnten. Wir sind ein Haufen Sand, den der Wind weht, wie er will. Wir haben keinen Glauben, wir haben keine Dichtung, wir haben kein Vaterland, wir haben kein Volk, wir haben keine Ehre, wir haben nichts mehr. Nur der einzelne ist noch. Aber dadurch, daß nichts mehr da ist von Göttlichem und Menschlichem, das ihn an die andern binden könnte, hat er auch eine Freiheit, wie sie wohl selten Menschen früher hatten. Ich habe diese Freiheit stets gefühlt, wenn ich durch die Straßen unsrer Großstädte ging, an den Theatern vorbei, in welche sich die Menge drängte, ich habe stets gefühlt: Nichts verbindet mich mit diesem Pack. Heute, wo der erwartete Zusammenbruch gekommen ist und die Gemeinheit sich nackt und ohne Lüge spreizt, die damals wenigstens noch log, ist mir meine Freiheit deutlicher geworden als früher: die deutsche Nation ist in der Wirklichkeit nicht vorhanden, sie ist eine Idee.

Ich möchte auf eine Zeit und auf ein Volk hinweisen, wo alles, wenigstens dem äußern Anschein nach, noch verzweifelter stand als bei uns, wenn schon vielleicht die Volkskraft freilich nicht so von innen heraus verzehrt war — vielleicht; das kann man ja nicht wissen. Mitte des siebenten Jahrhunderts wurde das persische Reich von den Arabern erobert, ein arisches Volk von einem semitischen unterjocht. Die Perser waren ein Adelsvolk, ihre Nationalität ruhte also im Adel. Die Araber mordeten die vornehmen Perser und nahmen ihre Frauen und Töchter

in ihren Harem. Sie verboten die alte Religion und zwangen den Persern den Mohammedanismus auf, sie verboten die persische Sprache und vernichteten die Urkunden der alten persischen Geschichte und Dichtung. Den Persern war also alles genommen, was sie als Volk hielt: Gott, Sprache, Dichtung und Geschichte, und selbst ihr Blut wurde ihnen verfälscht. Nun, um die Mitte des zehnten Jahrhunderts wurde Firdusi geboren. Er hat in seinem Königsbuch den Persern eine Dichtung gegeben, aus welcher die Nation neu erstehen konnte. Das war möglich dadurch, daß er ganz frei stand und sein Volk in sich erlebte. —

Nun scheint es wohl ein dreistes Unterfangen, wenn ein Mann, der genau weiß, daß er ein Dramatiker ist, ein Epos dichten will. Denn dramatische und epische Begabung schließen sich aus. Das Wesentliche der Begabung ist das Temperament, und man hat entweder ein episches Temperament oder ein dramatisches.

Aber vielleicht wird hier der Begriff des Epischen zu eng genommen.

Wir denken bei Epos immer an Homer und machen uns nicht klar, daß das Homerische Epos nur eine Art Epos ist, und vielleicht noch nicht einmal die klassische.

Ich muß wohl weiter ausholen und an den Anfang setzen, was mir von den Kunstformen scheint. Ich halte sie für ewig und glaube, daß die wirklich vorhandenen Dichtwerke formal größere oder geringere Annäherungen an die ewigen Ideale der Formen sind.

Nun muß ich unbestimmt sprechen. Das Epos ist etwas Umfassendes, es stellt eine ganze Welt dar — die ganze Welt. Es kann deshalb nicht Form haben in dem Sinn wie das Drama oder die Novelle, denn diese stellen nur einen einzelnen Kampf, ein einmaliges Geschehen dar.

Die Heimkehr des Odysseus und der Zorn des Achill sind begrenzte Vorwürfe.

Hat man schon daran gedacht, daß die Begrenzung hier gar keinen Sinn hat? Ein Drama rauscht in zwei Stunden — das ist für den heutigen Menschen die Dauer der Aufnahmefähigkeit — an uns vorbei, es ist ihm wichtig, daß in jedem Augenblick das Ganze vor unsern Augen steht, alle Fäden uns bewußt sind, denn es beabsichtigt ja doch, eine bestimmte Bewegung im Zuschauer zu erzeugen, die zuerst in flachem Bogen nach oben geht, dann steiler, dann sich eine kurze Zeit hält, und endlich steil abfällt in einem Bogen und mit Aufenthalten, welche die tiefere Besinnung über den göttlichen Sinn des Geschehens ermöglichen. Das Epos aber hören (oder heute: lesen) wir in einer Reihe von Tagen, wir brauchen keine allgemeine Spannung, denn wir fangen immer neu an; wir spüren sie auch gar nicht, wir wollen vom Vergangenen ein allgemeines, etwas verschwommenes Bild, vom Ganzen ein breites, umfassendes Weltgefühl ...

Am finnischen Nationalepos können wir die natürliche Form des Epos besser beobachten als bei Homer. Das Epos besteht aus einer Reihe von Episoden, die in sich eine aus einer leichten, nicht starken, dramatischen Spannung hervorgehende Form haben müssen und eigentlich gar nicht miteinander verbunden sind. Das Epos ist eine Aneinanderreihung von erzählenden Gedichten, die von denselben Menschen handeln oder sonst inhaltlich verbunden sind und aus derselben dichterischen Grundstimmung aufwachsen. Es glückt deshalb auch besonders Zeiten, wo die Menschen noch nicht individualisiert sind, so daß mehrere in gleicher Weise dichten und doch ein einheitliches Werk schaffen können, weil sie gleich fühlen, gleich empfinden und gleich denken ...

Die Germanen haben in ihrer Geschichte eine Zeit gehabt, wo sie die Möglichkeit des homerischen Epos hatten. Bei den Südgermanen scheint sich das Heidentum ja nicht voll ausgelebt zu haben, es wurde durch das Christentum vorher abgeschnitten; bei den Nordgermanen hat es sich ausgelebt zu der Form, welche das homerische Heidentum hat. Auch die Dichter gab es, welche den homerischen Dichtern entsprachen, es waren die Skalden. Sie haben auch Heldengesänge gedichtet; und mag man unsern Homer im wesentlichen in der homerischen Zeit gedichtet sein lassen, mag man seine Gestaltung zu dem, was wir heute haben, in die Zeit des Pisistratus legen: beides wäre doch auch bei den Nordgermanen möglich gewesen. Ich glaube, daß die rohe Form des Stabreims das verhindert hat. Schon bei Homer finden wir sehr viel Formelhaftes. Aber das ist in einer beweglichen Sprache, in einem beweglichen Vers, bei welchem in einer

Weise, die wir heute gar nicht empfinden können, das quantitierende Metrum über den in natürlicher Betonung gesprochenen Worten schwebt.

Die Germanen stießen das Wesentliche leidenschaftlich hervor, und vergaßen das Unwesentliche, indem sie die betonte Silbe durch den Stabreim noch heraushoben, indem womöglich die Zuhörerschaft diesen Stabreim mitbrüllte. Eine solche Dichtung ist nur in der allerhöchsten Erregung, also nur ganz kurze Zeit natürlich, sie ist fast selber Naturlaut und nicht Dichtung; und wenn da nun etwas Längeres gedichtet wird, dann kommt ganz notwendig Formel, Leere und Meistersingertum. Es ist doch kein Zufall, daß unsre Vorfahren den Stabreim aufgaben.

Homer hat das griechische Volk geschaffen; ohne ihn wären nur Dorer, Jonier und Äolier gewesen. Wenn unsre Vorfahren eine Homerische Dichtung gehabt hätten, dann wäre das Schicksal des deutschen Volkes anders gekommen. Es lag an der Sprache. Aber in der Sprache ist zuletzt immer das Schicksal eines Volkes beschlossen.

Ich habe nun eine Erklärung dafür gegeben, daß ich als Dramatiker mich an eine epische Dichtung wage, und an eine epische Dichtung, die solche Absichten hat, wie ich andeutete. Dabei bin ich schon auf die Fragen von Sprache und Vers gekommen.

Am Anfang unsrer klassischen Dichtung steht Klopstocks Messias. Der Hexameter ist nach ihm von allen unsern großen Dichtern angewendet, in höchster Meisterschaft zuletzt von Mörike in seinem Idyll vom Bodensee. Mörike hat in der Tat das Unglaubliche fertig gebracht, daß der Hexameter fast wie ein deutscher Vers klingt: aber wer ganz genau zuhört, der wird selbst bei Mörike doch immer noch etwas Unorganisches spüren. Mag es davon kommen, daß der Hexameter berechnet ist auf den Gegensatz von Betonung und Maß, so oder so ist der deutsche Hexameter ein Unding. Wer deutschen Gefühlsgehalt in ihm ausdrücken will, wird sich nie wahr, leidenschaftlich, tief, streng, auch nicht leicht und spielend ausdrücken können, er wird stets dahinwandeln wie der gutgedrillte Soldat mit der hänfenen Halsbinde.

Der deutsche Knittelvers ist unsrer Sprache angemessen und aus ihr entstanden. Er hat sich aus dem Vers der Nibelungenstrophe entwickelt. Aber er ist sehr selten von guten Dichtern behandelt und hat von der bänkelsängerischen Gemeinheit, zu welcher er herabgesunken war, zu viel beibehalten. Er scheint mir auch zu kurz, wie mir andrerseits der Nibelungenvers, dessen Hälfte er ja ist, zu lang scheint. Nun hat sich der fünffüßige Jambus vom Drama her immer mehr Raum in unsrer Dichtung erobert, ganz von selber, wahrscheinlich doch, weil er uns natürlich ist; und gleichfalls von selber hat er durch freiere Behandlung sich zu etwas entwickelt, das man als fünffüßigen veredelten Knittelvers bezeichnen könnte. Dieser Vers schien mir für meine Aufgabe sehr geeignet zu sein; er schmiegt sich von selber dem Inhalt an, er geht in jedem Tempo, er drückt Gefühlsbewegungen in sehr feiner Weise aus, er ist mannigfaltig, und er betont gerade hinreichend, nicht zu viel (wie etwa der Alexandriner) und nicht zu wenig (wie mir die Sloka scheint) das Versmäßige, Höhere und Jenseitige; er muß für uns ähnlich wirken, wie für die Griechen (nicht für uns) der Hexameter; wenn wenigstens noch der Reim dazu kommt.

Ohne Reim würde er sich zu wenig von einer sogenannten gehobenen Prosa unterscheiden.

Ich habe mir eine Strophe zurecht gemacht, von der ich glaube, daß sie einerseits das Reimgeklapper verhütet, indem sie Mannigfaltigkeit der Reimverschlingungen erzeugt, andrerseits doch nicht das Epos in einzelne kleine Stücke zerreißt.

Die Engländer haben etwas wie ein Nationalepos in den Shakespeareschen Königsdramen. Unsere Romantiker fühlten, wie an andern Stellen, so auch im Nationalen die Schwäche unsrer klassischen Dichtung. Aber sie hatten keine großen Dichter unter sich. So haben denn in der romantischen Zeit einige armselige Schächer versucht, aus unseren Kaisern etwas zu machen, das den Shakespeareschen Königsdramen ähnlich war. Es konnte nicht glücken, abgesehen von der dichterischen Unzulänglichkeit der Männer von Raupach über Grabbe bis zu den letzten Nachzüglern in der Oberlehrerdichtung der achtziger Jahre, weil man sich die Aufgabe ganz falsch gestellt hatte, weil man die Form der Shakespeareschen „Historien“ gar

nicht verstanden hatte. Aus jener Zeit aber stammt das Vorurteil, daß die deutsche Kaisergeschichte dichterisch nicht verwendbar sei.

Sie ist die dichterisch bedeutendste Geschichte, die es im Mittelmeerkulturkreis überhaupt gibt, denn in ihr gehen alle Kämpfe und alle großen Ideen der Menschheit vor sich, sofern sie sich im geschichtlichen Leben äußern. Die englischen Könige sind nichts als eine Horde roher Menschen, welche durch ihre mehr oder weniger niedrigen Leidenschaften hin- und hergezogen werden; die deutschen Kaiser sind in einer geschichtlichen Lage, daß selbst ein Niedriger unter ihnen immer um die höchsten Dinge kämpfen mußte....

Von den deutschen Völkern waren am meisten unberührt von dem römischen Verderben die Sachsen geblieben; erst durch Karl den Großen wurden sie in die untergehende Welt einbezogen; aber glücklicherweise hatten sie damals bereits genügende innere staatliche Festigkeit, vielleicht nützten ihnen auch die beständigen Slawenkriege, die sie nicht zur Ruhe kommen ließen. Die Sachsen lebten bäuerlich einfach in drei Ständen: den Adligen, den gewöhnlichen kleinen Bauern und den Hörigen. Der Adlige war wirtschaftlich nur ein Großbauer, sein Vorrang ruhte im Sittlichen, das sich, wie das Sittliche im Staatlichen ja eine äußerliche Form haben muß, in der Abstammung äußerlich kundgab. Mit andern Worten: die Sachsen hatten einen wirklichen Adel.

Solcher bäuerlicher Adel gibt die beste Schule für einen wirklichen Staatsmann ab: der Wille wird gestählt im wirtschaftlichen Kampf mit einer kargen Natur und freiheitlich gesinnten Dienern; der Verstand durch die Bauernarbeit, die ehrenamtliche Verwaltung und Rechtsprechung; damit wird auch das nötige Wissen, nämlich Kenntnis der Menschen und Fähigkeit, sie zu behandeln, erworben; und in den jahrhundertealten Verhältnissen, deren Andenken sich lebend erhält, wird adelige Gesinnung erzeugt: auf Rechtschaffenheit ruhende Vornehmheit und edle, vernünftige Ruhmbegier.

Die Ludolfinger muß man sich aus solchen Verhältnissen emporgewachsen denken. Durch Höherzüchtung von Jahrhunderten hatte sich hier ein edles Geschlecht bilden können, das seiner Aufgabe gewachsen war, als die Zeit es verlangte. Die Vorherrschaft des Geschlechtes unter den Sachsen muß auf dem großen Eigenbesitz geruht haben; wie denn kluge Völker sich nie werden von schwätzenden Habenichtsen leiten lassen, sondern als Befähigungsnachweis von ihren Herrschern verlangen, daß sie Eigenes haben und verständig verwalten.

Als Heinrich der Vogler zum König gewählt wurde, da war die Lage des christlichen Westeuropas verzweifelt. Außer den heidnischen Reichen des Nordens war nur Sachsen in Ordnung. In Bayern und Schwaben kämpfte die weltliche Gewalt mit der geistlichen, das Lothringische Reich, unglücklich gebildet — noch heute erleben wir am deutschen Elsaß, das die Franzosenherrschaft der Freiheit vorzog, an schurkischen Landesverrätereien am Rhein die letzten Folgen dieser Bildung — schwankte unentschieden zwischen Frankreich und Deutschland. In Frankreich drängten und drückten die Normannen, in der Provence die Araber; in Italien machten die Araber Fortschritte, indessen die einheimischen Fürsten den Bürgerkrieg zum politischen System erhoben hatten; das Papsttum war tief gesunken, mit ihm die Kirche überall, außer in Sachsen und außer dem kleinen Punkt von Cluny; es war ebenso unsittlich, wie die weltlichen Gewalten; und diese Völker alle mußten dann noch die beständigen Raubzüge der Ungarn erdulden, welche noch ganz in der Art des Dschinghis-khan vor sich gingen.

Als Otto der Große starb, war Deutschland national geeinigt und war der Anfang zu der Begründung eines deutschen Nationalgefühls gemacht; gehörten Oberitalien zu Deutschland und verschiedene slawische Länder, die sich eindeutschten; und war der deutsche Kaiser als der sittliche oberste Herr Westeuropas anerkannt, der das Papsttum und die Kirche zum Besten der gesamten Christenheit leitete. In der Folge kamen noch Süditalien und Sizilien dazu, dehnte sich Deutschland im slawischen Osten weiter aus. Dann brach in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dieses Gebäude zusammen.

Wir müssen nicht Schuld und Fehler suchen wollen, wie die Menschen ja so leicht tun. Wer Geschichte verstehen will, der soll nicht schulmeistern und sich einbilden, daß er in seiner Studierstube es besser gemacht hätte als der König auf seinem Thron. Wir haben in jenen Jahrhunderten eine Reihe großer Männer gehabt, wie selten ein Volk hatte; diese Jahrhunderte stellen ein natürliches geschichtliches Geschehen dar, das selten so klar und ruhig ablief, selten so bedeutende und edle Männer zu Trägern hatte...

Als das deutsche Reich drei Jahrhunderte nach seiner Bildung zusammenbrach, folgten andere drei Jahrhunderte, in denen das deutsche Volk seinen Charakter völlig verändert hat und eine neue, eigenartige Gestaltung seiner staatlichen Zustände suchte. Sie zeigen nicht mehr große Herrschernaturen, sie haben ein Bürgertum geschaffen, das einzig in seiner Art ist, das selbst heute noch, wo es von oben und unten und innen zerfressen ist, doch das Wertvollste von Menschenklasse im heutigen Europa vorstellt. In diesem Bürgertum aber schlummern auch die Möglichkeiten der Kaiserzeit; denn alles, was im Volk einmal war, lebt noch in ihm. Der Kaiserzeit, versteht sich, vom tüchtigen, nüchternen Begründer zum großen Schöpfer, dem begeisterten Heiligen, den tragischen Kämpfern, den heitern Dichtern bis zum freiesten Ungläubigen. Alles schlummert im Deutschen von heute. So ist der heutige Deutsche vielleicht der reichste Mensch, den die Welt je gesehen hat — versteht sich, der Möglichkeit nach.

Der Möglichkeit nach sind wir methodisch und leidenschaftlich, wissenschaftlich und tragisch, lenkbar und wild, friedlich und kriegerisch, dumm bis zur Unmöglichkeit und klüger als alle die Völker, die sich so viel klüger benehmen als wir; wir sind vor allen Dingen dem übrigen Europa unheimlich, und noch jetzt, in unsrer Ohnmacht, gefesselt an Händen und Füßen, sind wir unsern Erbfeinden, den Franzosen schrecklich. Jetzt, in unsrer Schmach, werden wir noch Einiges lernen, das unsrer Vielseitigkeit noch fehlte: vor allem die heilige Unbedenklichkeit. Wir werden schon wieder aufstehen; unsre Zeit war noch nicht, sie wird erst noch kommen.

Paul Ernst



Der Dichter Rudolf Paulsen

Rudolf Paulsen ist der Sänger der wunderbaren Melodie des Lebens, wie sie seit Walther von der Vogelweide von allen wahrhaft Berufenen gesungen wurde. Und schon darin, wie Paulsen die Natur, den Frühling und Herbst, den Winter und die Einsamkeit, wie er die Liebe singt, wie ihm Mystisch-Religiöses im Rhythmus des Erlebens Lied wird, wäre sein spezifisch-deutsches Wesen, darin ich vor allem seine Bedeutsamkeit für unsere und kommende Zeit sehe, zu erkennen. Aber er ist mehr als Sänger: Rudolf Paulsen hat — und in diesem Hinweis sehe ich sehr wesentlich den Zweck dieser Arbeit — das Gewissen des deutschen Wesens. Er hat es in seiner leidenschaftlichen Hingabe zum Leben, in seiner Sehnsucht zu wahrem religiösem Sein, das Kosmische ist der unendliche Bezirk seines Daseins, und indem er schöpferisch lebt, formt sich das in seiner Dichtung, was uranfänglich und immerfort das Deutsche ist. Damit man ihn aber nicht irrtümlich verkleinert: Er gehört nicht zu der neuerlich wichtig erscheinenden Gruppe der Literatur, deren Deutschtum sich in der Bevorzugung von Stoffen bemerkbar macht: Es kommt auf die Seele an, auf den Menschen, der Stoff ist belanglos. Es weiß niemand, was deutsch ist — er lebe und gestalte schöpferisch aus seinen Urinstinkten — das deutsche Wesen ist hernach „geworden“, es hat sich ergeben aus ihm selbst und ist auch aus der Dichtung, aus der Kunst immer neu zu formulieren. Rudolf Paulsens philosophische Grundbestimmung —: Ob da Ererbtes von dem Vater Friedrich, dem früheren Professor der Berliner Universität, wesentlich tendiert, kann uns belanglos sein: Es ist für uns die Tatsächlichkeit des Menschen als Mittelpunkt einer Welt gegeben, darin das Große wie

Kleine gleicherweise groß ist. Das Erlebnis des Kindes wie der keimenden Bohne sind gleicherweise immer Probleme der Unendlichkeit. Die Resonanz gibt den Klang der singenden Geige, gibt dem Ton die Güte, Farbe und Gestalt. Und aus der Abgründigkeit der Seele werden die religiösen Mythen dichterischer Formung — aus der denkerischen Prädestination wird die Schärfe der Formulierung, wird die Neuheit des sprachlichen Ausdruckes — — wird immer wieder neu Rhythmus und Vollklang spezifisch deutscher Sprache. Es ist selbstverständlich, daß die Individualität des groß-geistigen Menschen selbst in den zartesten Subtilitäten des kleinsten Gedichtes erkennbar ist, vor allem dann, wenn die lyrische Form bis in ihre letzten individuellen Möglichkeiten erfüllt ist.

Man prüfe Paulsens Bücher daraufhin: Man wird wenige Lyriker finden, die in der Identität von Vokalisation und Bild (Gedanke), in der Ausdruckskraft des Klangs der Endreime so durchaus vollendet, so spezifisch subjektiv ausgeprägt sind. Diese Überzeugung kann man nicht mit wenigen Beispielen geben, man greife zu diesen Büchern, die seit 1910 im Charon-Verlag (Berlin-Lichterfelde) vorliegen. Man erkenne schon in den ersten „Töne der stillen Erinnerung und der Leidenschaft zum Kommenden“, „Gespräche des Lebens“ (diesem Buch mit dem beglückend sachlichen, anspruchslosen und doch verheißenden Titel) die Entwicklung des Dichters vorgezeichnet. „Lieder aus Licht und Liebe“, das Buch, da die Erlebnisse Ehe und Kind kosmisch geweitet, in dem die religiösen Lieder Novalis'scher Schönheit sind. „Im Schnee der Zeit“, „Und wieder geh' ich unruhvoll“, sind die letzten eben erschienenen Bücher, die sowohl in den Liebes- wie Naturgedichten, in den großen Anschauungen solcher Gestaltungen wie „Mutter“, „Nietzsche“, . . . von großer ethischer Wucht sind und künstlerisch auf seltener Höhe stehen.

Wie schon angedeutet, ist es mir in diesen Zeilen um den Hinweis auf die deutsch-religiös-ethische Bedeutung Paulsens zu tun. Das Problem der Erotik ist in den Liedern immer ins Geistige gestellt, das nimmt ihnen nichts von der Wirklichkeit, es gibt ihnen aber in aller Sinnenseligkeit jene edle minnesängerische Wahrheit, Herbheit wie Süße . . . es schließt alles verkleinernd-Idyllische aus, gibt ihnen die umfassende Weite, sei nun das Thema wie es wolle: Immer gibt die Sprache das in ihr Schwingende, Erlöste, — — immer gibt das letztlich religiöse Wesen des Dichters in allen den Liedern, auch den Natur- und Landschaftsgedichten den Ausschlag.

Erwähnen noch muß ich die umfangreiche Dichtung „Christus und der Wanderer“ (Nietzsche), die, in einem Charon-Heft 1920 erschienen, im eigentlichen das Problem des Lebens an sich gestaltet. Christus und Nietzsche, die beiden Pole des Lebens, die in der umfassenden Einheit des Vaterwillens, „unverletzbar im Größeren“ liegen. In einer Broschüre (und immer wieder in den Büchern) setzt Paulsen sich in seiner philosophisch-klaren darstellerisch einfachen Weise auseinander mit der Frage der Wiederkunft des Gleichen oder der Aufwärtsentwicklung. Die spiralige Höherentwicklung ist ihm der Sinn des (allerdings nicht kirchlich-dogmatischen) Christentums. Aus Nietzsches Leben hat die Zeit eine ethoslose „Karussellphilosophie des Bauches“ gemacht, denn wenn im Gegensatz zu Gut und Böse alles gut ist, kann ja das Gute auch schlecht sein, zumal sich dieses Dasein ja doch immer wiederholt. Er greift hier wie wenige aus sicherem Instinkt in die Verhältnisse der gegenwärtigen Nachkriegszeit, da mehr als bisher Kirche und alles Kultur-sein-Wollende unter dem Zwang des Materialismus stehn, da alles Ware, Allgemeinbildung ist in der Zeit des rationalen Prinzips und des staatlichen Steigleitersystems. Aber was hier gesagt ist, das ist schon 1912 in Gedichten so klar formuliert, daß es gewissermaßen der Nachweis für die prophetische Gabe vielleicht jedes tiefen schöpferischen Menschen sein kann: Diese klare Vorauserkennung der Katastrophe, die wir seit 1914 erlebten, könnte der Beweis sein für das, was ich bezüglich Paulsens deutschem Wesen und Gewissen, bezüglich der besonderen deutschen Bestimmung Paulsens, der zugleich die Gabe der dichterischen Formung hat, zu Anfang sagte.

Der Prophet ist nicht Wahrsager, er ist nur, der aus rassischen Instinkten hingegeben lebt, der intensiver Lebende, der inbrünstig die Wahrheit Wollende. Man lese Paulsens „Stern-

schnuppen und Höllenfackeln", in denen er allem Pretentiösen, allem Scheinsein der Wissenschaft, Kirchen und Schulen entgegentritt, allem Snobismus und Oberflächentum, allem Ästhetentum der Kunst, allem was im Namen des Deutschtums undeutsch ist, im Namen der Religion unchristlich ... Man lese seine Dichtungen „Stadtgesicht", „Nächtliche Predigt" (die in eigenartiger Vorbedeutung gerade vor Ausbruch des Weltkrieges erschienen) um die Einstellung dieses Menschen auf das urdeutsch Seelisch-Wahre zu bestaunen und wie er in einer Zeit maßloser Verwirrung die Sicherheit hat zu einer verantwortungsschweren Kritik, durch die er ganz gewiß nicht der Freund derer werden konnte, denen diese Zeit recht war ... Es ist bis heute nichts gebessert in den geistigen Verhältnissen des sogenannten Deutschland: Es wird langsam aus den Tiefen der Not und Besinnung besser werden.

Denjenigen aber, die es wissen, daß Deutschland nur aus dem geistigen Sichwiederfinden des Einzelnen genesen kann, sei dieses große Werk eines bisher einsam lebenden und schwer kämpfenden Dichters, dessen kritische Aufsätze und Novellen in allen Zeitungen gedruckt werden, dessen Wesentlichstes, seine Lyrik aber bis heute einsam blieb, empfohlen. Nicht modern ist Paulsen in Stoffen oder irgendwelcher gängigen Form. Er ist neuschöpferisch, prägnant eigenartig durchaus — — und was sein Werk immer, modern im besten Sinn, wieder aus sich selbst beweist: Treu ist er im Tiefsten und echt — so daß die Form seiner Dichtung keine Vorbilder hat aber verwandt ist allem, was aus Notwendigkeit drängenden Menschentums, was aus Liebe und Berauschtsein des Lebens aus großem dichterischen Können zugleich (das immer verfeinerte Seelorgane bedeutet) Form geworden ist: Form von innen heraus.

Einige Verse von Rudolf Paulsen mögen meine Worte ergänzen. **Erich Bockemühl**

* * *

Und wieder geh' ich unruhvoll,
Ich weiß nicht, was ich suchen soll.
Ach keine Liebe je wo ist,
Die sich entrinn', die sich vergißt.

Ich hab' dir soviel Lieb gesagt,
Ich hab' dir soviel Leid geklagt,
Ich hab' dir soviel Lied gegeigt,
Das nun in mir gepeinigt schweigt.

Und doch nicht völlig schweigen will ...
Es lebt und bebt und sucht sich still,
Bis es sich auf die Schwingen hebt
Und meiner Seele flugentschwebt.

Und weiß nicht, wo es landen darf ...
Der Wind der Welt ist kalt und scharf.
Mein Lied nach dir, ich fühl' es tief,
Daß es noch immer nicht entschlief.

Es ist kein Falter, Vogel nicht,
Es ist ein sehnliches Gedicht,
Ein Schmerzensschrei, ein Ruf aus Not,
Ein Herzenstropfen blut und rot.

Rudolf Paulsen

Heimliche Stunde

Laßt in den Abend uns gehen,
Liebende, lachende Frauen!
Laßt in die Sterne uns sehen
Und in die Mond-Auen schauen!

Die Luft ist voll Violinen,
Die Erde atmet Arom,
Wir gehen von Strahlen beschienen
Im weihrauchduftenden Dom.

Dolce und Moll sind die Klänge,
Wiegend schwingt weicher Gesang,
Unter dem Nachtblaugehänge
Schreiten wir rhythmischen Gang.

Orgel des Frühlings erklingt schon
Leise im schmelzenden Wind,
Stimme vom Himmel bringt schon
Kunde, wie selig wir sind.

Trunkene nächtliche Geigen
Singen im schwebenden Blut,
Und wir wissen im Schweigen:
Seelen sind wir und gut.

Rudolf Paulsen



Gedanken über Pfitzners „Palestrina“

Kunst ist Allgegenwart. Zeit und Raum sind im schöpferischen Zustand überwunden. Wir sind, solange dieser Zustand über uns Macht hat, nicht mehr in dem beunruhigenden Flusse der Zeit, nicht mehr in dem beengenden Banne des Raumes; wir sind nicht mehr Geschöpf, sondern Schöpfer. Wir sind Liebende, Zeugende, Schaffende, Gehilfen der Gottheit.

Schon diese einleitenden Akkorde deuten an, daß ich mit Thomas Manns Randglosse zu Hans Pfitzners „Palestrina“ nicht recht übereinstimme. Der geistreiche Plauderer und fein abgestimmte Erzähler hat dort als Leitmotiv sein eigenes Wort verwendet: „Sympathie mit dem Tode“. Er nennt das „romantisch“. Er deutet den ganzen Pfitzner wesentlich aus der romantischen Ecke, wie das auch Konrad Wandrey im Übermaß tut (Leipzig, Haessel). Ich erlaube mir eine andre Einstellung vorzuschlagen.

Wer sich mit der Partitur von Pfitzners „Palestrina“ beschäftigt, der möge auch dies unterhaltsam sich einfühlende Schriftchen von Thomas Mann (Berlin, S. Fischer) in die Hand nehmen. Es ist ein reizvoller Nachhall des Werkes in der Seele eines Nachbarkünstlers im sinnvoll betrachtenden Schriftsteller: Hans Pfitzner widerspiegelt im Zeitgenossen Thomas Mann.

Darin erzählt der Prosaiker eine scheinbar das Letzte und Tiefste beleuchtende Gesprächsepisode mit dem Tonkünstler:

„An einem Sommerabend zwischen der zweiten und dritten Palestrina-Aufführung unterhielt man sich, auf einer Gartenterrasse sitzend, über das Werk, indem man es, was nahe liegt, als Künstlerdrama und als Kunstwerk überhaupt mit den ‚Meistersingern‘ verglich; man stellte Ighino gegen David, Palestrina gegen Stolzing und Sachs, die Messe gegen das Preislied; man sprach von Bach und der italienischen Kirchenmusik als stilisierenden Kräften. Pfitzner sagte: ‚Der Unterschied drückt sich am sinnfälligsten in den szenischen Schlußbildern aus. Am Ende der Meistersinger eine lichtstrahlende Bühne, Volksjubel, Verlobung, Glanz und Gloria; bei mir der freilich auch gefeierte Palestrina allein im Halbdunkel seines Zimmers unter dem Bilde der Verstorbenen an seiner Orgel träumend. Die Meistersinger sind die Apotheose des Neuen, ein Preis der Zukunft und des Lebens; im Palestrina neigt alles zum Vergangenen, es herrscht darin Sympathie mit dem Tode.‘ Man schwieg; und nach seiner Art, einer Musikantenart, ließ er seine Augen schräg aufwärts ins Vage entgleiten. Es ist nicht ohne weiteres verständlich, warum das letzte seiner Worte mich so sehr erschütterte und erstaunte. Nicht daß es mir sachlich überraschend gekommen wäre; es war ja vollkommen an seinem Platze. Was mich so sehr betroffen machte, war die Formulierung: ‚Sympathie mit dem Tode‘ — — ich traute meinen Ohren nicht. Das Wort war von mir. Vor dem Kriege hatte ich einen kleinen Roman zu schreiben begonnen, eine Art von pädagogischer Geschichte, in der ein junger Mensch, verschlagen an einen sittlich gefährlichen Aufenthaltsort, zwischen zwei gleichermaßen schnurrige Erzieher gestellt wurde, zwischen einen italienischen Literaten, Humanisten, Rhetor und Fortschrittsmann und einen etwas anrüchigen Mystiker, Reaktionär und Advokaten der Anti-Vernunft, — er bekam zu wählen, der gute Junge, zwischen den Mächten der Tugend und der Verführung, zwischen der Pflicht und dem Dienst des Lebens und der Faszination der Verwesung, für die er nicht unempfänglich war; und die Redewendung von der ‚Sympathie mit dem Tode‘ war ein thematischer Bestandteil der Komposition. Nun hörte ich sie wörtlich aus dem Munde des Palestrina-Dichters. Und ohne jede Pointierung, durchaus improvisationsweise, wie es schien, und nur eben um die Dinge beim rechten Namen zu nennen, hatte er sie hingesprochen. War das nicht überaus merkwürdig? Um sein pathetisch-musikalisches Werk recht gründlich zu kennzeichnen, war dieser bedeutende Zeitgenosse mit genauer Notwendigkeit auf eine Formel meines ironischen Literaturwerks verfallen. Wieviel Brüderlichkeit bedeutet Zeitgenossen-

schaft ohne weiteres! Und wieviel Ähnlichkeit in der Richtung der geistigen Arbeit ist nötig, damit zwei fern voneinander, in ganz verschiedener Kunstsphäre lebende Arbeiter im Geiste sich, äußerlich zusammenhanglos, auf das gleiche Wortsymbol für ganze seelische Komplexe einigen."

Das Wort „Sympathie mit dem Tode" bleibt fortan Manns Leitmotiv; das Heftchen schließt damit. Aber bedenklich taucht in dem eben mitgeteilten Abschnitt fast unmittelbar daneben die andere Wendung auf: „Faszination der Verwesung". Ich muß gestehen: ich bin darüber erschrocken. Eigentümlich beleuchtet sich von hier aus des Verfassers Begriff vom „Tod" und von der „Romantik", in die er Hans Pfitzner ohne weiteres einsperrt. Er sagt ausdrücklich (S. 23), Pfitzners Dichtung „ist romantisch nicht nur als Künstlerbekenntnis, sie ist es viel tiefer hinaus ihrer seelischen Neigung, ihrer geistigen Stimmung nach; ihre Sympathie gilt nicht dem Neuen, sondern dem Alten, nicht der Zukunft, sondern der Vergangenheit, nicht dem Leben, sondern —". Mit einem Gedankenstrich bricht der Verfasser der „Buddenbrooks" ab; er zaudert plötzlich; er meint den Tod, will aber das Wort nicht aussprechen. Und er hat recht, zu zögern, gleichsam vor seinem eignen Gedankengang zu erschrecken: denn er ist auf irrigem Wege. Und hier setzen wir ein.

Es ist nicht richtig, es ist nicht der Tod, der als Wortsymbol hierher paßt, und worin sich gleichsam das Letzte und Höchste ausdrückt, oder aus dem gar Palestrinas „höchstes Werk hervorgeht". Es müßte denn sein, daß vor allem einmal dieses bedeutsame Wort „Tod" in das ganze großartige Licht des ihm innewohnenden Mysteriums gerückt werde. Geschieht dies? Davon ist weder hier noch in desselben Verfassers Novelle „Der Tod in Venedig" irgendwo die Rede. Thomas Mann ist doch wohl näher beim weltmännischen Skeptizismus eines Hofmannsthal als bei einem Novalis und dessen ergreifend tiefen „Hymnen an die Nacht". Von Hardenberg und von manch anderem Seher und Sager wissen wir und fühlen es von innen her bestätigt: „Im Tode ward das ewige Leben kund". Erst hinter dem „Stirb" eröffnet sich das wahre „Werde". Also ist es eben nicht der „Tod", sondern vielmehr das erweiterte Leben, der schöpferische Geist, dessen weltschaffendes Licht hinter dem sichtbaren Dasein wirkt, dort wo die „Mütter" wohnen, wo der Urquell aller schaffenden Kräfte rauscht. Die Verbindung mit diesem Geheimnis hatte der dürr und leer gewordene Meister Palestrina aus dem Gefühl verloren (wie sein Schöpfer Hans Pfitzner selber, der in längerer Pause nach den beiden ersten Musikdramen sich hart mit dem äußeren Leben herumschlug). Darum war Palestrina „trübe" geworden. Nun aber quillt es wieder; und es ist tiefsinnige Symbolik, daß ihm nun die Geistgestalt seiner dahingeschiedenen geliebten Gattin und der vorausgegangenen Meister ebenso erscheint wie die reizende Schar der hilfreich aus der Ewigkeit hereinquellenden Engel. Das Jenseits hat sich wieder aufgetan. Denn alle Kunst quillt aus Brunnen, die jenseits der Vernunft und des äußeren Lebens lebendig sind. Man spricht so tiefwahr vom „Besuch der Muse" und empfindet diesen Besuch als Gnade, eben weil er dem verständigen Tageswillen oder dem Befehl von außen ebenso unerreichbar ist wie der heilige Gral — oder wie die Sterne für die Augen am Mittag.

Wir ertappen also hier Meister Thomas Mann auf einem bedenklichen Nationalismus. Faszination der Verwesung? In solchem Zusammenhang? Schrecklich! Wir sagten gleich eingangs: Kunst ist Allgegenwart. Tod und Leben sind nicht mehr durch Klüfte getrennt; ein übergeordnetes Leben kosmischer Art hat sie beide verbunden und einen dritten Zustand geschaffen, der Erdenform und Himmelslicht zugleich umfaßt. Im Zustand der überquellenden Liebe erreichen wir diese glückliche Lebenssteigerung. Liebe in all ihren Formen — ob Zeugung oder Schöpfung, ob Freundschaft, Güte oder anmutige Herzlichkeit — Liebe ist ein Überquellen über den Tag und seine Sehweisen hinüber, ein Über-die-Ränder-Fließen, wobei sich der frei gewordenen, fliegenden, seligen Menschenseele der bezeichnende Wunsch auf die Lippen drängt: „Ach, daß es ewig so bliebe!" Liebe, Schöpfertum, Ewigkeit

gehören zusammen. Wir haben Grund zu vermuten, daß auch der Tod ein Frei-Werden, eine Erweiterung, eine Beseeligung bedeutet und mit der Liebe verwandt ist, eine Geburt: da wir hinüber geboren werden in den geistigen Zustand.

So deuten wir das Schöpfertum. Dies ist zugleich Frömmigkeit. Mit Recht macht auch Thomas Mann darauf aufmerksam, daß Palestrinas erste Worte zu den Schülern mit der Mahnung schließen: „Seid fromm und still!" Und mit ähnlicher gehaltener Glut und schöner Frömmigkeit, aus der zugleich das himmlische Wohlbehagen künstler'scher Vollendung strahlt, schließt das ganze Werk mit den wundervollen vier Gebets-Zeilen:

„Nun schmiede mich, den letzten Stein
An einem deiner tausend Ringe,
Mein Gott, — und ich will guter Dinge
Und friedvoll sein."

Es ist ein äußerst feinsinniger Zug in der Architektur dieses künstlerischen Gebildes, daß die Meister ihren Schützling just im Hochmomente des Schaffens der Messe auf dasselbe Endziel hinweisen (S. 31):

„Wenn du dein ganzes Bild aufweist,
Wenn dein' Gestalt vollkommen,
So, wie sie war entglommen
Vom Anbeginn im Schöpfergeist:
Dann strahlst du hell, dann klingst du rein,
Pierluigi du,
An seiner schönen Ketten
Der letzte Stein."

So sprechen die tieferen, die seelischen Stimmen, die Stimmen der Meister zu dem — seinem Tagbewußtsein nach — skeptisch widerstrebenden und fragenden Meister, der überall nur Sinnlosigkeit sieht.

Es ist nichts anderes als die tiefste Weisheit der germanischen Mystik und aller esoterischen Frömmigkeit überhaupt: in uns wartet ein Bild, das während des Erdenlebens herausgestaltet werden soll als der Sinn unseres Daseins. Das ist es, was die Geister in das nicht ganz glückliche, aber vielleicht absichtlich an die Schule erinnernde Wort zusammenfassen: „Dein Erden-Pensum schaffe!"

Romantik? Rückschau? Mittelalter? Nein, nein, liebe Freunde! Das ist ja alles nur Form und Mittel! Es ist der Durchbruch zum Reinmenschlichen. Es handelt sich hier um das Schöpfertum schlechthin. Nochmals: Palestrina ist „trüb" nicht aus Rückschau, sondern weil er die Verbindung mit den kosmischen Schaffensmächten verloren hat. Auch in der Liebe zu seiner Frau war er schöpferisch. Hier ist die Quelle seiner Wehmut und hier die Quelle seiner tiefen Bescheidenheit, die uns den Künstler so liebenswert macht. Denn er weiß, daß er als Liebender nur begnadetes Werkzeug ist, wenn er die Ehre hat, Ewiges in Form von Tönen in das Zeitliche einfließen zu lassen. Hat er dies Werk getan, so ist er „friedvoll und guter Dinge", denn er ist eingereiht in die Kette der Meister, der Schöpfer — d. h. des wahren Lebens.

Wo ist denn da „Rückschau"? Dies ist Emporschau. Es ist der Sinn unseres menschlichen Daseins auf diesem Planeten überhaupt. Jeder hat sein ihm ureigentümliches „Erden-Pensum" zu schaffen, und sei er auch nur jene tätige Waschfrau, von der Chamisso spricht:

„Und ich an meinem Ende wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich."

Zögernd, suchend, gleichsam wehmütig und unsicher beginnen die Quinten des Vorspiels (mit Quinten beginnt auch Beethovens Neunte, und es wäre reizvoll, das eine Lebenslied mit dem anderen zu vergleichen, sofern dort wie hier ein jubelnder Chor den Sieg bedeutet). Auch der „Arme Heinrich“ setzt mit ein paar charakteristisch wehvollen Tönen ein und gibt sofort mit den ersten Takten eine bezeichnende Stimmung, die auf des Werkes Grundton einstellt. Alles ist innerlich. Wenn auch die sinnlichen Ausdrucksmittel nicht vernachläsigt sind, so darf man diese Opern dennoch alles in allem Seelendramen nennen. Es handelt sich um einen Sieg der Seele. Im jungfräulichen Kinde Agnes siegt die schöpferische Liebe, ebenso wie das Schöpfertum im reifen Meister Palestrina den Sieg gewinnt. So sind diese beiden Werke Seelendramen; und wir begrüßen es sehr, daß unsere Zeit, die so bitter notwendig Seele braucht, jetzt endlich ein Verhältnis zu Pfitzner findet. Nicht umsonst heißt des Meisters neuestes Werk „Von deutscher Seele“.

Thomas Mann erinnert in dem vorhin mitgeteilten Abschnitt an eines seiner eignen Werke, um seine Deutung von Pfitzners Meisterschöpfung zu erläutern. Ich darf im Sinne meiner andern Auffassung gleichfalls auf eine meiner Dichtungen vergleichend hinweisen: auf mein Wartburgdrama „Heinrich von Ofterdingen“. Auch da muß der Schaffende durch Todesnähe und Demütigung leidvoll hindurch; aber das Werk entsteht dennoch und trotzdem: das Nibelungen-Lied. Ofterdingen schaut zum Schluß in die geheimnisvolle Ferne, von der lauten Fröhlichkeit um ihn her getrennt, wenn er auch den Siegerkranz im früh ergrauten Haar trägt: er hat die stolzen Nibelungenhelden sterben gesehen und hat dies Sterben geformt; er ist nicht mehr in der Zeit, er schaut aus dem Zeitlosen in den äußeren Festlärm, wie um Palestrina her das „Evviva“ verhallt, ohne in seine innere Welt vorzudringen. Denn das Innerste des Schaffenden gehorcht eigenem Gesetz.

Als uns Pfitzner seinerzeit zu Straßburg in engstem Kreise den Text vorlas, hatte ich zunächst das Bedenken: mit dem ersten Akt, also mit der Schaffung der Messe, ist Handlung und Spannung zu Ende. Dies Bedenken schwang zwar bei der Aufführung nach. Der erste Akt wirkt in sich geschlossen, hoheitsvoll wie ein Mysterium, ja monumental, domartig, und kann jedem Fühlenden die Tränen ins Auge treiben. Und doch hat mich das übrige keinen Augenblick gelangweilt. Der zweite Akt, die geistvoll-ironische Schilderung der politischen Außenwelt, bildet nicht nur die breite Hinterwand, von der sich die Stille des ersten und dritten Bildes wirksam abhebt, sondern auch den vollbewußten Gegensatz zu jenen seelischen Geschehnissen. Man beachte, wie auch hier der Künstler bis zu dem entsprechenden Ende die Handlung steigernd durchführt: der erste Akt gipfelt im schöpferischen Schaffen, der zweite im Töten. Dort erklingt die Messe, hier knallen Schüsse. So scheidet sich das Seelenreich vom politischen Reich. Es ist uralter Gegensatz.

Man arbeitet in letzter Zeit viel zu einseitig mit den Begriffen „Gotik“ und „Romantik“. Kann man einen so formsicheren Künstler wie Pfitzner, einen Künstler der verhaltenen, beherrschten Glut, mit Haut und Haaren in die Romantik einsperren, bloß weil er mit ihr ein Grundelement der Sehnsucht gemein hat? Spiele man doch einmal hinter dem Vorspiel zu „Palestrina“ die unvergrübelte Ouverture zu Webers „Euryanthe“! Das ist auch Romantik. Und wie kann man ihn neben den leidenschaftslos-frommen Eichendorff stellen (mit dem er das Seelenhafte gemein hat) und gegen Wagners andersartiges lebensstarkes Pathos ausspielen! Wandrey, der dies tut, konstruiert Tragik, spricht vom „Ende der Romantik“, erniedrigt seinen Meister zum „Nachfahren“ („Nie ist das Schicksal edlen Nachfahrentums ergreifender Gestalt geworden als in diesem Meister und in diesem Werk“). Unsinn! Das spenglert bedenklich. Wähle man bessere Worte! Wahre Kunst ist nicht „Rückschau“, sondern sonntägliche Umschau oder Überschau. Verklärungskraft!

Man könnte bei so seelenvollen Ringern und Schöpfern wie bei Pfitzner von einer künstlerischen Gläubigkeit sprechen, wenn diese auch gegenüber der granithaften religiösen

Gläubigkeit alter Art, etwa unsres Bach, und gegenüber Bruckner gleichsam in der Luft schwebt. Er strebt die Vereinigung mit dem Göttlichen an; Bach oder Bruckner haben sie. Doch für diese wie für jene ist der Tod nur Pforte. Das ungeübte Auge schaut das „Nichts“, aber dem künstlerisch und religiös geöffneten Auge wird das All sichtbar. „In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden“, heißt es im zweiten Teil des „Faust“, wo vom Bezirk der schaffenden „Mütter“ die Rede ist. Mephisto schaut ein Nichts, wo der beseelte Faust eine Welt voll wogenden Lebens ahnt.

Es ist immer wieder das köstliche Amt des Künstlers, aus jener wogenden Welt hinter dem „Tode“ Töne, Gestalten und Gedanken herüberzuschmeicheln in die Zeitlichkeit. Denn wir dürfen die Verbindung mit dem Ewigen nicht verlieren, in dessen Odem doch zuletzt unser Tiefstes lebt. Der wahre Künstler übt keine Rückschau, sondern Ewigkeitsschau.

Einen Hauch des Ewigen haben wir auch in Pfitzners „Palestrina“ vernommen. Wir danken dem Künstler.

* * *

Die obigen Gedanken waren bereits niedergeschrieben, da stieß ich in einem beachtenswerten Buche — in der neulich erschienenen „Deutschen Dichtung in neuer Zeit“ von Friedrich von der Leyen (Jena, Diederichs) — plötzlich gleichfalls auf das fatale Wort „Sympathie mit dem Tode“. Und wieder hart daneben der Name Pfitzner! Der Kölner Literarhistoriker würdigt dort ausführlich den Erzähler Thomas Mann (S. 284). Er sagt: „Durch das große Werk von Thomas Manns Jugend (Buddenbrooks) geht schon jene Sympathie mit dem Tode, die in seiner reifsten Dichtung, im Tode in Venedig, der erschütternde Grundakkord wird, den Hans Pfitzner das Thema seines Palestrina nennt, im Gegensatz zur rauschenden und blitzenden Lebensfreude in den Meistersingern, und die eine Signatur der Zeit vor 1914l war. . .“ Hier wird also der Gesichtspunkt sogar erweitert: die Sympathie mit dem Tode solt überhaupt eine „Signatur“ der Zeit vor 1914 gewesen sein. Was meint der Gelehrte? Meine er eine Ahnung des politisch-wirtschaftlichen Zusammenbruchs? Kaum. Meint er die inner? Müdigkeit, die man unter dem Sammelbegriff Dekadenz oder Verfall zusammengefaßt hat- Die „Faszination der Verwesung“ würde dazu stimmen. Meister Pfitzner war unvorsicht tig. Als er — schräg aufwärts ins Vage blickend — in gedämpfter Plauderstunde jenes Wor entfliehen ließ, hat er wohl kaum geahnt, daß es aufgegriffen und in so stark beleuchteten Mittelpunkt gesetzt würde. Da es nun geschehen ist, müssen wir ihn etwas in Schutz nehmen.

Wir kennen die Stimmungen Pfitzners aus persönlicher Nähe. Er ist durch und durch Künstler. Mitunter eine starke Ermüdung der Welt gegenüber mag wohl abwechseln mit nervösem Ingrimm gegen eben dieselbe chaotische Unschönheit des Vielgebildes „Welt“ und ihrer Kritiker und Schwätzer. Aber diese ablehnenden Stimmungen, ob müde oder erregt, sind dem echten Künstler keine „Sympathie mit dem Tode“. Dazu ist der Schaffende viel zu lebenszäh und von edelstem Ehrgeiz gedrängt, seine Sendung zu erfüllen. Er meint also auch mit jenem Leitmotiv-Ausdruck nicht den Tod als Nicht-Sein, sondern er meint ein Fern-Sein, Fort-Sein, weit ab vom Gemeinen, vom störenden Andrang der Außenwelt. Wie ein erregter Backfisch wohl einmal in jugendlicher Verzweiflung „gleich auf der Stelle tot sein möchte“ (ich erinnere auch an König Friedrichs Spiel mit dem Tode in den Briefen nach der Niederlage von Kolin), so kann, natürlich in edlerer und gehaltener Form, auch über den Vertreter der Schönheit eine „Sympathie mit dem Tode“ kommen: der tief aufseufzende Wunsch, allem Verworrenen entrückt zu sein in die Welt der schöpferischen Harmonie, wo seine Heimat ist.

Friedrich von der Leyen fährt fort und berührt damit ein unausschöpfbar tiefes Thema: „Wir denken dran, was der Tod für Wagners Tristan bedeutet, wie der Zauber des Untergangs das Werk von Friedrich Nietzsche umspielt, wie dem jungen Hofmannsthal der Tod als Vollender des Daseins erschien: welche Kraft gehörte dazu, diese Verlockung zu überwinden und erhobenen Hauptes die Zukunft zu suchen! Wir waren auch trunken vom Willen zur Macht, aber diese

Macht trug den Todeskeim in sich, weil ihr der Geist und das tiefe Deutschsein noch fehlten." ... Ein heikler Stoff! Er geht an den Nerv unsres jetzigen Daseins, ja berührt den Sinn alles Daseins. Wir wenden auch hier ein: zwischen Tod und „Tod", zwischen müder Dekadenz und jenem erhabenen „Stirb", das sich durch alchimistischen Feuerprozeß das wahre „Werde" erzwingen will, ist ein ungeheurer Unterschied. Hier ist ja der Punkt, wo wir anders gestimmten Schaffenden um die Jahrhundertwende die Trennung von unseren literarischen Zeitgenossen vollzogen, um Wege zu suchen nach der Kernkraft großgeistigen Menschentums, nach den symbolisch erfaßten Kulturstätten Weimar und Wartburg, nach Gral und Rosenkreuz; nicht aus Bedürfnis nach Rückschau, wahrlich nicht, sondern aus Drang, dem Klein-Lebendigen zu entrinnen ins Ewig-Lebendige. Schon Isoldens Liebestod paßt nicht neben die „Buddenbrooks" und jenes elegant faszinierende Meisterwerkchen „Der Tod in Venedig", auch nicht zu Hofmannthals blasiertem Ästhetentum; denn jenes Sterben der Königin von Irland ist ein Rausch der liebenden Hingabe, eine überströmende Vereinigung mit dem sich gleichfalls auflösenden Geliebten. Ich habe in meinen „Wegen nach Weimar (Bd. IV, 9. Aufl., S. 100: „Magischer Idealismus") die Parallelstellen aus Hardenbergs „Hymnen an die Nacht" herangezogen und mit Wagners Stilgebung verglichen. Der tiefste aller Todesphilosophen ist unstreitig Novalis; er hatte die nachtgeübten Augen für das dahinter wogende ewige Leben. Wir erkennen an, daß der Verfasser der „Betrachtungen eines Unpolitischen" über die Dekadenz hinaus will, und versagen ihm nicht unsere Achtung; aber zwischen seiner wohlbedachten, mit Flaubert verwandten, besonnen feilenden Prosakunst und dem unmittelbar schauenden Seelenblick des wahrhaft hingegebenen Romantikers und des unbedingt geistgläubigen Idealisten ist doch wohl eine Verschiedenheit der seelischen Struktur.

Jedoch das herrliche Thema lockt uns zu weit. Wir wollen gezügelt genug sein, für heute abzubrechen.

Friedrich Lienhard



In Fritz Boehles Heim

Es war mir nicht beschieden, Fritz Boehle im Leben kennen zu lernen. Nun ich durch sein verwaistes Heim schritt, kenne ich ihn. Und was die Wände, die Räume, die Werke nicht reden konnten, ergänzten Angehörige und des Meisters einziger Schüler Karl Baum.

Ich fand sein Heim am schlichten wettergrauen Bohlentor. Über die Hofmauer leuchteten die Schimmelköpfe seines Brunnens. Durch die Fenster seines Arbeitssaales schimmerten Standbilder und Gemälde.

Rauh hallte die Schelle. Als dann die Tür geöffnet war und ich mich auf dem Flur sogleich Werken des Meisters gegenübersah, die auf die Eigenart des Kommenden vorbereiteten, kam der Schmerz über mich: wie wäre es anders, wenn der Lebende dich willkommen hieße!

Die freundlichen Angehörigen ließen mich alles sehen, die ersten erstaunlich guten Übungen des Knaben, die reifen Werke des Meißels, von denen die Welt noch nichts weiß.

Mit tiefer Wehmut und Ergriffenheit schritt ich durch die Räume. Boehle hat es machtvoll verstanden, seiner Umgebung Seele einzuhauchen. So war es mir denn, als ob der Meister noch drin stünde und ich träte zu ihm, blickte lang und tief und ernst in sein Auge und auf sein Werk.

Und ist der Leib aus diesen Räumen getragen, der Geist, die Persönlichkeit des Dahingeschiedenen ist fort und fort lebendig. Möge niemand dieser Dinge Weiheleben stören!

Reinheit! Schönheit! Wahrheit!

Das ist das Bekenntnis, das aus jedem reifen Werke des Künstlers spricht. Fromme Geruhigkeit, denkbarste Ergebenheit, ein ergreifendes Abgeklärtsein bezeugen seine Schöpfungen.

Ein Weiser schuf sie, der heimgefunden hatte zum kindesreinen Freuen und Empfangen, heimgefunden auf der engen, langen Straße, die wir alle, alle suchen in unserem großen Sehnen, unserem brennheißem Verlangen nach Frieden und Glück. In heiligen Mären, in Märchen und Sagen tönt diese Sehnsucht, in tausend Liedern klagt und schluchzt sie ums verlorene Paradies.

Fritz Boehle war heimgekehrt in die seligen Gefilde ewigen Kindtums. Der reife, mit festen Füßen auf der Erde stehende Mann hatte die Frage weitgehend gelöst, durch die Tat gelöst, die Sinn und Suchen alles weisen Wissens ist.

Im Kindwerdenwollen, Kindwerdenmüssen, Kindbleibenmüssen treffen sich alle Wege zur Wahrheit.

Man sieht es einem Boehlebild an, wie es um seiner selbst willen gemalt wurde. Das innige Genügen des Schöpfers, die dankbare Freude am Gelingen leuchtet aus ihnen und gibt ihnen Leben, Seele. Diese Werke vollendetster Wirklichkeit sind umklärt mit einem stillen Strahlen, umflossen von einem Lichte aus einer höheren, reinen Welt, der Welt des Glaubens.

Jedes Werk Fritz Boehles, das der Meister selbst als reif anerkannte, ist eine Opfergabe, ein Weihegeschenk auf den Altar des Edlen. Aus dieser Innerlichkeit, diesem frommen Willen, mit seiner Kunst zu danken und zu geben, erklären sich Boehles Lieblingsvorwürfe: Madonnen, fromme, betende Ritter, Heilige, Adam und Eva, Kreuzigung, Grablegung, Bauern, Pflüger, Säer, Hirten, Schiffer, Schmiede.

In allen ist edle Größe, hohe Würde, die alles adelt, das mit ihnen zusammenhängt: den Pflug, das Gespann, die Haustiere, und was zu ihnen gehört. Und unter den Haustieren sind es die edlen Rosse, die stämmigen Stiere.

Seine Liebe zum Klaren, Reinen, Ewigen, seine Anbetung der ewig schaffenden Kraft, bekundet Boehle auch durch seine Vorliebe für fließende Wasser. Brunnenbau en, Brunnenfiguren hat er oft ausgedacht. Trinkende, badende Rosse malte er vielfach. Der „Rembrandtdeutsche“ soll Boehle den „heimlichen Kaiser der deutschen Kunst“ genannt haben. Die so heimliche, hoheitsvolle Wucht seiner Werke, Gemälde und Bildnisse, strömt weihevoll auf den Beschauer hernieder. Mir war vor einigen Werken, als stünde ich in eines hohen gotischen Münsters Weihedämmernis, durch die feierlicher Orgelklang flutete. Vor anderen, als sinke ein Tag in leuchtender Feier; und von irgendwo aus dem wundersamen Frieden grüßte eines Volkslieds schlichtedle Weise die fromme Stunde. Dann wieder schritt ich durch einen hohen, herbstgoldenen Buchendom, der sich auf eine weite klarblau überspannte, fruchtgesegnete Ebene öffnete; und die liebe Sonne lachte herab so lieb, so golden, so sonnig, wie nur sie es vermochte.

Heiß quoll es oft auf, als ich an den fertigen und begonnenen Werken vorüberschritt, durch die Räume, drin der Einsame seine Gedanken spann, drin er sann und lernte.

Ein wunderbarer Zusammenklang ist in diesen Zimmern, deren jedes ein Bekenntnis ist zum Schönen und Edlen. Die rohhölzernen Türen mit den schönen Beschlägen und Füllungen, die der Künstler irgendwo auf seinen Fahrten fand und mitnahm, weil sie ihm gefielen, die rauhe, nüchterne Täfelung der Wände, die niedren Decken, die traulichen Butzenscheiben der Fenster, die Borte und Truhen, die alten Teller und Kannen und Krüge, die alten Bücher und Schnitte, die Schiffsnachformungen und die Bauerngeräte: das alles schmiegt sich in den Rahmen der Räume, fügt sich in die Formen der alten Wohngeräte, als seien sie von alther füreinander bestimmt.

Das innerste Glück des Schöpfers dieser Räume tut sich kund in diesen Dingen, die er in reiner Selbstfreude schuf und einte. Dieses Künstlerheim, dieses „heimliche Kaiserreich“ ist das schönste Denkmal Fritz Boehles. Es ist das Denkmal seines Glückes.

Der Hof, darin der Meister seinen wunderbar formenschlichten, schönen Brunnen setzte, gekrönt mit zwei edlen Schimmelköpfen, dieser Hof mit seinen Winkelungen, seinem säulengestützten Schopf, seinem verwaisten Pferdestall, zu dessen Bewohnern Boehle den ersten Gang tat, mit den Pflügen, den Holzbeigen, dem Bauernwägele, das den Künstler in die Lande trug,

dieser Hof mit seinen Meißelungen und Treppen trägt des Toten Züge, ist beseelt von seinem Geiste.

Wußte der Rembrandtdeutsche schon von den Meißelwerken Boehles? Wenn nicht, dann hat sich sein Seherwort bewahrheitet. Man kann diese Schöpfungen nur betrachten mit stummer Ergriffenheit. Ihr überragendes Wesen liegt in der vollkommenen, schlichten Wahrwirklichkeit, in ihrer absichtslosen, kunstselbstverständlichen Bescheidenheit des Meisters, der nicht suchte sein Wesen in die Formen zu prägen, der die Form selbst sprechen läßt.

Kunst und Natur ist eines nur. Das ist der Grundstein Boehleschen Schaffens, des Malers, des Zeichners, des Meißlers.

In die stumme Ergriffenheit — man kann es nicht hindern — mischt sich eine dumpfe Erbitterung, eine bittere Klage an das unerbittliche Geschehen, das von solchen Gedanken den Denker wegrief, ehe er sie ausführen konnte. Und vor den vollendeten und fortgeschrittenen Werken wächst dieses Gefühl zum schmerzenden Trotz. Der Todkranke meißelte noch an diesen Steinen, Linderung suchend in seinem Leiden. So schuf er auch seinen eigenen Grabstein. Ahnend? Ahnungslos? Der Verschlossene, Einsame hat es niemand gesagt.

Vorbereitet, daß ich Wunderschönes sehen würde, war ich gefaßt in die Werkstätten getreten. Der Zeichner, der Maler, der Mensch hatten mir unendlich Schönes geboten. Glück und Schmerz gaben sich in meinem Herzen die Hände. Ein Gefühl der Erhobenheit durchschauerte mich. So trat ich in den Raum, drin die Vorform des Reiterbildes des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach steht. Großherzog Friedrich II. von Baden gab es für die Stadt Karlsruhe in Auftrag.

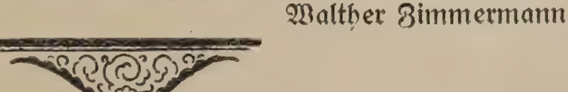
Ich wußte, daß ich das größte Reiterstandbild Deutschlands, vielleicht Europas sehen sollte. Doch! — da die Torflügel zurückwichen, wuchtete es auf mich hernieder. Und meine Seele beugte die Knie vor der Macht des Künstlers, die das Urmächtige, Erdrückende solcher Massen und Maße durch vollendete Schönheit der Formführung bezwang.

Wenn je dies Standbild in Karlsruhe stehen wird als ein vierfaches Denkmal, der Verdienste des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, ein Denkmal des Kunstsinnes Großherzog Friedrichs II. von Baden, ein Denkmal des toten Meisters und des einzigen Boehleschülers Karl Baum, der es vollenden wird: wenn dieses Werk einst vor der Welt steht, dann wird die Stadt Karlsruhe und mit ihr das Land Baden, das Mutterland Boehles, sich glücklich preisen, das einzige vollendete Standbild aus der Hand dieses Friedrich Boehle zu besitzen, den ein Kundiger den „heimlichen Kaiser der deutschen Kunst“ nannte.

Zu Füßen der Vorform lernte ich Karl Baum kennen, dessen Werke beweisen, wie erstaunliche Frucht des Meisters Saat im jungen Schülerherzen trug. Wäre nicht von gütigem Geschick hier verwandter Boden bereitet, so wäre solches unmöglich gewesen. Denn Karl Baums Können ist schier zu groß für seine Jugend. Auf seiner Seele Schultern muß ein schweres Lasten sein. Und aus den Augen, dem schlichten, treubiederen Wesen spricht auch das Glück, solcher Lasten würdig geachtet zu werden. Den Grund seiner Seele — dies ist eben der dem Boehleschen Geiste verwandte Zug — erfüllt eben die gleiche tiefe Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Schönheit. Sie möge ihm Stab und Stütze sein zu letzter Reife und Meisterschaft!

Auf der Wartburg erhält man die Lutherstube, Weimar hat sein Goethehaus. Möchte doch die deutsche Kunstwelt erkennen, daß Frankfurt am Main im Heim Friedrich Boehles eine Wiege und Weihestätte deutscher Kunst haben kann, die dann von ganz besonderer Würde ist, wenn man dies selbstgesetzte Denkmal glückhaften Schaffens ungestört der Nachwelt erhält!

Walther Zimmermann



Türmers Tagebuch

Ein Wort nach rechts und links
Künftiges Großdeutschland · Die zwei Hauptgefahren
Versailles

Als der Kaiser aus unzweifelhaft edlen Gründen den Entschluß faßte, sich nach Holland zurückzuziehen und das Reich sich selbst zu überlassen, war nicht nur seine Monarchie getilgt, sondern auch der monarchische Gedanke gelähmt. Einfach gelähmt. In die entstandene Leere trat nun die sogenannte Republik ein. Mit anderen Worten: die mächtigste Partei, die bisher in Proteststellung geblieben war, übernahm die Führung in Form eines demokratischen Parlamentarismus. Das gleichsam rumpflose Parlament, das keinen obersten Herrn mehr hatte, versah sich mit einem Reichspräsidenten.

So ist denn diese uns nunmehr umfangende „Deutsche Republik" nicht etwa als der schöpferisch und kraftvoll gestaltete Ausdruck eines mächtigen und einmütigen Volkswillens zu betrachten. Das glaubt niemand. Wir waren viel zu müde, viel zu ausgehungert. Die Republik ist zunächst ein negatives Gebilde; sie trat fast automatisch an eine leere Stelle mit besonderer Hilfe der gut organisierten Sozialdemokratie, die sich mit den Parteien der Mitte zu einem Bündnis entschloß. Wobei sich der nachdenkliche Betrachter die Frage vorlegen muß, weshalb sich denn eine so außerordentlich starke Oppositionspartei in unserem anscheinend so blühenden Reich überhaupt entwickeln und festigen konnte.

Die Republik, das Ergebnis eines Bündnisses mit der Mitte, hat demnach mit zwei grundsätzlichen Gegnern zu rechnen: mit der monarchischen Rechten und mit der kommunistischen Linken. Diese Doppelbedrohung ist von vornherein gegeben; das lag in der Natur des neuen staatlichen Gebildes. Das Gesetz zum Schutze der Republik muß sich demnach gleicherweise nach rechts wie nach links auswirken. Man wird erst aus der praktischen Handhabung ersehen, wie weit die Regierung die Parteibrille wirklich ablegen und nach beiden Seiten hin gerecht zu sein vermag. Schon jetzt ist Anlaß genug zu ernstlichem Bedenken.

Wir sprachen von einer Lähmung des monarchischen Gedankens. Dieser Zustand ist bewußt erzeugt worden von dem bisherigen Träger dieses Gedankens, und zwar aus unbestreitbar vornehmen Gründen. Der Kaiser entsagte, um sein durch und durch erschöpftes Volk vor dem Bürgerkriege zu bewahren und ihm bessere Friedensbedingungen zu erwirken. Demnach ist es eigentlich im Sinne dieses

kaiserlichen Gedankens gehandelt, wenn der schweigende Zustand, den wir Lähmung nannten, noch eine gute Weile andauert. Dann kann die dadurch freigewordene Kraft eine wertvolle Besinnung werden: eine Besinnung, wo jetzt für die deutsche Nation die wichtigste Aufgabe wartet. Insofern stimmen wir den Ausführungen von Ernst Troelsch im „Kunstwart" bei, wenn wir auch sonst in mancher Beziehung von ihm abweichen. Er schreibt dort: „... Es kommt vor allem auf Ordnung, Behauptung der wirtschaftlichen und geistigen Kultur, Überführung der Revolution in geordnete und regierungsfähige Zustände an. Den Arbeitern kann alles bleiben und werden, was die Lage vernünftigerweise gestattet, aber eine Arbeiterdiktatur wäre die Ausrottung des Mittelstandes und der geistigen Kräfte, zugleich ein wildes Luxurieren des schlechten und abenteuerlichen Kapitalismus an Stelle des rettenden und produzierenden. Nur auf dem Boden der Republik, nicht gegen die Republik ist Ordnung möglich. Nur unter ihrer Voraussetzung ist gegen eine reine Arbeiterregierung aufzukommen, nicht bei ihrer Leugnung, Bestreitung oder nur äußerlichen Erduldung. Das wird und muß man in immer weiteren Kreisen einsehen. Erst dann kann es wieder einen deutschen Staat und ein deutsches Volk geben und damit die Hoffnung auf Wendung der Fremdherrschaft zu irgendeiner wohl nicht allzu nahen Zeit."

Wir wollen nun einmal deutlich reden. Die Frage, ob Deutschland Monarchie — und welche Form von Monarchie — oder Republik in seinem Volksganzen zu sein wünscht, ist ernstlich noch gar nicht gelöst. Wir deuteten schon an, daß ein so furchtbar erschöpftes, hungerndes, vom schwersten Druck feindlicher Übermacht bedrängtes Volk geistig, politisch und wirtschaftlich gar nicht frei genug war, eine solche einschneidende Frage gründlich und endgültig zu lösen. Man muß ein wenig lächeln, wenn man von Verfassungsfeiern liest, wie überhaupt die bisherigen Festwochen der Republik, sofern sie nicht wirtschaftliche Hintergründe haben, zu mancher stillen Randglosse Anlaß geben können. Was wir jetzt als Staatsgebilde besitzen, ist ein verhältnismäßig schnell und etwas künstlich gezimmertes Gerüst, wobei wir freilich dankbar sein können, daß wir überhaupt dem Chaos entrissen sind und nicht auf Trümmern herbergen müssen. Der Weltkrieg nebst Hungerblockade hat uns mehr erschöpft und Blut geschröpft als irgendeine bisherige Revolution. Was wir jetzt brauchen, und worin alle Guten von Rechts bis Links einig sein sollten, ist Ruhe und Ordnung, ist eine neue Adlung des Pflichtgefühls, ist eine neue Stärkung der erschütterten Ehrfurcht. Der Reichspräsident Ebert ist demnach nicht etwa „Ersatz der Hohenzollern", man sollte sich nicht über ihn lustig machen, sondern er ist, in unserem Zusammenhange, ein sichtbares Zeichen des Willens zu staatlicher Ordnung, andererseits die sichtbare Spitze des nun mechanisch in den Vordergrund getretenen Parlamentarismus. Und der war bereits unter den Hohenzollern zuletzt vorhanden und ist demnach auch nicht als Neugebilde oder Gegengebilde gegen die Hohenzollernmonarchie anzusprechen. Es ist alles noch vorläufig.

Als Sinnbild des Willens zur Ordnung sitzt also nun über all dem Parteigetriebe der Reichspräsident und macht von manchen Vorrechten der früheren Monarchie Gebrauch. Es ist denkbar, daß sich auf diesem ruhigen Wege, den wir emp-

fehlen, auch für die rechtsstehenden Deutschen wieder etwas wie eine Art Monarchie, d. h. freiheitliche Regierung mit Parlament herausbilden könnte, ohne daß man Errungenschaften zu opfern oder Gewaltsamkeiten zu begehen braucht. Die Erörterung darüber ist jetzt verfrüht. Sie kann später einmal einsetzen, sobald dringlichere, wuchtigere Sorgen erledigt sind, die jetzt unsere ganze geschlossene Kraft erfordern. Mögen dann alle drei Teile im Reichstag — die Rechte wie die Linke und die Mitte, die rückwärtsschauenden wie die vorwärtsdrängenden Parteien — gut beraten sein! Wir sind noch immer im Kriege; diesmal ist es die wirtschaftliche Form des Weltkriegs im Zusammenhang mit Verfassungsfragen. Ein Krieg verlangt eine einheitliche Nation. Wir erwarten daher von der Rechten keinen unfruchtbaren Groll, sondern bei aller charaktervollen Treue zu ihrem einstweilen in den Hintergrund gerückten Staatsideal, möglichst fruchtbare Mitarbeit, damit das Staatsgebilde der Ordnung, gegenüber dem Chaos, aufrecht erhalten bleibe. Der uns allen gemeinsame Feind heißt Versailles.

Diese Mahnung der Rechten zuzurufen, ist trotz der wahnwitzigen Mordgesinnung einzelner Fanatiker auf dieser Flanke leichter als die gleiche Mahnung an die Linke. Denn hier, auf der linken Seite des politischen Deutschlands, stehen zwei Gefahren auf einmal: einerseits die unberechenbare Gasse oder Masse, andererseits die Gewerkschaften und ihre Führer, die so leicht dazu neigen, eine selbständige Macht im Staate zu bilden. Die Regierung weiß genau, daß hier die größere Gefahr lauert. Es ist nur eine täuschende Gebärde, es ist Ablenkungsversuch, wenn sie betont, der „Feind stehe rechts". O nein! Der Feind heißt im Innern politischer Radikalismus oder Aufpeitschung der Leidenschaften oder Chaotisierung — und wie man sonst die ungezügelten Triebkräfte rechts und links bezeichnen mag. Diese dämonische Macht gefesselt zu halten, ist die Aufgabe jeder Regierung, ob Monarchie oder Republik. Wenn die Gewerkschaftsführer, die heute ein ganz besonders verantwortungsvolles Amt haben, von maßvoller Gesinnung erfüllt sind und mit dem Staat Hand in Hand arbeiten, so kann es gelingen, einen ruhigeren Rhythmus in Deutschland herzustellen. Man wünsche keinen Diktator! Man wünsche nur eine besonnene und allerdings feste Regierung! Ein Diktator löst keine Fragen, er knebelt nur die Meinungsäußerung; er stellt Stummheit her, aber weder Frieden noch Freudigkeit. Man wünsche auch keine Wiederkehr der alten Zustände! Denn damit würden ja auch die alten Gegensätze wiederkehren, die man damals nicht zu überbrücken wußte: die unversöhnliche, in das Reich nicht mit eingeschmolzene Sonderstimmung der Sozialdemokratie. Diese Aufgabe muß nachträglich gelöst werden. Übersehe man doch nicht, wie sehr sich bereits die Mehrheitssozialisten auf positive Aufbauarbeit in diesen wenigen Jahren umzustellen bemüht waren! Es ist psychologisch eine sehr kitzliche und schwere Aufgabe für eine bisher auf Protest eingestellte Partei, nunmehr von dem Regierungsplatz aus die Dinge betrachten und ordnen zu müssen, zumal unter so ungeheuer schwierigen Verhältnissen, mit der bitteren Beschämung im Herzen, durch Wilson schmählich getäuscht zu sein. Es ist trotz allem und allem ein schönes Zeugnis für unser deutsches Volk als ganzes, daß es sich verhältnismäßig so besonnen verhält und so unverkennbar wieder in den ruhigen Rhythmus der Arbeit emporstrebt.

* * *

Mit all dem wollen wir die schmerzlichen Gegensätze, die unser Volk unter der Oberfläche zerreißen und die sich auf der Gasse oder in Volksversammlungen oft so roh auswirken, durchaus weder verkleistern noch vertuschen. Spannungen solcher Art sind im Pulsschlag des Lebens notwendig. Wir würden ohne sie bei lebendigem Leibe rosten oder faulen. Aber es handelt sich darum, diese Reize oder Säuren und Salze in einem gewissen Maße zu halten. Der Weltkrieg hat unsere Nerven und Seelen außerordentlich aufgewühlt; wir spüren noch die zitternde Nachwirkung auf die Massen des deutschen Vaterlandes. Und da sind es die nationalen Abzeichen, die so leicht zu gemeinen Zusammenstößen Anlaß geben. Deutsche schlagen sich die Köpfe blutig wegen der Reichsfahne und wegen des Deutschland-Liedes. Dem Schwarz-Weiß-Rot setzt sich entgegen das Schwarz-Rot-Gelb; gegen das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ kämpft das Arbeiterlied „die Internationale“ oder die „Arbeiter-Marseillaise“ . . .

Unsre Tragik wird uns hier so recht bewußt. Die deutschen Arbeiter, auf das grausamste bedrängt grade von den Franzosen, singen nach der Melodie der französischen Nationalhymne ihr eigenes Bekenntnislied! In dieser Zeit des höchstgesteigerten Nationalismus singt der deutsche Arbeiter:

„Völker, hört die Signale!
Auf zum letzten Gefecht!
Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!“

Ach, Freunde, sie bläst euch was! Aber derselbe verblendete Arbeiter sträubt sich, das Lied jenes freiheitlichen Hoffmann von Fallersleben zu singen, der seinem deutschen Volke „Einigkeit und Recht und Freiheit“ empfahl. Will denn nicht endlich die Sozialdemokratie mit jenen Geschmacklosigkeiten aufräumen? Den Versuch dazu hat sie neulich, bei einer Berliner Verfassungsfeier, in der Tat gewagt. Die Regierung wollte das Deutschlandlied auf öffentlichem Platze nach einigen offiziellen Ansprachen singen lassen. Aber die Musikkapelle weigerte sich. Sie fürchtete, von der Menge mißhandelt zu werden. Darauf stimmten einige Würdenträger die Hymne an und sangen die eine Strophe mit spärlicher Teilnahme. Die Menge blieb stumm. Als hingegen einer aus ihrer Mitte die „Internationale“ begann, fiel die ganze Masse brausend ein. Ein anschauliches Beispiel! Die Regierung erntet nun die Früchte, die sie einst gesät hat, als sie noch sozialdemokratische Partei war.

Inzwischen hat der Reichspräsident, und wir danken ihm dafür, das Deutschlandlied wenigstens der Reichswehr zuerkannt. Es wird viel erzieherische Arbeit kosten, bis die verhetzten Massen, berauscht vom Wahn des Internationalismus, dem nationalen Gedanken gewonnen sind.

Und nun dazu ein französisches Gegenstück, das die „Mitteld. Ztg.“ mitteilt: „Vor einiger Zeit waren die Mitglieder der Pariser Großen Oper eingeladen, den im Gewerkschaftshause der Rue de la Grange-aux-Belles versammelten roten Genossen und Genossinnen eine Extravorstellung zu geben. Und die ersten Kräfte waren dieser schmeichelhaften Aufforderung gefolgt; an der Spitze der ‚camarade‘ Chevillou, der erste Kapellmeister der Oper, und Lucienne Bréval, gleichfalls als camarade syndiquée eingeführt; beide in Deutschland wohlbekannt. Die ‚Bürgerinnen‘ des großen Balletts sammelten für wohltätige Gewerkschaftszwecke. Wil-

helm Tell und Faust spielten (wenn auch in französischer Aufmachung) eine Rolle im Festprogramm. Den Schluß bildete der Soldatenchor aus dem ‚Faust‘ . . . so sind nun einmal die französischen Antimilitaristen! Und dann riefen einige begeisterte Klassenbewußte ‚Die Internationale! Die Internationale!‘, aber sie wurden niedergeschrien mit dem saftigen ‚ta gueule‘ im echten Pariser Faubourg-Ton, das heißt zu deutsch ‚halt die Schnauze!‘ Den Soldatenchor sang man aber mit im Kreise dieser rot-proletarischen Massenversammlung! Kennt man bei uns den Text dieses Soldatenchors aus dem Gounod-‚Faust‘? Zu Nutz und Frommen der deutschen Genossen sei erwähnt, daß es da unter anderem heißt: ‚welches Glück, den Kindern, den Greisen und jungen Mädchen daheim vom Kriege und seinen Kämpfen erzählen zu können. Unvergänglicher Ruhm unserer Ahnen, bleibe uns treu! Wir wollen sterben wie sie, o siegreiche Soldaten, und unter deinen Fittichen, o Ruhm, lenke unsere Schritte, entflamme unsere Herzen. Pour toi, mère patrie, affrontant le sort, tes fils, l'âme aguerrie, ont bravé la mort! Deine heilige Stimme, Vaterland, ruft uns zu: Vorwärts, Soldaten, das Schwert in der Hand, stürmt in den Kampf!‘ Man vergegenwärtige sich, daß die Gewerkschaften der Confédération générale den ausgesprochen revolutionären Flügel der französischen Proletarierbewegung bilden (so etwas wie unsere ‚Unabhängigen‘). Und man stelle sich weiter vor, daß in einem solchen Kreise die ‚Internationale‘ niedergebrüllt und ein von Patriotismus und Militarismus, Kampf- und Ruhmsucht glühendes Soldatenlied mit Schwung mitgesungen wird! Und man vergleiche das alles dann mit unseren deutschen Zuständen, wo das von der linksrepublikanischen Regierung als Nationalgesang eingeführte, von einem alten Demokraten gedichtete ‚Deutschland über alles‘ am Abend des Verfassungstages von den festlich gestimmten ‚deutschen‘ Berliner Proletariermengen unter den Klängen der ‚Marseillaise‘ und der ‚Internationale‘ begraben wird . . . weshalb? weil das vermaledeite Wort Deutschland darin vorkommt!“

Und wie steht es mit der Farbe der Reichsfahne? Schwarz-Weiß-Rot war die Farbe des Bismarckischen Reiches. Es ist in der bisherigen Form zusammengebrochen in dem Augenblick, als der Kaiser seine Unterschrift unter die Abdankung setzte. Mit dem monarchischen Gedanken war auch die Fahne des Reiches unsicher geworden und schien mit dem Verzicht des Obersten Kriegsherrn ihrer symbolischen Kraft beraubt zu sein. Daß unser Frontheer, dem wir tief dankbar sind, in verhältnismäßig großartiger Ordnung den Rückmarsch vollzogen, ist eine ehrenvolle Tatsache für sich. Aber es hätte freilich seine Fahne umfloren dürfen: der Oberste Kriegsherr war nicht mehr dabei. Das war für viele Deutsche eine herbe Enttäuschung. Wir haben ja dennoch keine günstigeren Bedingungen erhalten; man wollte uns ja nur unserer Macht berauben und das Volk verwirren; die Feinde hatten es nicht auf unser Kaisertum abgesehen, sondern auf unser Volkstum, auf unsere Volkskraft. Hätten wir diese Lügen durchschaut, so hätten wir eine Monarchie im freiheitlichen Sinne nebst alter Reichsfahne und altem Deutschlandlied recht wohl behalten können. Man hätte die Monarchie (etwa im Sinne der englischen Verfassung mit Hereinziehung der Sozialdemokratie) freiheitlich umgestalten können, wenn nicht mit dem Kaiser selbst, so doch mit dem Kronprinzen

oder einem andern Hohenzollern. Jetzt haben wir den Monarchen, die alte Fahne und das alte Nationallied umsonst geopfert. Deutschland, in Monarchisten und Republikaner zerrissen und dadurch vollends geschwächt (das wollte ja der Feind!), mußte gleichwohl so furchtbaren Bedingungen den Nacken beugen!

Die französische Trikolore hat übrigens Bürgerkönigtum und zweites Kaiserreich überstanden. Unsere Fahne nicht.

Mag nun auch die bisherige monarchische Idee zusammengebrochen sein: dasselbe gilt von der bisherigen Marxistischen Idee. Auch die Sozialdemokratie, die auf eine Weltrevolution hoffte, ist am nationalen Prinzip zerschellt. Und nun? Sie muß nun, ob sie will oder nicht, mit dem völkischen Gedanken ein Bündnis eingehen. Die europäische Lage zwingt sie gradezu, diese Umstellung vorzunehmen. Mache man doch die Augen auf: wir haben einen nationalen Reichspräsidenten, keinen internationalen Arbeiterpräsidenten; das Reich ist sein Arbeitsgebiet, nicht die internationale Arbeiterschaft. Der französische und der englische Arbeiter sind und bleiben nach wie vor in erster Linie Franzose und Engländer. Dasselbe gilt, von einigen Schwärmern und Doktrinären abesehen, in ganz Europa. Es handelt sich demnach in Deutschland um die Herausgestaltung eines neuen Monarchismus und eines revidierten Marxismus. Beide waren in dem verflossenen Zeitalter scharfe Gegner; sie müssen sich irgendwie zusammenfinden. Möge die Rechte kühn genug sein, sich zu sagen: unser bisheriges Reich war kein endgültiges Gebilde. Möge die Linke ebenso ehrlich werden, zu gestehen: unser bisheriger Marxismus hat uns in eine Sackgasse geführt. Das Reich umfaßte ja nicht die Donau- und Alpen-Deutschen, die damals noch im österreichischen Staaten-Allerlei steckten; und es umfaßte auch nicht die deutsche Sozialdemokratie, die sich unfruchtbar abseits hielt. So sehr uns der Zusammenbruch erschüttert, suchen wir das Unglück positiv auszunützen! Deutschland ist wieder in die Glut geworfen; das Reich muß umgeschmolzen, muß neu geschmiedet werden. Das wird Jahre dauern. Geht es aber gut, so kommt vielleicht einmal ein Groß-Deutschland heraus, das in einer noch zu findenden Form auch die nunmehr anders dastehenden und selber schwer kämpfenden Donau- und Alpen-Deutschen umfaßt und den sozialen Gedanken verdaut hat.

Es wird sich zeigen, ob Deutschland dazu noch schöpferische Kraft genug hat.

* * *

Freilich verdüstert sich dieses Bild, sobald wir die zwei Hauptgefahren ins Auge fassen. Die eine Hauptgefahr — wir haben schon im letzten „Türmer" im Hinblick auf das geraubte Elsaß darauf hingewiesen — heißt Poincaré. Das Ziel der Poincaré-Politik ist die Rheingrenze und im engsten Zusammenhange damit die Schwächung des Deutschen Reiches, die europäische Vorherrschaft Frankreichs. Dieser Mann wird immer neue „Vertragsbrüche" und Deutschlands „bösen Willen" erkünsteln und ein Stück nach dem andern von unserer Reichskraft wegnehmen, genau nach dem Rezept eines Ludwig XIV. und seiner tückischen Réunionspolitik. Im Elsaß ist's gelungen; diese verlogene Ostpolitik wird nun am

übrigen Rhein fortgesetzt (man lese das neueste Buch von E. Bertram gegen Maurice Barrès, Bonn 1922!) und wird dabei nicht haltmachen. England weiß dies. Es sieht den imperialistischen Ausdehnungsdrang Frankreichs, kennt aber auch dessen mächtige Luftflotte nebst nicht minder gefährlichen Unterseebooten und ist selber bis nach Indien hinaus in mannigfacher Bedrängnis. Frankreich ist also nun der militaristische Beherrscher Europas. Die gemeine Lüge, daß man Deutschland vom Militarismus befreien wollte, springt in die Augen — und dennoch singt der deutsche Arbeiter seine jetzt sinnlose „Internationale"!

Die zweite Hauptgefahr kommt von innen. Auch hier steht der Feind nicht „rechts", sondern hier heißt er: Masse. Wir haben es schon angedeutet. Wer regiert in Deutschland? Gewerkschaft oder Regierung? Welches sind da und dort die Waffen? Die Antwort lautet: die Waffen der Regierung sind die Gesetze, der hoffentlich standhaltende Ordnungssinn der Bevölkerung und ein bißchen Polizei und Reichswehr; aber die Waffe der Gewerkschaften ist das sogenannte „letzte gewerkschaftliche Mittel": der für die Gesamtheit überaus verderbliche, die Moral zerrüttende und Millionenwerte vernichtende Generalstreik. Was uns der Streik in diesen drei Jahren seit Versailles schon vernichtet hat, geht in die Milliarden. Und was wird das Ende sein? — Wenn wir diese Form des Aufruhrs, der Lohnerpressung und der Schädigung des Volksganzen nicht bewältigen, so gehen wir der Herrschaft der Masse oder Gasse entgegen, die sich schließlich auch von Gewerkschaftsführern nicht mehr wird leiten lassen.

Das ist ein Problem der ganzen Zivilisationswelt, soweit Arbeiterschaft in Frage kommt — bis hinaus in das gärende Indien.

Drückender Militarismus von außen, verzweifelnde oder verwildernde Masse im Innern: Deutschland hat Arbeit genug!

* * *

Die Revision des Vertrags von Versailles ist eine Sorge der ganzen Kulturwelt geworden. Ob Francesco Nitti in Italien, John Maynard Keynes in England, Rudolf Kjellèn in Schweden spricht: von allen Seiten her empört sich die Vernunft gegen diese grausame Unvernunft.

Unter den Stimmen, die wir darüber aus dem Ausland vernehmen, fallen uns z. B. die „Issues of to-day" auf, eine amerikanische Wochenschrift in Neuyork, die ob ihrer Deutschfreundlichkeit besonderen Dank verdient. Immer wieder schlägt sie den Ton an: „Revise the treaty of Versailles" — Revidiert den Vertrag von Versailles! Und immer wieder betont sie: „Gemäß den Nachrichten aus Paris während der vergangenen Woche werden die internationalen Bankiers nicht imstande sein, sich über eine Anleihe für Deutschland zu einigen, einzig wegen der Opposition Frankreichs. Morgan wird ohne einen Kontrakt über eine Anleihe für Deutschland zurückkehren, sagen die Zeitungen. Die Vereinigten Staaten, England und Belgien stimmten günstig. Frankreich allein stimmte mit Nein — Frankreich, das erpicht auf die gänzliche Vernichtung eines Feindes ist, welchen es nicht ohne den Beistand der ganzen Welt schlagen konnte." Und an der Spitze eines anderen Heftes spricht Austin Harrison, der

Herausgeber der „English Review“: „Ich bin dessen gewiß, daß der Friedenszustand in Europa nicht herstellbar ist, wenn wir nicht mit der Fiktion aufräumen, daß Deutschland der alleinige Urheber des Krieges gewesen sei, und daß es deshalb vernichtet werden müsse. Deutschland allein für den Krieg verantwortlich zu machen ist eine historische Falschmeldung, welche nicht aufrechterhalten werden kann und, wie ich fest vertraue, auch nicht aufrechterhalten werden wird. Daß 1914 Krieg werden mußte, dafür lag die Triebfeder in der gesamten europäischen Politik, und sie bestimmte auch den Friedensvertrag. Wir wissen noch nicht, wie wir den Krieg aus der Welt schaffen, und wessen wir ihn beschuldigen wollen. Gerade das ist ein häßlicher Beweis für die Unaufrichtigkeit des Siegers. Denn die gesamte Basis des Vertrags ist Furcht, und seine ganze Absicht ist Rache.“

Wir Deutschen verzeichnen solche Stimmen mit Dank. Aber es ist nicht in unsere Macht gegeben, jenen schmachvollen Vertrag zu ändern. Es ist dies eine sittliche Pflicht Europas, besonders aber auch Amerikas, dessen Wilson und dessen Kriegsbeteiligung uns alle in dieses Elend führen half — und das uns jetzt sitzen läßt.

Bei diesem Anlaß aber wollen wir einen ganz besonders innigen Dank unseren deutschamerikanischen und unseren schwedischen Freunden aussprechen. Es steht in Gottes großer Chronik eingeschrieben, was uns von dort einzelne herrliche Menschen aus reinster Teilnahme heraus Gutes erwiesen haben. L.





Türmerfestschrift

Zum Jubiläum des „Türmers" hat der Unterzeichnete als Festschrift alle wesentlichen Türmer-Aufsätze des jetzigen Herausgebers Friedrich Lienhard, die in diesen 24 Jahren erschienen sind, zusammengestellt und herausgegeben (im Türmerverlag). Es sei gestattet, hier mein Vorwort mitzuteilen:

„Ein gutes Buch, ein Teil der Kraft, die an des Reiches Seele schafft!" Diese von Lienhard geprägten Worte stehen in Stein gemeißelt über der Eingangspforte des Verlagshauses Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. Am 1. Oktober des Jahres 1922 als dem Beginn des 25. Jahrganges der Zeitschrift „Der Türmer" lenken wir den Blick zurück in die Zeit um die Jahrhundertwende: in die Tage, da ein glückliches und harmonisches Treueverhältnis zwischen dem jetzt als Herausgeber dieser Zeitschrift berufenen Dichter und seinem Verlag geschlossen wurde. Das Türmer-Jubiläum gibt den Anlaß, die Entstehung dieser freundschaftlichen Beziehungen dem weiten Leserkreise bekannt zu geben.

Ich danke die folgenden Ausführungen einem sonndurchleuchteten Maiennachmittage in Lienhards Weimarer Künstlerheim, wo mir der Dichter auf meinen Wunsch einen Überblick seiner Beziehungen zum Verleger seiner Werke gab.

Lienhards Verhältnis zum Verlag Greiner & Pfeiffer begann mit dem Gründungsjahr des Türmers (1898). Auf Wunsch des Freiherrn von Grotthuß, des Begründers der Zeitschrift, nahm der damals 33jährige Dichter an der Mitarbeit teil. Wenige Jahre darauf, um die Wende der Jahre 1902/03, sah sich Lienhards damaliger Verleger, Georg Heinrich Meyer, dem er die Zeitschrift „Heimat" gegründet hatte, so sehr in Bedrängnis, da[ß] er sich entschließen mußte, neben anderen auc[h] Lienhards Werke zu verkaufen.

Es gab eine kurze Schwankung zwische[n] Amelang, dem Kunstwartverlag und Grei[-] ner & Pfeiffer. Für die letzteren entschied e[r] sich. In warmherziger Freude und beglückten Danke gedachte Lienhard während unsere[r] Unterhaltung gerade dieser Tage der Anfäng[e] seiner verlegerischen Beziehungen zu Grei[-] ner & Pfeiffer. Aus seinem wohlgeordnete[n] Briefschrank wurden die denkwürdigen Doku[-] mente jener Zeit hervorgesucht.

Da heißt es in dem Briefe des Verlags vo[m] 14. Februar 1903: „Nachdem wir Sie als Mi[t-] arbeiter des ‚Türmers' schätzen gelernt habe[n,] würde es uns eine Ehre und ein Vergnüge[n] sein, Ihre Werke verlegen und damit die Be[-] ziehungen zu Ihnen noch erweitern und be[-] festigen zu können." Am 14. März des gleiche[n] Jahres läuft dann in der Lützenstraße 6 z[u] Halensee-Berlin das entscheidende Telegram[m] aus Stuttgart ein: „Mit Meyer abgeschlosse[n] Greiner & Pfeiffer." Am 18. März folgt de[r] eingehende briefliche Bericht des Verlags übe[r] die Verhandlungen mit Meyer. Aus diese[m] Schreiben sind Lienhard folgende Sätze dau[-] ernd in Erinnerung geblieben:

„So wären wir denn in der erfreuliche[n] Lage, unsern Teil dazu beitragen zu könne[n,] Sie immer weiteren Kreisen bekannt zu ma[-] chen. Wir gehen mit den schönsten Hoffnunge[n] an diese unsere Aufgabe, werden auch nic[ht] entmutigt sein, wenn den Opfern, die wir z[u] bringen gedenken, der Erfolg nicht gleich a[uf] dem Fuße folgt. Kommen wird er, frühe[r] oder später, dessen sind wir sicher! Wir setze[n] alles für Sie ein, im Bewußtsein, daß Si[e] uns treu bleiben werden, daß Sie nieman[d] von unserer Seite drängen kann."

Mit hellen Mienen las mir der Dichter diese Stelle vor und rief dann freudig aus: „Das hat sich glänzend Wort für Wort bewährt! Diesen Glauben an mein Werk hab' ich dem Verlag nie vergessen.“ In der Tat, es drückt sich darin ein gleichsam seherisches Vertrauen auf einen Dichter aus, der bis dahin einen entscheidenden Erfolg noch nicht gehabt hatte. Denn erst mit dem „Thüringer Tagebuch“ setzte die stärkere Wirkung ein, obwohl die „Wasgaufahrten“ und anderes — z. B. die Burenlieder, die „Vorherrschaft Berlins“, auch einige Dramen (Münchhausen, Arthur) — bereits Aufmerksamkeit erregt hatten.

In der Folgezeit hat sich das Verhältnis zwischen Dichter und Verleger genau so entwickelt, wie es hier der Verlag vorausgeahnt hat. Lienhard bestätigte mir in diesem Gespräch, daß jedes persönliche Zusammensein mit den Verlegern für beide Teile gleichsam ein Fest sei. Es gilt für dieses freundschaftliche Zusammenwirken von Dichter und Verleger, was für solche Zusammenarbeit immer gelten sollte, das Gralswort aus dem Parsifal: „Froh im Verein, brudergetreu, zu kämpfen mit seligem Mute!“

Und nun zum 1. Oktober 1922. Schwerlich hat damals jemand geahnt, daß der ganz auf Einsamkeit bedachte Dichter einmal zwanzig Jahre später die Gesamtleitung des „Türmers“ an einer entscheidenden Wendestelle in die Hände nehmen würde. Nicht leichten Herzens hat er sich dazu entschlossen; doch er empfand es als eine Pflicht. Und wir erhoffen von dieser Schicksalsfügung noch reichen Segen für das deutsche Geistesleben.

Lienhards Name begegnet uns bereits im ersten Jahrgang des „Türmers“ und hat dann die Entwicklung der Zeitschrift mit eigenen Beiträgen bis auf diese Stunde begleitet, wie ja auch sein bekannter Roman „Oberlin“ dort zuerst erschienen ist. Eine weitgespannte Wissensfülle ist in Lienhards Türmer-Beiträgen niedergelegt. Früchte eisernen Fleißes und tiefschöpfenden Strebens werden hier der Mitwelt in einfachen Formen dargeboten. So ist Lienhard den Lesern ein wohlverläßlicher Führer durch das Reich in- und ausländischer Literatur; er bietet Philosophisches und Soziales, er spricht über Pädagogik und Theosophie, er beleuchtet die Rassenfrage und die brennenden Fragen aus der Welt des Theaters und hat mehrmals zu Weihnachten in wundervollen Aufsätzen dieses Fest aus trüben Zeitsorgen in das friedengesegnete Höhenland der Innerlichkeit und seelischer Geborgenheit enthoben. Lienhards gesamte Türmer-Arbeit läßt sich in dem von ihm geprägten Wort der Forderung nach R e i c h s b e s e e l u n g zusammenfassen. Die Forderung des Tages war ihm Pflicht des Schriftstellers, edlen Seelen vorzufühlen wünschenswertester Beruf. In der unruhevollen Gegenwart gestattet es ihm ein gütiges Geschick, in stiller Dichterwerkstatt zu verharren, um die Goethesche Mahnung zu erfüllen, „das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst und wäre es auch nur als Funken unter der Asche sorgfältig zu bewahren“. So fasse man Lienhards Türmer-Arbeit, deren Beiträge alle auf der festen Linie deutscher Innerlichkeit stehen und Pfadbereiter sein wollen im unaufhörlich schaffenden, aber in seiner Überfülle auch verwirrenden deutschen Geistesleben.

Unter der Überschrift „Was sollen wir tun?“ veröffentlichte Lienhard um die Jahrhundertwende einen kritischen Überblick über die geistigen Strömungen in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Dieser Aufsatz hat für uns eine damals wohl ungeahnte zeitgemäße Bedeutung erlangt und dürfte jeden ehrlich Suchenden und Ringenden auch heute noch stark fesseln. Da lesen wir diese entscheidende Stelle:

„Unser Gemüt bleibt durchaus seinem Wesen nach dasselbe: aber es dehnt sich ins Große aus und weitet sich ins unendlich Tiefe, es findet sich neue Worte und entlädt sich in neuen Kunstwerken. Nicht die Philosophie oder Religion oder Kunst schlechthin, diese drei hehren Schwestern, sind als Beschäftigung für idyllische Zeiten abgetan: nein, sie werden aus dem Idyll eben, wie das Reich, mit herauswachsen müssen in größere Horizonte. Geschieht das, so bricht eben eine Blütezeit an, in gewissem Sinne; geschieht es nicht, so sind alle Vereine und Satzungen — umsonst. Daß jeder an seinem Teile mitschaffe, im Gefühl für das Ganze, ist selbstverständliche Voraussetzung.“

Und zwanzig Jahre später, in der Einleitung des Aufsatzes „Heiliger Frühling“ (1920), lesen

wir: „Nichts ist umsonst im großen Geschehen ... Gewiß wird bei ... Aufwühlungen auch Unedles an die Oberfläche gewirbelt, massenhaft sogar: aber auch das Edle, die stille Kraft des Aushaltens, der Fürsorge, der Entsagung feiert in aller Unbemerktheit ungewöhnliche Siege. Und auf dies kommt es an. Wenn sich das Minderwertige ausgetobt hat — und es liegt in seinem Wesen, daß es sich rasch erschöpft —, tritt das inzwischen still Gereifte seine edle Herrschaft an."

Da haben wir das Entscheidende: an der Jahrhundertwende und an der großen Zeitenwende unserer unmittelbaren Gegenwart erhebt Lienhard den Ruf nach edel bereiter Tat des auf das Innere sich besinnenden Menschen, der sich nicht vom äußersten Wirrwesen der Zeit zu hoffnungslosem Pessimismus verleiten läßt. Solche starke Führerhand aber brauchen wir heute mehr denn je. Glückauf drum dem „Türmer" und seinem Führer an der Schwelle des Jubiläumsjahrgangs! Möge er im Sturm der Zeiten treue Wacht halten und ein Segen werden den ungezählten Wunden der Zeit! Möge er eine immer zahlreichere, in der Not der Tage fest zusammenstehende Gemeinde um sich sammeln, die Lienhards Türmer-Geist ausstrahlen in das darbende, in oft so wirrer Sehnsucht suchende Volk. Möge es Lienhard beschieden sein, noch manches Türmerheft hinausgehen zu lassen als Verkünder und Erfüller des Wunsches, den ein treuer Herold deutschen Geistes (Geibel) einst gesungen:

„Wenn sich dumpfen Sinns die Welt
Abmüht am Erwerbe,
Sind zu Hütern wir bestellt
Für der Menschheit Erbe,
Daß, was geistgeboren ist,
Nicht verkomm' in dieser Frist,
Noch das Schöne sterbe;

Daß sich Glaub' entfalt' und Recht
Frei von dumpfer Schranke,
Von Geschlecht sich zu Geschlecht
Überliefrung ranke,
Daß Natur ihr ernst Gesicht
Uns enthüll', und kühn ins Licht
Steure der Gedanke."

Dr Paul Bülow

Der Katholikentag

in München hat im Lichte der christlichen Lebensanschauung eine Reihe von brennenden Zeitfragen behandelt, die in allen aufbauend gestimmten Kreisen Beachtung verdienen. Es sind hierbei weniger die sog. „römische Frage", auch nicht die Schulfrage, nicht die katholische Jugendbewegung und Ähnliches, was uns besonders aufhorchen läßt; da ist ja der katholische Standpunkt ausgeprägt und gleichsam festgelegt. Aber der Tag, der den sozialen Fragen gewidmet war, brachte Bemerkenswertes: obenan die Rede des klugen und weitsichtigen Stegerwald.

An diesen bedeutsamen Ausführungen des ehemaligen Ministers, des gewerkschaftlich erfahrenen Fachmanns ist zweierlei verzeichnenswert. Zunächst die Feststellung, daß Sozialismus und Materialismus (Überschätzung der wirtschaftlichen Gesichtspunkte) verderblich eng miteinander verschwistert sind. Andrerseits die Betonung des Katholiken Stegerwald, daß im Kampf gegen diese gemeinsame Front Katholizismus und Protestantismus Hand in Hand gehen müssen. Endlich aber auch bekundet sich bei diesem Redner ein über die Partei hinausweisendes starkes Gefühl für das Volksganze. Das ist etwas Wichtiges. Das hat man entweder im Blut und Bewußtsein — oder man hat es eben nicht und bleibt Parteiknecht.

Nach einem der uns vorliegenden Berichte führte Stegerwald etwa Folgendes aus:

Das Prinzip des Klassenkampfes im Sozialismus ist nichts anderes als krassester Individualismus und wildester Gruppen-Egoismus. Anders beim Katholizismus. Da haben wir die sittlichen Grundlagen, da ist Arbeit, Gemeinschaftsdienst. Katholiken und Protestanten müssen sich zusammentun zu einer Einheitsfront gegen den Materialismus der Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie muß überwunden werden von innen heraus, und zwar durch die Gewinnung der Arbeiterschaft zur Volksgemeinschaft. Niemals darf die Wirtschaft in den Mittelpunkt des Volkslebens gestellt werden, sondern die Wirtschaft muß

in den Dienst der geistigen und seelischen Güter des Volks, und zwar aller Schichten des Volks treten. Es muß ein Volksbewußtsein geschaffen werden, das die Bedeutung der Wirtschaft immer nur im Zusammenhang mit ihrer Bedeutung für die Kultur sieht. Nur als Vorbedingung für diese ist sie von Bedeutung und es muß zu den Selbstverständlichkeiten des wirtschaftsethischen Denkens gehören, daß alle Kreise des Volkes ein Recht haben auf die Möglichkeiten kultureller Leistungen. Der Versailler Vertrag zwingt uns, unser ganzes Sinnen auf die Wirtschaft, auf materielle Güter zu richten, um die Forderungen der Alliierten zu befriedigen. Ein Friedensvertrag von solcher Härte ist unsittlich, und wir müssen diese Unsittlichkeit immer wieder laut und lauter hinausrufen, damit endlich die Welt es hört, und damit alle, die an dem Versailler Vertrag festhalten, sich mitschuldig machen an einem Vertrag, der jeder ewigen Sittennorm Hohn spricht. Die Ernährungsfrage des deutschen Volkes ist eine Lebensfrage. Das gespannte Verhältnis zwischen Stadt und Land muß ausgeglichen werden. Es ist notwendig, das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit umzugestalten. Der wirtschaftliche Aufbau duldet keine Ausschaltung einzelner Kreise. Wenn es uns gelingt, für unsere Wirtschaft im Innern stabile Formen zu schaffen, dann kann und muß es unsere Sorge sein, die deutsche Wirtschaft wieder in die Weltwirtschaft einzugliedern. Der Sozialismus sieht alles Handeln mechanisch, bestimmt durch ökonomische Verhältnisse. Wir aber kommen von dem wirtschaftlichen Geschehen zu inneren seelischen Grundlagen. Darum heißt für uns die Forderung: Änderung der seelischen Grundlagen des Einzelmenschen wie der Gemeinschaft. Dann wird auf diesen Grundlagen eine neue Gemeinschaft und eine neue Gemeinschaftsform herauswachsen. Das deutsche Gefühl engster Schicksalsverbundenheit mit allen unseren Volksgenossen muß Gemeingut werden.

Soweit Stegerwald. Wir können mit solchen katholischen Deutschen, die so starkes ethisches Gefühl für die Volkseinheit haben, durchaus Hand in Hand gehen. Wie aber verträgt es sich mit dem Zusammengehen von Zentrum und Sozialdemokratie?

Über das heikle Thema: Katholizismus und jetzige deutsche Staatsform (Vortrag Mausbach) enthalten wir uns ebenso des Urteils wie über des Kardinals v. Faulhaber politische Bekundungen. Da offenbart sich eben der Katholizismus als diplomatische Macht und kirchenpolitische Organisation mit all der Taktik, Klugheit und Anpassungsfähigkeit vielhundertjähriger Erfahrung. Es wäre manches darüber zu sagen (grade über das Bündnis mit der Sozialdemokratie); aber gefördert würde durch eine Aussprache nichts. Nur ein Wort Faulhabers heben wir heraus, das auch andre nachfühlen, eine Frage an die Katholiken Frankreichs: „Könnt ihr es uns nachfühlen, wie sich unser katholisches Herz umdreht, daß man grade in unsre katholische Rheinprovinz Heiden und Mohammedaner als Aufseher schickt?!“ Gewiß. Das können auch andre Europäer nachfühlen. Aber der internationale Katholizismus ist da ebenso machtlos wie die internationale Sozialdemokratie.

Alles in allem war dieser Münchener Katholikentag mehr katholisch ale demokratisch. Lag es an der dortigen geistigen Luft? Oder bedeutet er eine Wendung?

*

Die Not der deutschen Wissenschaft

Im Februar dieses Jahres gingen 157, im März 177, im April 117 Zeitschriften ein. Seitdem sind die Druckpreise um weitere 2000 Prozent gestiegen. So steht auch die „Theol. Lit. Z.“ am Ende, wenn nicht erhebliche Mittel beschafft werden, um das, trotz reichlicher Unterstützung von seiten der Notgemeinschaft, Defizit von 95000 ℳ zu decken.“

Mit diesen Worten beginnt die „Theologische ‚Literaturzeitung“, vor 47 Jahren von Schürer und Harnack begründet, an der Spitze ihrer letzten Nummer die Schilderung ihrer verzweifelten wirtschaftlichen Lage. Das führende kritische Blatt unserer deutschen wissenschaftlichen Theologie, ein Blatt, zu

dessen ständigen Mitarbeitern hochangesehene Vertreter aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen gehören, ein Blatt, das jahrzehntelang den Ruhm deutscher Wissenschaft ins Ausland getragen hat — denn vor dem Kriege gingen Hunderte von Stücken über die Grenze, viele Dutzende übers Weltmeer —, dies Blatt steht vor dem Ende, wenn nicht schnelle und durchgreifende Hilfe kommt. Diese erschütternde Nachricht ist mir — so schreibt Prof. Schuster im „Hannov. Kurier“ — in meine Ferienmuße gefolgt und läßt mich nicht los. Wirklich eine erschütternde Nachricht. In ihr spiegelt sich die jammervolle Not unserer ganzen deutschen Wissenschaft. Die Papierpreise sind ins Ungemessene gestiegen. Ein Kilo Druckpapier, das vor dem Kriege 25 Pfennige kostete, erfordert heute 32 Mark. Die Buchbinderarbeit hat heute mindestens das Sechzigfache der Friedenssätze erreicht. Ähnlich der Druck. Die Bücherpreise steigen nur deshalb nicht ganz so schnell und so hoch, weil die Autoren ganz oder fast umsonst arbeiten. Die Löhne der Handarbeiter sind der Valuta im ganzen gefolgt, z. T. ihr vorangeeilt, zumal, wenn man den Stundenlohn in Betracht zieht. Der geistige Arbeiter sinkt in seiner Wertung und Bezahlung immer tiefer; denn das alleinseligmachende Heilmittel unserer Tage, der Streik, steht ihm nicht zur Verfügung. Der furchtbare praktische Materialismus unserer Tage, dem die geistigen Güter der Kultur gleichgültig sind, während er für die sinnlichen Errungenschaften der Zivilisation, die ein sattes und behagliches Leben ermöglichen, Unsummen wegwirft — dieser Materialismus wirkt sich verhängnisvoll aus in der beschämenden Unterwertung geistiger Arbeit. Die Honorare für die Mitarbeiter wissenschaftlicher Zeitschriften reichen im Durchschnitt knapp hin, um Papier- und Portokosten zu decken. Gut eingeführte Bücher erzielen in Neuauflagen bei vierzigfacher Teuerung vielleicht eine drei- bis vierfache Honorarerhöhung. Neue Bücher, auch berühmter Gelehrter, bleiben vielfach ungedruckt, da die Verfasser den erforderlichen Zuschuß nicht leisten können...

Dies macht sich aber auch wieder auf praktischem Gebiete geltend: denn Wissenschaft und Wirtschaft hängen oft enger zusammen als der Laie ahnt; man denke z. B. nur an die Landwirtschaft (Kunstdünger, Saatgutveredelung usw.), vom Technischen erst recht abgesehen!

Wir können ganz buchstäblich im elementarsten Sinne, schließt Schuster, nur als Volk der Wissenschaft leben, wenn wir nicht verhungern wollen.

*

Vom Kampf um das gute Buch

Unter dieser Überschrift veröffentlicht der Reichsjugendwart Lic. theol. Erich Stange in dem von ihm herausgegebenen „Leipziger Kirchenblatt“ einen sehr beachtenswerten Aufsatz zur bevorstehenden Verrufserklärung gegen den Schundschriftenhandel, dem wir folgendes entnehmen:

„Die Schundliteratur ist nach dem Kriege üppiger gediehen denn je. Auf Schritt und Tritt begegnen uns heute die bekannten Hefte, die infolge des ungeheuren Absatzes noch für 1,20 *M*, also nur das Zwölffache des Friedenspreises, geliefert werden können, während die billigen guten Sammlungen schon längst diese Konkurrenz aufgeben mußten. Sie erscheinen in der Regel in Auflagen von nicht unter 100000, weil sonst der billige Preis nicht gehalten werden könnte Nach sorgfältiger Berechnung kann man die augenblicklich umlaufenden Schundhefte auf 3 Milliarden schätzen.

Was kann dagegen getan werden? Es gilt den einzigen Weg zu beschreiten, der noch geblieben ist, nämlich die Öffenlichkeit gegen den Schund aufzurufen.

Die Hauptstelle zur Bekämpfung der Schundliteratur (Berlin W 8, Unter den Linden 4) hat es unternommen, im Einverständnis mit einer Reihe von ähnlich gerichteten Verbänden, eine kürzlich zusammengestellte Reichsschundliste als Unterlage für künftiges Vorgehen in großer Zahl zu verbreiten. Die Liste enthält 123 der gefährlichsten Schundheftreihen, und zwar ausdrücklich nur solche, die nachweislich bei Schulkindern gefunden wurden. Gleichzeitig ist eine Liste billiger

guter Bücher erschienen, die allen, denen Erziehung und Bildung am Herzen liegt, ermöglichen soll, durch Erziehung zum guten Buch die Neigung zum Lesen in die rechte Bahn zu leiten. (Beide Listen sind durch die Berliner Hauptstelle zum Vorzugspreise von 70 ₰ zu beziehen.)

Für Mitte Oktober ist eine Verrufserklärung gegen alle Schundhändler des Reiches geplant. Es soll zunächst versucht werden, sie zu veranlassen, den Vertrieb von Schundheften aufzugeben; als Ersatz für den Ausfall im Geschäft — das ist Sache der örtlichen Arbeit — wird ihnen Gelegenheit geboten, an Hand der Listen billiger guter Hefte sich mit ihrem Geschäft nach dieser Richtung umzustellen. Wird auf diesem Wege nichts erreicht, so ist dann die Verrufserklärung nach einer Entscheidung des Landgerichts II in Berlin vom 14. Februar 1912 sowie des Amtsgerichts Dresden vom 31. Januar 1922 rechtlich zulässig. Eltern, Lehrer, die Jugend werden aufgefordert, in diesen Geschäften, die den Handel mit Schundheften meist nur nebenher betreiben, nichts mehr zu kaufen. Das Dresdener Schulamt hat die Verrufsliste an sämtliche Schulen seines Bereichs verschickt. In Berlin werden augenblicklich mit Hilfe der Polizei sämtliche Schundhändler festgestellt. Im 13. Bezirk ist bereits eine gütliche Einigung mit den seither Schund führenden Geschäften erzielt worden. Der Verband der Schreibwarenhändler hat sich der Parole gegen den Schund angeschlossen. Auskunft erteilen: Hauptstelle zur Bekämpfung der Schundliteratur, Berlin W 8, Unter den Linden 4, und Groß-Berliner Ausschuß zur Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur und des Unwesens im Kino im Städtischen Jugendamt, Berlin C 2, Neue Friedrichstraße 79/80.

Es ist in der Tat bitter nötig, daß dieser Kampf einmal mit aller Energie aufgenommen wird und die tatkräftige Unterstützung der Schule, des Elternhauses und der Behörden findet. Der Ruf „Jugend in Not" schallt immer bedrohlicher durch die Lande. Tausende und aber Tausende von Jugendlichen aller Bevölkerungsschichten verlieren sich auf traurigen Irrwegen. Der mammonistisch verseuchte Zeitgeist bietet ihnen keinen Halt. Sorgen wir dafür, daß ein Strom sittlicher Erneuerung durch die Herzen des jungen Geschlechts flutet und ihm den Pfad weist zu inneren Lebensgütern!

Dr. Paul Bülow

*

Friedrich von der Leyen,

der Literarhistoriker der Universität Köln, hat (wie schon kurz im „Türmer" angedeutet wurde) seine Auffassung von der neueren deutschen Dichtung seit Beginn des Naturalismus in ein geschmackvolles und vornehmes Buch zusammengefaßt („Deutsche Dichtung in neuer Zeit", Jena, Diederichs, 374 Seiten, leider ohne Namensregister). Es sind prachtvolle Abschnitte in diesem schönen Buche, das von einem ebenso besonnenen Geschmack wie von edler nationaler Gesinnung getragen ist, in seiner Kritik maßvoll, doch fest, in der Anerkennung warm und ohne Einseitigkeit, wenn der Verfasser auch über manchen Zeitgenossen in der uns umfließenden Gegenwart noch ungenügend unterrichtet ist. Wer will sich durch die Massen täglicher Neu-Erscheinungen hindurcharbeiten!

Die breite Grundmauer des Ganzen, das entscheidende erste Kapitel, führt den sehr bezeichnenden Titel „Fremde Meister". Da werden die bedeutenden Anregungen des Auslandes, die auch bei uns wie in ganz Europa zur naturalistischen Richtung geführt haben, ausführlich dargelegt. Eigentlich steckt darin ein vernichtendes Urteil: der Kern der naturalistischen Schau- und Dichtungsweise ist ebenso undeutsch wie der stoffanstarrende Materialismus überhaupt. Jene Zeitstimmung hat in Stoff, Staub, Protoplasmen, Sexualien gewühlt und das Lebensgeheimnis da unten gesucht, nicht im Licht, nicht im Geist. Demgegenüber scheint mir das Kapitel Romantik, mit dem zu weit gefaßten Begriff (Strindberg z. B.!) nicht überzeugend genug zu wirken; das war und ist ja doch mehr eine Art Nerven-Romantik, in die sich jene Relativisten und Skeptiker flüchteten, keine Frömmigkeit der Seele, keine wahre Geist-

gläubigkeit. Zu wenig kommen auch die Einwirkungen Richard Wagners und auch des damaligen Ernst von Wildenbruch heraus, denen gegenüber ja Zola wichtiger und wuchtiger war, leider, wie ja auch Nietzsches stolze Geistigkeit erst spät und vielfach verzerrt zur Wirkung kam. Prof. von der Leyen läßt es an berechtigter Zeitkritik nicht fehlen. Schön schließt er das Kapitel „Heimatkunst" (S. 319 f.). Und vortrefflich kommen die Profile der bereits abgerundeten Dichter heraus (Hauptmann, Dehmel, Stefan George, Rilke, Thomas Mann).

Es wäre manches zu sagen, doch dieser Hinweis möge genügen. Nur eins darf ich, als selber Schaffender, nicht zurückdrängen: in zwei Sätzen geht der Verfasser mit bedauernder Geste über mein eigenes angeblich erfolgloses Wirken hinweg. Nun ja, hier redet ja wohl einer von der Zunft immer dem andren nach. So meinen Oskar Walzel („Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod", S. 187: „Lienhard rang mit wenig Erfolg um Anerkennung") und ein neuester, ganz erstaunlich fleißiger Literaturforscher wie Julius Wiegand („Geschichte der deutschen Dichtung in strenger Systematik, nach Gedanken, Stoffen und Formen, in fortgesetzten Längs- und Querschnitten", Köln, Schaffstein) recht bequem, doch schief dasselbe wie Friedrich von der Leyen (S. 315): „viel Widerhall fand er nicht" — wonach er hinzufügt: „den eigenen starken Ton sucht man in seinen Schöpfungen vergebens". Weiter nichts. Es ist ihm nicht der Mühe wert, auch nur ein einziges meiner Werke zu nennen.

Man kann dazu sagen: möchten Sie nicht wenigstens die sachliche Güte haben, die Auflagenziffern meiner Werke festzustellen, ehe Sie so was aussprechen, wenn Sie auch meinen eigenen Ton nicht heraushören? Sie, meine Herren, haben uns in unsrem elsässischen Kampf um die deutsche Seele allerdings nie geholfen, nie, auch nicht durch den leisesten freundlichen Zuruf! Diese Ehre bleibt Ihnen für immer. L.

*

Barrès und Bertram

Der „Türmer" hat bereits mehrfach auf den Schädling Maurice Barrès und dessen pangallische Rheinpolitik warnend hingewiesen. Nun kommt da ein begabter Rheinländer und haut mit wissenschaftlicher Schärfe und rednerischer Eindringlichkeit auf denselben Drachen ein. Der Franzose hat seine akademischen Reden „Le génie du Rhin" als Schrift veröffentlicht; sie sind sogar ins Deutsche übersetzt worden: und ihm antwortet nun der rheinische Professor, der bekannte Verfasser des Nietzschebuches und des Gedichtzyklus „Straßburg". Bertram weist dem französischen Chauvinisten eine erkleckliche Anzahl dilettantischer Entgleisungen nach; er geißelt die geistespolitische Offensive des ewig rheinsüchtigen Frankreich. Was im Elsaß geglückt ist, soll der Eroberungsgier chauvinistischer Politik nicht am übrigen Rhein gelingen, an diesem durch und durch deutschen Strom, der sich in der Tat „erinnert" (Barrès: „Le Rhin est un fleuve qui se souvient"): an viele Gewalttaten der Franzosen, an viele tiefdeutsche Tatsachen, Ereignisse, Bauten, Sagen und Lieder kerndeutscher Geschichten. Wie ruft Joseph Görres, der Rheinländer, während des Wiener Kongresses den Deutschen zu? „Wo irgendeines eurer alten Denkmäler verwüstet steht, die Franzosen haben es ausgeführt; wo irgendein alter Tempel im Rauch aufgegangen, die Franzosen haben ihn angezündet; wo ein Palast in Trümmern liegt, dies Volk hat ihn zerstört; wo eine alte Stadt in Flammen aufgelodert, wo eine Festung gebrochen worden, alles ist von diesen Welschen hergekommen." O ja, der Rhein erinnert sich!

Dem Buch („Rheingenius und Génie du Rhin", Bonn, Cohen 1922) ist ein Literaturnachweis nebst wertvollen Quellen beigegeben. Wir vermissen unter jenem das fesselnde Büchlein von Prof. Werner Deetjen „Sie sollen ihn nicht haben" (Weimar, Böhlau 1920), eine überaus zeitgemäße wissenschaftliche Plauderei über Beckers Rheinlied und seine politische Umwelt nebst Gegenstimmen in jenen erregten vierziger Jahren. Dort ist einmal ein Wort zitiert, das Friedrich

von Gentz 1799 an Johannes von Müller geschrieben hat: „Es ist ausgemacht, daß wir den Franzosen viel zu wenig Kraft und Kunst des Wortes entgegensetzen.“ Das kann man von Ernst Bertram nicht sagen. Hier ist Kraft und Kunst. Und der Verfasser bleibt dabei immer geschmackvoll.

Übrigens: wie sehr paßt es noch heute, was dort Gentz weiterschreibt! „Allerdings können respektable Regierungen sich nicht darauf einlassen, unaufhörlich mit Gaukeleien zu kämpfen, deren ganze Weisheit in Deklamationen besteht. Aber wir reden gar zu wenig und geben die verführte Welt den schändlichsten Lügen und den rasendsten Ausschweifungen ihrer immer bereiten Schmierer preis.“ . .

*

Freundliche Tat

Es ist wie verwehter Klang aus besseren Zeiten, wenn man im „Ev. Gemeindeblatt“ Weimars den Hinweis auf folgende freundliche Tat liest. In Weimar zieht noch, wie in Luthers Zeit, die Kurrende durch die Straßen und singt da und dort. Es sind halbwüchsige Knaben, in den altüberlieferten Mäntelchen; einer von ihnen leitet den kleinen Chor. Das Blatt erzählt nun folgendes:

„Eine besondere Freude wurde unserer Kurrende zuteil. Durch ihren Gesang in der Schillerstraße auf sie aufmerksam geworden, lud ein im Kaffee Sperling sitzender Herr die Kurrendaner ein und ließ sie mit (echtem) Kaffee und Torte bewirten. Außerdem aber stiftete er für die Kurrendezwecke einen Zehntausendmarkschein. Wir freuen uns, daß der Kurrendegesang solche Anerkennung gefunden hat und wollen das Geld verwenden zur Beschaffung von Schuhen für die Jungen. Der freigebige, freundliche Herr war ein Engländer.“

Eine Kleinigkeit, nicht wahr? Und doch: mit welcher Freude verzeichnet man jetzt, in dieser Zeit des Hasses und der Roheit, eine solche — wirklich aus dem Herzen kommende — Kleinigkeit!

*

Ein deutsch-amerikanischer Wohltäter

dem die notleidenden deutschen Schriftsteller zu großem Danke verpflichtet sind, ist am 11. August d. J. einem Herzleiden erlegen. Friedrich Michel, in jungen Jahren aus dem Elsaß nach Neuyork ausgewandert, selber dichterisch begabt, hat mit Hilfe seines Freundes Dr. Otto Glogau und des „Gesellig-wissenschaftlichen Vereins“ jenes großartige Hilfswerk organisiert, das den deutschen und österreichischen Schriftstellern im vergangenen Jahre nahezu eine Million Mark eingebracht hat. Die Deutsche Schillerstiftung hat den beiden Freunden die Schillerplakette verliehen. Dr. Glogau hat am Grabe des Dahingeschiedenen, der zu den edelsten und gütigsten Menschen gehörte, Worte wärmster Dankbarkeit gesprochen. Wir schließen uns ihm von ganzem Herzen an, zugleich im Namen der vielen geistig Schaffenden, die wir mittelst jener deutsch-amerikanischen Spende zu unterstützen die Ehre hatten.

Prof. Dr. Friedrich Lienhard, Vorsitzender
Dr. Heinrich Lilienfein, Generalsekretär
der Deutschen Schillerstiftung.

*

Elsa Brandström

Man hat diese wunderbar hilfreiche Schwedin den „Engel von Sibirien“ genannt: so unermüdlich hat sie sich den Gefangenen in Rußland und Sibirien gewidmet und deren oft schauerliches Los zu mildern gesucht. Nun gibt sie ihre Erinnerungen heraus: „Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien 1914—1920“ (Berlin 1922, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte): ein unerbittlich objektives, schlicht erzählendes, mit Zahlen belegendes Buch — alles in allem ein Buch des Grauens. Aus dem Erlös dieser Schrift, der wir viele Tausende von Käufern wünschen, und durch Spenden will Elsa Brandström eine Art Arbeitssanatorium schaffen, in dem früheren Kriegsgefangenen aus Rußland durch Ruhe und sorgenfreie Arbeit die Möglichkeit gegeben werden soll, wieder lebenstüchtige Menschen zu werden.

Viel zu wenig wird auf diese andre Seite des Weltkriegs aufmerksam gemacht: auf die Gegenkräfte gegen die Kräfte des Hasses und der Zerstörung, auf die heroischen Leistungen des Internationalen Roten Kreuzes und der neutralen Delegierten, die oft unter eigener Gefahr für Milderung der meist unerträglichen Gefangenen-Verhältnisse besonders im halborientalischen Rußland gesorgt haben. Wir lesen hier schauerliche Ziffern von hinsterbenden Menschenknäueln, die man dem Flecktyphus, dem Hunger, dem Frost überlassen hat. Das Buch ist zugleich eine furchtbare Anklage gegen Rußlands Leichtsinn und dumpfe, tierische Brutalität. Dabei ist es ohne jedes Pathos geschrieben, auch nicht moralisierend, gelegentlich sogar in weitherzigem Humor ausruhend (S. 57 f.). Es gibt, auch von vielen kleinen Photographien unterstützt, einen klaren Überblick über die Schicksale der Gefangenen während fünf bis sechs Jahren, vom Kriegsbeginn bis zur Herrschaft der Bolschewisten und der niederträchtigen Tschechen.

Man höre nur die folgende Stelle über eins dieser fluchwürdigen sibirischen Barackenlager! „Da ist Totzkoja — das Grab für 17000 Kriegsgefangene von 25000 (!). März 1915 kamen die ersten Gefangenentransporte in die noch unfertigen Holzbaracken. Erst nach und nach wurde der Boden mit Ziegeln gepflastert und das Dach mit Erde beworfen, doch blieben die Gebäude nach wie vor nicht für den Winter eingerichtet. Während des Sommers wurde das Lager überfüllt, und im Herbst brach eine Flecktyphus-Epidemie aus, die den ganzen Winter über wütete. Mit leeren Händen sollten einige russische und kriegsgefangene Ärzte die Seuche bekämpfen. Arzneimittel, Stroh, Wäsche, Holz und Wasser — alles fehlte. Der Schnee deckte die Fenster, so daß es den ganzen Tag dunkel blieb. In jeder Baracke liegen auf den nackten Pritschen bis zu 800 Mann, Kranke und Gesunde durcheinander, beinahe unbekleidet, mit Ungeziefer übersät und unterernährt. Um die unteren Pritschen schlägt man sich, weil die Fiebernden nicht zur dritten und vierten Reihe hinaufklettern können. Alles ist wie erstorben. Man hört nur das Stöhnen der Kranken; schwer drückt die feuchte Luft; es gibt keine Latrine, und die Sterbenden vermögen sich nicht mehr in den Schnee hinauszuschleppen. Schließlich bestimmt der Kommandant vier leere Baracken als ‚Isolierbaracken'. Aber die Kranken haben nur den einen Wunsch, unter den noch gesunden Kameraden zu bleiben, wo sie ein wenig Hilfe und ein freundliches Wort finden, — und nicht in die Isolierbaracken geschickt zu werden, in denen die eine Reihe phantasierender, sterbender Menschen neben und über der andren liegt. Die abgearbeiteten Krankenpfleger sind abgestumpft und geben den Kampf auf. Womit sollen sie helfen, wenn nichts dafür vorhanden ist, nicht einmal Holz, um die täglichen qualvollen Erfrierungen an Händen und Füßen bei den Kranken zu verhindern! Wer im Todeskampf von den oberen Pritschen herunterfällt, bleibt auf dem Steinboden liegen, bis ein andrer ihn anstößt und zur Seite schiebt. Der Körper eines Toten ist manchmal die einzige Stütze des noch lebenden Nachbarn und wird erst nach Tagen entfernt. So mischt sich der Gestank der Lebenden mit dem Leichengeruch. Die tägliche Sterblichkeit stieg von 20 auf 70, auf 100, auf 350." . . .

Genug der Greuel! Dantes Hölle scheint ein Schattenspiel daneben. Man ermesse die Dankesgefühle, die man den Engeln entgegenbrachte, die in diese Abgründe Licht und Luft brachten! Und man glaubt nach solchen Berichten ein wenig zu verstehen, warum grade dieses dumpfe Rußland bis zum heutigen Tage von so unmenschlichen Schicksalen heimgesucht wird. Wer aber jenen Höllen entrann und seelisch gesund blieb, der ist wahrlich für sein ganzes Leben gestählt!

*

Ein Storm-Roman

Der Deutsch-Österreicher Emil Hadina hat mit feinfühliger Hand den deutschen Lesern eine dichterische Gestaltung von Theodor Storms Lebensgang bis zum Tode seiner ersten Frau beschert („Die graue Stadt — die lichten Frauen", Leipzig, Staackmann). Es ist neuerdings mancherlei dergleichen ge-

schaffen worden; und nicht mit Unrecht hat man von einer „Gruppe der Transfusionisten“ gesprochen, die den geliebten und verehrten Schatten aus der verdämmerten Dichterwelt ihr eignes Lebensblut in die Adern leiten, damit neben dem unvergänglichen Niederschlag der Geistigkeit auch das Rein-Persönliche jener großen Gestaltung in aller Frische bewahrt bleibe. Dazu gehört freilich neben dem lungo studio ed il gran amore, das einst Dante an Virgilio band und das die äußere Grundbedingung des Sicheinfühlens bei solcher Arbeit ist, eine richtige Blutsverwandtschaft der Geister, die so verschmelzen sollen. Fehlt diese, so entsteht ein mehr oder minder geschicktes Machwerk, aber keine Nachschöpfung.

Emil Hadina der Lyriker hat die Blutsverwandtschaft mit seinem Helden seinerzeit durch eigene Töne genugsam bewiesen. Wie tief sie aber geht, das zeigt in vollem Umfange erst dieses Werk. Aus einem schildernden Reichtum ohne Grenzen, frühlingserfüllt und sommerschwül, traumverschwommen und doch klarblickend, feinhörig für die Einzeltöne und eingestellt auf die Harmonie, in die diese münden müssen, entrollt sich hier Storms innere und äußere Geschichte. Mit feinem Silberstift wird die merkwürdige frühe Liebesverträumtheit des Knaben gezeichnet; dunkel drängen sich die Linien der frühzeitigen, vom Vater überkommenen Gottentfremdung durch den ersten Aufriß seiner werdenden Lebensanschauung und vertiefen sich durch die bitteren Schmerzen um das frühverlorene, vom Leben hartbehandelte Schwesterchen. Schuljahre, erstes Schaffensdämmern mitten in fröhlicher Familienumwelt zwischen jung gebliebenem Alter und in reicher Geschwisterkette — äußere und geistige Luftveränderung, deren Fluidum dem der grauen Stadt eine Weile den Rang abläuft — Lübeck, Geibel — das volle Bewußtwerden der dichterischen Sendung, allerhand Herzensträume um Festzeiten und lichte Mädchengestalten herum ... Doch unter „alle dem Neigen von Herzen zu Herzen“ der stille Goldfaden tiefer Liebe zu seiner Base Constanze, der anmutigen Tochter jener jungen Tante Elsabe, für die einst das Knabenseelchen mit neun Jahren erglühte. Seine „Dange“, wie sie wohl von der Kinderstube her hieß, wird ihm die rechte Lebenskameradin für schwere Jahre wie für krause Stimmungen — tapfer, frohmütig, liebevoll sich anpassend und doch keine urteilslose Jasagerin — die auch ein ernstes Herzensirren ihres Dichters mit zarter, großmütiger Hand zurechtzustreichen weiß. Sie schreitet mit ihm durch die dunklen Zeiten der Fremdherrschaft, Vaterlandslosigkeit und Verbannung „so lang du lebest, ist es Tag“ — und muß von ihm gehen, als alles wieder gut, die Heimat von neuem ganz sein eigen geworden ist.

Soweit führt uns Hadinas Buch. Es ist unendlich schätzereicher als diese oberflächliche Skizze es andeuten kann. Das Aufwachsen der Stormschen Lyrikblüte, der Boden voll Novellenkeime, das Rankenwerk der Beziehungen zwischen dem Dichter und seinen Zeitgenossen ist dem Persönlichen mit ebenso kluger wie kundiger Auswahl beigeordnet und damit verschmolzen. A. M.

*

Pfarrer Rittelmeyer und die Anthroposophie

In der „Tägl. Rundschau“ teilt Direktor Wilhelm Spieker zwei Briefe mit, die er an Pfarrer Friedrich Rittelmeyer gerichtet hat. Dieser Berliner Geistliche, seit Jahren ein anhänglicher Verehrer des Anthroposophen Rudolf Steiner, hat sein Amt aufgegeben und ist mit seiner Familie nach Stuttgart gezogen, um seine Kraft in Schrift und Wort der Steinerschen Bewegung zur Verfügung zu stellen — zum Leidwesen der großen Gemeinde, die sich der Kanzelredner gesammelt hatte. Ihm schrieb nun Spieker:

„Ihr Entschluß, das Pfarramt wenigstens vorläufig niederzulegen, um Ihre ganze Kraft dem anthroposophischen Verlag (in Stuttgart) zu widmen, hat mich aufs peinlichste überrascht. Und ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß ich im Laufe der zwei letzten Jahre in meiner Überzeugung immer mehr befestigt worden bin, daß es bedenklich, ja gefährlich sein muß, die Neugierde und den Vorwitz unserer Zeitgenossen auf dem religiösen bzw. transzendenten Gebiet durch Schauenwollen

zu befriedigen und damit den ethischen Weg des Glaubens zu verlassen. Es ist mir immer klarer geworden, daß und warum Gott sich und die jenseitige Welt verborgen halten muß, wenn er reine Geister aus der Menschenwelt gewinnen will. Jedes vorwitzige Schauen, das den demütigen Weg des Glaubens überflüssig machen will, muß zu Abirrungen vom rein Göttlichen führen. Ich weiß aber von Blumhardt, wie gefährlich es ist, in die Gemeinschaft halbreiner Geister zu geraten und kann deshalb gewissenshalber nur vor dem Steinerschen Irrweg warnen. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mir meine offene Aussprache nicht verargen werden, und ich hoffe zu Gott, daß wir uns noch einmal hier oder drüben in vollem Einverständnis begegnen werden. Inzwischen ist es mir aber ein Herzensbedürfnis, Ihnen im Geiste warm die Hand zu drücken und Ihnen zu sagen, wie dankbar ich Ihnen bin für alle Anregung und Förderung auf geistigem Gebiet, die Sie mir gebracht. Ich werde Sie schmerzlich vermissen, und wenn ich Ihnen sage, daß ich mich in der Neuen Kirche oft nach Bad Boll versetzt fühlte, habe ich das Größte gesagt, was ich sagen kann. Zwei Gaben möchte ich aber hervorheben, für welche ich Ihnen besonders dankbar bin: Ihr an Blumhardt erinnerndes Charisma, die Herrlichkeit Jesu zu offenbaren, und Ihr herzerquickender, getroster Ausblick in die Zukunft unseres Vaterlandes. Über allem aber steht das Gottesreich, dessen Verwirklichung auf Erden unsere gemeinsame Hoffnung und Aufgabe ist und bleiben wird."

Und in einem zweiten Briefe, nach Rittelmeyers Abschiedspredigt, heißt es:

„Nachdem ich gestern mit tiefer innerer Bewegung Ihre Abschiedspredigt gehört habe, ist es mir unabweisbare Pflicht, Sie wegen meines etwas harten Urteils über die Steinersche Anthroposophie herzlichst um Verzeihung zu bitten. Ich kann natürlich über Nacht meine Stellungnahme zur Sache nicht ändern, überlasse es aber getrost Gott und der Zukunft, die Lösung des schwierigen Problems herbeizuführen.

Jedenfalls aber erkenne ich heute schon aufrichtig und voller Ehrfurcht an, daß ich Ihren Schritt als sehr bedeutsam respektiere und die weitere Entwicklung der Zukunft unserer evangelischen Kirche und des Gottesreiches mit großer Spannung verfolge. Für mich ist es ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß Sie nun auch den Kirchendienst verlassen und auf neuem Wege die Erreichung des gemeinsamen Zieles erstreben.

Ich habe vor 35 Jahren zum letzten Male auf der Kanzel gestanden und hoffe seitdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auf das Kommen eines neuen Reformators, der unser armes Volk aus der Ungewißheit des protestantischen Subjektivismus und aus dem unheimlichen Halbdunkel des katholischen Mystizismus hinausführt auf die Sonnenhöhe göttlicher Wahrheit, wie sie mir gestern aus dem Dreiklang des Wortes Jesu Christi entgegenstrahlte. Wie dankbar und jubelnd werde ich es begrüßen, wenn ich das Aufflammen des goldenen Morgens erleben dürfte, dessen Morgenröte ich schon im Jahre 1883 in Bad Boll geschaut.

Und damit noch einmal heißen Dank und herzliches Gottbefohlen. Ich werde jedenfalls nicht zu denen gehören, die an Ihnen irre werden und sich von Ihnen abwenden, wenn es auch ganz anders kommt, das herrliche Gottesreich, als ich erwartet hatte."

Diesen beiden Briefen an Rittelmeyer fügt Direktor Spieker scharf ablehnende Ausführungen über die Anthroposophie an, worauf er schließt: „Rittelmeyers Unternehmen ist darum von vornherein ebenso als gescheitert zu betrachten wie das so edel gemeinte Unternehmen meines früheren Freundes Dr. Johannes Müller, der seit mehr als 25 Jahren vielen ein Führer auf halber Höhe geworden ist, weil er sie seinerzeit in Bad Boll bei Blumhardt erstiegen und erlebt hatte. Auch er, der leider seine Abhängigkeit von Blumhardt abgeleugnet und sich von ihm abgewendet hat, führt sich und seine Anhänger nicht unter das Kreuz, sondern auf dem Wege der Selbsterlösung auf eine Scheinhöhe ursprünglichen Erlebens und heiterer Selbsttäuschung."

Was sagen die beiden Angegriffenen?

Mannesreinheit und Kronprinzenbuch

Man schreibt uns:

Ich besitze das Buch „Erinnerungen“ unseres früheren Kronprinzen, das im „Türmer“ (Juliheft) angezeigt wurde. Ich habe es zuerst meiner Frau vorgelesen, allerdings unter gleichzeitiger Übersetzung der häßlichen Fremdwörter. Dann habe ich es durchgeackert eben wegen dieser häßlichen undeutschen Bestandteile. Das Ergebnis habe ich an den Allgemeinen deutschen Sprachverein geschickt mit der Bitte, bei einer Neuauflage die Ausmerzung erwirken zu wollen.

Da mich das Buch in manchen Teilen sehr fesselt, las ich es jüngst auf dem Krankenbette nochmals in aller Ruhe. Hierbei kam ich, wie die beiden ersten Male, nicht ohne heftigen inneren Widerspruch über seine Ausführungen auf Seite 55, 10. Zeile von unten „Trotzdem glaube ich ...“ hinweg.

Ein willensstarker Mann kann sehr wohl, ohne Schaden an seiner Gesundheit und sonstwie zu nehmen, „rein“ seiner „reinen“ jungen Frau gegenübertreten, wenn er nur will: wenn er sich nur den billigen, feilen, aufgeilenden Einwirkungen entziehen will. Es braucht dazu nicht die übertriebene Eindämmung und Absperrung, wenn man sich nur stets gesund betätigt und gesund deutsch denkt. Für einen gewissen Ausgleich sorgt die Natur im tiefen Schlaf von selbst. Früh der Eltern beraubt, aber mit gutem Kern von ihnen ausgestattet, werde ich den Eintritt dieses Ereignisses als eine Offenbarung, als ein zum Bewußtseinkommen nie vergessen. Ich bin weit herumgekommen und schon früh, und habe im In- und Auslande viel Schönheit und Schönes gesehen, aber stets nur das göttliche Schöne, bis ich das Schönste fand: mein Weib, gut deutsch, mit eigenem Innenleben, das sich in Liebe gern mit meinem männlichen Innenleben mißt.

Ich bezweifle, ob ein Mann, der vor dem Eingehen der Ehe schon wenig oder öfters mit andern Frauen Geschlechtsverkehr hatte, im Einssein mit seiner Lebensgefährtin noch richtig göttlich empfinden kann, ob er in ihr stets das ihm gehörige größte göttliche Wunder erblickt. Ich bin nicht bigott und empfinde doch so. Mir ist ein Choral, von meiner Frau auf dem Klavier vorgetragen und gemeinsam gesungen, oder ein Unwetter im Walde oder ein abbrechender Gletscher wahrer Gottesdienst.

Ich habe in der Kriegsgefangenschaft in langen Jahren die Feststellung gemacht, daß die meisten sich aufrecht hielten, trotzdem infolge der Absperrung das Widernatürliche Fuß faßte bei den Schwachen.

Die Worte „Die letzte Wurzel mancher Irrung“ lasse ich allenfalls noch gelten für die Kreise, die gezwungen waren, mit dem Heiraten sehr lange zu warten (Beamte, Offiziere usw. — außerdienstliches Einkommen, um standesgemäß leben zu können —), aber nicht auf die Mitglieder der begüterten Klassen von damals. Und dazu gehörten auch die Mitglieder regierender oder nicht regierender Fürsten- und Adelsgeschlechter; diese jungen Männer brauchten ihr Mannestum nicht zu verschenken, denn sie konnten, wenn sie wollten, früh genug heiraten, und zwar „rein“ heiraten. An wen haben sie denn ihre „eingedämmte“ Lebenskraft verschenkt? Doch meistens an gesellschaftlich niedrig stehende Weiblichkeit. In dieser Stellungnahme vieler Männer zu den Frauen eines niedrigeren Standes habe ich stets eine undeutsche Stellung des deutschen Mannes zum Weibe erblickt und daher auch bekämpft.

Zum Schluß meine Meinung dahin: Ich hätte es begrüßt, wenn unser früherer Kronprinz diese für ihn heikle Frage gar nicht berührt hätte, denn sein Zeugnis dürfte in heutiger Zeit dem Bunde, der die Reinhaltung der männlichen Jugend erstrebt, zu leicht als Kronzeugnis für die doppelte Moral des Mannes ausgelegt werden. Ich habe schon lange keine größere Freude mehr über Dinge von außen empfunden als damals vor zwei Wochen, als ich auf den Bahnhöfen der Umgebung die Werbeschrift las, sich die reine Männlichkeit zu erhalten. Glück zu solcher Bestrebung!

Grießer

*

Paris und die Negerfrage

Die Pariser Akademie Goucourt hat einen Neger preisgekrönt: sie hat dem Schwarzen René Maran den Preis für die hervorragendste französische Leistung auf literarischem Gebiet für das Jahr 1921 zuerkannt. Dieser Neger hat einen Roman aus dem Kongo geschrieben: „Batuala". Der schwarze Verfasser ist dort Kolonialbeamter. Der Inhalt des Buches ist, nach einem Bericht des „Bayr. Kuriers", folgender: Batuala ist ein Kongohäuptling. Acht Frauen nennt er sein eigen. Alle sind ihm untreu, bis auf eine. Aber auch diese fällt seinem Nebenbuhler zu, als Batuala anläßlich einer Jagd, bei der es echt afrikanisch, negerhaft zugeht, von einem Tiger tödlich verwundet wird. Der ganze Roman ist eine Schilderung der Sexualität und sinnlichen Triebhaftigkeit des Negertums, das mit Absicht verherrlicht wird gegenüber der weißen Kultur. In dem Vorwort des Buches spricht es der Verfasser direkt aus, daß er ein Kampfbuch der schwarzen gegen die weiße Rasse schreiben will. Seine Negerrassegenossen, das sind die wahren, die triebhaften Menschen. Die Zivilisation der Weißen, die er so genau kennengelernt hat, daß er in ihrer Sprache ein Buch verfassen kann, welches einen französischen Literaturpreis erringt, verachtet er aus tiefster Überzeugung. Die weißen französischen Kolonialbeamten, welche die Eigenart der schwarzen Stämme stören, das sind für ihn „ekelhafte, feige, grausame, versoffene Folterknechte". Aber ihr Reich wird nicht dauern. Was ist denn der Unterschied zwischen Schwarzen und Weißen? Die sogenannte Intelligenz? Viele Weiße stehen tief unter den Negern, wenn es darauf ankommt. Die Schwarzen werden sich die Welt erobern. „Gelt, ihr kleinen, weißen Mädchen, ihr malt euch schon aus, wie ihr einem Neger angehören werdet?"

Und ein solches Buch erhält den Preis einer Pariser Akademie!

*

Ein musikalischer Nachklang aus Straßburg

Ein schmuckes Heft Lieder für hohe Stimme ging mir von einem aus Straßburg Vertriebenen zu, und die Gabe wird andere wie mich bewegen. Prof. Otto Baensch ist der Dichter-Tonsetzer, C. Klemm in Leipzig der Verleger, die Maria Argentinensis das Thema. Wie in Schumanns „Dichterliebe" das Kölner Dombildnis „auf goldenem Leder gemalt" sich unversehens an „Augen und Wänglein" zur Liebsten verwandelt, so auch hier. Das Straßburger Münster — das den grimmen Preußen mit den „verbotenen Farben" neckende Elsässerkind —, Glück des Besitzes in frommem Gebetston gepriesen —, Elsässischer Wintertag mit Burgen im Schnee — und der tragische Ausgang „O Straßburg" — das sind die Einzelmomente des kleinen Romans, den am Schluß noch ein Nachwort persönlicher und erläuternder Art begleitet. Daß der Verfasser musikalisch nur Liebhaber ist, wird man schwerlich merken, denn seine Vertonungen sind bei aller Schlichtheit ganz vortrefflich und selbst, wo man nach dem Text einmal Coupletton befürchtet hätte, durchaus vornehm geraten. Mir ist sogar bei neueren Fachgenossen selten eine so ausgesprochene Fähigkeit begegnet, mit einfachen harmonischen Mitteln so bildhafte Beleuchtungswechsel auszudrücken. So seien diese Lieder allen um unsere Westmark Trauernden herzlich empfohlen, zumal einem das Heft nicht Hoffnungslosigkeit um den großen Verlust ins Herz senkt, sondern im Gegenteil einen guten Baustein mehr für unser Wissen um die deutsche Seele des Elsaß bedeutet.

Dr. Hans Joachim Moser

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



König Tod Schneiderfranken



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. November 1922 Heft 2

. . . Zu lang, zu lang ſchon treten die Sterblichen
Sich gern aufs Haupt und zanken um Herrſchaft ſich,
Den Nachbar fürchtend, und es hat auf
Eigenem Boden der Mann nicht Segen.

Und unſtet weh'n und irren, dem Chaos gleich,
Dem gärenden Geſchlechte die Wünſche nach,
Und wild iſt und verzagt und kalt von
Sorgen das Leben der Armen immer.

Du aber wandelſt ruhig die ſichre Bahn,
O Mutter Erd' im Lichte! Dein Frühling blüht,
Melodiſch wechſelnd gehen dir die
Wachſenden Zeiten, du Lebensreiche!

Mit deinem ſtillen Ruhme, Genügſame,
Mit deinen ungeſchriebnen Geſetzen auch,
Mit deiner Liebe komm und gib ein
Bleiben im Leben, ein Herz uns wieder! . . .

Hölderlin

Was sind uns Tolstoi und Tagore?

Von Heinrich Lilienfein

Mehr denn je ist in diesen Tagen bitterster Lebensnot das deutsche Volk auf der Suche nach geistigen Führern, nach Propheten und Erlösern. Es begnügt sich nicht mehr mit der immer wachsenden Reihe bald dunklerer, bald hellerer Erwecker, die im eigenen Land aufstehen und der haltlosen, geängsteten Seele die allein heilbringende Speise bieten. Über die ganze Erde schweift die Sehnsucht, den neuen Heiland zu finden, der uns über die Schwäche des äußeren und inneren Menschen hinweggeben soll.

Um zwei bedeutsame Erscheinungen des Auslands kreiste und kreist die deutsche Sehnsucht mit besonderer Inbrunst. Dem nahen Osten gehört die eine, dem fernen die andre an. Der tote Tolstoi und der lebende Tagore sind gleicherweise Gegenstand immer neuer Prüfung und Forschung, und die Frage, inwieweit sie für uns Deutsche religiöse und sittliche Wegweiser sein können, ist der Untersuchung wohl wert.

„Das Leben Tolstois“, wie es Romain Rolland aus liebevoller Einfühlung und geistesverwandtem Verstehen heraus darstellte, kommt in einer Verdeutschung (von O. R. Sylvester, herausgegeben von Wilhelm Herzog, Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) für eine solche Untersuchung zur rechten Zeit. Begeistert und begeisternd läßt der feinnervige Franzose den rastlosen, achtunggebietenden Kampf dieses Lebens vor uns erstehen, das aus Tragik und Ruhm gemischt ist und an dem „alle Daseinskräfte, alle Laster und Tugenden Anteil hatten . . . ausgenommen ein einziges, die Lüge . . .“ Leidenschaftlicher Kampf ist das Naturmerkmal des großen Russen, nicht nur Kampf gegen die Welt: „die Heucheleien der Religion, des Staates, der Wissenschaft, der Kunst, des Liberalismus, des Sozialismus, der Volksbildung, der Wohltätigkeit, des Pazifismus“ — mehr noch Kampf in der eigenen Seele „zwischen den beiden hehrsten Mächten“: der Wahrheit und der Liebe. In der Wahrheit sieht Rolland Tolstois ältesten Glauben, die Beherrscherin seiner Kunst, von der er selbst sagt: sie ist „die Heldin meiner Schriften . . . die ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe, sie, die immer schön war, ist und sein wird“. Die Wahrheit übersteht die beiden Hauptkrisen im krisenreichen Leben Tolstois, die religiöse der 70er Jahre, die auf die Vollendung zweier seiner dichterischen Hauptwerke, „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“, folgt, und die sozialethische, die in der Schrift „Was sollen wir denn tun?“ (1884 bis 1886) sich auswirkt. Auch nach dem zweiten Umschwung sagt er sich nicht von der Wahrheit los, sondern er sucht sie mit der Liebe zu verschmelzen. „Nie hat Tolstoi einen seiner beiden Glauben verraten. In den Werken aus seiner Reifezeit weist die Liebe der Wahrheit den Weg. In den Werken der letzten Jahre senkt sich ein Licht von oben, ein Strahl der Gnade auf das Leben, ohne sich aber damit zu vermischen.“ Diese Worte deuten, wie auf die Größe, so auf die Grenze und den Bruch in Tolstois Wesen. Der letztere wird offenbar auch in dem Werke, das Rolland „in gewissem Sinne das künstlerische Testament“ nennt, in der „Auferstehung“,

und von dem er bekennen muß, daß bei aller künstlerischen Ganzheit der religiöse Schluß keine organische Entwicklung darstellt: „Ich bin überzeugt, daß Tolstoi trotz gegenteiligen Versicherungen in seinem tiefsten Innern seine verschiedenen Naturen nicht vollkommen in Einklang miteinander bringen konnte: die Wahrhaftigkeit seiner Kunst und die Wahrhaftigkeit seines Glaubens."

Der jüngste französische Biograph Tolstois begegnet sich in dieser Erkenntnis mit dem deutschen Theologen Karl Holl, der in seiner überaus lesenswerten, noch nicht zwei Bogen umfassenden Schrift „Tolstoi nach seinen Tagebüchern" (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin) gleichfalls zu dem Schluß kommt, daß durch Tolstois Seele „ein tiefer Riß geht". „Der Dichter und der religiöse Mensch wollen sich in ihm nicht zur Einheit zusammenschließen." Schon Romain Rolland weist in einer Anmerkung darauf hin, Tolstoi sei so von Leidenschaft erfaßt gewesen, daß er jedesmal, wenn er Gott entdeckte, glaubte, es sei zum erstenmal und es habe vorher nur Nacht und Nichts um ihn geherrscht. Holl trifft das Wesentliche, wenn er sagt: „Er hat das Christentum als Dichter erfaßt." Der aristokratische Künstler Tolstoi vermochte die Grundsätze des Evangelisten Tolstoi nicht zu leben. „Er sieht eine Forderung vor sich, und etwas in ihm wirft sich mit Leidenschaft darauf, aber das Allerinnerste bleibt unbewegt, und darum versagt auch der Wille." Worauf ruhte, worin bestand nun der religiöse Glaube, den Tolstoi leidenschaftlich verkündete? Jenes sein Christentum, das er nach Jahrtausenden als ein Neues aus dem Schutt der Überlieferung ans Licht brachte? Nicht zufällig trägt sein 1887 erschienenes Buch „Das Leben" als Leitspruch die Worte Pascals: „Der Mensch ist nur ein Rohr, das schwächste der Natur, aber ein denkendes Rohr ... Unser ganzes Ansehen beruht auf dem Denken ... Bemühen wir uns also, gut zu denken: das ist das Prinzip der Sittlichkeit." Tolstois Glaube ist im wesentlichen rationalistisch, ist Vernunftglaube. Die vornehmste Betätigung der Vernunft — „das einzig wahre Leben ist das auf der Vernunft aufgebaute Leben" — liegt im Sittlichen. Die Gesetze des Guten sind „das einzige, wodurch die Gottheit in deutlicher, zweifelloser Form in die Erscheinung getreten ist". Das Ziel, dem dieser vernünftige Glaube zustrebt, das höchste Glück, zu dem die Menschheit sich aufbehalten sieht, ist „eine Gemeinschaft von in brüderlicher Liebe verbundenen Menschen". Gewiß verdanken wir dem Ideal des Vernunftphilosophen Werke von so hoher Schönheit, so universellem ethischem Gehalt, wie die „Volkserzählungen". Ebenso gewiß aber ist es, daß, religiös gesehen, ein so verstandenes Christentum sich über den eudämonistischen und rationalistischen Boden der Aufklärung kaum erhebt. Die christliche Sittlichkeit überzeugte Tolstoi, weil sie sich ihm als das allein vernünftige Verhalten herausstellte. Das Christentum wurde ihm zu einer „Metaphysik der moralischen Ökonomie", zu einer Anweisung des freundnachbarlichen Nebeneinanderlebens und Miteinanderauskommens. In einer solchen Anschauung ist kein Platz für die tiefsten menschlichen und christlichen Geheimnisse. Das Problem der Individualität, die zu der bekannten bunten Laterne für die durchscheinende Gottheit herabsinkt, bleibt unfruchtbar. Tolstois Landsmann Mereschkowski hat es einmal mit den Worten ausgesprochen: „Durch das Geheimnis des Fleisches, das tierisch-elementare, antlitzlose Geheimnis rührt er

am Geheimnisse des Geistes; er rührt aber nur daran, ohne ganz einzudringen, so daß die letzte göttliche Wahrheit von der menschlichen Persönlichkeit ihm ewig verschlossen bleibt." Wieviel tiefer haben hier unsre deutschen Mystiker, haben nach ihnen ein Hamann und Kierkegaard gegraben! Nicht nur, weil Tolstoi immer nur vom Grauen vor Tod und Vernichtung getrieben religiös wird, befindet er sich „noch im Vorhof der Religion" — er ist nicht bis zum Kern des Christentums durchgedrungen, zur Erlösung des einzelnen, zum Christus in uns, der freimacht für ein Reich Gottes, das stündlich offensteht. Weder der echt russische Chiliasmus, der das Reich Gottes zu einem Märchenreich irdischer Zukunft macht, ist Geist von unsrem Geist, noch die ebenso östliche Auffassung, die die christliche Sittlichkeit im „Nicht-Widerstreben gegen das Böse" gipfeln läßt. „Was ist also Tolstoi?" schließt Holl mit vollem Recht — „Ein Künstler von Gottes Gnaden, . . . ein rührender Prediger der Einfalt des Christentums und ein in seiner inneren Tragik tief erschütternder Mensch, aber doch kein Führer für uns, keiner, der uns den Weg aus der Wirrnis der Gegenwart ins Freie, in die Zukunft zeigen könnte."

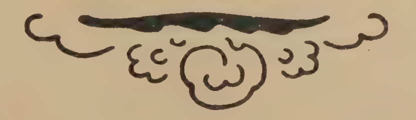
Müssen wir noch weiter nach Osten wandern? Finden wir die ersehnte Führerschaft am Ufer des Hugli, bei dem Inder Tagore, statt bei dem Russen Tolstoi?

Als im Jahre 1913 die Schwedische Akademie in Stockholm dem indischen Dichter Rabindranath Tagore den Nobelpreis für Literatur verlieh und die Enttäuschung derjenigen, die in Deutschland wieder einmal übereifrig einen einheimischen Dichter als Preisträger ausgerufen hatten, sich in recht abfälligen Bemerkungen Luft machte, war ich unter den ersten, die für den damals bei uns noch so gut wie unbekannten Tagore eine Lanze brachen. In den „Grenzboten" vom Januar 1914 führte ich aus, daß in diesem Einzelnen als dem Verkörperer einer hohen, altehrwürdigen Kultur mit Recht ganz Indien gekrönt worden sei. Der damals mit überlegener Geringschätzung oder doch mit herablassender Nachsicht behandelte Tagore ist inzwischen eine deutsche Tagesberühmtheit geworden. Übereifrige Lobredner haben ihn fast über Nacht zu einem jener Götzen gemacht, die unsre Öffentlichkeit nicht entbehren zu können scheint. Auch der Freund von Tagores Dichtungen konnte sich von dieser blinden und geschmacklosen Verhimmelung nur mit Widerwillen abwenden, und es ist kein Wunder, daß sich bald Stimmen erhoben, die eine so verstiegene Wertschätzung auf ein angemessenes Maß zurückzuführen bemüht waren. Neuerdings unternimmt es Artur Schurig in einem Buch „Tagore. Seine Persönlichkeit, seine Werke, seine Weltanschauung" (Karl Reißner, Dresden) sich mit dem Inder und seinem geistigen Werk in ausführlicher Kritik auseinanderzusetzen.

Soweit Schurigs Kritik, die von zahlreichen Proben begleitet ist, sich mit Tagore als Dichter beschäftigt, ist sie doch wohl unter der Rückwirkung jener schon gekennzeichneten Übertreibungen und aus einer gewissen politischen Gereiztheit heraus etwas zu einschränkend geraten. Was er im allgemeinen über die schmachvolle Ausländerei sagt, die unter Vorantritt Berlins besonders auch unsre Bühnen schändet, wird jeder billigen. Wer aber, um ein Beispiel herauszugreifen, einmal eine gute Aufführung von Tagores „Der König der dunklen Kammer" zu sehen Gelegenheit hatte, wird trotz der jedem Kind fühlbaren dramatischen Unzulänglichkeit und der bodenlos unzureichenden Übersetzung sich dem hohen, dichterisch-mystischen Reiz

gerade dieses Spiels, das bei Schurig besonders schlecht wegkommt, nicht entziehen können. Auch Schurigs Deutung halte ich hier für irrig. Über den Lyriker Tagore, den auch er stehen läßt, kann ich, besonders im Hinblick auf die „Gitanjali“ (Hohen Lieder) nur mein früheres Urteil wiederholen: „Eine weltbezwingende und weltbeglückende Frömmigkeit atmet aus jedem dieser Lieder. Die innige Nähe des unbekannten und doch bekannten Gottes, die erhabene Gleichung von Atman und Brahman wirkt in ihnen mit bezaubernder Einfachheit, mit begeisternder Wärme. Es sind lauter Zwiegespräche mit der eigenen, mit der Gottesseele“ . . . Anders verhält es sich mit Tagore dem Denker. Wenn Schurig die Frage aufwirft: „Ist tatsächlich zu Moses, Platon, Epikur, Petrus, Augustin, Luther, Loyola, Calvin, Schopenhauer, Goethe, Nietzsche ein zwölfter Apostel in die abendländische Welt der Ideen eingetreten?“ und diese Frage kräftig verneint, so kann man ihm nur ebenso kräftig beipflichten. Wer sich in der indischen Philosophie nicht nur feuilletonistisch auskennt und einigermaßen in die gewaltige Gedankenwelt, besonders der Upanishaden, eingedrungen ist, wird zumal aus Tagores eigentlichem Weltanschauungsbuch „Sadhana“ (Weg zur Vollendung) sehr schnell die Gewißheit erlangen, daß der etwas salonhafte Eklektiker im Rahmen seiner eigenen, d. i. der indischen Geistesweit einen recht bescheidenen Rang einnimmt. Nur die selbe Unkenntnis, die in der sogenannten „Anthroposophie“ originale Offenbarungen entdeckt, wird auch in Tagores Weltanschauung überraschende und zielgebende Neuheiten entdecken. In Wahrheit enthält die Lehre dieses „neuen Heilands“ kaum einen Gedanken, den abendländische und zumal deutsche Denker und Mystiker nicht vor ihm und tiefer gedacht hätten. Wenn es vielleicht berechtigt ist, von einer Kongenialität zwischen dem Stifter des Christentums und den Schöpfern mancher Upanishaden zu reden — die Weisheit Tagores läßt sich mit der des Jesus von Nazareth nicht entfernt vergleichen. Dieser weiche, wohlrednerische Pantheismus, der über die tiefsten Rätsel von Gott, Welt und Menschenseele sanft hinweggleitet, ist noch weniger als die „Metaphysik der moralischen Ökonomie“ und der Chiliasmus eines Tolstoi Geist von unsrem, Geist für unsren Geist.

Weder der große Russe, noch der einschmeichelnde Inder können uns in der seelischen Not dieser Zeit Führer und Erlöser sein. Ist nicht letzten Endes dies fast hysterische Suchen und Rufen nach neuen geistigen Führern mit ein Zeichen unsrer deutschen Ohnmacht und Unselbständigkeit? Ist es schon betrüblich, daß wir in, wie es scheint verewigter, Würdelosigkeit nicht nur in ganz Europa, sondern in allen Erdteilen Gedanken aufstöbern, die uns größer und reiner, aber leider ungekannt, längst von unseren eigenen Denkern geschenkt wurden — so ist es fast noch beschämender, daß wir überhaupt wieder und wieder auf Erlöser harren, statt endlich in tätiger Erlösung jeder bei sich selbst anzufangen.



Overbeck

Novelle von Julius Havemann

(Fortsetzung)

Der Hofrat und Rektor der Eutiner Stadtschule hatte es gewagt, noch so spät im Jahr durch das zum Glück milde Herbstwetter die beschwerliche Fahrt nach der Hansestadt herüber zu machen. Seine Frau Ernestine hatte ihn begleitet.

Nun saßen sie plaudernd beieinander im Musikzimmer des Senators, er und Overbeck. Die Hausfrau mit Fräulein Gretchen und der jüngsten Tochter hockte neben Frau Ernestine auf dem breiten Rundsofa, das ohne Lehne mitten im Raume stand.

Frau Voß, die überall eine Atmosphäre von munterer Mütterlichkeit um sich verbreitete und neben der sich jeder — er wußte nicht wie — lebensfreudig und voll behaglicher Zuversicht zu fühlen pflegte, nahm auch hier gleich die Herzen für sich ein, indem sie auf eines jeden Interessen, als wären es selbstverständlich auch die ihr am nächsten liegenden, einzugehen wußte. Sie sprach von Handarbeiten und Modesachen, soweit Muster dafür zur Hand waren, und von den hohen Brotpreisen wie von der diesmaligen Weihnachtsbescherung. Auch von den Söhnen sprach sie. Denn ihre ältesten sollten in den nächsten Jahren die Universität beziehen; und wenn auch Christian Overbeck erst nach drei Jahren so weit sein würde, so machte doch dieser Umstand Frau Elisabeth geneigt, sich in die Lage der andern Mutter zu versetzen und sich mit dem Gedanken der Trennung von einem der Kinder vertraut zu machen. Sie äußerte einiges über die Flüchtigkeit der Zeit, das Heranreifen und Wiederhinwelken der Menschen.

Am Klavier saß das glattgescheitelte Madönnchen und blätterte in den Noten. Sie hatte das „Salve regina“ Pergoleses im Klavierauszuge ihres Vaters, dann eines der von diesem komponierten Lieder aus Klopstocks „Hermannsschlacht“ und schließlich eine Mozartsche Komposition eines der Lieder Overbecks auf dem Klavier gespielt. Jetzt flüsterte sie halblaut mit ihren Brüdern Hans und Fritz, die bei ihr herumlungerten. Hans war das eigentliche Musikgenie der Familie, und er schonte sogar die ältere Schwester nicht mit seiner Kritik. Fritz fand alles schön und erntete deshalb des Bruders Spott. Es war zu dämmerig im Raume geworden, und man mochte doch die Lichte noch nicht anzünden; sonst hätte die sanfte Betty dem Bruder gewiß willfahrt und eine Stelle noch einmal in seinem Sinne gespielt.

Fritz huschte hinüber nach dem Rundsofa, wo er sogleich vom schalkhaften Lottchen in Bearbeitung genommen wurde.

Dieweil erzählte der Rektor breit und zänkisch von der unbequemen Reise, die ihn arg mitgenommen zu haben schien. Auch Frau Ernestine, die mehrmals besorgt hinübergehorcht hatte, bestätigte die vielerlei Beschwerden und die Schlechtigkeit der Wege, zumal zwischen Süsel und Ekelsdorf. Erst kurz vor Schwartau sei es leidlich geworden.

In der Ecke der Ofen aus blauweißen Stockelsdorfer Fayence-Kacheln verbreitete eine angenehme Wärme, da der gestickte Schirm eine allzu pralle Aus-

strahlung hintanhielt. Die in Weiß gehaltenen Wände des Musikzimmers waren mit Landschaften voll arkadischem Schäferglück bemalt. Vollbusige und kurzgeschürzte Landmädchen empfingen die Huldigungen zärtlicher Schäfer zwischen vorbeitrabenden Kühen und weidenden Lämmern. So mochte der, dem's vergönnt war, draußen seine Idyllen erleben; der Reisende kostete auf den ländlichen Straßen keine solche Freuden.

Voß äußerte sich in diesem Sinne. Obgleich im allgemeinen der Blick auf überstandene Leiden die gute Laune zu erhöhen pflegt, so schienen doch ihn diese Bilder zu reizen und ihn in seiner Verärgerung immer rücksichtsloser zu machen. Er wollte ja am nächsten Tage seine Reise nach Wandsbeck fortsetzen. Je nörgelsüchtiger und je mehr zum Widerspruch aufgelegt er aber wurde, um so lebhafter und sozusagen ängstlich-fröhlicher sprach auch Overbeck. Immer wieder versicherte er dem Freunde, wie froh er darüber sei, ihn trotz allem bei sich als Gast zu sehen. Dazwischen hinein flocht er kleine Späße und wagte es sogar, seinen „würdigen Freund aus Eutin" in aller Behutsamkeit ein wenig aufzuziehen. Es kam ihm so vor, als mustere ihn dieser schon mit Argwohn wegen seiner ungewöhnlichen Beredsamkeit, als finge er an, etwas zu ahnen, während er selber einsilbig und ironisch in sich zurückkroch. Das machte Overbeck allmählich unruhig. Er rückte in seinem Sessel hin und her, sah um Hilfe nach seinen am Klavier flüsternden Kindern und nach den Frauen hinüber, die eben wieder in einen eifrigen Disput geraten waren, und fühlte, wie auf seiner Stirn der Schweiß zu perlen begann.

Endlich hielt er es nicht länger aus. Mochte die peinliche Sache, die man doch nicht würde aus der Welt schweigen können, denn nur schnell erledigt werden — und womöglich in frischem Ansturm. Er ergab sich.

„Nun, Voß," sagte er mit einem verzagten und unwilligen Lächeln, „du schriebst mir von Stolberg. Ich weiß, du wartest auf die Gelegenheit; so rede denn in Gottes Namen davon."

Voß starrte ihn an, als wäre er sehr verwundert. Er schien nicht zu begreifen, was dem Freunde einfiel. Dann lachte er: „Ich wartete darauf?! Daß du es tust, Overbeck, das merke ich nun freilich. Und ich verstehe, daß dich meine Nachricht in Erregung versetzt hat. Aber das Leben birgt viel Klägliches. Man muß ganz ruhig dabei bleiben. Ich behandle die Geschichte mit völliger Pomadigkeit."

Jetzt war die Reihe an Overbeck, verblüfft zu sein.

„So?" sagte er endlich. „Dich berührte sie schon nicht mehr so arg? Aber da wollen wir sie natürlich unerörtert lassen. Du weißt, mir ist jede Zänkerei eine Qual."

Voß bekam nervöse Finger. Er umgriff die Seitenlehnen seines Sessels und steifte die Arme. „Wir wollen uns ja wohl darüber nicht zanken."

„Sagen wir: wir wollen Erörterungen von Streitfragen aus dem Wege gehen, die entzweien wollen, was zusammen gehörte."

„Erst wollen?" rief Voß hohnvoll. „Erst wollen? Da ist für alle Zeiten Schluß gemacht. Ohne Widerruf."

„Siehst du — und das merkte ich", erwiderte sanften Tons der Senator. „Unter allem, was du sagtest — hinter deinen Mienen sah ich es wühlen wie feuerflüssige Massen unter der Erdrinde — in deinen Augen sah ich die Flämmchen zucken — — Das waren die bitteren Gedanken."

„Oh — oh!“ lehnte Voß erregt ab, „ich bin ganz ruhig, Liebwertester. Fritz Stolberg bringt mich nicht in rage. Ein Abtrünniger!? Ein Mensch ohne Rückgrat und Selbstachtung? Ich habe für so etwas nur ein Achselzucken. Um seine Frau Agnes hätte mir's leid getan, wenn sie noch lebte. Aber sie lebt nicht mehr. Sie ist ein Engel. Sie war immer einer. In Fritz haben wir uns getäuscht — ich so gut wie du.“

Overbeck hob eine Hand ein wenig von der Seitenlehne seines Sessels und ließ sie lautlos wieder niederfallen. „Die Revolution in Frankreich mit ihren Scheußlichkeiten hat ihn aus dem Gleis geworfen“, sagte er ruhig. „Die römische Kirche fußt auf Traditionen. Er fand das Unveränderliche, die Ewigkeit, das Beharrende darin, während überall sonst die Welt zusammenstürzte.“

Voß gefiel es, das völlig zu überhören. „Ich so gut wie du“, wiederholte er.

„Wer verzichtet so leicht auf Autorität, auf Ehrfurcht?“ klagte Overbeck weiter. „Wer verlangte nirgends Sichselbstbescheiden? Stolberg überschätzte die Bedeutung des wüsten Treibens für die Geister bei einem aufgeregten eitlen Volk; aber du mußt bedenken, sie schleppten die Königin — die Mutter — die Deutsche — eine Frau unter die Guillotine. Er flüchtete entsetzt dahin, wo die Frau und Mutter noch heilig war.“

Voß hatte das letzte mit ironischem Schweigen entgegengenommen und den Freund scharf dabei betrachtet. „Du bist ja merkwürdig genau über die letzten Beweggründe des Grafen für seinen schlappen Abfall unterrichtet“, spottete er jetzt los. „Hat er dir das selbst in vertraulicher Stunde mitgeteilt?“

„Du weißt, ich stehe nicht in näheren Beziehungen zu dem Grafen von Stolberg“, wehrte Overbeck mit leiser Bitterkeit ab.

„Und als ob wir nicht alle in derselben Welt lebten!“ ereiferte Voß sich weiter. „Gilt der französische Hexensabbat nicht auch uns andern allen als schauerlich und gemein? Und sind wir katholisch geworden?“

„Die Temperamente sind verschieden“, bemerkte Overbeck reserviert.

„Und was hat der Skandal da draußen mit Fritz Stolbergs Glauben zu tun?“ erkundigte sich Voß um so heftiger.

„Lieber Voß, ich möchte lieber fragen: was hat dieser Übertritt mit seinem Glauben zu tun? Der bleibt derselbe. Er wechselte das Bekenntnis — die Kirche — das Kleid — — — Aber ereifern wir uns doch nicht über Dinge, die doch schließlich nur Fritz Stolberg etwas angehen!“

Nun aber ließ Voß von jeder Bemühung, ruhig zu scheinen, ab. Was das für eine Leichtfertigkeit sei, polterte er los, die das Bekenntnis das „Kleid“ zu nennen vermöge? Und ob Overbeck wirklich meine, der Charakter seines Freundes ginge ihn nichts an? Auch er habe einst geschwärmt — in Göttingen — in jungen Jahren — Leider! — Aber er habe sich vom Leben härten lassen; das sei unser aller Pflicht. Ihm seien immer schon diese Gefühlsduseleien und Phantastereien am Fritz zuwider gewesen.

„Die Flüchtigkeit, mit der er seine Dramen hinschmiß — wie er gar die Ilias übersetzte — er nannte es so, ich nenn' es ‚verballhornen‘ — mich brachte das einfach aus dem Häuschen. Ich hab' ihn oft darum gescholten. Er mochte nicht feilen — er mochte als Dichter nicht arbeiten. Es sollte alles vom Himmel fallen. ‚Was willst du, Voß?‘ sagte er, ‚der Wurf macht es. Das Auspinseln ist nicht meine Sache.‘

Er hielt sich für zu vornehm dazu. Er trumpfte auf mit seinem adeligen Genius. Er sprach von ‚Schuften', ‚Karren' und ‚Krämerdienst'. Er schreckte vor dem Schweißgeruch des mühsam Gewordenen zurück. Aber Dunst ist das auch nur, was er Wurf nennt. Es blieb alles fauler Dunst — ein Nirgendwo und Garnichts. Die Erde fehlt — die Kraft des Antäus. Die nüchterne, klargeschaute Wirklichkeit des Erkenners — wie ihm die klare Eindeutigkeit — wenn nicht gar der Mut des Bekenners fehlt. — Ich feile — und feile, du weißt es, Overbeck — Vers um Vers — tagelang — wochenlang, modle, schleife ich, töne ich ab. — Und so wird es — nur so — so nur wirkt unser Werk. — Jacobi hat Fritz Stolberg nicht mehr empfangen. Ich ließ mich verleugnen. Seine Welt ist nicht unsere. So fiel er ab. Demgegenüber müssen auch wir Farbe bekennen. Ein für allemal uns von ihm lossagen müssen wir. Alle. Ehrlichkeit, Stolz, Charakter vertragen sich nicht mit Schwammigkeit und Verschwommenheit, mit dem Verlangen nach kirchlichen Züchtigungen und Priesterbevormundungen."

Die Damen hatten sich ihnen stumm und ängstlich zugewandt. Fräulein Gretchen schlüpfte gleich darauf, einem Winke ihrer Mutter nachkommend, hinaus. Frau Ernestine aber trat neben den Rektor, beugte sich zu ihm nieder und sagte: „Voß! Mann! was hast du all wieder? Du wolltest dich doch nicht mehr über den Fritz aufregen. Wir sind hier ja so gemütlich beieinander. Mach' du lieber ein Distichon auf das, was nicht mehr zu ändern ist:

Fritz, du irrst dich. Es kommt von Cato mir nimmer katholisch.
Preise das Alter! heißt nicht: stets mußt du preisen was alt.

Siehst du? Ich machte es, als du hinter Pansdorf eingedruselt warst und mir die Geschichte zu langweilig wurde."

Voß wiegte unzufrieden den Kopf und schulmeisterte: „Nennst du den zweiten Vers einen Pentameter? ‚Heißt nicht' wäre doch ein Spondeus. Und dann ‚stets mußt du preisen', das ist eher ein Anapäst als ein Daktylus. Mariagnes zur Verlobung hast du bessere Verse gebaut. Preise das Alter! jedoch preise nicht alles, was alt."

Seine Frau lachte. „Wahrhaftig, Mann!" rief sie. „So muß es heißen."

Und nun lachten auch alle die andern.

„Freilich — es ist *seine* Sache!" murrte Voß vor sich hin, durch diese Ablenkung schon halb besänftigt. „Wer das Rom des Horaz für das der Pfaffen hingeben mag — — —! Und Homer ist ihm fortan — Hekuba."

Lottchen hatte sich an des Vaters Sessel herangemacht. Overbeck streichelte in Gedanken ihre kleine Hand, und sie ließ es sich gefallen und blinkerte mit den mutwilligen Augen heimlich lustig nach dem Madönnchen hinüber, das sie beobachtete. Sie hatte das Fensterlicht im Rücken, so daß es über ihren glatten Scheitel und die zartgetönten nackten Schultern hinstrich. Ein Löckchen, das sich, durch eine Spange gezogen, auf dem Hinterkopf emporkrümmte, leuchtete in einem matten Blond, und der dünne weiße Stoff des kurztailligen Gewandes schimmerte da, wo ihn in den Konturen das Licht durchschien, silbrig weich.

Voß hatte sich in seinem Sessel vorhin von Overbeck halb weggedreht, hatte die beiden Ellbogen der auf die Seitenlehnen gestützten Arme völlig nach oben gekrümmt, als mache er eine Anstrengung, aufzustehen, und hielt den Kopf mit dem glatt und lang nach hinten weggestrichenen Haar vorgebeugt. Seine großen Augen

blickten lebhaft, und sein sinnlicher Mund lächelte vor Erregung. Jetzt drehte er sich plötzlich dem Hausherrn wieder zu: „Also dir war es nicht darum zu tun, dich über das, was uns bedrückt und alle die Zeit über beschäftigt hat, mit mir auszusprechen“, sagte er. „Nu, wie du meinst. Du kamst mir so — so hiddelich vor, und das machte mich irre. Entschuldige denn nur auch mich, wie du Stolberg und alles zu entschuldigen scheinst. Reden wir von etwas anderem.“

„Wie sollte ich entschuldigen, wo ich keine Schuld sehe?“ kopfschüttelte der Senator, kam aber im übrigen dem Wunsche seines Gastes nach, indem er Lottchen zunächst einen Wink gab, die Kerzen anzuzünden.

Draußen fielen die Blätter mit leise tickendem Geräusch. Eines trug der Wind so weit, daß es gegen eines der Fenster pickte.

Overbeck sah dahin, und ihn durchschlich leise, wie aus einer Ferne her, wieder die Weihnachtsstimmung.

*

Lottchen war bereits bei den Armleuchtern und probte das Feuerzeug.

„Wenn es meinen lieben Gästen recht ist,“ sagte der Senator, „hole ich meine Übersetzung des Racineschen ‚Britannicus‘ und lese einen Akt vor. Ich habe leider damals, als ich ihn vollendet hatte, vergebens versucht, Schröder dafür zu erwärmen; er lobte alles, bequemte sich aber doch zu keiner Aufführung. So sind die Theaterdirektoren. Flausen — Flausen machen sie — schöne Redensarten. Was sie eigentlich bei ihren Entscheidungen bestimmt, mögen die Götter wissen. Sie trauen im Grunde niemand etwas zu als sich selbst.“

„Der Mann ist eigensinnig — eigensinnig ist er“, dachte Voß, als jener ging, und lächelte kläglich. „Aber er ist doch ein guter, lieber Wirt.“

Das Madönnchen begann im Lichterglanz der Klavierkerzen die „Schiffahrt“ von Burka zu spielen. Dieses Gedicht des Senators liebten alle Familienangehörigen wie ein kleines Wunderwerk. „Das waren mir selige Tage“ sang sie dazu. Fritz hielt seine Gitarre, die er gegen das übergeschlagene Bein lehnte, und fuhr mit den Fingern über die Saiten, ohne Töne herauszuzupfen, als genösse er im Traume die Melodie auch in der Stimme *seines* Instruments.

Als der Senator in Begleitung seines ältesten Sohnes zurückkam, brachten Fräulein Gretchen und die Magd eben dampfenden Kaffee in Tassen, der das Zimmer mit seinem Duft erfüllte.

Und dann las Overbeck seinen andächtigen Zuhörern vor. Als er endete, nickte Voß etwas stumpf Beifall. Er unterschätze die Schwierigkeit einer solchen Übersetzung gewiß nicht, sagte er. Schließlich sang Overbeck, der einen schönen Bariton besaß, noch ein Lied.

„Man sieht doch, es gibt noch anderes auf der Welt als Leute ohne Gesinnung“, bemerkte der Rektor.

„Um das zu erkennen, Vössing,“ lachte Ernestine, „brauchtest du eigentlich nur im Zimmer herumzublicken.“

Er gab es höflich zu. „Freilich! freilich! unsere Damen — die Herren Söhne — sie alle mit ihren Künsten — das zusammen *ist* eben mein alter Overbeck — das ist überzeugende Gegenwart genug. Das ist sein schönstes Werk. Das ist Poesie. Man faßt sie nicht in Reime; es klingt darum doch nicht ungereimt.“

Es kam noch Besuch von einem Hausfreunde, dem Herrn Hieronymus Plessing, der Fräulein Gretchen verehrte. Voß trug eine seiner kleinen Idyllen aus dem Gedächtnis vor, und endlich mußte Fritz seine Zeichnungen vorweisen.

Lottchen spottete: „Er macht sie bei seinem alten Sergeanten am Mühlentor. Die ‚dicke Margret' — die große Kanone da — hat er prachtvoll gezeichnet; aber kein niedliches Mädchen."

„Dich auch nicht?" fragte Frau Ernestine bedauernd. „Das kommt aber noch."

„Auch Mädchen gibt es dicke genug", versicherte Lottchen. „Wenn wir ihm zu dünn und darum nicht würdig genug sind; Olly Leuschan zum Beispiel, die ist rund wie eine Wurst."

Der Rektor jedoch lobte bedächtig die Zeichnungen, konnte es aber nicht unterlassen, zum Schlusse zu betonen, die Hauptsache bleibe trotz allem die Gesinnung.

„So ist es!" bekräftigte sogleich Overbeck, der in dem Gefühl freudiger Erleichterung, das ihm die Erledigung der Stolberg-Frage schuf, niemand mehr widersprechen mochte.

Aber Voß blinzelte ihn schon wieder argwöhnisch an und schüttelte schweigend den Kopf.

Als die Freunde später nach dem in bester Laune erledigten Abendessen noch auf ein Stündchen in des Hausherrn Arbeitszimmer hinübergegangen waren, sagte Voß unter einem immerhin behaglichen Geraderecken: „Ja, ja, mein guter Overbeck! man muß dir vieles zugute halten. Du bist der liebenswürdigste Wirt von der Welt. Man wird bei dir einfach mundtot gemacht."

„Leider! leider!" lachte Overbeck. „Meine böseste Eigenschaft — das zu viele Reden!"

„Ach, das zu viele — — —?"

„Oder das zu laute — das zu lärmvolle!"

Voß wiegte mißbilligend den Kopf: „Du sprichst wie ein junger Bruder Übermut. Ich hörte dich niemals lärmvoll reden — und werde dich nie so hören."

„Nicht?"

„Mann, du bist zu weich — du bist bis zur Unzuverlässigkeit weich."

„Ich will nur im Reiche des Geistes nicht Partei nehmen. Da werde jeder auf seine Art selig", meinte Overbeck diesmal freundlich, aber ernst.

Aber Voß knurrte: „Ach was! Jeder auf seine Art! Wir sind nicht auf der Welt, um die Eigenbrötler zu spielen."

„Eben deswegen kann sich wohl die Welt nicht nach uns richten", nickte Overbeck. „Und was macht der Musenalmanach?"

„Nun — wie du willst! — Ich redigiere ihn nicht mehr. Ich habe die Zeit nicht mehr. Ich habe ihn abgegeben. Man hat nur Scherereien, wenn alte Mitarbeiter wie — — — na ja."

„Da hast du recht", beeilte sich Overbeck einzuwerfen. „Unsere schönsten Quellen versiegen mit den Jahren — bevor wir zu Jahren kamen — in uns — um uns. — Du gabst ihn ab?"

Er habe sich damit freilich zu viel aufgepackt gehabt, er habe es oft gedacht. Nachgerade brauche er seine Ruhe. Ein Mann von bald fünfzig Jahren! Gesundheitlich sei er ja leider auch nicht der stärkste.

Overbeck blieb beim Thema: Für den Musenalmanach war es schade; doch Deutschland durfte höhere Anforderungen an seinen Luisen-Dichter stellen.

„Du lieber Gott! als ob man eine ‚Luise' alle Tage wiederschreiben könnte! Ach, Luise! — Luise!"

Und Voß lächelte wehmütig. Er konnte dieses Gedicht nie genug loben hören. Er war im Zorn besänftigt, wenn man es nannte, als wäre Öl auf empörtes Gewässer gegossen worden. Er liebte es zärtlich wie eine lebendige Tochter.

Ja, „das waren mir selige Tage!" — damals, als er sie niedergeschrieben hatte vor so manchem Jahr — als die Freunde und er unter den Buchen am See davon geredet und Overbeck sein Gedicht vom Uklei vorgetragen hatte, während der Abend die Wipfel vergoldete.

Er feilte an ihr noch immer. Sie wuchs sich aus, wie er sagte. Er würde Overbeck gelegentlich einige neue Gespräche des Pfarrers von Grünau vorlesen — falls jener bald einmal hinüberkommen würde nach Eutin. Oder er würde sie ihm schicken.

„Nur auch nicht zu viel mehr ändern!" mahnte Overbeck, den des Freundes Vertrauen beglückte. „Nur nicht zu viele — gute Reden!"

„Zu viel? — Man kann des Guten nicht zu viel tun." — —

Es fiel draußen ein warmer Regen; man durfte trotzdem für den folgenden Tag auf gutes Reisewetter hoffen. Alle Anzeichen berechtigten dazu. Und in der Tat, anderen Tags in der Frühe war es trocken, und durch hohe Wolken sah überall blauer Himmel herab auf die herbstliche Erde.

Voß und seine Frau nahmen Abschied.

Overbeck mit Hans und Fritzchen begleiteten die beiden zum Pferdemarkt, von wo die „Diligence" nach Wandsbeck zu abfuhr.

Voß in festzugeknöpftem blauem Rock, den breitkrempigen niedrigen Zylinder auf dem Kopf, und in der Hand den langen Stock, schritt energisch neben seiner unternehmungslustig dreinschauenden Ernestine her, die in Hut und Umschlagetuch war.

„Wenn der leichte Nebel erst hochgeht, wird es vollends strahlend", sagte der Senator.

„Wir wollen es hoffen", erwiderte Frau Ernestine lächelnd.

„Du sollst recht haben, Overbeck — obgleich es gestern abend gegossen hat. Ihr müßt immer recht behalten in Lübeck", bemerkte der Rektor dazu etwas aufsässig. Er haderte und rang sichtlich im stillen mit irgend etwas in seinem Innern.

„Wo denn aber? Wie denn aber?" lächelte fein und eigen der Freund.

Als Voß aber in der Postkutsche saß und Overbeck ihm noch einmal die Hand hineinreichte, hielt jener diese fest. „Overbeck," sagte er, „du bist ein lieber Mensch. Du mußt uns bald mit den Deinen im bescheidenen Rektorhäuschen wiederbesuchen. Ihr seid alle willkommen und trotz der nur 500 Taler Gehalt im Jahr und der ganzen Stube voll Jungens soll's euch da wie bisher auch künftig behaglich werden. Aber um noch einmal auf unser Gespräch von gestern abend zurückzukommen: — Nach uns richten soll die Welt sich nicht, Overbeck; aber unsere Freunde sollten freie Köpfe sein. Oder sie kommen in Verdacht, nicht wahrhaft unsere Freunde zu sein. Dich kenn' ich ja; ich sage es nur im allgemeinen. Überdenke dir's einmal gründlich. Du wirst betreffs Fritz Stolberg sicher meiner Meinung sein — sicher! —

Fürchte dich nicht, ich beiße nicht!“ warf er dazwischen, da Overbeck zurückzuweichen schien. „Du bist ja ein gescheiter Kopf und kein solcher Phantast. Du bist ganz meiner Meinung und — — —“

Overbeck blickte trübe drein, nickte stumm, schüttelte dem Freunde jetzt aber so lebhaft die Hand, daß dieser jäh abbrechen mußte. Zumal auch Frau Ernestine lustig etwas dazwischen rief.

„Ja, mein lieber, guter Voß! wenn wir das, was ein anderer fühlt und was ihn treibt, ändern könnten — aber was können wir armen Sünder denn — —!?“

Die Pferde zogen an. Frau Ernestine winkte fröhlich in die milde Oktobersonne hinein. Da trumpfte Voß noch einmal auf und stampfte ordentlich mit dem Fuße dazu auf den Kutschenboden nieder: „Können's nicht ändern!? Overbeck! Uns einig sein! Darauf kommt es an. Uns verstehen! Gibt es denn auch unter Freunden kein Verstehen auf Erden?“

Das ward schon durch das entgleitende Kutschenfenster gerufen. Der zurückbleibende Freund und seine beiden Söhne grüßten. Das plumpe Gefährt rasselte die Dankwartsgrube hinab über die hölzerne Brücke gegen die Wallstraße zu.

Der Senator starrte zu Boden. Er war plötzlich wieder sehr ernst — war ganz grüblerisch geworden. Sein Sohn Hans sagte etwas zu ihm. Da besann er sich. „Wir sind jedenfalls darüber nicht uneins geworden“, murmelte er kopfschüttelnd und wandte sich mit seinen Söhnen nach dem Klingberg hinauf.

„Lauft! Lauft voraus!“ ermunterte er die Jungen. „Holt euch euer Frühstück! Und dann zur Schule!“

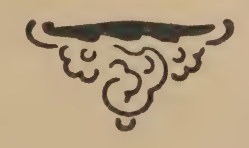
(Fortsetzung folgt)



Aus der Heimat vertrieben
Von Marie Jerschke

Mein kleiner Knabe du, sei mir nicht gram,
daß ich den Weg zum Friedhof nicht gefunden,
nicht mehr den letzten Abschied von dir nahm
in all den wilden, wehdurchwühlten Stunden!

Des heimatlosen Herzens harter Schlag
darf deine heil'ge Ruhe dir nicht stehlen.
Fahr wohl — fahr wohl! Bald strahlt auch mir der Tag
des wahren Friedens — Tag von Allerseelen!



Unsterblichkeitsphilosophie

Von Dr. Ernst Barthel

1. Die Grundlage alles wirklichen Lebens sind seelische Zentren. Ohne deren Annahme schwebt die Welt in haltloser Luft.

2. Kein seelisches Zentrum entsteht, keines vergeht. Das metaphysische Nichts existiert also nicht, ist eine bloße Einbildung.

3. Zeugung und Tod sind die Übergänge zwischen zwei Welten, die miteinander wie kommunizierende Röhren in Verbindung stehen.

4. Es existieren nur zwei Welten: das Diesseits und das Jenseits. Auch die Sternenwelt gehört zum Diesseits, da sie sich im Erfahrungsraum befindet.

5. Die beiden Welten entsprechen sich nach dem Gesetz der Polarität. Sie haben entgegengesetzte Wesensgrundlagen.

6. Beide Welten sind als Zustände der Seele aufzufassen. Im Diesseits herrscht der Wille über die Erkenntnis, im Jenseits die Erkenntnis über den Willen.

7. Der Tod in der einen Welt bedeutet das Gezeugtwerden in der andern, und umgekehrt.

8. Die seelischen Zentren, die wir Monaden nennen wollen, bilden eine Hierarchie zwischen absoluter Erkenntnis und absolutem Machtwillen.

9. Monaden, in denen der Bruchteil der Erkenntnis den Bruchteil des Willens überwiegt — wir wollen sie Monaden der Erkenntnis nennen — fühlen sich in der diesseitigen Welt am unpassenden Ort.

10. Ihre Mission besteht darin, das Diesseits langsam mit dem Lichte der Erkenntnis zu durchdringen. Es sind Boten der Erkenntniswelt.

11. Es ist unmöglich, daß die Existenzzustände einer Monade nicht zwischen den beiden Welten abwechseln.

12. Jede Welt hat ihren eigenen Raum und ihre eigene Zeit. Für jede Welt erscheinen nur der eigene Raum und die eigene Zeit real, während Raum und Zeit der andern Welt für sie gar nicht vorhanden sind.

13. Jede Seele durchläuft in jeder Welt eine große Reihe von Wiedergeburten, die aufeinander folgen und einander ergänzen wie das Wachen des Tages und das Schlafen der Nacht.

14. Der Anfang der Zeit in einer Welt ist mit dem Ende der Zeit in der andern identisch, und umgekehrt.

15. Die beiden Welten bilden also zusammen einen geschlossenen Zeitring.

16. Ein zeitliches Nichts existiert so wenig wie ein räumliches Nichts. Diese Dinge sind bloße Einbildungen.

17. Jede Seele hat ihre Eigenart, gemäß dem Verhältnis des Willens zur Erkenntnis in ihr. Je mehr Erkenntniskraft und je weniger Machtwillen eine Monade enthält, desto höher steht sie in der Hierarchie der Seelen.

18. Der Sinn alles Lebens ist der Rhythmus, die Harmonie. Alles Unrhythmische und Chaotische ist ein Symbol des Nichtseinsollenden.

19. Jede Monade entfaltet einen bestimmten Rhythmus, stellt in der Weltharmonie einen bestimmten Ton dar.

20. Die Freiheit ist das Bewußtsein der Eigenart und Eigenharmonie der Seele. Sie findet in der Freiheit anderer Seelen ihre Grenze. Friede besteht unter den Monaden, wenn die Freiheitssphäre jeder Monade nicht über das Maß ihrer Elastizität durch andere Freiheitssphären beeinträchtigt ist.

21. Friede halten ist eine Pflicht der Harmonie. Diese Pflicht kann nur durch gleichzeitige Rücksichtnahme auf sich selbst wie auf andere betätigt werden. Die goldene Mitte, die auf diese Weise durch die Freiheitselastizität der Monaden erfordert wird, kann nur von Monaden der Erkenntnis erkannt und gelehrt werden.

22. Daher ist es nötig, daß auch auf dem Gebiet der Interessenkämpfe der Glaube an Menschheitslehrer an Stelle des anarchischen Chaoswillens trete. Wenn jede Monade auf ihrem blinden Willen beharrt und keine einem übergeordneten Geiste glauben will, ist die Polarität von Lehrer und Schüler vernichtet. Wo aber eine Polarität vernichtet wird, erhebt sich das Chaos.

23. Der Menschheitslehrer, auf den alle niedrigeren Monaden bisher zu hören verbunden waren, ist Jesus von Nazareth, die edelste aller im Lauf der Geschichte erschienenen Monaden. An ihn scheint der Glaube jetzt nicht stark genug zu sein.

24. Der Mensch ist nicht bloß ein sterblicher Körper, sondern eine unsterbliche Seele. Er darf also nicht nach ausschließlich biologischen, darwinistischen, nationalökonomischen Grundsätzen bewertet werden. Solche Bewertung ist nicht bloß ein metaphysisches Unrecht, sondern bringt in ihren praktischen Folgen notwendig viel Unglück über die Menschheit.

25. Jede Monade wird geboren, um eine Aufgabe zu erfüllen. Die Erfüllung ihrer Sendung ist die tiefste und einzige Pflicht jeder Monade. Je edler die Monade, desto ausgeprägter lebt in ihr das Bewußtsein ihrer Sendung.

26. Gott selbst, die Harmonie alles Seienden, stellt jeder Monade die Lebenskulissen so, daß sie bei ernstem Bemühen ihre Sendung erfüllen kann. Er setzt die Lebensumstände. Er befiehlt den andern Monaden, daß sie der Monade förderlich oder hinderlich sein sollen. So haben alle Monaden gegeneinander eine metaphysische Aufgabe, sei es positiver oder negativer Art.

27. Zuneigung und Abneigung unter den Menschen ist das Ergebnis dieser Verhältnisse. Sie entstehen von vornherein, ohne durch Erfahrung begründet zu sein.

28. Durch Vererbung erhält der Mensch nur die Werkzeuge seines derzeitigen Lebens. Er selbst ist weder durch soziale noch durch biologische Gründe verursacht, sondern ist unentstanden, also ursachlos. Sein intelligibler Charakter ist nicht geerbt.

29. Das Wissen außerordentlicher Menschen stammt nicht aus der Erfahrung, sondern aus dem innern Schauen der Monade. Der Philosoph, der Dichter, der Religionsstifter bringt seine Erkenntnisse aus dem Weltall mit. Nur unfähige Geister sind auf blindes Tasten an der Erfahrung angewiesen.

30. Eine Wahrheit trägt um so mehr Bürgschaften ihrer Sicherheit, je mehr sie unvermittelt aus dem Born einer reinen Persönlichkeit hervorgeht.

31. Nur die Persönlichkeit verbürgt Wahrheit. Daher sollte Wissenschaft als Produkt von Persönlichkeiten viel mehr geschätzt werden als jene Wissenschaft, die von

Menschen im Verein getrieben wird, von denen kein einziger aus dem Zentrum der Dinge schafft.

32. Die höchste Weisheit der Menschen besteht darin, daß sie reiche Persönlichkeiten, wo auch immer sie geboren werden, zu größtmöglicher Entfaltung gelangen lassen. Das Gegenteil rächt sich durch allgemeines Leid.



Der Toten Heimrecht · Von Friedrich Lienhard

Daß die Toten um die Türme jagen
Und das Deutschland edler Seelen suchen,
Dürfen wir dem irren Volk nicht sagen.
Denn was frommt es,
Narren, die nur zetern oder zagen,
Massen, die nur fordern oder fluchen,
Dies erhabne Herzeleid zu klagen?

Ja, die Toten suchen um die Dächer;
Geisterknöchel pochen an den Toren,
Schattensohlen schleichen durch Gemächer.
Ist denn niemand,
Der sie schlürfen läßt vom Schaum der Becher
Edlen Daseins? Ist denn ganz verloren
Dieses Volk der Zänker und der Zecher?

Oh, die Schleier, schwarz, vom Haupt zur Hüfte!
Augen, die da flammen und ergrimmen
Im Gebraus der mitternächt'gen Lüfte!
Horch, es gellt wie
Wehlaut durch die Zacken oder Schlüfte!
Das Gewimmel der empörten Stimmen
Bannst du, Deutschland, nimmer in die Grüfte!

Ließen darum sie den Leib zerfetzen,
Nur damit die überbliebnen andern
Rotte gegen Rotte sich verhetzen?
Oh, sie möchten
Sich so gern am Trank der Liebe netzen,
Statt die Hütten friedlos zu umwandern,
Die der Toten Heimrecht so verletzen!

Wohnen wollen sie in reinen Wänden,
Brechen wollen sie vom Liebesbrote — —
Brandmal allen, die solch Gastrecht schänden!
Aber selig,
Die den Heldenseelen Heimrecht spenden!
Selig, die euch ehren, liebe Tote!
Seliger, die euer Werk vollenden!



Unveröffentlichte Freundschaftsbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck

Mitgeteilt von Sophie Charlotte von Sell

(Fortsetzung)

Ihr Leben lang hat Frau von Bismarck gern gelesen, und wenn ihr etwas besonders gefiel, so mußte sie gleich ihre geliebte Marie darauf aufmerksam machen:

„Bitte lies einmal den ‚Immensee' von Storm, wenn du ihn nicht schon kennst. Ich bin ziemlich außer mir vor Entzücken über diese kleine poetische wehmütige Sommerblume ..."

Allmählich gewöhnt sich das norddeutsche Landkind in Frankfurt ein und berichtet darüber vom 6. Januar 1852:

„Meinen Kindern tut die Frankfurter Luft sehr wohl, und deshalb bin ich gern hier; der Junge wird dick und derb, und selbst Mariechen erholt sich mehr und mehr und ist nicht mehr solch arges Piepskind wie sonst."

Und zwei Jahre später:

„In Frankfurt bin ich übrigens nach wie vor sehr zufrieden, und mein einziges Sehnen und Verlangen ist stets, daß die liebe Majestät uns doch nur immer dort lassen und nimmer nach Berlin bringen möchte."

Der Abschied von Frankfurt wurde Frau Johanna dann sehr schwer. Und über Petersburg ging es doch nach Berlin. Zu dem für Bismarck selbst und für das Vaterland — das preußische und das deutsche — so bedeutungsvollen Ereignis schrieb Gräfin Stolberg der Freundin warme Worte, und diese antwortete am 6. Oktober 1862 aus Reinfeld:

„Du weißt, warum ich diesen Dank eine ganze Woche zurückhalten mußte, weißt, daß mir Herz und Hände ganz erlahmt waren von der Todesangst um meine geliebte Mutter, die so entsetzlich gelitten, daß ich mich Tag und Nacht in großer Sorge um sie grämte. Ich bat Bismarck, Dir alles mitzuteilen ... Heute nacht hat sie aber gut geschlafen und fühlt sich danach weit besser, so daß ich nun wieder an Genesung zu glauben vermag und den lieben Gott ohne Ende lobe für seine gnädige Erhörung unserer vielen flehenden Gebete! Nun, hoffe ich, wird die Besserung täglich schnell fortschreiten und ich mich dann bald auf meine einsame Berliner Wanderung begeben, um meinen lieben Bismarck nach der langen, langen Trennung endlich zu sehen und — um Dich zu umarmen, Du teure Marie, mit tiefem, freudigem Herzensdank für die wundervolle Freundschaft, die immer treu zu uns gehalten und uns nun wieder lieb umfassen will zum Trost in allem bitterbösen Wirrsal des unbehaglichen Platzes, auf den uns Gott gestellt hat. Mir ist bange, wenn ich an Bismarck und seine kaum wiederhergestellte Gesundheit denke, dem ich den ruhigen Pariser Winter wohl noch sehr gegönnt hätte (bekanntlich war Bismarck kurze Zeit Gesandter in Paris; so kurz, daß es zur Übersiedlung seiner Familie gar nicht kam) — aber ich weiß ja, wie er sich gegen diese Stellung jahrelang gewehrt und jetzt nur

darauf eingegangen, weil er meint, es sei seine Pflicht — so hoffe ich fest auf Gottes Barmherzigkeit, die ihn und uns nicht verlassen wird, und bete täglich um Mut und Kraft für ihn ..."

In den ersten Jahren, wo Bismarck Minister war, fand sich das Stolbergsche Paar sehr häufig an den zwanglosen, offenen Abenden der Frau von Bismarck ein, wo deren vielbeschäftigter Gatte für kurze Zeit im engen Freundeskreise Erholung und Zerstreuung suchte und fand. In all seinen Kämpfen und Erfolgen dieser arbeitsreichen Jahre stand Johanna sorgend und bebend an der Seite des deutschen Führers. Wie glücklich war sie, wenn sie berichten konnte, daß Bismarck Anerkennung fand.

Berlin W I, 28. September 1865.

„Montag fuhren die beiden Unzertrennlichen (Bismarck und Pagina [Wahrscheinlich Herr von Keudell]) nach Lauenburg und kehrten gestern abend wieder voll Bewunderung über das hübsche Ländchen und die gute Haltung des Volkes — in allen Klassen —; Bismarck namentlich ist so von ihnen allen dort honoriert worden, daß es ihm wirklich Freude gemacht hat — besonders als ein Matrose plötzlich gerufen: ‚Herr von Bismarck ist ein fixer Kerl, er soll leben!' Und die weibliche Jugend hat sich auch viel um ihn bemüht — was er zwar gewohnt ist — aber ihn dort doch vorzugsweise gefreut hat ..."

Während der letzten Krankheit ihrer Mutter (1863) hatte sich Frau Johanna bei der Pflege zu sehr angestrengt und erregt. Seitdem war ihre eigene Gesundheit untergraben. Asthma-Anfälle quälten sie, bis zu ihrem Tode immer häufiger und stärker auftretend. Es wurden manche Kuren und Reisen unternommen, um ihr Erleichterung zu verschaffen. So brachte Bismarck seine Frau im Oktober 1865 nach Biarritz, dessen Luft und Bäder ihm selber bereits sehr gut getan hatten. Von dort schrieb sie der Gräfin:

„Nun bin ich über 14 Tage hier, und es ist sich bis jetzt alles gleich geblieben, geradeso wie in Schlesien, in Homburg, in Berlin — einige Tage ganz gut, einige ziemlich, einige schlecht, in ewigem trübem Wechsel geht's hin und her — und man weiß nicht, ob man noch hoffen darf. Vielleicht will der liebe Gott mir gar nicht helfen — vielleicht soll ich immer solch ein Jammerwurm bleiben — das ist kein heiterer Gedanke, meine geliebte Marie —, und dann bitte ich so recht flehentlich — um Geduld, für mich selbst sowohl, als besonders für alle meine Lieben, die sich mit mir armem Scheusal plagen müssen. Es ist reizend hier, eine solche Himmelsluft, wie ich Dir nicht beschreiben kann, und die erste Woche war immerzu herrlichstes Wetter — blaues Meer, blauer Himmel, blaue Pyrenäen — ganz vollständig dunkelblaue Romantik. Wir hatten wunderschönes Wetter bei der Fahrt durch das hübsche Belgien, welches mir ausnehmend gefallen, weit mehr als ‚la belle France', von dem man keine entzückten Lieder singen kann, während man's per Eisenbahn durchjagt, die sich jedenfalls die häßlichsten, uninteressantesten Gegenden erwählt hat — gerade wie Mark und Westpreußen — höchst einfältig. Aber Paris ist wunderschön — wir sind nur einen Tag geblieben — und er genügte, um uns in hohe Bewunderung zu versetzen und großes Verlangen nach längerem Aufenthalt, den der liebe Bismarck bei der Rückkehr gütigst zugesagt. Der schönen Eugenie sind wir einmal am Strande vorgestellt und haben dann gegenseitig keine Notiz mehr von

uns genommen — nur Bismarck wurde einmal zum Frühstück befohlen und sehr innig behandelt, wie er meint ... Ich begreife aber, daß man ziemlich hin ist, wenn sie wirklich von Herzen freundlich einen anschaut ... dann ist sie außerordentlich reizend und anmutig, wie 70 Engel — und soll sehr liebenswürdig unbefangen im Verkehr sein. Vor 8 Tagen verschwand der kaiserliche Hof ..."

Um die Pfingstzeit 1867, während ihr Mann mit dem König der Einladung Napoleons III. zur Weltausstellung in Paris folgte, besuchte Gräfin Bismarck mit ihren Kindern die Freunde Stolberg auf ihrem Gute Kreppelhof. Davon erzählt sie in einem Brief an Herrn von Keudell, der den Minister wie gewöhnlich begleitete, daß sie leider wegen Ende der Schulferien am nächsten Tage abreisen müßten: „Mit schwerem Herzen, weil's hier über die Begriffe herrlich ist und so lieb, daß man niemals dies reizende Fleckchen Erde mit den allerbesten Menschen verlassen möchte" ...

Im Sommer 1869 stand die Ernennung des Grafen Eberhard Stolberg zum Oberpräsidenten in Breslau bevor, und die Aussicht, Gräfin Marie nicht mehr im Winter in Berlin zu haben, betrübte Frau Johanna sehr. Sie schrieb ihr im Juli aus Varzin:

„... Vor allem — wie ist's mit Breslau? — entschieden oder immer noch geheimnisvolles Schweigen? Und wie war's Dir, da's geschah? — Wenn's Ihm lieb ist, so findest Du's auch angenehm, das weiß ich wohl und begreife es sehr — aber mir ist's scheußlich — das begreifst Du hoffentlich wieder — denn mit sichtbarer Freundschaft wird's dann wohl zu Ende sein. Wer in Breslau Hütten baut — kommt nie mehr nach Berlin, und wer in Berlin sitzt in ewiger ungestillter Sehnsucht, der brennt auf, wird Asche oder das letzte Stadium Suppen-Kasper oder so etwas Ähnliches ganz Scheußliches, ganz Jämmerliches. All diese Dinge gehen mir fortwährend durch den grauen Kopf wie 77 Mühlräder und grämen mich gewaltig ..."

Von einer schweren Erkrankung Bismarcks im Frühjahr 1870 erzählt ein Brief aus Varzin vom 26. April:

„Ich hatte mir vorgenommen, Dir gleich noch von Berlin zu schreiben, wenn es besser mit Bismarck ginge und ich in etwas mehr Seelenruhe wäre, die mir in letzter Zeit bei aller Angst mal wieder ganz abhandengekommen — ich wartete aber vergeblich auf diesen seligen Zustand und mußte sogar hierher abreisen, getrennt vom halb gesunden Mariechen (welches die alten Masern sehr angegriffen), voll Zittern und Zagen in die trübe, winterliche Varziner Einsamkeit, weil der liebe Bismarck eine solche Sehnsucht nach diesem abgelegenen kühlen Himmelstrich empfand, daß weder unsere Bitten noch Doktor-Vorstellungen ihn halten konnten, und wie ich gefürchtet, so geschah es leider: kaum hier angelangt — den zweiten Tag—, erkrankte er an einem so schlimmen Rückfall, daß ich den Tod vor Augen sah, in völliger Hilflosigkeit Struck (Bismarcks Berliner Arzt) herbeitelegraphierte — dem es mit Gottes gnädiger Hilfe gelang, das Elend zu bannen und die Gefahr zu beseitigen, — aber der arme, arme Bismarck hat so entsetzlich ausgestanden, wie gar nicht zu beschreiben, sieht um 15 Jahre älter aus und kann sich gar nicht von diesem furchtbaren Anfall erholen — den Struck Muskelrheumatismus, Darmgicht, Magenkrampf und Gelbsucht nannte. Eins wäre reichlich genug, um einen Menschen umzuwerfen —

nun aber dies schauerliche Quartett in gräßlicher Vereinigung — war geradezu zum Verzweifeln und hat seine Kräfte so aufgerieben, daß er noch lange Zeit brauchen wird, bis er wieder frisch und munter, wie vor 4 Wochen, nach Berlin zurückkehren kann. Jetzt sind's 10 Tage seit der letzten schrecklichen Attacke — und noch hat Bismarck fast gar keine Eßlust, und wenn er einige Male im Zimmer auf und ab geht, ist er so matt, daß er lange ausruhen muß" ...

Am 19. Mai heißt es: „Du bist der richtige Engel — woran ich zwar nie gezweifelt habe, aber jetzt wieder mal so recht gründlich davon durchdrungen war — beim Empfang des liebsten Herzensbriefes, den Du mir als herrlichstes Frühlingslied in meine Einsamkeit gesandt, wofür ich Dir 100 000 mal innig danke. Die letzt' Zeit war's gottlob nicht mehr so trüb — wohl immer recht sehnsüchtig nach meinem geliebten Dreiblatt in Berlin —, aber doch voll heißem Dank gegen den Herrn, der's ihnen drüben wohlergehen ließ und meinem geliebten Otto von Tag zu Tag ein Schrittchen weitergeholfen, dazu uns mit so zaubrischem Wetter gesegnet, daß man's von einer zur anderen Stunde grün werden sieht, wodurch Varzin und Umgegend hinreißend geschmückt ist, daß man's lieben muß, man mag wollen oder nicht — und wenn wir nun mit Gottes gnädiger Hilfe übermorgen fröhlichen Herzens abziehen können und dann noch fröhlicher in Berlin einfahren und uns alle gesund umarmt haben und dann gesund bleiben, so wollen wir alle traurigen Eindrücke vergessen und nur glücklich dankbar sein in der lieben entzückenden Gegenwart, und — wenn Du dann noch vielleicht bald, überraschenderweise, einen Teeabend als Sonne und Wonne bei mir eintriffst — ach Marie — dann kann es ja so herrlich werden — daß von aller Glückseligkeit am Ende ein kleinster Jugendschimmer in meine alten verblichenen Augen zurückgleiten möchte! Möglich ist alles, wenn auch schwer glaublich! — Ich küsse Dir die Hand, die liebe treue, die so Schönes für mich abgeschrieben, und bitte Gott, sie möge mir's tief in die Seele einschreiben, daß *die* fröhlich, zuversichtlich glauben lerne und dabei in Demut still sich beuge unter des Herren Willen zu aller Zeit in guten und schlimmen Stunden — aber — möchte es Ihm gefallen, die guten einmal überwiegen zu lassen, nachdem Er mich mit so vielen schlimmen heimgesucht! — Und wenn Er mich auch ein klein bißchen gesunder machen wollte, wie ich's jetzt bin, so würde ich Ihm ohne Ende danken, da 's eben ziemlich schlecht mit mir steht und ich fürchte, daß, wenn mir Berlin nicht einen gewaltigen Ruck zu plötzlicher Besserung gibt, ich doch — wohl oder übel — eine langweilige, kostbare Badereise riskieren muß, weil die Uhr sonst vielleicht sacht ablaufen möchte wegen Erlahmung sämtlichen Räderwerks."

Der nächste Brief vom 12. Juni ist immer noch aus Varzin:

„Gott lohne Dir Deine geliebte Liebe, die sich wieder so beseligend in dem teuren Brief ausspricht, einzige Marie, und mir das elende Herz aufgefrischt hat wie Morgentau und Finkenschlag, so daß ich wieder neuen Mut gewonnen und getrost weiterpflegen konnte, womit ich schon so ziemlich am Ende war, weil es sich alles so scheußlich traurig ansah und mein armer Otto diesmal kränker gewesen wie jemals, weshalb auch die Erholung so sehr langsam geht und wir immer noch hier sitzen — ganze 4 Wochen bereits, wozu noch gut die fünfte kommen wird. Täglich erhalte ich die zärtlichsten Sehnsuchtsbriefe von meinem geliebten Marienkinde,

und ich muß gewaltig kämpfen, daß meine Bangigkeit nach ihr nicht dauernd überfließt, sowohl hier in der öden Einsamkeit als in den Briefen, die ich ihr sende, die nur tröstenden Zuspruch enthalten dürfen zum geduldigen Warten, was ihr so schwer wird. Hätte sie die Brüder nicht da — ihren Liebling Bill besonders —, so würde sie wahrscheinlich längst hier sein, ich habe sie aber stets abgewehrt, weil es zu melancholischer Aufenthalt war, der sie noch viel mehr niedergebrochen hätte, wie mich alten dürren Stumpf, und nun ist ja mit Gottes Hilfe die Wiedervereinigung abzusehen, da wir hoffen, wenn Gott uns ferner solch köstliches Wetter schenkt, wie seit dem ersten Mondviertel, wir vielleicht in künftiger Woche das geliebte Berlin wiedersehen dürfen, aber leider nur sehr en passant, weil Bismarck gleich nach Reichstagsschluß hierher zurückkehren will und bis zum Winter gar nicht wieder fort will ... Es ist ja recht hübsch im Sommer im Park, aber die vielen, vielen Sorgen, die ich jedesmal — alle 3 Jahre — hier durchgemacht, verbittern mir diesen Landaufenthalt sehr — und ich kann auf diese Weise weder Liebe noch Vertrauen für Varzin gewinnen. Otto ist ja so zufrieden hier an kranken und gesunden Tagen, und darum sollte ich's eigentlich auch sehr in mein Herz schließen — aber bis jetzt habe ich noch fast nichts wie Angst und Not hier gehabt, und das klebt so fest an dieser Scholle, daß sie für mich noch ganz von Seufzern umgeben ist. Vielleicht wird's noch einmal besser — aber ich lebe nur in Vergangenheit und Gegenwart, die Zukunft ist mir zu unsicher, auf die zu hoffen bin ich schon zu alt — das paßte mir nur in Kindheit- und Jugendjahren (vor und bald nach Zwanzig), nachher habe ich mich nie mehr mit ihr abgeben mögen und habe sogar immer Angst vor ihr gehabt. — Bei Dir ist's anders, Herzens-Marie, Du bist und bleibst eine fröhliche Lerche von Anfang bis zu Ende — und kannst eigentlich eine solche Uhu-Eulen-Natur wie meine gar nicht begreifen ..."

Als Bismarcks im Juli dann zum zweitenmal in diesem Jahr in Varzin weilten, stiegen drohende Wolken am politischen Horizont auf. Die Gräfin schreibt am zehnten:

„Hier sind wir nun bald 4 Wochen — erst im Sonnenschein mit Bill, Herbert ... dann im Regen mit Bucher und Keudell — jetzt wieder Sonnenschein mit den beiden —, und es könnte alles recht schön sein, wenn nicht Frankreich über Spanien toll geworden, wodurch sämtliche Telegraphen zwischen Paris, Ems, Berlin und Varzin in solcher Aufregung sind, daß Tag und Nacht ungefähr weiter gar nichts geschieht wie chiffrieren und dechiffrieren. Keudell ist halb erschlagen, Bucher dreiviertel — und von allen Seiten sind Hilfstruppen verschrieben, bis sie aber herankommen, sind sogar Marie und ich und armer Bismarck ins Gefecht gezogen, um 's den geheimen und wirklichen Räten etwas leichter zu machen, und was aus all dem Wirrwarr schließlich entstehen wird, mag Gott wissen — mir ist sehr bange dabei! — Die ersten 14 Tage waren sehr reizend hier mit unseren geliebten Jungen und all den anderen lieben Menschen, die sich nacheinander folgten von zwei zu drei Tagen — und die Regenwoche nach den hellen, sonnigen Stunden mit der fröhlichen Jugend wirkte etwas melancholisierend auf das einsame Varziner Trio, sogar aufs liebe Bismärckchen, das sich noch mehr zu bangen versteht, wie Marie und ich — aber man fand sich mit Würde in die unvermeidlichen Trennungen und hat nun auch schon mehrere befriedigende Briefe zum Trost vom guten, fleißigen

Herbert und würde ganz heiter ruhig weiterleben, wenn das gräßliche Spanien nicht wäre und das noch viel gräßlichere Frankreich. Ich sehe den Stoffeltisch immer mit wütenden Augen an, wenn ich an ihm vorbei muß! Bismarck hat 3 Wochen Karlsbader getrunken, schien ihm gut zu tun — mehr wie mir der Vichy-Aufguß, von dessen Heilkraft ich noch nichts merke — aber bei diesem politischen Unsinn mit ewigen Telegrämmern wird die Nachtruhe natürlich wieder sehr gefährdet, und ich glaube, es wäre vielleicht besser, wenn er ganz aufhörte. Das will er aber nicht, und wir — wir schweigen und übergeben ihn wie alles, was ihn betrifft, dem lieben Gott: Möge Er schützend und segnend dreinschauen! ..."

Am nächsten Tage setzt sie die Aussprache bei der Freundin fort:

„Meine Wut und Angst um das verdammungswürdige Frankreich und ganz verschrobene Spanien war sehr gerechtfertigt, — indem heute früh ein Allerhöchstes Telegramm aus Ems einlief, welches Bismarck „aufs schleunigste" dorthin beorderte, weil man natürlich wieder nicht hin noch her, nicht aus noch ein weiß — und so muß mein Armes denn richtig morgen früh von dannen ziehen — Karlsbader unterbrechend und sich mit Politik der unangenehmsten Art plagend, hofft zwar, in 5 Tagen wieder hier zu sein, aber Gott weiß, wie diese unsinnigen Dinge sich gestalten, bei denen einem gründlich bange wird. Er geht in Unsicherheit fort, wir in Unsicherheit hier — es kann sich alles schnell in Ems klären, und er fröhlich eilend wieder hier sein und bleiben — bis Anfang August die Enthüllungsfeier uns sämtlich nach Berlin zieht und von dort nach Nauheim und Seebad. Er kann aber auch Seine Majestät holen müssen, um schleunigst Reichstag zusammenzuklingeln etc. etc. — und Nauheim, Seebad verläuft im Sande und wir bleiben zitternd und seufzend in Berlin. Gott weiß es! Er möge aller Torheit wehren und friedliche Ruhe um uns verbreiten! — Aber augenblicklich sitzt man in dickster Sonnen- und Mondfinsternis über die nächste Zukunft und — ist traurig nach allen Seiten hin! — Keudchen begleitet Bismarck, Bucher bleibt hier — um einige Ruhetage zu genießen und ihm gleich wieder helfen zu können nach seiner — will's Gott — baldigsten Rückkehr ..."

Bismarck kehrte bekanntlich nicht zurück, sondern berief seine Frau eilends nach Berlin, damit sie noch Abschied von ihren Söhnen nehmen konnte, die mit in den Krieg ziehen mußten. Bald reiste er selbst mit König Wilhelm an die Front ab. Eine siebenmonatige Trennung der Gatten folgte. Eine Zeit nie rastender Sorge für Johanna, deren Unruhe wuchs, je mehr die Geliebten vorrückten, „ganz in die Nähe des scheußlichen Paris, das mir mit der leibhaftigen Hölle gleichbedeutend ist". Sie ahnte, wenn Bismarck es ihr auch nicht schrieb, wie das Übermaß verantwortungsvoller Arbeit ihm selbst nachts keine Ruhe ließ, weil sein Geist eben nicht ablassen konnte zu denken und zu planen und weil ihn Nervenschmerzen plagten. „Und in dieser Zeit", sagte ihr ältester Sohn zu mir, „war sie — seine Ruhe — nicht bei ihm."

(Schluß folgt)



Tante Mathilde

Erinnerung von Theo Heermann

Die frühe Novemberdämmerung flutete auf unsere Wohnräume ein. Langsam versank die Welt in ihr, und erfüllungsmüde, märchensüße Abendstille senkte sich in mein Herz und schwellte es in feierlicher Stimmung. Meine Arme fielen herab, meine Augen wurden starr, und ich saß und schaute und lauschte in langer, traumhafter Besinnung. Ein kleiner Junge war ich und hatte auf dem Saalteppich Häuser aus Klötzchen gebaut. Nun lag der Haufen da und verschwamm in den Schatten, meine Sinne aber waren auf weiter Wanderung. Dann stand ich leise auf, trat ans Fenster und sah benommen zur Straße hinab. Draußen regnete es, und eine nach der andern flammten die Laternen auf und rückten sprungweise auf mich zu. Menschen sah ich nicht, aber die Fensterscheiben hinab flossen unaufhörlich aufspritzende Tränen ...

Da klingelte es. Ich zuckte zusammen — ein Aufruhr ging durch die Zauberstille. Die verschlafene Magd lief, eine Lampe anzuzünden. Und dann sah ich Großmama in nassem Hut und Mantel neben der Mama stehen und ihr etwas erzählen. Noch immer etwas versonnen trat ich auch in den Lichtkreis und begrüßte die liebe, freundliche alte Frau mit den fröhlichen Augen. Aber heute sahen sie gar nicht fröhlich darein, auch wenn sie mir ein Lächeln schenkte, wie immer.

„Willst du zu Tante Mathilde mitfahren?“ fragte mich Mama mit ungewöhnlich weicher Stimme.

Ich sah beide etwas verständnislos an, denn ich konnte mir kein rechtes Bild von der Tante Mathilde machen, und außerdem guckte die Nacht durch die Fenster.

„Die arme Tante ist krank und möchte dich sehen“, sagte die Großmama und strich mir mit ihrer in einem Spitzenhalbhandschuh steckenden Hand über Scheitel und Wange.

Ich fühlte es in meinem Herzen vor Mitleid für die arme Tante aufwallen, wurde rot und nickte hastig bejahend.

„Der gute Junge!“ sagte Großmama. Sie hob mein Kinn empor und sah mir in die Augen, in denen die Rührung glänzte. „Fix, Henny,“ wandte sie sich an Mama, „mummle ihn gut ein und laß uns fahren!“ Sie war eine resolute Frau, die Großmama.

Die Magd hatte einen Fuhrmann geholt, und wie eine Puppe eingepackt wurde ich von ihr fortgeschleppt. Dann saß ich warm zwischen Großmama und Mama im Dunkel des aufgeschlagenen Verdecks, hörte das Rattern der Räder auf dem Katzenkopfpflaster und das Klatschen des strömenden Regens, sah Schatten über die spiegelnde Straße huschen. Dazwischen schnalzte der Fuhrmann.

Und dann wurde ich hinausgehoben und halb im Schlafe eine dunkle Treppe hinaufgetragen. Eine Tür tat sich auf, und geblendet stand ich in einer hellen Stube, ohne mich recht bewegen zu können.

Mama schälte mich aus meinen Verhüllungen, während Großmama hinter einen Vorhang trat, woher eine schwache, etwas heisere Stimme gefragt und gegrüßt hatte.

Ich hatte weder hingehorcht noch verstanden, was gefragt worden war. Mich beschäftigte das Zimmer, in dem ich mich mit großen Augen umschaute. Es sah so leer aus, es blickte mich so seltsam fremd und nüchtern an, ganz anders als die lieben Stuben daheim.

Doch da kam auch schon Mama, nahm mich an die Hand und führte mich hinter den Vorhang. In neugieriger Erwartung blickte ich um mich, Mama aber flüsterte: „Sieh dahin, da ist Tante Mathilde!“ und zeigte mit dem Finger in die Ecke, in der ein Heiligenbild hing.

Da lag im Halblicht, auf einem niedrigen, dürftigen Bette, halb unter Decken und Kissen begraben, eine unbestimmte Gestalt mit einem Gesicht, auf das ich mich nicht besinnen konnte. Als ich hineingeführt wurde, hatte es zur Decke hinaufgestarrt, wandte sich aber jetzt mit Mühe, von Großmama unterstützt, mir zu. Und befremdet sah ich bleiche, welke Züge über einem runzeligen Halse, eine spitze Nase, eingefallene Augen und graue Haarrosetten über den Ohren, wie sie sonst niemand trug. Die Tante versuchte zu lächeln, und die Zähne traten stark zwischen den dünnen Lippen hervor.

„Also das ist dein Manna, Henny?“ sagte sie etwas näselnd mit Anstrengung. „Es ist ein hübscher Junge geworden. Es ist nett von dir, daß du meine Bitte erfüllt und ihn hergebracht hast. So kriege ich ihn doch noch einmal zu sehen. Danke!“ Sie schwieg ermüdet und hüstelte.

Ich guckte sie gespannt an und beobachtete alle ihre Bewegungen.

„Geht es dir besser, Mathilde?“ fragte Mama.

Sie schüttelte nur kaum merklich den Kopf; ihr Kraftvorrat schien vorläufig erschöpft, und sie starrte nur beängstigend lange nach mir hin.

Und dann hauchte sie:

„Komm, mein Junge, komm näher! Laß dich streicheln und küssen!“ Matt streckte sie ihre Hand wie zur Liebkosung aus.

Aber ich rührte mich nicht von der Stelle; starr vor Furcht blickte ich zu ihr hinüber.

„Dummerchen, das ist ja Tante Mathilde!“ sagte Großmama und hob den Lampenschirm etwas auf, daß das volle Licht auf ihr Gesicht fiel.

Ich erschrak noch mehr und regte mich nicht.

Da hob Mama mich Verstockten auf und wollte mich zur Tante tragen, damit ich sie küsse. Aber ich wehrte mich mit Händen und Füßen, ich wand mich mit meinem ganzen Körper aus ihren Händen, ich rang und schrie und weinte. Auch ihre Hand wollte ich nicht küssen, auch mich nicht von ihr küssen lassen, so viel auch Großmama mahnte, so viel sie mir auch dafür versprach.

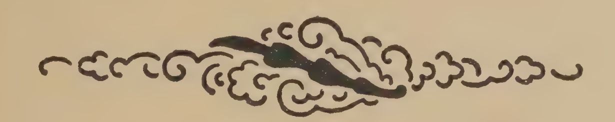
„Laßt ihn, laßt ihn!“ seufzte Tante Mathilde tonlos, „es ist so verständlich, daß er mein altes Eulengesicht nicht küssen mag, daß er sich vor mir fürchtet. Ich muß es hinnehmen!“

Und dann lag sie wieder still leidend da.

Ich aber wurde fortgeführt und schluchzte noch lange mit über die Wange laufenden Tränen, bis man mich einpackte, bis ich im Fuhrwerk einschlief.

* * *

Und heute stehe ich in trüber Novemberdämmerung am Fenster und schaue auf die Straße hinaus, und der Regen rinnt in Tränenbächen über die Scheiben ... Jahrzehnte sind seit jenem Abend dahingegangen; aber mir ist, als wäre es gestern gewesen, als läge nicht ein Leben, sondern nur eine Nacht dazwischen, als hätte mir nur ein Winter etwas Schnee auf den Scheitel gestreut, ohne den Blust zu zerstören. So schnell ist alles vorbeigeflogen und zieht traumhaft zusammengewürfelt, verschleiert irgendwo in der Ferne. Bin ich nicht noch immer derselbe und das Bild das alte? Ja, es ist alles wie einst, und das Spiel nicht von der Stelle gerückt. Nur die einzelnen Spieler haben andere Stellen besetzt. Es geht im Kreise herum, und ich habe Tante Mathildens Platz übernommen. Meine Hände sind so mager und blutleer, wie ihre Hände waren, und ein grauer Bart umrahmt mein Faltengesicht und deckt mir die Ohren. Ich blicke matt und leide an der Lunge. Und zu mir bringt man Enkelinnen und Großnichten, die sich ebenso sperren und spreizen, wenn ich sie küssen oder nur liebkosen will. Und die mich wohl so wenig wiedersehen werden, wie ich Tante Mathilde wiedersah. Denn Deutschlands Not hat mir die Axt an die Wurzel gelegt. Der Novemberabend dämmert in meiner Seele, und seine Tränen laufen meine Wangen hinab.



Der Wanderer in den Dolomiten

Von Isolde Kurz

Will noch lachend eine Trift sich zeigen?
Letztes Grün auf starren Felsen steigen?

Letztes Grün, ich muß auch dich verlassen,
Aufwärts rufen mich des Eises Massen.

Und warum so steil zur Höhe streben?
Weil die Füße sich von selber heben.

Heißen dich die Blumen nicht verweilen?
Mehr noch heißt der sinkende Tag mich eilen.

Aber droben wird dich Nacht umfließen!
Droben kann ich meine Augen schließen.

Welcher Kranz ist deiner Müh' gewunden?
Keiner, als daß ich mich selbst gefunden.



Unsre Verantwortlichkeit für unser Traumleben

Von Dr. Rudolf Krauß

Wenn wir von einem Traumgott reden, so ist das natürlich nichts anderes als eine poetische Fiktion. Unsre Träume entspringen lediglich unsrem eigenen Ich und dessen überaus reichen Hilfsquellen; und wenn wir uns auch noch so oft vergeblich besinnen, in welchem entsprechenden Wirklichkeitsvorgang dieser oder jener Traum seinen Ursprung hat, so trägt an dem Mißlingen des Ermittlungsverfahrens eben nur die schmerzliche Unzulänglichkeit unsrer Erinnerungskraft und unsres Kombinationsvermögens die Schuld. Der Traum setzt sich nur aus Bildern und Vorstelluugen zusammen, die im körperlichen und geistigen Wesen des Träumenden begründet sind. Das Rüstzeug dafür besteht schlechtweg aus allem, was er von frühester Kindheit an erlebt, erdacht und ersonnen, gesehen und vernommen hat, was er aus seiner Lektüre geschöpft oder andre ihm erzählt haben, was ihm durch wissenschaftliche, literarische, künstlerische und sonstige Bildungsmittel zugeflogen ist, was sich an Gedanken und Gefühlen in seinem Innern aufgestapelt hat. Ja sogar aus sich selber zieht der Traum Nahrung, indem er sich, freilich mit mehr oder weniger starken Varianten, wiederholt, und oft recht häufig, was bis jetzt nur wenig Beachtung gefunden hat.

Das ist alles in allem ein Riesenkapital, das nie verzehrt werden kann, über das freilich der Träumer nicht selbständig verfügt. Er steht gewissermaßen unter Vormundschaft und muß sich aus dem ungeheuren Schatz zuschieben lassen, was den geheimnisvollen Kräften seiner Natur, die den Traum regeln, just beliebt; er erkennt auch nur in den seltensten Fällen, warum ihn gerade diese Schlafphantasie und gerade in dieser Nacht heimgesucht hat. Ein solcher Fall tritt ein, wenn kurz zuvor bei Tag irgendwelche Erinnerungsbilder in ihm aufgestiegen sind, die sich dann bei Nacht in phantastischer Weise wiederholen, oder wenn sich unmittelbar vorhergegangene oder doch noch frisch im Gedächtnis haftende Ereignisse oder Erscheinungen der Wirklichkeit im Traum widerspiegeln. Aber die Möglichkeit der Kontrolle ist verhältnismäßig selten. In der Regel sind wir nicht imstande, festzustellen, welche komplizierte und vielleicht Dutzende von Mittelgliedern im Bewußtsein überspringende Gedankenassoziationen die Motive zu einem Traum geliefert haben.

Umsonst versucht man die unabsehbare und unübersehbare Fülle der Traumgesichte unter einen Generalnenner zu bringen und sie in das Prokrustesbett einer Theorie, eines Systems zu zwängen. Sie spotten in ihrer Mannigfaltigkeit aller Schablonisierung und Systematisierung. Es gibt nur eine allgemein gültige Betrachtungsweise: die unter dem Gesichtswinkel der träumenden Persönlichkeit selbst. Die Träume des einzelnen Individuums hängen von seinem Organismus und seiner Konstitution ab, von seinem Nervensystem, seinen Anlagen und Talenten, ja bis zu einem gewissen Grad sogar von seinem Beruf und Wirkungskreis. Anders

träumt der Dichter, anders der nüchterne Zahlenmensch, anders der Neurastheniker und sein von Nervenschwankungen unberührtes Gegenspiel, anders der sexuell Erregbare und der von erotischen Bedürfnissen Verschonte. Zuletzt entscheidet doch immer wieder die Individualität, auch innerhalb der gleichen geistigen Sphäre. Man weiß von Dichtern, die nie träumen oder wenigstens sich nie des Träumens bewußt sind, so namentlich Lessing; und man mag sich das so zurechtlegen, daß sich die Phantasie bei produktiven Geistern im Tageslauf erschöpfen und dadurch die nächtliche Wirkungsmöglichkeit einbüßen kann. Andre Poeten hingegen, wie der Überromantiker Hoffmann, aber auch solche von Hebbels Verstandesschärfe, konnten ein außergewöhnlich reiches und fruchtbares Traumleben entfalten.

Es ist nun aber einleuchtend: sobald wir anerkennen, daß, was auch dem Träumer im Schlaf begegnen möge, alles aus dem Mittelpunkt seiner eigenen Persönlichkeit fließt und nichts ihm durch eine außerhalb dieser liegenden Macht aufgenötigt wird: kann auch kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß wir für unsre Träume oder doch für das ihnen immer zugrunde liegende, wenn auch nur selten feststellbare Tatsachenmaterial moralisch verantwortlich sind. Nietzsche meint einmal, daß wir, bei deutlicher Vergegenwärtigung eines Traumes, vor uns erschrecken, weil wir so viel Narrheit in uns bergen. Und so viel Schlechtigkeit — muß man, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, hinzufügen. Im tiefsten Herzen werden unzählige Wünsche gehegt, eingegeben von erhitzter Phantasie, von siedendem Blut, Wünsche, die je verlauten zu lassen wir uns wohl hüten, Wünsche, von denen wir genau wissen, daß sie sich nie erfüllen werden, weil sie unmöglich, unsinnig, unerlaubt, wenn nicht gar lasterhaft oder verbrecherisch sind. Sie treten auch kaum über die Schwelle des Bewußtseins, diese verborgenen Begierden und geheimen Gelüste; wir gestehen sie uns selbst nicht ein, geben uns keine klare Rechenschaft darüber, denn sie sind instinktmäßiger und triebhafter Natur. Und da geschieht nun das Unerwartete: das Uneingestandene kehrt im Traum wieder, das Unwahrscheinliche verwirklicht sich im Zustand des Schlafs —

„Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“

Der Herr gibt den Seinen im Schlaf, was er ihnen in der Wirklichkeit nicht gewähren kann. Ohne jegliche Frage gibt es also Wunscherfüllungsträume. Aber das ist eben nur eine von den vielen Seiten des Traumes; und unmöglich geht es an, wie die Psychoanalytiker, an ihrer Spitze Sigmund Freud, getan haben, auf diesen Beobachtungen eine förmliche Wunscherfüllungstheorie aufzubauen und ihr das ganze, in Wahrheit doch aus den vielfältigsten Quellen fließende Traumleben mechanisch untertan zu machen. Das gibt ein übles Zerrbild, durch die Brille von Nerven- und Irrenärzten gesehen, die ihr Material aus den ganz unzuverlässigen Träumen psychisch abnormer, wenn nicht ganz minderwertiger Personen bezogen und es durch übertriebene Betonung sexueller Perversitäten schmackhafter zu machen geglaubt haben.

Die Glücksträume, die auf Erfüllung geheimer Wünsche zurückgehen, pflegen nicht reines Glück zu bedeuten; sie bereiten höchstens so lange Freude, als sie währen. Nicht selten fühlen wir hinterher Gewissensbisse über den Traumgenuß, weil wir ihn im Wachzustand als etwas Verbotenes empfinden, und wir werden vom Bewußtsein der Verantwortlichkeit dafür bedrückt. Ja nicht bloß hinterher — es kann sogar im Traume selbst eine kritische Saite mitschwingen, die uns die Freude vergällt.

Manchmal scheint es so, als ob der Traum das erste Wort spreche, als ob er es sei, der die unerlaubten Wünsche errege oder gar die Menschen zu verbrecherischen Taten aufreize, wie in Shakespeares „Macbeth". Aber es scheint eben nur so. Irgendwie muß der böse Trieb schon vorher im Unterbewußtsein geschlummert haben, ehe ihn die Nacht zum Vorschein bringen konnte; der Traum kann dann seinerseits wieder allerdings die Ausführung beeinflussen. Jener römische Imperator wußte genau, was er tat, als er einen Untertanen hinrichten ließ, weil dieser geträumt hatte, daß er ihn, den Kaiser, ermordet habe. Ganz ähnlich hat sich Hebbel, einer der tiefgründigsten Kenner des menschlichen Traumlebens, einmal in sein Tagebuch notiert: „Jemanden verklagen, weil er niederträchtig von einem träumt. Denn das setzt voraus, daß er niederträchtig von einem denkt." So wird der Traum zum Verräter, ja er kann geradezu Detektivdienste tun. Derselbe Hebbel führt uns in „Herodes und Mariamne" einen dem Vierfürsten dienenden Trabanten vor, der sich stumm stellt, aber im Schlaf redet und den fürchterlichsten Fluch über Herodes ausspricht.

Fritz von Unruh läßt in „Platz" den Oberherrn sagen:

„Man müßt' ein Traumbuch führen, angelegt
Vom ersten Menschen, spräche mit den Ahnen
Wie in der Fibel und entdeckte sich."

Auch diesen Gedanken hat wiederum Hebbel an einer Stelle seines Tagebuchs vorweggenommen, die lautet: „Wenn sich ein Mensch entschließen könnte, alle seine Träume ohne Unterschied, ohne Rücksicht mit Treue und Umständlichkeit und unter Hinzufügung eines Kommentars, der dasjenige umfaßte, was er etwa selbst nach Erinnerungen aus seinem Leben und seiner Lektüre an den Träumen erklären könnte, niederzuschreiben, so würde er der Menschheit ein großes Geschenk machen. Doch so, wie die Menschheit jetzt ist, wird das wohl keiner tun; im stillen und zur eigenen Beherzigung es zu versuchen, wäre auch schon etwas wert." Hebbel zweifelt daran, daß je ein Mensch der Welt völlig unumwundene Aufschlüsse über seine Träume geben werde, weil eben keiner die Selbstentäußerung so weit treibt, daß er sein Inneres vollständig entblößt und der lieblosen öffentlichen Beurteilung preisgibt. Die Bedeutung der Traumbücher hängt aber von dem Maß ihrer Ehrlichkeit ab. Was wir an solchen besitzen, macht mehr oder weniger den Eindruck des literarisch Überarbeiteten und für den Zweck der Veröffentlichung Zugestutzten.

Bei Nietzsche in „Menschliches, Allzumenschliches" findet sich folgender Aphorismus: „Aus dem Traume denken. Was man mitunter im Wachen nicht genau

weiß und fühlt — ob man gegen eine Person ein gutes oder ein schlechtes Gewissen habe — darüber belehrt völlig unzweideutig der Traum." Und Hebbel hat einmal den Einfall, die Frage aufzuwerfen, wie es wohl wäre, wenn man die Träume aller seiner Freunde, worin man selbst eine Rolle spielte, auch nur aus einer Nacht kennen lernen könnte.

Nun ist es aber natürlich nicht an dem, daß wir für jeden einzelnen Fall, in dem wir einem Nebenmenschen schlafenderweile Böses zufügen, verantwortlich sind. Der Traum gefällt sich ja in der Rolle des Schabernack treibenden Puck und verwandelt im Handumdrehen die Person, die wir gemeint haben, in eine beliebige andre. So kann es vorkommen, daß wir in einer nächtlichen Phantasie jemand, der uns besonders nahesteht und besonders lieb ist, beleidigen, schmähen, mißhandeln, vielleicht sogar umbringen, während unsre bösen Gedanken bei Tag eine ganz andre Richtung eingeschlagen haben. Maßgebend ist eben die allgemeine Stimmung, aus der heraus wir träumen. Platos Entschuldigung, daß der Tugendhafte sich begnüge, von dem zu träumen, was der Böse im Leben tue, dürfen wir aber keineswegs in dem Sinne gelten lassen, daß damit jede Verantwortlichkeit für unsre Träume aufgehoben wäre.

Diese äußert sich ja auch in der Strafgewalt, die den Träumen verliehen ist — eine Gewalt, die auch wieder nicht von außen kommt, sondern lediglich in der Macht des menschlichen Gewissens ihren Ursprung und Grund hat. Bis zu dem Punkt gesteigerte Angstträume können über uns kommen, daß wir uns als Mörder fühlen, im Kerker, vor den Schranken des Gerichts, auf dem Schafott sehen. Vielleicht haben die Dichter kraft ihrer divinatorischen Veranlagung mehr zum Verständnis der Traumphantasie beigetragen als die Wissenschafter mit ihren gründlichen Systemen. Am innigsten hat E. T. A. Hoffmann das Traumleben in seine romantischen Handlungen verschlungen und er läßt es ganz unmittelbar aus den Seelenzuständen seiner Personen erwachsen. Wie furchtbar wiederholen sich in den „Elixieren des Teufels" die wirklichen Frevel des Helden Medardus in dessen qualvollen nächtlichen Visionen! In diesem Fall stehen Schuld und Sühne zueinander in geradem Verhältnis. Für gewöhnlich übertreibt, vergrößert der Traum unsre Vergehen und belegt uns mit Strafen, die weit über das Maß unsres Unrechts hinausgehen. Wir haben irgend einmal einem Mitmenschen irgendetwas Böses zugedacht oder gegönnt, und ohne Federlesen läßt der Traum ihn uns aus der Welt befördern. So treibt er auch die geringfügigsten Schulden ein und züchtigt uns für Verfehlungen, die wir im Wachzustand als solche kaum anerkennen. Gerade durch eine solche Überspannung des Bogens wird das moralische Richteramt des Traumes um so wirksamer. Ein je höheres Strafmaß wir von ihm auch bei kleinen Verirrungen zu gewärtigen haben, desto eher ist er imstande, uns vor gefährlichen Gedanken zu bewahren oder böse Absichten im Keime zu ersticken. Die Angst vor peinigenden Träumen kann mithelfen bei der Erziehung und Läuterung der Menschheit. Sogar unmittelbar praktische Erfolge sind nicht ausgeschlossen. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß einer, der die heilsamen Schrecken eines geplanten Verbrechens an sich wie an seinem Feinde oder Opfer im Traume vorwegerlebt, von seinem finsteren Vorhaben abläßt.

Der Traum ist befähigt, uns die Geheimnisse unsres Innern zu enthüllen und uns vor den sittlichen Gefahren zu warnen, die uns im verborgenen allenthalben umlauern. Hebbel drückt das in seinem Epigramm „Der Traum als Prophet", den alten Volksglauben von der weissagenden Kraft des Traumes umwertend, also aus:

„Was dir begegnen wird, wie sollte der Traum es dir sagen?
Was du tun wirst, das zeigt er schon eher dir an."

Er kann uns anzeigen, was wir tun werden oder wenigstens tun wollen, weil er den noch ungeklärten und bei Tag noch nicht über die Schwelle des Bewußtseins getretenen Stimmungsgehalt unsrer Seele zu deuten und in Erscheinung treten zu lassen versteht. Aber eben für solche Stimmungen des Wachlebens, die das Schlafleben ausbeutet, sind wir verantwortlich und damit auch für die Betätigungen des Schlaflebens selbst. Der Traum steht nicht außerhalb, sondern inmitten unsres geistig-sittlichen Daseins, und ein fest geschlossener Ring legt sich um unser Tun und Treiben bei Tag und bei Nacht.



Sehnsucht

Von Adolf Pischek

**Küß mich jetzt nicht, gib mir nur still die Hand,
Wir wollen unsre Blicke aufwärts lenken:
Sieh dort auf schroffgezackten Felsenrand
Des Himmels Blau sich freundlich niedersenken.**

**So rein und tief, als wollt' es unser Denken
Umhüllen mit verklärterem Gewand,
Als könnte nichts der Seele Flug beschränken
Zum nie geschauten, oft erträumten Land.**

**O laß mich all dem wirren Drang entfliehn,
Nur meiner Sehnsucht stille Straße ziehn,
Die mich zurückführt in das ferne Reich,**

**So wunderfremd und doch so heimatgleich,
Wo von der Not des Erdenglücks verschont
Auf lichter Höhe reine Freude wohnt.**





Für den Tod nicht reif...

Aus dem Tagebuch eines Kriegsgefangenen

Aga, 5. November 1915.

Nachdem ich drei Monate im Typhus-Spital gelegen hatte, durfte ich gestern den ersten Spaziergang machen. Gegen Abend ging ich hinaus. Ich blieb schon nach den ersten Schritten stehen und blickte um mich. Die Fülle der plastischen und farbigen Dinge und die Unendlichkeit des Raumes überwältigten meine neugeborene Seele und erzeugten in meinem Gehirn einen leichten Schwindel. Ich schloß die Augen, und wartete, bis der erste heftige Anprall jener ungezügelten Flut vorübergegangen war. Dann ging ich langsam weiter, längs der Postenkette, die in einem großen Viereck das Lager umschloß.

Die Sonne war noch nicht untergegangen. Sie hing im Nordwesten hinter schweren, seltsam zerfetzten Wolken, deren zerrissene Ränder rot durchleuchtet waren und gleich bluttriefenden Strähnen zur Erde hinableckten. Die Wolken schoben sich träge weiter, verdichteten sich, wurden dunkel und blickten feindselig und urweltlich; sie bekamen Risse und Spalten, die wie feuerflüssige Klüfte irgendwo im Erdinnern aussahen; sie türmten sich kühn und verwegen auf gleich phantastischen Burgen in Flammen und Rauch.

Gleichzeitig baute sich im Norden eine breite, lückenlose Wolkenwand auf, die langsam in die Höhe wucherte und von der Erde bis zum Zenit reichte. Sie war von einer unheimlichen, satten blaugrauen Farbe und fesselte die Erde unter sich in einer unentrinnbaren und schicksalschweren Stimmung. Auf der hügeligen, kahlen, mit einer dünnen Schneeschicht bedeckten Steppe ringsum lag die Einsamkeit und Traurigkeit des Abends. Nur die Berge im Süden, die die höchsten des Umkreises waren, leuchteten noch. Dorthin fiel der Schein der untergehenden Sonne und lag auf den weißen Abhängen wie ein unendlich zarter, rötlich violetter Schleier. Ich wurde seltsam ergriffen von der Schönheit dieser verklärten Steppenberge und starrte hinüber, bis die Farbe erlosch.

Es wurde dunkler. Die doppelten Fensterreihen der massiven Kasernen erhellten sich matt. Dort lagen in jedem Saal drei- bis vierhundert Kriegsgefangene, Männer aus Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei, die aus dem Wahnsinn der Schlachtfelder und Spitäler hierher verweht waren und dumpf und tatenlos ihr Schicksal ertrugen. Dort in den Sälen lagen sie auf zweifachen Pritschen, im Tabaksqualm und der rötlichen Dämmerung trübe brennender Petroleumlampen, sangen, spielten Karten, sprachen ausschweifend in Erinnerungen und Hoffnungen, betranken sich und wurden großsprecherisch oder sentimental.

Irgendwoher fern aus der Steppe, wo die Mongolendörfer lagen, kam eine Reihe von Schlitten, die mit Heu beladen waren und von Kamelen gezogen wurden. Diese langsam und stumm gleitende Karawane, die wie eine primitive Silhouette wirkte, verstärkte den Eindruck der grenzenlosen Öde und Vergessenheit dieser Landschaft bis zu einem kaum erträglichen Maße. Ich stand nun im Schatten des Neubaus der Kirche, der sich in der Mitte des uns freigegebenen Platzes erhob und wo ich von den Posten nicht bemerkt werden konnte. Ich wollte so lange als

möglich draußen und allein bleiben. Ich fühlte, daß ich über etwas Entscheidendes und Wichtiges zur Klarheit kommen mußte. Aber noch ordneten sich meine Gedanken nicht, weil meine Sinne, die drei Monate lang geschlafen hatten, unermüdlich neue Eindrücke aufnahmen. Die Umrisse der Kasernen, die Rauchsäulen über den Schornsteinen, das Gerüst am Kirchenneubau, die pelzvermummten, auf und ab schreitenden Posten, das Knirschen des Schnees unter ihren Filzstiefeln, der düsterrote Streifen am Horizont, wo die Sonne untergegangen war, die Karawane, die zwischen den Hütten des Dorfes stehen geblieben war, die Lichtsignale am Bahnhof: alles das dünkte mich neu, ungewöhnlich und wunderbar und verführte meine Einbildungskraft zu weitschweifigen, vielfach verschlungenen Bilderreihen.

Dann blieben meine Blicke auf dem Hügel jenseits des Dorfes haften, auf dem der Kirchhof der Gefangenen lag. Die weißen neuen Holzkreuze schimmerten undeutlich durch die Dämmerung. Ich erinnerte mich eines Traumes aus jenen Tagen der Krankheit, da das Fieber am höchsten gewesen war und ich in einem Zustand halben Schlafes und halben Bewußtseins viele bunte, verworrene, tropisch-üppige Visionen gehabt hatte und von stetig fließenden Fratzen und Ereignissen gequält worden war. Aber der eine Traum war klar und folgerichtig gewesen, und an diesen erinnerte ich mich jetzt: Ich lag im Krankenbett und sah durch die Steinwände der Kaserne wie durch Glas. Die Steppe zitterte unter verschwenderisch flutendem Sonnenlicht und die neuen Holzkreuze auf dem Friedhofshügel leuchteten grell. Plötzlich wurden sie lebendig, hoben sich aus der Erde und ordneten sich zu einer Prozession, die über die Steppe, dann durch das Dorf und über den Bahndamm zu mir kam. Sie traten an mein Bett, nahmen mich in ihre Mitte und gingen wieder stumm und ruhig nach dem Kirchhof zurück. Dort lag ich nun zwischen den andern Toten und wußte, daß ich gestorben war. Durch die Erde, die mich bedeckte, sah ich wie durch Glas . . . Der Frühling kam und die Steppe wurde grün . . . Kosakenschwadronen galoppierten dahin, warfen jauchzend ihre Lanzen in die Luft und fingen sie wieder auf . . . Schneestürme fegten über unsere kahlen Gräber hinweg, und ganze Rudel chinesischer Hunde wälzten sich am Abhang . . . Lokomotiven pfiffen und fauchten, und lange Züge donnerten vorbei und schleppten Metall- und Menschenmassen an die Front, wo Europa in einem roten Meer aus Blut und Dampf erstickte . . . Der Krieg ging zu Ende, und die entfesselten Völker Europas tanzten auf Trümmerhaufen und Gräbern die wilden Tänze der Revolutionen... Aber wir Toten schliefen und träumten . . . Jahre und Jahrzehnte vergingen, die Steppe war abwechselnd grün und fahl und weiß, der Wind und die Sterne sangen . . . Und ein neuer Krieg begann . . . Unabsehbare Scharen mongolischer Völker zogen an uns vorbei, nahten mit dem Haß einer fremden und grausamen Rasse und schrien wie böse, gereizte Tiere . . . Jahre und Jahrzehnte flossen dahin wie Wind, und endlos war die Reihe von Geburt und Tod . . . Wir Toten aber warteten auf die Stunde, da wir aufstehen würden, um alle Lebenden zu töten und die Erde endlich von dem wahnsinnigen Geschrei, Gelächter und Gewinsel der Menschen zu erlösen . . . denn die Erde war der Menschen müde geworden . . .

Eine Patrouille von drei Mann, die nahe an der Kirche vorüberritt, schreckte mich aus meinen Träumen auf, und ich schlich mich eilig nach dem Spital zurück. Ich legte mich ins Bett und begann über jenes Wichtige und Entscheidende nachzudenken, über das ich zur Klarheit kommen wollte.

Dieses alles mußt du nun wieder leben, sagte ich zu mir, die roten Abendwolken und den knirschenden Schnee, die Worte der Menschen und das Schreien der Tiere, das Fließen der Luft und das Rollen der Züge, die Einsamkeit der Steppe und die Traurigkeit der überfüllten Kasernensäle. Dieses alles mußt du nun wieder leben, denn der Tod hat dich verschmäht. Als du damals in der Ackerfurche platt an die Erde gedrückt lagst und in jeder Sekunde eine der zahllosen Kugeln und Granatsplitter dich töten konnte, batest du Gott um dein Leben. Dein feiges Gebet wurde erhört: du bliebst leben. Aber gleichzeitig spie dich das große Leben, das Leben der Gemeinschaften, aus und warf dich beiseite: Gewogen und zu leicht gefunden . . . Und seitdem wirst du durch den Schmutz und die Demütigungen der Gefangenenlager geschleppt.

Als du nun im hohen Fieber lagst, batest du um deinen Tod, damit dir die schwere Stunde des Selbstmordes erspart bliebe. Aber sei aufrichtig: im tiefsten Innern hast du gezittert und dich an das Leben geklammert. Da ist auch der Tod verächtlich an dir vorübergegangen: Gewogen und zu leicht gefunden ...

Für das Leben nicht reif und für den Tod nicht reif! Sieh zu, wie du mit dieser Erkenntnis fertig wirst!

Nun war mir das Entscheidende und Wichtige klar geworden: die Stunde des Selbstmordes war mir nicht erspart geblieben, ich mußte sie auf mich nehmen. Für den Tod reif zu werden das ist der ganze Sinn des Lebens, und einen andern Sinn gibt es nicht.

Eines Tages werde ich Schluß machen ... Dieser Satz gefiel mir, er klang mutig und männlich, und ich wiederholte ihn mehr als einmal wie einen schönen Vers.

Eines Tages werde ich Schluß machen ... Die Kunde von meinem Tod wird nach meiner Heimat kommen, und vier Menschen werden dort um mich weinen: ein junges Mädchen, eine junge Frau und meine beiden Schwestern. Und daß ich mit Gewißheit sagen konnte, daß sie um mich weinen werden, das erfüllte mich mit großer Dankbarkeit gegen jene vier Frauen. Wenn ich jetzt bei euch wäre, würde ich vor euch knien und eure Hände küssen, dachte ich.

Es war vielleicht schon Mitternacht, als ich noch immer wach im Bette lag und über die große Aufgabe nachdachte, die auf mich wartete: mein eigenes Leben auszulöschen wie ein trübe brennendes Licht. Weshalb bin ich so geworden, wie ich bin? fragte ich in hilfloser und trauriger Verwunderung. Habe ich selbst schuld, daß ich mein Leben lebte wie ein schlechter Schauspieler und ein eitler Zuschauer in einer Person? Oder haben meine Eltern und Ureltern schuld, daß sie mir nicht mehr organische und seelische Kraft als Erbteil mitgaben, auf daß meine Tage stark und einfach dahinklängen wie ein Volkslied? Ich verirrte mich in Fragen, auf die ich keine Antwort fand, wurde müde und versuchte, einzuschlafen.

Da erhob sich draußen plötzlich ein großer Sturm, der Schnee und Sand gegen die Fenster schleuderte, heulend und schreiend um die Kasernen sauste, durch die Türspalten zischte und fauchend in die Kamine hinabfuhr. Ich wußte, daß sich jene blaugraue, schneeschwangere Wolkenwand entlud, die bei Sonnenuntergang drohend über der Steppe gestanden hatte. Im Geiste sah ich magere Hunde, die hinter Zäunen und in Häuserwinkeln frierend und zitternd kauerten. Mitten in der Steppe sah ich einen mongolischen Hirten, der von diesem Schneesturm überrascht worden war: seine in Lumpen und Felle gehüllte Gestalt hockte auf einem kleinen zottigen Pferd, das sein Hinterteil gegen den Sturm kehrte und mit schräg gestellten Beinen und gesenktem Kopf das Unwetter über sich hinwegbrausen ließ.

Was geht mich das alles an? dachte ich müde. Was geht mich das an, die Angst und der Schmerz der Hunde und der Fatalismus des mongolischen Hirten ...

Und dann sah ich eine Frühlingsnacht im fernen Deutschland: ein weicher, warmer, mit Flieder- und Jasminduft getränkter Wind glitt durch den Garten, und ich kniete vor einem jungen Mädchen...

Ewald Swars



Die letzten Stunden eines großen Deutschen

Nach sieben schweren Jahren wechselnden Kriegsglücks reiste Anno 1639 Herzog Bernhard, seit Gustav Adolfs Tode Oberbefehlshaber der evangelischen Glaubenskämpfer und ihrer zeitweiligen Verbündeten, krank auf Neuenburg am Rheine. Sein Leib war schwach und siech, doch vollends seine Seele litt; das deutsche Gewissen des deutschesten Fürsten seines Zeitalters ächzte unter den Lockungen und Zumutungen der Feinde drüben und vermeintlicher Freunde hüben. Die Franzosen wollten ihm nicht länger Beistand leisten

gegen die Pfäffischen in Deutschland, und er gedachte doch mit ihrem Gelde und ihren Soldaten endlich das deutsche Land auf immer vom Kriege zu befreien.

Elsässische Städte und feste Plätze forderte Frankreich, vor allem das schöne und starke Alt-Breisach. Dem Herzog Bernhard war's zu Sinn, als tät' ihm einer sein Herz aus der Brust reißen. Niemals! — Aber des klugen Frankreich gewichtige Bundesgenossenschaft war ihm doch so vonnöten. Nicht als ihr Vasall und Feldherr mehr wollte er seine Thüringer für französisches Geld gegen kaiserliche und sonst katholische Truppen ins Gefecht führen — Bundesgenossen mit freiem Willen und freien Händen, so heischte er fortan seinen Platz an Frankreichs Seite. Doch niemals um den Wucherpreis auch nur eines Steines aus dem deutschen Elsaß!

Frankreich verhandelte und verzögerte. Der Feind kam bedrohlich nahe. Und den Herzog jagte das Fieber vom Bett in den Reisewagen, vom Sattel zu Schiff und wieder ins Krankenbett. Am meisten litt sein geschwächter Körper unter den seelischen Qualen: wie erlöse ich Deutschland vom Kriege, ohne daß es unter seine habgierigen Nachbarn zerstückelt werde?

Keine Medizin half ihm mehr auf. Ganze Tage ruhten Federkiel und Degen. Herzog Bernhard wußte sich nur eine Rettung: Im Elsaß, in meinem Breisach, um das ich streite bis zum letzten Atem, mit Feder oder Schwert, im lieben Breisach werde ich gesunden.

Von der Hüninger Schanze kam der Wagen, der den kranken Feldherrn trug, ins sonnenglühende Rheintal gefahren. Die Reben an den Hügeln kochten schier im Julibrand, und der Strom zog schwer und dampfend wie fließend Blei. Dem Herzog Bernhard von Weimar war das Hirn wie ausgeglüht, seine Augen brannten, die Glieder lagen ihm reglos.

Herr Rudolf Weckherlin, der bei ihm im Wagen saß, sein getreuer Ratgeber und Helfer in mancher Not, hieß halten und gab Befehl, den Herzog, so wie er im Wagen lag, sofort zu Schiff zu bringen.

Die treuen Kämpfer in so mancher Schlacht drängten um des Herzogs Wagen und haschten nach einem Blicke von ihm. Thüringische Fäuste packten zu, strängten die Rosse ab und trugen den Wagen so sacht auf ihren breiten Schultern vom Berg zu Tale, Strome, als hüben sie ein schlafend Kindlein in der Wiege auf. „Nun nenne mich noch einmal den neuen deutschen Herkules, du Spötter!" sprach Bernhard freundlich zu dem Dichter Weckherlin, der neben dem Wagen schritt. „Deine Kaufherrn in Lyon, die braven Brüder Herwarth, sähen sie mich so, sie würden sich bedanken, auch nur ein Kupferstück für diesen Deutschen hinzugeben anstatt ihm mit Millionen sein Heer zu unterhalten. Ich hätte sie betrogen, nähm' ich's an."

„Mein Herzog wird gesund, so wahr das Elsaß deutsch und frei ist."

„Das bleib' es allezeit! Doch viele, viele werden noch dran sterben. Zuerst ich; meine Tage zählst du an der Hand."

Die Träger nahten dem Strome. Sie trugen den Wagen aufs Schiff. Sachte stieß man ab, und mitten auf dem Rheine fuhr Bernhard ins deutsche Land. Er schaute mit fieberheißen Augen um und um. Weckherlin kühlte ihm die Stirn. Es war eine stille, bange Fahrt ... Lichte Sterne standen hoch über ihnen. Am Morgen erwachte der Herzog gekräftigt, richtete sich auf, den Blick auf Strom und Ufer.

„Wir sind in Neuenburg?"

„Nun Ihr erwachtet, legt das Schiff an. Wir wollten Euern Schlaf nicht kürzen."

Fern am Ufer klangen Hörner und Trompeten. Standarten wehten im Morgenwind.

„Das sind meine Regimenter!" Weckherlin mußte den Herzog stützen. „Da ziehen die alten treuen Kampfgenossen über die Brück' in deutsches Land. Lebt wohl!" Er winkte mit matter Hand, zitternd am ganzen Leibe. Unter Tränen blickte der junge, so früh von Kämpfen und Sichsorgen zerbrochene Feldherr auf sein abmarschierendes Heer. „Kampf fürs Elsaß, für deutsche Freiheit, Frieden. — Ich trete vom Kommando ab, denn ich habe die Schlacht verloren."

Nach einer Weile faßte er des Freundes Hand. „Von meiner Mutter hab' ich geträumt, wie sie tot im Sarge mitten in unserm Blumengarten aufgebahrt lag, und wir acht Brüder standen

um sie herum. Wieviel leben noch von den acht? Nun wird meine Mutter im Himmel auch ihren Jüngsten bald wiederhaben. Auf meinen Vater hab' ich eine frohe Erwartung, Weckherlin, denn ich sah ihn niemals. Wie mein Vater mich wohl empfangen mag? Aber ich hab' seinem Namen doch keine Schand' getan. — Er war — grad wie ich — 36 Jahre alt, da er starb. Uns beide hat ein Teufel um das Beste des Lebens betrogen . . . Ja, mein Freund, vor der Todestür werden wir klein und weich wie die Kinder."

Das Landen geschah. Als man seinen Liegestuhl auf dem Rheinufer niedersetzte, streckte er die Hand aus. „Meine drei getreuesten Obersten Erlach, Oehm und Rosen soll man zurückholen!"

Sie traten spät am Abend vor ihn hin.

„Ich habe euch mit so großer Sehnsucht erwartet. Meine Stunden sind gezählt. Erlach, du nimmst den Befehl als mein General, Bruder nenn' ich dich in dieser Stunde, denn du kennst alle meine Pläne. Vollende, wie ich es ausgesonnen. Und haltet mir die Treue, bewahret das Heer wie euch selber vor Zwietracht. Gelobt mir's in die Hand! Die deutsche Sache haltet hoch! Werdet niemalen Verräter am Volk und Vaterlande, verkaufet euch nicht und nicht meine treuen tapferen Soldaten. Schwört es!" Ein Fieber warf ihn in die Kissen zurück. Die drei standen wartend, bewegt. „Ach, wünscht euch von Gott einen bessern Tod, als ich ihn hab'! Ich muß von euch bitten und betteln, was mein Sterben durchs Schwert in der Schlacht als Pflicht, als göttliches Gesetz euch auferlegen würde. Wie endete doch Gustav Adolf unvergleichlich! Wir sahen ihn nicht einmal vom Rosse sinken, wir hörten seinen Tod, und jeder stürzte sich auf die Pappenheimer. Sein Name ward unser Schlachtruf, sein Andenken unser Ansporn. Das ist der rechte Tod der Freien, den geb' euch Gott zum Lohne! Ich, o ich habe kein gutes Ansehen vor ihm, daß er mich so hart straft, in den Kissen zu sterben."

Er winkte ihnen Abschied, und traurig gingen sie hinweg.

Der Herzog verbrachte eine schlechte Nacht und betete viel. Am Morgen ließ er den Pastor, seinen Jugendfreund und Landsmann Daniel Rücker, zur Beichte rufen. Wie einst als Kind in Weimar sprach der Herzog jetzt in seinen letzten verrinnenden Stunden mit Andacht fromme Psalmen.

„Nun will ich mein Haus bestellen." Er legte die Bibel weg. „So viele sind meine Kinder gewesen, tapfere Offiziere, treue Soldaten. Ich will mit dem Kanzler Rehlinger allein sein."

Ulrich Rehlinger trat ein.

„Ja, Lieber, es hätte besser getan, vor dieser Zeit an den Tod zu denken. Wer denkt an Geburt und Sterben? Es sind die beiden Selbstverständlichkeiten und sind doch Anfang und Ende unsres Seins. Ich hätte dir wohl vieles zu befehlen, aber die Zeit wird zu kurz sein. Das Lichtlein Leben erlischet nun."

Eine lange Weile diktierte der Sterbende, mahnte Frankreich, bat Schweden und schloß: „Um Friedenswerben bin ich von Kräften gekommen, und allgemach ist es zu spät und nichtig, von mißlungenen Plänen zu sprechen. Ich habe Frieden gekämpft und gedacht. Gott schenke dem Reiche bald den Frieden, ehe es untergeht in Blut und Brand! . . . Eilet, eilet, daß ich meines teuren Christi Leib und Blut noch eß' und trinke, eh' es auf die Todesreise geht. Eilet! Es ist hohe Zeit!"

Man reichte ihm das Abendmahl.

„Bleibet einig und einander treu. Helfet dem Vaterlande! Gehet alle hinaus, denn ich muß nun mit Gott reden."

Rücker sah das Ende nahe, mahnte: „Haltet Euch fest, ganz fest an Euerm Erlöser, Herzog Bernhard von Weimar. Er trägt Euch hinauf zu Gott, denn er ist Gottes Sohn und für Euch gestorben am Kreuze zu Golgatha. Fürchtet Euch nicht, denn Ihr habt für die ganze Christenheit gestritten, und Gott siehet Euch gnädig an."

Der Sterbende hastig zwischen kurzen Atemzügen: „Und ob ich gleich wanderte im finstern Tal . . . du bist bei mir."

Es ward ganz still im Gemache.

„Vater, in deine Hände . . . Ach, Herr Jesu . . . laß mich . . . ein Glied . . . an deinem Leibe . . .!“ mit verhallenden Rufen, mit ersterbender Hand das Zeichen des Kreuzes über sein Angesicht schlagend, verschied der Herzog. An seinem Bette knieten betend die Getreuen.

Es war am 8. Juli 1639 morgens um sieben Uhr.

Am Todestage seiner Mutter Dorothea Maria aber, in seinem Breisach, hielt Daniel Rücker die Totenpredigt auf diesen frühvollendeten Helden, der das zerrissene, von Habgier umstrittene Deutschland hätte vom Joche erlösen können. Und er schloß:

„Gehe nun hin, du armes Deutschland, und weine bitterlich!“

Paul Burg



Zur Geisterkunde

Die Frage „Gibt es Geister?“ ist von der Wissenschaft bisher als nicht erörternswert, weil lächerlich und unwahrscheinlich, verworfen worden. Dieselbe Wissenschaft hat aber auch verneint, daß man durch die Impfung dem Ausbruch der Pocken vorbeugen, daß man eine Depesche über den Atlantischen Ozean schicken, daß man durch örtliche Betäubung die Allgemeinnarkose in vielen Fällen überflüssig machen könne — alles Dinge, die sich nachher doch als möglich erwiesen haben.

Man tut also gut, aufzumerken, wenn ein angesehener Wissenschaftler unvermutet eine neue Antwort findet auf Fragen des Seelenlebens, die uns alle angehen. Wenn er bejaht, wo die meisten verneinen. Zumal wenn er dies auf Grund ausreichenden Materials tut. Der bekannte Pariser Astronom Camille Flammarion stellt in seinem jüngsten Buche („Nach dem Tode“) den Satz auf: Die Seele überlebt ihren physischen Körper und vermag sich nach dem Tode kundzutun. Einen Satz, der eine Revolution für unser Zeitalter bedeutet, wenn er sich als haltbar erweist.

Der Forscher stützt sich auf etwa 5000 Berichte, die er aus allen Bevölkerungskreisen im Laufe von Jahrzehnten empfangen hat und deren Quintessenz er nun, gereinigt von augenscheinlichen Ungereimtheiten, krankhaften Entstellungen usw., vielfach bestätigt durch behördliche oder Zeugenbeglaubigungen, sorgsam herausschält. Er geht dabei im besten Sinne wissenschaftlich vor, ohne sich auf den Boden einer kirchlichen Anschauung oder eines schulwissenschaftlichen, d. h. negativen Vorurteils zu stellen. Auf dem Gebiete der Jenseitsforschung, das ist sein Standpunkt, ist „nicht weniger als alles noch zu entdecken“. Er will also ausdrücklich „keine Romane, keine Phantasien“ bringen, sondern einfache Tatsachen, und hält dies Versprechen.

„Noch nicht der zehnte Teil“ seines gesamten Materials ist in diesem eigenartigen Buche wiedergegeben, das den dritten Teil einer Trilogie „Der Tod und sein Geheimnis“ bildet (erschienen bei Ernest Flammarion, Paris). Dennoch scheint es mir in seiner sachlichen Fülle von geradezu erdrückender Beweiskraft.

Man kann in den Kundgebungen Verstorbener mehrere Gruppen unterscheiden. Äußerst zahlreich sind die physikalischen Erscheinungen, die etwa als erste Gruppe gelten könnten; sie bestehen in Geräuschen, Bewegungen oder sonstigen Phänomenen, deren Zustandekommen unerklärlich bleibt. Als zweite Gruppe könnte man die Phantomerscheinungen betrachten, die entweder durchsichtig sind, so daß man andere Gegenstände durch sie hindurch sehen kann, oder aber fester — wie aus Fleisch und Bein — und sehr häufig leuchtend von einem Lichte unbekannter Beschaffenheit. Eine dritte Gruppe wären etwa die körperlichen Berührungen, eine vierte die Gespräche mit solchen Erscheinungen.

Die Kundgebungen Verstorbener sind also ebenso bunt und vielgestaltig wie das Leben selbst. Ungemein häufig sind solche, die bereits zu Lebzeiten verabredet wurden: eine genau bezeichnete Fensterscheibe zerbricht „in gerader Horizontallinie mit einem flintenschußähnlichen Knall"; die ausgewählte Uhr, deren Ton gewöhnlich rasch und munter war, beginnt die Stunden langsam und traurig zu schlagen und bleibt dabei mehrere Wochen. Eine Dame in Monako hat einen Pariser Freund, der sonst immer ein eifriger Briefschreiber war. Er hat seit drei Wochen nichts geschrieben. Eines Abends, als sie gerade zu Bett gegangen, hört sie nebenan ein schreckliches Krachen, als seien sämtliche Spiegel entzweigegangen — ein Geräusch „wie ein sehr lang rollender Donner, der viele Gläser zerbricht". Auch die am anderen Ende der Villa am Klavier sitzende Schwester hört den Lärm, und das Personal stürzt auf die Straße, in dem Glauben, ein Schuttkarren sei umgestürzt. Man findet nichts, als ein Bild herabgestürzt, das Glas zerschmettert, die Schnur völlig zerschnitten. Tags darauf kommt die Nachricht, daß jener Freund vor 3 Tagen gestorben sei.

Zuweilen läßt sich die Absichtlichkeit der Manifestation nicht verkennen. Ein Polizeioffizier stirbt. Man vermißt mehrere Stücke Militärgut, die er in Verwahrung hatte, eine Versammlung höherer Offiziere berät darüber und erweist sich dem Toten nicht günstig. Plötzlich, angesichts der Versammlung, „geschah ein so starker Schlag auf den Tisch, daß die Tintenfässer zur Erde rollten". In der Folge stellt sich heraus, daß der Verstorbene nicht für das Verschwinden des Gutes verantwortlich zu machen war.

Als Wirkung des „Unterbewußtseins" der Versammlungsteilnehmer, meint Flammarion mit Recht, läßt sich eine Manifestation wie diese schwerlich erklären.

Eine Vorstufe zu den vollständig ausgebildeten Phantomen sind die einfachen Bildvisionen Verstorbener, die jedoch im ganzen selten vorzukommen scheinen. Das Bild eines verstorbenen Kapitäns z. B. wird sechs Wochen nach seinem Tode von sechs Personen nacheinander und unabhängig voneinander auf einem Schranke gesehen. Man denkt bei diesen Visionen unwillkürlich an gewisse mediale Phänomene, wie sie v. Schrenck-Notzing seiner Zeit in seinem großen Werke über „Materialisationsphänomene" veröffentlicht hat. Flammarion zieht zu ihrer Verständlichmachung — und vielleicht mit Recht — eine Bilder gestaltende Kraft der geschiedenen Seele heran: das gesehene Bild wäre also nicht etwa der Verstorbene selbst, sondern ein von seinem Willen und Gedanken geschaffenes Abbild.

Sehr zahlreich sind eigentliche Erscheinungen von Verstorbenen. Ein Student in Genua sieht ein ihm völlig unbekanntes Mädchen durchs Zimmer gehen, erzählt das einem Nachbar und hört, daß seine Schilderung auf ein vor einem Jahre im selben Zimmer verstorbenes Mädchen zutrifft und daß eine ganze Familie, die vor ihm dort gewohnt hat, wegen gleicher Erscheinungen ausgezogen sei. — Ein Bibliothekar tritt seinen neuen Dienst an und sieht eines Abends spät in der Bücherei die Gestalt seines Vorgängers, den er nicht gekannt, an den Bücherregalen auf und ab streichen; die Wahrnehmung ist so lebhaft, daß er an Einbrecher glaubt, seinen Zug darüber versäumt, um späterhin festzustellen, daß der alte Bibliothekar zu der fraglichen Zeit verstorben ist. — Eine unversehens an einer plötzlichen Blutung verschiedene Kranke erscheint drei Stunden später ihrem Arzte. Die Lichterscheinung dabei ist so hell, daß seine im Nebenzimmer schlafende Frau ihn darauf hin anspricht.

Besonders beweiskräftig sind natürlich die Fälle, wo mehrere Zeugen vorhanden sind. Eine Frau sieht ihren verstorbenen Schwager in der Ecke des großen Kamins sitzen. Bestürzt läuft sie weg, sagt aber keinem etwas davon. Als die jungen Leute vom Felde kommen, schickt sie einen in die Küche, um Essen zu holen. Plötzlich sieht auch er das Phantom und schreit erschreckt: „Ach Gott, der selige R.!" — Eine Hausangestellte sieht eines Nachts den verstorbenen Hausherrn als weißliches Phantom und hört am nächsten Morgen von seiner Witwe, daß er dieselbe Nacht auch ihr erschienen sei.

Nicht immer jedoch sind solche Begegnungen harmlos. Eine Witwe hört ihre Kinder rufen:

„Da ist Papa, da ist Papa!“ Sie weist sie umsonst zur Ruhe — da sieht sie ihn selbst. Er spricht zu ihr von der Unsterblichkeit, an die er nie geglaubt, und drückt ihr so stark die Hände, daß sie tagelang Umschläge machen muß. — Einer Nonne erscheint, als sie im Keller Bier holen will, ihre vor Wochen an einem schmerzhaften Krebsleiden verstorbene Superiorin, kneift sie in den Arm und sagt: „Bete, denn ich leide!“ Fünf rote Fingermarken, wie von Verbrennungen, bleiben sichtbar. Brandblasen entwickeln sich. Der Arzt photographiert die eigenartige Erscheinung, von der fünf Narben dauernd zurückbleiben.

Selbstverständlich muß man mit aller Kritik an derartige Berichte herangehen. Es ist ja wissenschaftlich als möglich erwiesen, daß durch geschickte Suggestion oder Selbstsuggestion — wenn auch nur in sehr seltenen Fällen — Brandblasen künstlich erzeugt werden können. Es kommt immer auf die psychische Gesamtlage des Falles an. Das Erlebnis jener Nonne erinnert übrigens lebhaft an die merkwürdigen Berichte über das Phänomen der eingebrannten Hand, wie sie aus früherer Zeit auf uns gekommen sind, und deren Belegstücke noch heute in Klöstern und so weiter aufbewahrt werden.

Zuweilen treten auch Tiere als — wenn auch stumme — Zeugen auf. Ein Großonkel erscheint zwei Monate nach seinem Tode der Großnichte, als sie einmal vergißt, die versprochenen Gebete zu sprechen. Auch die Katze sieht ihn, richtet sich auf und faucht, wie sie im Zorn oder vor fremden Menschen zu tun pflegte.

Besonders unverdächtig ist die Zeugenschaft gesunder kleiner Kinder, die doch von Sterben und Verstorbenen kaum etwas wissen können, also in keiner Weise voreingenommen sind. Wenn ein Junge von 23 Monaten wiederholt seine zärtlich geliebte, vor 4 Monaten verstorbene Großmutter, wenn ein 6½jähriger Knirps seine Spielgefährtin 18 Stunden nach ihrem Tode auf seinem Bette sitzen sieht, ohne daß ihr Tod ihm oder seinen Eltern bekannt geworden war, so sind das gewiß beachtenswerte subjektive Erlebnisse, deren objektive Grundlage man nicht ohne weiteres bestreiten kann.

Alle diese Erscheinungen sind jedoch nicht etwa häufig, sondern „seltenste Ausnahmen“ und treten ganz unregelmäßig auf. Man kann sie nicht willkürlich herbeiführen oder im Laboratorium erzeugen, und das ist ein großer Fehler in den Augen mancher Gelehrter, die nur das experimentell jederzeit Nachprüfbare anerkennen wollen. Aber auch eine Sternschnuppe, ein Meteorfall, ein magnetisches Gewitter kann man nicht beliebig erzeugen — und sie sind doch Tatsache. Der Tod ist die Grenzscheide zweier sehr verschiedener Welten und Wirkungsebenen, und das Hinüberwirken von der einen in die andere ist zweifellos nur unter gewissen, selten erfüllten psycho-physischen Bedingungen möglich. Der Augenblick des Todes scheint hierfür durchschnittlich besonders geeignet. Flammarion bringt eine interessante Tabelle über die zeitliche Verteilung jener Erscheinungen; die Kurve steigt kurz vor dem Tode rapide an, erreicht ihren Gipfelpunkt im Augenblick des Todes selbst, um sodann ganz allmählich abzusinken. Die letzten, von ihm wiedergegebenen, Manifestationen sind 30 und 56 (!) Jahre nach dem Tode erfolgt.

Nicht immer ist die innere Ursache solcher Kundgebungen deutlich erkennbar. Wenn ein Auswanderer seinem Genossen erscheint und ihm die Stelle im Teich bezeichnet, wo er ertrunken sei — man baggert den Teich aus und findet die Angabe bestätigt; wenn ein italienischer Graf seiner Frau und seiner Mutter erscheint und ihnen — als Besonderheit seines Mörders — einen Fleck im Auge des letzteren angibt, was sich gleichfalls als richtig erweist, so sind das ja klare Beweggründe. Oft genug aber sind dieselben geradezu nichtig und banal oder auch gar nicht erkennbar. Ein Kleid, an dem die Verstorbene hing, reicht u. a. hin, sie im jenseitigen Zustande zu beschäftigen und zu einer Äußerung zu veranlassen . . .

Jeder stirbt seinen persönlichen Tod, und unsere Annahme, daß die Toten den Überlebenden an Erkenntnis usw. überlegen seien, beruht auf einem Irrtum. Die menschliche Seele wird beim Verlassen des irdischen Lebens nicht engelhaft, sagt Flammarion, „der Tod kann nicht einen beliebigen Menschen allwissend machen. Die Seele dürfte sich am Tage nach ihrem Hin-

tritt nicht fühlbar vom Vorabend unterscheiden". Flammarion ist von einer seelischen Weiterentwicklung des Menschen im Verlaufe wiederholter Verkörperungen überzeugt.

Wir können hier auf diese Theorien nicht eingehen, wollen uns vielmehr nur an das tatsächlich Beobachtete halten. Es ist, wie wir sahen, wertvoll genug, und „es gibt nicht viele geschichtliche oder wissenschaftliche Tatsachen, die von einer so großen Anzahl von Zeugen bekräftigt worden sind. Die Annahme, daß alle diese Personen das Opfer von Augenstörungen oder Sinnestäuschungen gewesen oder von ihrer Einbildungskraft genarrt worden seien, ist eine ganz unhaltbare Hypothese". Wohl oder übel werden wir genötigt sein, unsere bisherige materialistisch orientierte Weltanschauung umzubauen und die unsichtbare geistige Welt als bedeutsamen Faktor in dieselbe einzubeziehen. Diese unsichtbare Welt „umgibt uns rings, die unbekannten Kräfte sind zahlreicher als die bekannten, die Wissenschaften stehen erst in ihrem Morgenrot, und was wir wissen, ist nur eine verschwindende Insel in einem Ozean des Unerforschten".

Dr. Georg Lomer



Deutsche Frauen

Schon als Kind hatte ich ein eigenartig tiefes Empfinden für den Begriff der „deutschen Frau". Es war mir, als müßte das etwas ganz Besonderes sein, etwas, was kein Volk außer uns hätte! Und mit Begeisterung sang ich bei den vaterländischen Schulfeiern das Lied, das diese Frauen mit stolzer Achtung nennt. Das Schönste, Beste und Erstrebenswerteste schien mir, später selbst einmal eine echte deutsche Frau zu werden. Im Lauf der Zeit fiel jedoch allmählich ein trüber Schleier über den Glanz, den dieser Begriff immer für mich gehabt hatte. Denn ich ging mit offenen Augen durch das Leben und konnte mir daher nicht verbergen, daß die „deutsche Frau" von der „Dame" verdrängt wurde. Der leichtfertige Ton, der schon unter den Schulmädchen herrschte, ließ deutlich erkennen, wie traurig es um die heranwachsende Weiblichkeit bestellt war. Neue Kleider, fesche Hüte, moderne Frisuren und — „Poussieren", das war's, was alle Gedanken in Anspruch nahm! Allzu früh schon fingen die Mädchen an, nicht mehr „Kinder" zu sein. Die echten, törichten Kinderstreiche, die ich nur zu gern mitmachte und die mir auch gar manchen Tadel ins Klassenbuch und Zeugnis eintrugen, wurden ihnen bald zu „harmlos". Allerhand Häßlichkeiten traten an ihre Stelle; und diese Häßlichkeiten: Witze und Erlebnisse aller Art zu erzählen und aufzubauschen, nahmen schließlich so überhand, daß ich innerlich bald ganz einsam war und mich aus der Schule fortwünschte. Charakteristisch für die Art und das Wesen der Mädchen ist z. B. folgendes:

Bei der Übersetzung einer französischen Lektüre machte eine Mitschülerin dauernd zynische, laute Zwischenbemerkungen und rief schließlich eine so häßliche, anzügliche Redensart in die Klasse, daß mir das Blut zu Kopf stieg und ich unseren jungen Oberlehrer gar nicht anzusehen wagte. Die anderen Mädchen jedoch lachten und johlten um die Wette vor Vergnügen, bis eine von ihnen in widerlichem Ton sagte: „Seht mal, der Herr Oberlehrer wird ganz rot — er schämt sich!" Und wieder ertönte ein johlendes Gebrüll. Er aber sagte mit stolzer Gelassenheit: „Ja, meine ‚Damen', einer von uns muß sich doch dabei schämen; wenn Sie es nicht tun, dann muß ich mich eben schämen!" (Dieser Bande gegenüber hätte sich doch wohl eine schärfere Zucht geziemt, und wir hoffen, daß solche Schulen Ausnahmen sind. D. T.)

Mußte einem denn da nicht bange um Deutschlands Frauen werden, wenn diese — durchschnittlich zwanzigjährigen — Primanerinnen keiner tieferen und reiferen Empfindungen fähig und jeglichen mädchenhaften Stolzes bar waren? Wohl hoffte und glaubte ich fest, daß nicht in allen Klassen, nicht in allen Schulen ein solcher Ton herrschte, aber daß er bei uns üblich

war, genügte reichlich, um mich traurig zu stimmen. Sogar die schweren Kriegsjahre mit ihrem blutigen Ernst rüttelten nur wenige Mädchen wahrhaft und dauernd auf; die Mehrzahl sank wieder in den allgemeinen Tanz-, Vergnügungs- und Putzsuchtstaumel zurück.

Im ganzen tat diese Art von Frauen wenig fürs Vaterland. Hier zeigte es sich so recht, wie wenig Selbsterziehungswille in den Mädchen lag. Einige „schwärmten“ zwar für große Dichter, aber sich die Lebensweisheit unserer Großen zum Vorbild zu nehmen, die Wege, die sie uns gütig zeigen, auch wirklich einzuschlagen und nach ihren Worten zu leben, nicht nur sie zu lesen, das hielten sie nicht für nötig. Wollen unsere Meister denn nur eben grade „gelesen“ und „umschwärmt“ sein? Wollen sie nicht viel mehr? Geben sie darum ihr Innerstes, ihr Bestes, damit die oder jene sagt: „Wie schön! Wie klug!“ — und das Buch zuklappt, fortlegt, und morgen schon nicht mehr weiß, was sie gestern „schön“ und „klug“ gefunden? Sollen wir nicht lesen, um reicher und reifer zu werden?

Ich weiß, daß viele Menschen ähnlich denken; aber schmerzend bleibt die Tatsache, daß es der Gesamtheit gegenüber doch nur eine geringe Anzahl suchender Menschen gibt, die hohe Ziele und deutsche Ideale im Sinn haben. Menschen, die Kraft besitzen, Häßliches als wertlos von sich abzustoßen, Leid und Bitterkeiten in sich selbst zu Gutem zu verarbeiten, gegen das niedere „Ich“ ehrlich zu kämpfen und sich inneres Reifen — als Zweck des Lebens — zum Ziel zu setzen.

Diese Gedanken gehen durch mein Sinnen, seit ich vor einiger Zeit die Unterhaltung zweier Damen in einem Berliner Stadtbahnabteil anhören mußte. Ich überdachte, still in meine Ecke geschmiegt, das letzte „Türmer“-Heft, als diese Damen einstiegen und laut, lärmend und auffällig Platz nahmen. Ebenso laut und auffällig war auch ihre sofort in Fluß kommende Unterhaltung.

„Ich muß ein neues Übergangskostüm haben! Mein Mann zieht zwar immer ein Gesicht, wenn ich etwas Neues brauche, aber das alte Kostüm habe ich doch schon ein ganzes Jahr, da kann ich's doch unmöglich in der kommenden Saison wieder tragen! Er muß mir eins kaufen!“

„Ja, da hast du recht! Ich muß sechs Paar seidene Strümpfe haben.“

„Ach, die habe ich schon, man kann doch heutzutage nur seidene tragen. Aber ein Gesellschaftskleid zu dem Tee-Abend der Frau X. muß ich noch haben, nachdem ich neulich mein Spitzenkleid (d. h. sie sagte „Spitzenrobe“!) schon einmal anhatte. Man kann doch nicht immer ein und dasselbe Kleid anziehen! Wenn mein Mann nur nicht immer so bedauernswert täte, es ist ja alles teuer, aber man kann sich doch nun mal nicht so ‚simpel‘ kleiden! — Hast du das Kleid von der Frau B. gesehen? Neulich, in der ‚Prinzessin Olala‘? Mindestens zum dritten Male modernisiert! Und was die Frau D. für Strümpfe anhatte — nächstens wird sie noch in dicken roten Wollstrümpfen ins Theater kommen!“

„Ich hörte, daß sie sehr krank war —“

„Nun ja, aber ich bitte dich, dann gehe ich doch lieber gar nicht aus, als daß ich so unelegant aussehe!“

„Hast du deinen Pelz eigentlich schon ändern lassen?“

„Nein, ich mag ihn nicht mehr leiden! Mein Mann könnte mir lieber einen neuen schenken, denn in geänderten Sachen kann man doch nicht gehen“ ...

In dieser Art ging es ununterbrochen weiter! Ich atmete erleichtert auf, als diese „Damen“ endlich ausstiegen. Das eben Gehörte hatte mich böse gepackt. Durch das Denken an den „Türmer“ war ich ganz auf Inneres eingestellt und wurde gar zu roh in die moderne Wirklichkeit gerissen. Ich bin gewiß sehr für netten, kleidsamen Anzug, aber dem modernen Modefimmel stehe ich verständnislos gegenüber. Da hatte ich nun wieder einmal einen Beweis für den Zug der heutigen Zeit! So sehen Deutschlands Frauen aus?! Nicht alle, aber viele, gar zu viele!

Warum nur gibt es so wenig echte Frauen? Ist es denn so schwer, innerem Reifen zu leben? Sollen Vergnügen und Kleider auf der einen und völliges Untergehen in häuslichen oder beruflichen Pflichten auf der anderen Seite das Leben ausfüllen? Gibt es denn nicht etwas

Höheres als Kaffeekränzchen mit Dutzendfreundinnen oder Großreinemachen, Stopfen, Flicken, Flicken, Stopfen und Großreinemachen?! In beiden Fällen wird wohl der Mann innerlich einsam bleiben! Ist es denn wirklich so schwer, mit Freude das eigene Heim in Ordnung zu halten und trotzdem die Gefährtin des Mannes zu sein, die alles mit ihm teilt und Herz und Seele für Gutes und Veredelndes offen hält? Läßt sich heller Frohsinn nicht mit tiefem Ernst vereinen?

Auch bei den Frauen, die ihr Leben ohne Wegkameraden leben, findet man dieses unbefriedigte und unbefriedigende Entweder-Oder so sehr oft. Es fehlt Kraft, es fehlt Stärke! Der feste, ehrliche Wille fehlt, ein Vollmensch aus einem Guß zu werden und alle Zwiespältigkeiten, die in jedem einzelnen liegen, nach Kräften auszugleichen und zu einem harmonischen Ganzen zusammenzuschweißen. Wohl ist es schwer, über alles Zwiespältige Herr zu werden, und auch die kleinste Stufe des Emporklimmens kostet Kämpfe. Je größer die innere Ungezügeltheit, desto größer auch das Arbeiten- und Kämpfenmüssen, das weiß ich nur zu gut aus eigener Erfahrung. Wer aber den Willen hat, dem edlen Ziel näherzukommen, der kommt ihm auch näher, koste es was es wolle.

Könnte man doch auf irgendeine Weise helfen, daß die Frauen sich wieder auf ihr wahres Wesen besinnen, damit sie wieder werden, was sie immer hätten bleiben sollen: deutsche Frauen in der ganzen Würde dieses Wortes. Doch wenn sogar die schönsten Werke großer Meister so oft unverstanden bleiben, und es ihnen nicht gelingt, den Weg in alle Seelen zu finden, dann duckt sich die eigene Hilfsbereitschaft scheu zusammen und man erkennt nur, daß es die Pflicht jedes einzelnen strebenden Menschen ist, in seinem Kreise zu wirken, so gut er kann. Die edlen deutschen Frauen dürfen nicht „warten“ und „hoffen, daß wieder einmal bessere Zeiten kommen“, sondern sie müssen vor allem ehrlich an sich und an ihrem Umkreise arbeiten. Innere Werte gilt es zu sammeln, durch Bitterkeiten heißt's siegreich sich hindurchkämpfen, damit sie fähig werden, anderen suchenden Menschen zu helfen oder ihren Kindern den Weg zum wahren Menschentum zu weisen und in ihnen dem armen Deutschland wieder trutzig-starke, treudeutsche Seelen zuzuführen.

Dann erst wird sich das alte Lied mit neuem Inhalt füllen und jubelnd über Land und Meer hallen:

„Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang . . .“

Jella Schultz





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur Shakespeare-Frage

(Vgl. den Aufsatz im Septemberheft von Schneider und A. Brandl)

Karl Bleibtreu, der Vorkämpfer für den Grafen Rutland als Dichter der Shakespeare-Dramen, schreibt uns:

Was ich an Schneiders schneidender Ironie gegen den Stratford-Offiziosus am meisten bewundere, ist seine Höflichkeit. Ob er diese bewahren wird nach solcher Beantwortung seiner Anfrage? Da ich Brandls gutes Coleridge-Buch schätze und schon 1887 in meiner Englischen Literaturgeschichte zitierte, vermag ich in der Verstocktheit eines immerhin ansehnlichen Literaturphilologen, die traditionelle Voreingenommenheit beim Shakespeareproblem zu bewahren und statt voraussetzungsloser Wissenschaft hartnäckig die von offizieller Kathederorthodoxie amtlich geeichten Täuschungs-Voraussetzungen zu pflegen, nur ein trauriges Symptom zur allgemeinen Wissenschaftsfrage zu entdecken. „Jeder Forscher muß sich durchaus ansehen als einer, der zu einer Jury berufen ist . . . Dabei bleibt er ebenso beruhigt, wenn ihm die Majorität beistimmt, als wenn er sich in der Minorität befindet. In der wissenschaftlichen Welt haben aber diese Gesinnungen niemals gelten wollen, durchaus ist es auf Herrschen und Beherrschen abgesehen, und weil sehr wenige Menschen selbständig sind, zieht die Menge den einzelnen nach sich.“ Wer spricht so? Goethe, dessen Weisheit ein deutscher Professor gewohnheitsmäßig anerkennen muß. Die Kathederwissenschaft will sich eben ihre Herrscherstühle nicht rauben lassen und beharrt lieber durch dick und dünn in liebgewordenem und selbstinteressiertem Irrwahn, als je eine unangenehme Enttäuschung anzuerkennen. Das möchte ihrem Prestige schaden.

Brandl leistet Ähnliches wie der Mythologe „Sidney Lee“, der auch naiv fragt, warum Shake-Spear ein Pseudonym angenommen haben solle, während er seinen ehrlichen Namen Simon Leyy in einen so hochtönenden englischen verwandelte. Der Stratforder hieß übrigens nie „Speerschütteler“, was schon von selbst auf nom de guerre hindeutet, sondern man schrieb ihn Shaxberd (vgl. Law 1913). Die Baconier bilden nur eine andere Abart des Gelehrtendünkels und sollten sich hüten, den Stratfordern ihre Collier- und Iretonfälschungen in die Zähne zu werfen, ein deutscher Baconier verübte in Prosaübersetzung von Ben Jonsons Nekrologgedicht grobe Sinnfälschung, und ihr angebliches Beweisdokument „Promus“ wird heftig angefochten. Lauter Juristen, Physiker, Mathematiker, die dem Zunftgenossen Geheimrat Bacon den Dichterpurpur verschaffen möchten, begrüßten sie auch zwei Spaßmacher, Mark Twain und Bormann, als werte Mitstreiter und bezogen ihre Hilfstruppen meist aus Barnums Vaterland. Wenn gegen solchen Yankeehumbug die Ästhetiker und Philologen sehr richtig die psychologische Methode anwenden und Bacon den induktiven Empiriker als wahren Gegenpol Shak-Spears erachten, so scheinen sie Bacon so wenig zu kennen wie die Baconier selbst (von denen beiläufig

keiner je Bacons erbärmliche Konvenienzehe und Scheidung erwähnt), die ihn neuerdings sogar zum geheimen Großmeister der Rosenkreuzer ernennen (vgl. das unglaubliche Mystagogenbuch des Astrologen Kniepf). Ein Empiriker, der sich wütend gegen die Heliozentrik sträubte und dabei notorisch den verhaßten Giordano Bruno im Hamlet benutzt haben würde, ist freilich ein drolliger Kauz. In Wahrheit bot er eine unklare Mischung von schulmeisterlichem Induktionstrieb und Phantasterei. Er glaubte an „Zauberei“, wofür wir einen Satz von ihm zitieren als Stichprobe seines nichts weniger als „majestätischen“ Englisch (gewöhnlich schrieb er Lateinisch, deshalb Jonsons „wenig Latein, noch weniger Griechisch“?!), und gefiel sich im Tiefsinn wie: „Je unverständlicher ein Geheimnis, desto göttlicher ist es“, womit der opportunistische Streber einfach der Kirche schmeicheln wollte, wie auch in seinem höchst unphilosophischen „Credo“. Die ästhetischen Stratforder behandeln die juristischen und naturforschenden Schulfüchse des Baconismus als Outsider, vergessen aber, daß sie selber dies sind bezüglich der Einsicht in dichterisches Schaffen, obschon die törichte Menge den Philologen das oberste Recht einräumt, Literaturgeschichte ex catedra zu schulmeistern. Nur genügend „gelehrte“ Selbstdichter dürften als Fachleute gehört werden. Blieb Brandl unbekannt, daß sein Coleridge der Dichterphilosoph schon vermutete, Shak-Spear müsse ein vornehmer Grandseigneur gewesen sein?

Wir möchten Brandls dichterischer Phantasie vom Stratfordgymnasium trocken wissenschaftlich unter die Arme greifen und ihm die Freude bescheren, daß der Stratforder Vagabund, während er als Pferdehalter oder Theatergarderobier — laut anderer Überlieferung aus dem 17. Jahrhundert etwas viel Schlimmeres, wovon Rowes posthume Biographie schweigt, nur vom Wilderer und späteren Wucherer erzählt — in London sich herumtrieb, damals als Doppel-Ich in Cambridge studierte! Denn der Universitätsalmanach erwähnt 1595 den „süßen Shakespeare“ als bekannten Kommilitonen, wie denn später in „Lustige Weiber“ ein Cambridgeprofessor mit vollem Namen karikiert wird. (Da Rutland damals in Cambridge studierte und seinem älteren Busenfreund Southampton dort „Venus und Adonis“ unter dem angenommenen Spitznamen Speerschütteler widmete, ist dies nicht auffallend). Hoffentlich brachte der Fleischerjunge vom Stratforder „Gymnasium“ gute Zensuren nach Hause, doch seine Mitbürger kannten ihn später nur als wohlhabenden Schieber in Mehl und Wolle sowie als bewährten Geschäftsfreund des Wucherers Combe. Sie sollten gegen das Monument öffentlich protestieren, das ihnen einige vornehme Unbekannte nolens volens aufhalsten? Das konnten die armen Yokels wirklich nicht, es sei denn, daß sie sich den rustikalen Bauch vor Lachen hielten, sintemal sie so wenig lesen und schreiben konnten wie ihr lieber Will, der als Analphabet seine gerichtlichen Unterschriften vom Gerichtsschreiber bescheinigen ließ. Auch in dem famosen Prozeß, wo er als Zeuge unter Bäckern und Friseuren auftrat. Das einzig „Mannhafte“ dabei war das notgedrungene Geständnis, daß er in der Wuchererstraße Argentstreet wohnte. Was aber die Stratforder über den Jokus-Hokuspokus dachten und sagten, wissen wir ganz genau durchs Tagebuch ihres Geistlichen Ward, laut dem Will am Suff starb. „Er hatte Mutterwitz, doch keine Spur von Kunst.“ Brandl ruft sogar das Folioporträt als „Kronzeugen“ an; weiß er wirklich nicht, daß es eine Maske, einen dummy vorstellt? Die Schauspieler mußten den Hamletdichter von den Proben her gekannt haben, „wobei der anwesende Dichter stets zu Erläuterung und zur Textänderung bereit sein müsse?“ Regisseure und Schauspieler pflegen bei Proben den Autor als lästigen Gast auszuschalten. Daß der wahre Hamletdichter nebst Freund Southampton der Generalprobe beiwohnte, wissen wir freilich dokumentär. Vielleicht lernt Brandl, wieviel er noch zu lernen hat über „Shakespeares Geheimnis“ (Titel meiner bald erscheinenden neuen Schrift).

Karl Bleibtreu

* * *

Antwort

Herr Geheimrat Brandl schreibt uns dazu folgendes:

Gerne zu lernen, ist das erste Erfordernis des Professors. Gerne werde ich auch aus dem oben angekündigten Shakespearebuche lernen und bitte nur, von vornherein meinen beschränkten Tatsachensinn zu entschuldigen. Wenn ich höre, das Porträt von der Folio 1623 wolle nicht den Autor des Werkes, sondern eine Maske eines dummy darstellen, so frage ich gewohnheitsmäßig, welche Parallelen dafür aus den damaligen Titelbildern zu gewinnen wären; und wenn ich die Stratforder Bürger für eine Analphabetenbande halten soll, so bedrückt es mich, dieselben Leute den Leiter ihrer Lateinschule mit einem außerordentlich hohen Gehalt belohnen zu sehen. Kreuzchen unter Urkunden setzte damals auch mancher Schreibkundige, weil es dem Notar so behagte; diese Gepflogenheit steht also mit den sehr guten Bildungsverhältnissen, wie sie Leach für Altengland erweist, nicht in Widerspruch. Tatsachen mögen brutal sein, wie das englische Sprichwort sagt; aber sie pflegen verläßlich zu führen. Nicht umsonst schrieb Newton über seine Gravitationslehre: Hypotheses non facio.

Alois Brandl





Adam Müller-Guttenbrunn

(Zu seinem 70. Geburtstage am 22. Oktober 1922)

Die bedeutsame Tat Müller-Guttenbrunns, des Künstlers, ist die Entdeckung des schwäbischen Banats, jenes österreichischen Grenzlandes gegen Serbien und Rumänien. Müller-Guttenbrunn, der Mensch, der Liebende und Zielbewußte, eroberte einen vom Schwabentum abgesprengten und schon verloren gegebenen Volkskörper der deutschen Nation zurück. Auf diese Vollbringung kann heute der Siebziger stolz zurückblicken.

Die Anfänge seiner dichterischen Betätigung waren ein tastendes Suchen, ein allmähliches Pfadfinden im Dunkeln, da in ihm noch nicht die Flamme der Begeisterung lohte und erzschwäbischer Trotz noch nicht den glühenden Funken aus seiner Persönlichkeit geschlagen hatte. In Linz, wohin er nach einem Handelsstudium in Wien als Telegraphenbeamter kam, begann er mit Theaterstücken, die sich von dem Drama des älteren Dumas herleiten. Der Einfluß des schlechtverstandenen Laube wirkte nach. Und trotzdem war Heinrich Laube, der bedeutende Burgtheaterdirektor und Schöpfer der modernen deutschen Schauspielkunst, das große und nachhaltigste Erlebnis des jungen Müller-Guttenbrunn. Nur verstand der Student aus dem Banat, der bildungshungrig die Schätze deutscher Dichtung in sich aufnahm, die reiche Fülle seines Wesens nicht. Erst als Müller-Guttenbrunn persönlich mit ihm in Berührung kam, konnte er an Laubes Größe emporwachsen: Laube war ein Tatmensch, und Müller-Guttenbrunn wurde es durch ihn.

Der junge Dichter hatte mit seinen Dramen nicht viel Glück. Sein Erstling „Im Banne der Pflicht" wurde wohl auf dem Linzer Landestheater nicht ohne Erfolg aufgeführt — und sein nächstes Werk, eine kühn erdachte Fortsetzung von Augiers „Les Fourchambaults" („Des Hauses Fourchambaults Ende") war sogar in Wien eine Woche lang eine Sensation. Aber mit seinen weiteren Dramen stieß Müller-Guttenbrunn bei den Theaterdirektoren auf Widerstand; nicht weil sie schlecht waren, im Gegenteil, er beherrschte die dramatische Form mit erstaunlicher Geschicklichkeit; aber das eine, „Frau Dornröschen", ein problematisches Ehestück, konnte er nicht auf die Bühne bringen, weil er sich zu „einem Klapps auf den Ehemann" nicht verstehen wollte, und das andere, „Irma", das eine blendende Rolle für die Wolter enthielt, wurde als zu realistisch empfunden. Es wurde zwar acht Jahre später aufgeführt, aber da die erste Niederschrift in Verlust geriet, war der Vorwurf dem Dichter inzwischen zerflattert.

Allein, es war gut so. Denn die vergebliche Bemühung um den Erfolg hatte in dem Dichter Kräfte geweckt, die von seinem schlummernden Wesen die erste Hülle zogen. Seine Persönlichkeit, die sich der vollbringenden Tat hinschenken wollte, hatte auf einmal eine Aufgabe: Im Jahre 1885 (ein Jahr vorher war die quälende Zurückweisung der „Irma") schrieb Müller-Guttenbrunn eine dünne Broschüre: „Wien war eine Theaterstadt". Das Schriftchen kämpfte mit schonungsloser Härte gegen die erniedrigenden Zustände des Wiener Theaterlebens, das nach Laube in eine Einöde geraten war, und schlug wie eine Bombe ein; die Wiener wurden

aus ihrem Hindösen aufgerüttelt. Und sie rafften sich auf. Der kleinen Broschüre war ein herrlicher Erfolg beschieden; sie war die unmittelbare Veranlassung, daß das Deutsche Volkstheater in Wien gegründet wurde. Müller-Guttenbrunn hat sich unbewußt als Kulturpolitiker glänzend bewährt. Und im folgenden Jahre, 1886, entspringt seiner Klugheit wieder ein zündender Gedanke; er lenkt die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die verwerflichen Produkte der Kolportageliteratur hin (in einer Schrift, „Die Lektüre des Volkes“ betitelt) und gibt so den ersten Anstoß zur Gründung des Wiener Volksbildungsvereins, dessen erster Schriftführer er war, neben Alexander von Peez als erstem Präsidenten. Diese Jahre der Kritik waren für Müller-Guttenbrunn vielleicht die erfolgreichsten, wenn man von der Krönung seines Lebenswerkes absieht; denn: in jener Zeit fand sich der Meister zur ersten Tat.

An den Vollbringungen, die seine kulturpolitische Strebsamkeit und sein seherischer Scharfblick der Zeit geschenkt haben, rankt er sich empor und entfaltet seinen spendenden Reichtum. Die dichterische Produktion ruht fast. Wohl: er verfaßt ein Novellenbuch, arbeitet die „Irma“ um, aber der Schwerpunkt jener Jahre liegt in der Kritik, in dem Hinsteuern des kritisch begabten Menschen auf ein vorerst nur geahntes Ziel, in seiner Auswirkung als Kulturpolitiker. Damals erachtete Müller-Guttenbrunn die Besserung der Wiener Theaterverhältnisse als seine Lebensaufgabe; der banater Schwabe hatte sich eingewienert und sein Volk aus den Augen und zum Teil auch aus dem Herzen verloren. Aber deutsch blieb er immer, er hatte nur vorübergehend aufgehört, ein Schwabe zu sein. Das war die Wiener und österreichische Epoche seines Lebens, die seelische Angleichung an die Stadt, die ihm, dem Fremden und Strebsamen, Gastfreundschaft geboten hatte. Sein schwäbischer Sinn schlief. Aber Müller-Guttenbrunn, der Erzschwabe des Banats, sollte bald erwachen. Den Anlaß dazu gab eine Enttäuschung, die große Enttäuschung und Prüfung seines Lebens, die er durchmachen mußte. Ich meine das Scheitern seiner Theatermission. Müller-Guttenbrunn hatte 1893 das „Raimund-Theater“ begründet und wollte das Ideal einer deutschen Volksbühne auf lokaler Grundlage in die Tat umsetzen. Aber ihm wurde das österreichische Erbübel, daß dem Tüchtigen die Führung mißgönnt wird, zum Verhängnis. Trotzdem er das Theater künstlerisch und auch finanziell mit Erfolg leitete, verekelte ihm eine feindliche, dilettantenhafte Clique die frohe Arbeit und eines Tages sah er sich vom Theaterverein, der die Bühne unterhielt, als Direktor suspendiert. Zwei Jahre später aber läßt er sich wieder zur Gründung des „Kaiser-Jubiläums-Stadttheaters“ verleiten. Die Einwilligung dazu ist begreiflich, denn ein Mann mit zähem Willen gibt sich nicht gerne der Dummheit gefangen. Aber diesmal verschreien die Gegner seine Bühne als antisemitisches Parteitheater, und Müller-Guttenbrunn kämpfte vergeblich gegen dieses Vorurteil. Fünf Jahre hielt er dem Hexentreiben stand, dann nahm er seinen Abschied. Aber in Wien war er als Antisemit geächtet. Sein freudiger Wille zerflatterte in ein Nichts. Es waren schwere Jahre der Prüfung.

Müller-Guttenbrunn flüchtet sich wieder an den Schreibtisch zurück. Er schreibt ein Theaterstück („Aus Polenkreisen“), er schreibt einen entzückenden Wiener Roman, „Die Dame in Weiß“, der ein verheißungsvolles Versprechen war, er schreibt unermüdlich für das „Neue Wiener Tagblatt“ reizende Feuilletons über das alte und ältere Wien, über die österreichische Geschichte, über die sozialen Probleme des Mittelstandes. Er arbeitete mit Erfolg, aber er lächelte nicht, denn er fühlte in sich eine Leerheit.

Da reist der eingewienerte Banater in sein Jugendland und er kehrt, in seinem Herzen verwundet, zurück; er hat das Hinsterben seiner Heimat, seines Volkes mitansehen müssen, da der Madjare die schwäbische Seele listig umlauerte und nur darauf wartete, bis das deutsche Wesen in den Genossen erstickt war. Müller-Guttenbrunn erkannte die Todeskrankheit, er sah die Gefahr; die nationale Not der Seinen hatte ihm die Binde von den Augen gerissen; Liebe und Haß schlugen aufzischend wie ein Brand ineinander und entzündeten in ihm das Licht. In Müller-Guttenbrunn lohte das heilige Feuer der Begeisterung für eine Aufgabe, die er als

die seines Lebens, als seine Mission erkannte. Und erzschwäbische Klugheit sann auf die Heilung: man müsse den nationalen Gedanken in die Genossen tragen, Deutschland auftrommeln und aufmerksam machen auf die ungarische Schande ... In drängenden Wochen schreibt Müller-Guttenbrunn nach der Heimkehr sein erstes Meisterbuch, das lebendige Kulturbild aus dem modernen Ungarn, die mannhafte „Götzendämmerung".

Das Buch war für die Nation eine Tat; für den Dichter aber war es ein entscheidender Wendepunkt. In unbeirrbarer Treue zu seinem Volke schreitet der Künder die einmal betretene Bahn weiter. 1910 erscheint sein Roman „Die Glocken der Heimat", der nur banater Verhältnisse zum Vorwurf hat. Dieses Buch bedeutet für die Literaturgeschichte die künstlerische Entdeckung des deutschen Südosten und es ist die erste Bresche, die der Erzschwabe des Banates in die madjarische Umstrickung schlägt. Aber sein Ruf drang nicht überall zu den Seinen; in ihren Ohren erklangen noch nicht die Glocken der Heimat, sie waren noch voll der verführerischen Rhythmen des ungarischen Tschardasch.

Da warb sich Müller-Guttenbrunn eine mächtige Bundesgenossin in der Geschichte des großen Besiedlungswerkes, das er in einer weitausholenden Romandreiheit „Von Eugenius bis Josephus" schilderte. („Der große Schwabenzug" — „Barmherziger Kaiser!" — „Joseph der Deutsche" lauten die Untertitel.) Und sein Ruf drang hörbarer in die schwäbischen Ohren; die madjarischen Weisen verrannen. An den Schluß seiner banater Kulturromane stellte er ein lebensfrohes Idyll: „Meister Jakob und seine Kinder", das Buch, das er am meisten liebt, denn es ist die Geschichte seiner Kindheit, über die tragische Schatten fielen ... Müller-Guttenbrunn schien über das banater Problem das Letzte gesagt zu haben, da rüstet sich der Sechsundsechzigjährige zu einem neuen großen Wurf, zur Lenautrilogie. Organisch steht sie zu den Kulturbüchern im engsten Verhältnis, denn in Lenau erwuchs den Schwaben des Banats die erste Persönlichkeit von europäischer Bedeutung. So rundet sich Müller-Guttenbrunns künstlerisches Werk zur klingenden Harmonie.

Aber sein Größtes ist die Befreiung seines Volkes aus nationaler Unfreiheit. Tausende von Zeitungsartikeln brandmarkten die Schande der Untreue, aber dem Dichter gelang die Tat der Erlösung.

Müller-Guttenbrunn hat sich in literarische Experimente nie eingelassen, er ist keine Ästhetennatur, kein Werber für sein Talent, der sich auf den Markt stellt. Aber er hat die deutsche Dichtung um eine Landschaft, die bisher künstlerisch brach lag, dauernd bereichert, und er hat ein Volk aus seinem Dornröschenschlaf erweckt. Das können nicht viele von sich behaupten. Und dies sind seine bleibenden Verdienste. Ferdinand Ernst Gruber (Wien)



Neue Bücher

Heben wir gleich mit dem stärksten an! Es ist das stärkste nicht allein in dieser Bücherreihe, es flammt über die zeitgenössische Dichtung hinaus, es führt aus schwergeladener Wetterwolke in die dumpfige, tote Schwüle einer Zeit, die nicht leben und nicht sterben kann. „Es ist Zeit". Tiroler Aufstand 1809 von Georg Freiherr von Ompteda. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Ein Sturmakkord! Der es schrieb, hat es durch und durch erlebt, er schrieb es nicht mit flinker, fertiger Feder vielgewandt aus Nachschlagebüchern ab, geistreich verbrämt mit modernem Geschnörkel. Zwölf Jahre seines Lebens brachte er an Ort und Stelle darüber zu, und es hat sich gelohnt! Der Stil selbst fährt wie ein Sturmwind daher, er wird manchem zu wild sein, auch zu rauh, zu stößig. Ich glaube nicht, daß die große Menge mit ihren stumpfen Gewissen und schwachen Nerven schon reif ist für

dies Buch. Aber auch ihr, der deutschen Menge, wird die Uhr schlagen: Es ist Zeit! Dann wird sie dies Buch als eines ihrer kostbaren Besitztümer mit sich führen, es an die Seite stellen den wieder lebendig gewordenen Heldengeschichten unsrer lieben Jungen, unsrer herrlichen Männer.

Die Kraft der Wahrheit, die vor nichts ausweicht, ist in Omptedas Buch. Wir sehen auch das Miesmachen, das Versagen, die elende Höflichkeit der ewig Charakterlosen vor den Franzosen, den Falotten, wie sie von den Tirolern so kennzeichnend benannt sind. In geschichtlicher Treue, die uns diesen vergeblichen Heldenkampf der Berge, diesen in Blut und scheußlichen Greueln „nach Falottenart" erstickten Aufstand eines freigeborenen Volkes zeigt, erstehen vor uns die wechselnden Bilder. Wer diese Gestalten einmal sah, kann sie nicht mehr vergessen, von den Mädeln ab, die den Heuwagen bis an den Feind zogen, bis zu meinem Liebling, dem wilden, frommen, rotbärtigen Kaplan. Deutsche Mütter, lest dies Buch mit euren Kindern! Geht mit dem Retter Tirols, mit Andreas Hofer, seinen grausigen Leidensweg von der Schneehütte hinab auf den Weg nach Mantua. Wie sie den gefesselten Mann begeifern — nach Falottenart! —, ihm den Bart raufen, daß Hemd und Rock sich blutig färben und in der Kälte der Winternacht sein Bart zusammenfriert zu einem roten Zapfen — er aber doch ein König unter ihnen: — das lest mit euren Jungens — sie werden's brauchen!

Ein herbes Buch voll schwerer Kunst ist Jonas Truttmann von Ernst Zahn (derselbe Verlag). Die Gestaltungskraft des Verfassers scheint mir hier auf ihrer Höhe zu stehen. Sie ist so stark, daß der durchweg bittre Inhalt dadurch aus jeder Willkürlichkeit gelöst und sogar schwachen Gemütern erträglich gemacht wird. Der Bauernjunge, der durch den Sturz vom Baum und die stumpfsinnige Gleichgültigkeit seiner Familie zum Krüppel wird, ist mit erschütternder Folgerichtigkeit bis ins letzte seines mit Recht verbitterten Gemüts bei ungewöhnlicher Leistungskraft dargestellt. Ein Buch voll Saft und Kraft.

Eine sehr erfreuliche Entwicklung seiner Kunst gibt uns Martin Bücking in der Fortuna (Richard Hermes, Hamburg). Ich hatte vor Jahresfrist an seinem „Zeteler Markt" trotz dessen starker Vorzüge die allzu eng gezogene geistige Einstellung auf die Heimatprovinz betont, wie sie leider als deutsche Kleinstaaterei sich auch bei tiefen deutschen Naturen findet. Diese Engigkeit ist hier völlig überwunden. In dem Buch liegt ein unverkennbar großer Zug. Die Segelschiffahrt mit ihren Gefahren, Schönheiten und Härten, aber auch mit ihrem aussichtslosen Kampf gegen den charakterlosen neuen Händlergeist der Reedereien ist hier in hohem Maße fesselnd dargestellt, künstlerisch gestaltet. Auch ein Buch für junge Menschen, das ihnen vieles sagen kann!

Unsern alten geliebten Bekannten Fritz Philippi (nicht den Berliner Felix!), den Dorf- und Zuchthauspfarrer mit seiner wunderbaren Kenntnis der Westerwälder Bauern, der Verlumpten und Zerbrochenen, finden wir in den gesammelten Bauerngeschichten Auf der hohen Heide (Bibliographisches Institut, Leipzig) wieder. Nennen wir „Das Heidekreuz", „Die Gerichtstreppe", „Das geistliche Gespenst", „Der gescheitste Pfarrer", „Das Schutzescheusel", so bezeichnen wir jedesmal wahre Meisterstücke an herb zupackender Kraft, an frischem Humor, an tiefstem Erbarmen. Und nehmen wir nur, wo wir gerade aufschlagen, zwei Sätze heraus, so spüren wir des starken deutschen Dichters Hand, nicht nur in der Gestaltung, auch im Erfassen der schwersten Fragen, die im Volke umgehen und denen sich die landläufigen Tröster so gern entwinden. „Dem Pfarrer ... dünkte es eine oberflächliche Rede, daß Gott hier eine Verbesserung getroffen habe, indem er einen Menschen peinigte." Und an einer andern Stelle: „Der Hanneshenrich will wissen, ob er geisteskrank sei, weil er die Gerechtigkeit Gottes sichtbar sehen will in der Welt; oder ob die Welt des Teufels ist."

Nun ein paar Wirklichkeitsbücher, die in schlichter, ungeschminkter Art Selbsterlebtes zur Darstellung bringen, und beides in ihrer Art vollkommen. Das erste ist Der Wanderer ohne Weg von August Hinrichs (Quelle & Meyer, Leipzig), die Erinnerungen eines heute noch als Tischlermeister arbeitenden damaligen Handwerksburschen, der in der fröhlichen Sorglosigkeit der alten Kundenfahrten, das Gewerbe grüßend, arbeitend, bummelnd, „Klinken putzend", Liebes-

und Burschengeschichten erlebend, dem Rhein entlang durch Süddeutschland und Tirol bis Italien zieht, dort aber mit seinem Freund zu dem gesunden Ergebnis kommt: „Ja, Italien ist schön, aber das Leben hier ist so häßlich“ — und flott wieder umkehrt. Dem Mann sitzt ein tüchtiges Stück Humor nebst einem tiefen, von bitterer Enttäuschung gequälten Herzen in der Brust, Sehnsucht nach der Landstraße und kecker Wanderübermut. Es ist ein Stücklein Eichendorff, ins Nüchterne übersetzt. Rührend und echt ist die tiefe Unschuld der Sinne, die erst durch die häßliche Untreue seines Mädchens gebrochen wird. Es ist nichts Gestelltes, Gewolltes und Zurechtgemachtes in dem Buch. Es sucht, und das sei ihm gedankt, auch keine „sozialen Probleme aufzurollen“; es ist das schlichte, harte Leben des jungen Handwerkers in einer eben zu Grabe gegangenen Zeit; und diese stolze Ehrlichkeit gibt ihm ungesucht den sogar künstlerischen Wert.

Den unmittelbaren Zauber, den dieses schlichte Buch ausströmt, besitzt nicht ganz das zweite: Aus lichtem Dunkel von Ernst Haun (Bibliographisches Institut, Leipzig); und vielleicht nimmt gerade die größere Bildung des Schreibenden diesen Zauber fort. Doch es bleibt genug, es zu einem ergreifenden und lesenswerten Buche zu machen. Es führt in das mühsame Ringen eines lebens- und arbeitsfreudigen jungen Blinden aus guter Familie, den nicht sowohl das Leben selbst als die feine Familie quält, die sich der — seiner musikalischen Begabung zunächst liegenden — Berufe (Klavierstimmer, Tanzspieler) schämt und ihm auch sein liebes Mädchen, das, sich ihm aufopfernd stirbt, als Braut zu verleiden trachtet. Das alte böse Lied der Standesvorurteile erhebt sich hier in zwingender Gewalt.

Eine tiefe, herbe Satire auf alle unsre Landsleute, die sich mit ausländischen Lappen behängen, gibt Kurt Engelbrecht in Pablo der Narr (Dieckmann, Halle). Wenn man das Buch als ätzende Medizin gegen eine der übelsten Krankheiten nimmt, so sind die Linien nicht zu scharf gezogen. Allen hohlen Prahlhänsen und Auslandsaffen täte ein Blick in diesen Spiegel herzlich not.

Besonders hervorgehoben sei Jutta Jebens Roman: Der Feind im Hause (Theodor Weicher, Leipzig). Die junge Schriftstellerin hat das Problem einer deutsch-jüdischen Ehe mit einer erstaunlichen Sicherheit, Folgerichtigkeit und prachtvollen Gestaltungskraft erfaßt. Hier ist nichts von Übertriebenheit und Willkür. Mit unbarmherziger Deutlichkeit sehen wir hier die fast unvermeidlichen Folgen einer Mischehe, worin das zähere Element im täglichen Kleinlichkeiten-Kampf das schwächere unterdrückt. Die Geschichte spielt am Ausgang des Krieges und in der Revolution.

Von der kürzlich verstorbenen Bertha von Kröcher, dieser prachtvollen alten konservativen Kämpferin für Recht und Wahrheit, die ihr ganzes Le ben an die Hilfe für sozial und wirtschaftlich Benachteiligte setzte, ist soeben erschienen: Die alte Generation (Wollermann, Braunschweig). Aber ich mußte mir nach dem Durchlesen erst wieder ins Gedächtnis zurückrufen, daß die Frau, die diese Erinnerungen der altmärkischen Adelsgeschlechter (Alvensleben, Kröcher, Gerlach, Krosigk) uns in dieser Fassung bringt, dieselbe ist, der einst Adeline von Rantzau in dem „Unmöglichen Menschen“ ein Denkmal setzte, die ihren Standesgenossen gegenüber sich den unverwirrten, geraden und oft unbarmherzigen Blick bewahrte und, von jedem Standesvorurteil frei, sogar wohl oft Ärger in Adelskreisen erregte. Es muß sein, daß der Umsturz manches ideale Hoffen in ihr zerstört und sie mit doppelter Gewalt zu den Überlieferungen ihrer Kreise zurückgeworfen hat. Wir erleben außer einem sehr wertvollen Beitrag zu der Geschichte des Pietismus in seiner ehrlichsten, rührendsten, aber auch ungesunden und anmaßenden Form, ein Stück Familienleben von der Franzosenzeit bis an die Jahrhundertwende, die Gründung der christlich-sozialen Partei, Stöckers Wirken, das Entstehen des Kapellen-Vereins. Man kann einer schweren Beobachtung sich hier nicht entziehen. Ungewollt fällt ein grelles Licht auf den wundesten Punkt unseres deutschen Volkslebens: den Mangel an nationalem Bewußtsein. Und wir finden diesen Mangel mit tiefem Erschrecken auch in den Kreisen, die für das Vaterland am meisten Verantwortung trugen: in diesen Adelskreisen. Die Verfasserin schreibt (und wie ich sie kenne, glaube ich doch, daß sich ein andrer Sinn darunter birgt), daß die Demütigungen des Vaterlandes von diesen

Familien mit „wunderbarer Gelassenheit“ ertragen seien. Aber bei Schädigungen des eigenen Besitzes oder Familienglücks finden wir diese Gelassenheit nicht. Wir denken unwillkürlich an die „wunderbare Gelassenheit“, die auch heute weite Volkskreise zeigen, und nennen sie mit einem etwas andern Namen. — Was der preußische Adel unter der Zucht des Alten Fritzen, was vornehmlich der ostpreußische Adel für Deutschland bedeutet, das steht unverwischbar in der Geschichte. Hüten wir uns aber, zu beschönigen, wo eigener Besitz auf gegründeter Scholle, wo starkes Standesgefühl die große Vaterlandsliebe ersetzen soll! Wir können von heimatlosen Arbeitern nicht verlangen, was ein alter Adel ihnen nicht vorgelebt hat.

Marie Diers



Von neuen Versbüchern

Die lyrische Sintflut scheint — trotz der immer von neuem bejammerten Papierknappheit — noch anhaltend im Steigen begriffen zu sein. Wieder ist eine hohe Woge in mein stilles Studierzimmer hereingespritzt; aber es waren nur recht wenige Perlen, die ich fischen durfte.

Eines jedenfalls wurde mir wieder zum Erschrecken deutlich: in welch krampfiger Anstrengung unsere platte, dürftige Zeit nach Originalität strebt und sich verzehrt nach Neuem, Überraschendem. Aber freilich: Eigenart wird nicht gemacht; sie wächst still, organisch, selbstverständlich. Immer wieder begegnet man dem Irrwahne, als könnte Wortkünstelei allein Genüge tun; als vermöchte die Erscheinung das Wesen zu ersetzen. Anders wenigstens begreife ich es nicht, daß so prächtig ausgestattete Gedichtbücher wie „Das kommende Reich“ von Friedrich Schnack (Hellerau, Jakob Hegner) eines Druckes gewürdigt werden. Es ist dekorative, exotisch bemühte Versbildnerei; sie trägt die matten Züge innerlichen Welkens. Und was gar die beiden Bücher von Alfred Neumann „Die Lieder vom Lächeln und der Not“ und „Neue Gedichte“ (beide bei Georg Müller, München) bedeuten, ist mir unerfindlich geblieben. Wer solchen Wortsalat, solche Gleichnistreibjagden liebt, der wird vielleicht einen Sinn zu erkunden vermögen; ich bin leider über Gelächter und schließlich über ärgervolle Abwehr nicht hinausgelangt. Man mag mich darob als Kanadier schelten; indessen — diese übertünchte Nichtigkeit bleibt mir nun einmal in tiefster Seele fremd und fern. Auch Elisabeth Janstein, die ich hier schon einmal mit eingeschränktem Beifall erwähnen konnte, hat in der „Landung“ (Drei-Masken-Verlag, München) sich einer abstrakt-leeren Worthascherei anheimgegeben.

Da empfindet man es mit befreitem Atemholen, wenn einigermaßen klare, erlebte (nicht nur ergrübelte) Verse aus den Fluten emportauchen. Dann lauscht man willig und achtsam und ist vielleicht sogar einmal zu Überschätzung geneigt. Jedenfalls fühlt man sich dankbar einer gemäßen und ruhigen Kunst geneigt, die nicht Zeitverlust und Verdruß bedeutet. Da ist wieder ein Arbeiter-Dichter, den Julius Hart einführt. Karl Maerten heißt er und sein Buch „Opfere!“ (Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin). Wenn man auch Stand und Herkommen des Verfassers gebührend in Rücksicht nehmen muß, so kann man doch an den Versen Freude empfinden, obgleich sie auch vorerst noch manche berechtigte Wünsche offen lassen. Albert Sergels „Jenseits der Straße“, das schon in 5. Auflage vorliegt (Adolf Sperholtz, Hannover), erwähne ich nur um des Dichters willen, der sich einiger Verbreitung rühmen kann; ich selbst freilich konnte nichts entdecken, was seine teilweise überschwengliche Anerkennung zu rechtfertigen vermöchte. Auch Karl Schnellers „Neue Gedichte“ (L. Staackmann, Leipzig) las ich mit zwiespältigen Gefühlen. Ich suchte vergeblich nach persönlicher Gestaltung, fand aber nur abgebrauchte Beiwörter und eine zwar freundliche, jedoch keineswegs bedeutsame künstlerische Gesinnung. Tüchtiges Mittelgut.

Nun aber beginnt der willkommene Aufstieg. Damit ich bei einigen wertvollen Büchern was länger verweilen kann, habe ich mich bisher möglichst kurz gefaßt. Grete von Urbaitzky singt „Das Jahr der Maria“ (Wiener Literarische Anstalt); fromme, besinnliche eiche Lieder voll katholischer Hinneigung zur Gottesmutter. Eugen Hasler schenkt Liebesime in „Lias Jahr“ (H. Haessel, Leipzig), die wenigstens ein inneres Erleben kundtun, ohne ufdringlichkeit, warmherzig und voll schlichter Freundlichkeit. Und ebenso „A-Dur“ von Gottied Bohnenblust (derselbe Verlag). Die aphorisatische Kürze der meisten Gedichte wirkt ihrer Beschränkung recht angenehm; manches gescheite Wort wird epigrammatisch ausprägt — alles in allem: ein beachtliches Talent. — Mit aufrichtiger Freude las ich die „Neuen edichte“ von Helene Brauer (Friesenverlag, Ad. Heine, Wilhelmshaven). Karl Storck hat dieser Zeitschrift die Dichterin willkommen geheißen; und er würde sich über ihren Fortang gewiß befriedigt ausgesprochen haben. Die Einfachheit ist nicht mehr Harmlosigkeit, sonern künstlerisch weise Einfriedigung. Wenn man Verse wie „Im Alpendorf“ (hier würde rößere Knappheit reifere Frucht gezeitigt haben), „Im Rudern“, „Eislauf“ liest, so ist eine arme Berührung da, ein stilles Aufhorchen. Wieviel reiner wirkt doch solche schmucklose und ennoch echte Lyrik als die kühlen, duftlosen Sträuße jener Zierbeetpoeten, die über Prunk nd Farbe niemals hinausgelangen!

Im Rudern

Auf der Flut schwingt silbern Sonnenspiel,
Blaue Wellen plaudern unterm Kiel.

Wolken ziehn vorbei in weißen Reihn,
Und sie lächeln in mein Boot hinein.

Schmal und grau der Wald am Ufer hockt,
Draus der Kuckuck endlos lacht und lockt.

Lache du! Ich hör' so gern dir zu,
Meine sel'ge Sommeruhr bist du,

Die so traulich mir die Stunden teilt,
Blau und köstlich jede, die enteilt.

Und im Takte, den ihr Schlag mir gab,
Tauchen leicht die Ruder auf und ab.

uch für die „Befreite Stunde“ von Franz Karl Ginzkey (Staackmann, Leipzig) weiß kein besseres Beiwort als: liebenswürdig. Nichts Aufwühlendes, Erschütterndes; aber so ilde Lieder und sanfte, herzliche Betrachtungen; gelegentlich, wie in dem feinen Zyklus Geometrie“, aus dem ich eine Probe gebe, voll überraschender Prägungen. Die Ausstattung rdient ein besonderes Wort der Anerkennung. Man legt das Buch dankbar aus der Hand; n feines, nachdenkliches Summen bleibt im Ohr zurück.

Punkt

Unsichtbar bin ich da. Es ist mein Sinn,
Daß man im Glauben wisse, daß ich bin.
Was einzig Sinn und Seele gibt dem Staube,
Enträtselt uns das Schöpfungswort: ich glaube.

Wenn du mich glaubst, so bin ich plötzlich da,
Und nichts geschah, was ohne mich geschah.
Ich bin zutiefst das Wesen aller Dinge,
Und alles Sein umwandelt mich im Ringe.

odann „Die Amsel“ von Ludwig Bäte (J. Schnellscher Verlag, Warendorf). Sehr hübsch usgestattet, schmuck im äußern Gewande. Man kann vielleicht von nordisch gestimmter Romantik reden. Silberne Töne, die aber doch immer von geneigter Sonne durchschienen sind; leichsam von nachdenklichem Heidelichte. In diesen Liedern hallt es (vielleicht ein wenig zu iel) von Geigen und Glocken; ein ruhiges Herdglück und ein beschauliches Wandern. Manche nreinen Reime wie Tag — nach oder Kamin — grün werden sich vermeiden lassen. Wenn an dem sehr angenehmen Dichter noch etwas wünschen möchte, so wäre es mehr selbeigene

Schau; weniger Folie, mehr Notwendigkeit. Bäte erinnert an Jungnickel; ist aber gehalten und ernster. Er wird hoffentlich einen Höhenpfad wählen, der ihn einer Erfüllung zufüh

Braunschweig

Ein Brunnen plätschert silbern in die Nacht,
Giebel, Gassen, Winkel, verworren und eng,
der Dom, und Herzog Heinrich Löwe ragt,
Dankwarderode, dunkel und linienstreng.

Im Schloßgarten schluchzt eine Nachtigall,
die Kupferquadriga steht mondenhellt,
und drunten, unhörbar umlärmt vom Waffe[schal]
„Herzog Oels, der tapfere Held“.

Vom Bräuhaus steuern die Zecher heim,
mumme vergnügt, ein Eulenspiegelscherz
wirft seinen tollen Narrenreim
mitten in dein versonnenes Herz.

Sehr still ist es, ein Blühen steigt
selig und tagessatt,
Wilhelm Raabe schreitet, tief in sich geneig
durch seine schlummernde Stadt.

Hermann Hesses „Ausgewählte Gedichte“ (S. Fischer, Berlin) bieten keine neu Töne. Es sind die weichen, schwermütigen, singenden Lieder, denen man eine Weile dankb nachlauscht, nicht ohne sich dann gern einer kräftigeren Kunst und reicheren Bildern zuz wenden. — Hermann Stehr hat seine Gedichte unter dem Titel „Ein Lebensbuch“ (ebend gesammelt; es ist ein stattlicher Band aus zwei Jahrzehnten. Wer den Dichter nur aus sein harten Romanen kennt, wird angenehm enttäuscht sein, hier so besinnliche Klänge zu ve nehmen; stille Einkehr; warme Betrachtungen; heimatliche Erinnerungen. Die Verse selb entbehren hie und da der letzten Vollendung; aber man fühlt, daß ein Mann zu uns red der etwas zu verkünden hat, dessen Leben ein Ringen und Fragen gewesen ist. — „Gen Aben nennt Adolf Holst sein letztes Buch (Verlag Oldenburg & Co., Berlin). Es sind freudige G dichte; auch wo einmal Schwermut klagt, hat man dennoch das Empfinden, daß Lebensfreu und Mut den klaren Unterton geben. „Romantik“ — aber freilich manchmal etwas verwässer Unbekümmerte Freude am Singen und Reimen; dazwischen recht anmutige und kecke Vers Komponisten werden mancherlei Ansprechendes in den Bändchen entdecken. — Ernst und män lich stellt sich der Deutsch-Österreicher Emil Hadina dar in seiner „Lebenfeier“ (L. Staa mann, Leipzig). Wie wohltuend diese vaterländisch aufrichtende Lieder, diese treuen deutsch Bekenntnisse! Und alles ohne Prätension, durchaus echt und ehrlich. Solche Dichter brauchen wi

Mit wunderlichen Empfindungen habe ich die „endgültige Ausgabe“ durchblättert, die Arn Holz von seinem „Buch der Zeit“ veranstaltet hat (Sibyllenverlag, Dresden). Was hat wo früher die laute Begeisterung geweckt, die man diesem Band entgegenjubelte? Wenn ma jetzt nach 37 Jahren diese Gedichte durchblättert, so kann man nur schwer eine Stellung da finden. Denn was man damals als soziale Dichtung pries, ist uns heute schon so selbstverstän lich, zum Teil schon wieder in seiner Einseitigkeit überwunden, daß man nur nach dem re künstlerischen Gehalte fragt — und da wird das Urteil doch wohl einschränkend sein. Ich wenig stens empfinde allzu oft die „Gebärde“. Es ist kein Zweifel: hier waltet Können, Zucht u sogar Virtuosität; aber nur eines fehlt: innerste Teilnahme, das zwingende Muß, die tre bende Not. Wenn Baumbach gefeiert und Schack gepriesen wird, so schüttelt man zweifeln den Kopf, wie über manche der derben Sinnessprüche, die höchst persönliche Auseinande setzungen aussprechen. Aber auch die ernsthafteren, zum Teil sehr umfänglichen Gedichte wisse wohl anschaulich zu schildern, muten aber heute schon ein wenig verstaubt und abgeblaßt a denn man kann sich des peinlichen Gefühls nicht erwehren, daß hier einer in Versen gered hat, der lieber in Prosa sich hätte ausbreiten sollen. Das „Buch der Zeit“ ist wohl doch sch ein „Buch der Vergangenheit“ geworden und besitzt vornehmlich geschichtliche Bedeutung. — Ernst Lissauers „Strom“, der in Neuausgabe vorliegt (Eugen Diederichs, Jena) und üb den hier nur kurz zu reden ist, da er bereits gewürdigt wurde, bestärkt mein Urteil über de Dichter. Unzweifelhaft sein eigenstes und stärkstes Buch. Geschaute Bilder, strömende Rhythmen

lber ich kann mich des Eindrucks der Absichtlichkeit, des allzu Bewußten nicht entschlagen; ich mpfinde Lissauers Verse mehr als fesselnd, denn als wesentlich und zwingend.

Schließlich Alfred Mombert, der seine ausgewählten Gedichte unter dem Titel „Der immlische Zecher“ gesammelt hat (Inselverlag, Leipzig). Immer wieder habe ich den Band ur Hand genommen, ehrlich im Wollen, dem Dichter vertrauter zu werden. Und stets von euem erlahmte meine Bereitschaft. Diese kosmischen Visionen vermögen mich darum nicht u überzeugen, weil sie alle gesagt, aber nicht gestaltet sind. Ich meine es so: Mombert redet hr viel von Sternen und Meeren, Tiefen und Höhen, Ewigkeit und nackten Frauen, Wasserürzen und Posaunen; — aber all das so durchaus eindeutig, so abgeschlossen, so in nackten Borten, daß kein Schauer bleibt, kein Ahnen und Erbeben. Das ist nicht Mystik, sondern ein einahe nüchterner Rausch. Teilweise habe ich die Verse nicht begriffen, d. h. ich konnte den Bilderreichtum nicht vereinigen, fand keine Beziehung; wo ich aber mir Gemäßeres entdeckte, a las ich immer wieder, bereit und hoffend. Ich hörte aber lediglich Worte, Klänge, Laute; elbst der Rhythmus vermochte mich nicht zu überzeugen. Übrigens fehlten auch ein paar Geichte, die ich gern habe (z. B. Weiße Schafe oder Das ist nicht Zeit; Santa Maria und Leise ällt ein Schnee auf mein Herz). Aber ich blieb ungerührt und muß darum mein Urteil nur vorichtig äußern und mit näherer Begründung. Letzten Endes entscheidet ja immer das künsterische Gefühl; und da Mombert eine Gemeinde um sich geschart hat, so glaube ich, daß er gar nanchem Jünger etwas zu künden hat; nur ich gehöre nicht unter ihre Zahl.

Und nun noch zwei Anthologien. Kurz kann ich mich über den „Liebesreigen“ fassen (Hegel t Schade, Leipzig). Wahllos zusammengewürfelt; zum Teil recht minderwertig. Bei den Überetzungen fehlt der Name des Nachdichters. Natürlich findet man bekannte, wertvolle Lieder; ber daneben auch unnütze Reimereien, denen keine Berechtigung innewohnt. — Dagegen berüße ich mit unverminderter Freude die prächtige Sammlung „Als der Großvater die Großmutter nahm“ (Inselverlag, Leipzig). „Ein Liederbuch für altmodische Leute“. Wie viele Verse fand ich darin wieder, die meine alte Mutter mir aus ihrer Jugendzeit berichtet hatte! Immer wieder nehme ich den entzückend ausgestatteten, umfänglichen Band zur Erquickung nd zum innigen Vergnügen. Da singt es und klingt es so traulich; wie aus einem Garten, der on Thymian und Lavendel duftet. Wie manche Tränen sind über den rührsamen Versen verossen worden, die man heute mit beinahe entschuldigendem Lächeln an sich vorüberziehen äßt! Unter den Erzählungen — wie manche ernst gemeinte Moritat, bei der unsere Großnütter gewiß in Gruseln erschauert sind! Und am Schluß eine Auswahl aus alten Singspielen. Ein trefflicher Quellennachweis erhöht den Wert des Buches um ein Beträchtliches. Wenn ich inen Wunsch äußern möchte, dann ist es der, den alten Johann Heinrich Voß mit seiner hübschen Idylle vom alten Flausrock nicht zu vergessen. — Die gute alte Zeit . . . Man fühlt sich so eltsam gegenwartsfremd bei diesem Buche. Und man empfindet — trotz aller Unzulänglicheiten — doch dieses eine: damals lebten Glaube und Einfachheit — zwei Begriffe, die heute eider so selten und erwünscht geworden sind!

Ernst Ludwig Schellenberg



Heinrich Schütz

(† am 6. November 1672)

Ein anerkannter Großmeister der Malerei oder Bildhauerkunst, der heut vor einem Vierteljahrtausend gestorben, hat uns noch fast so viel zu sagen, als hätte er erst gestern gelebt — man denke an Rembrandt, Rubens, Hals, Van Dyk. Denn Menchen, Bäume, Wolken, die er nachgebildet, erblicken auch wir täglich noch, und mag auch seine Betrachtungs- und Nachformungsart, das Kostüm seiner Modelle und die Art, sie zu gruppieren,

ein wenig anders sein als die heutige: — die Persönlichkeit wirkt nach Überwindung dies äußerlichen Merkmale wandelbaren Zeitstils dennoch unmittelbar lebensvoll und stark auf ur ein. Aber ein Meister der Tonkunst, der vor ebenso langer Zeit Passionen, Motetten, geistlic Konzerte schrieb? In den liturgischen Formen des Protestantismus zu Beginn des Dreißi jährigen Krieges, auf lateinische Bibelsprüche oder über die steifen Psalmnachdichtungen weilar des Leipziger Professors Cornelius Becker? Der sich meist auf polyphonen Acapella-Chor od etwa ein ungefüges Orchester von Bratschen und Posaunen, von vier Gamben oder eine ei zige, kontrapunktierende Geige zu den Koloraturen der Solostimme mit Orgelbaß beschränkte Man denkt, wenn man an solches Kalenderjubiläum erinnert werden soll: recht ein Steckenpfe für die Musikgelehrten unter sich. Aber es gilt mehr zu feiern als eine fragwürdige historisc Größe; wir wollen eines Mannes gedenken, der zu den größten Künstlern unseres Volkes übe haupt gehört hat, und es stünde besser um unser gesamtes heutiges Musizieren, wenn jeder, de Tonkunst angeblich etwas gilt, mit solchem Augenaufleuchten den Namen Heinrich „Schütz“ au spräche, wie man von Bach und Beethoven spricht. Solch feierlicher Glockenton, wie er m durch Pfitzners Musikdrama neuestens wieder für viele Gebildete dem Worte „Palestrina“ inn wohnt, schwingt für den, der um Schützens Leben und Schaffen weiß, bei der Erwähnur dieses deutschen Altmeisters mit.

Unausdenkbar, was ohne diesen einen, erlauchten Mann aus Deutschlands Tonkunst im Jah hundert des großen Vernichtungskrieges geworden wäre. Nicht nur hat er als der Hofkapel meister des bedeutendsten protestantischen Kirchenchors damals (in Dresden) rastlos und m größten persönlichen Opfern, in der tiefen Vereinsamung eines Familiensterbens rings um ih her, wie es eben nur in jenen grauenhaften Pestzeiten sich ereignen konnte, weitermusiziert ur dem ganzen künstlerischen Deutschland ein Vorbild gegeben; nicht nur hat er, wie vorma Martin Luther, die Fürsten immer wieder gemahnt und grollend unterwiesen, nicht den letzte Heller ans unselige Kriegswesen zu wenden, sondern auch an kulturelle Schonungen zur kün tigen Aufforstung einer besseren Zeit zu denken. Vor allem aber hat er mit größerem Einfluß, a ihn je ein deutscher Meister vor oder nach ihm besessen hat, auch praktisch bis in weite Ferne mitgearbeitet, den gefährdeten Baum der deutschen Tonkunst im Feuerodem des dreißigjährige Brandes nicht verdorren zu lassen. Noch sind längst nicht alle musikalischen Akten aus jener Ze durchforscht und vieles wird unwiderbringlich seither vernichtet worden sein; aber wohin ma schaut, wo man den Spaten nachgrabend einsetzt: immer wieder, in Wolfenbüttel wie in Weima in Zeitz wie in Baireuth, in Königsberg wie in Halle, in Hamburg wie in Bückeburg, trifft ma auf seine Spuren, sei es, daß er Kapellen einrichtete, Instrumente und Noten, Sänger ur Instrumentisten besorgte und Orgelgutachten schrieb, sei es, daß er seine Schüler aussandt die mit Suite und Lied, Kantate und Motette, Oratorium und Oper das von ihm Erstreb fortsetzten und zur Reife brachten. Namen wie Heinrich Albert und Christoph Bernhard, Jo Jak. Löwe und Johann Schelle, Nauwach und Kittel, Adam Krieger und Christian Konstant Dedekind, Matthias Wedmann und Christian Ritter mögen heute nur dem Musikgeschichtl geläufig sein — es darf aber gesagt werden, daß ohne diese persönlichen oder geistigen Schül von Schütz selbst Bach und Händel undenkbar geblieben wären.

Schütz hat dabei nicht nur organisiert und ausgebildet, er hat selbst als Schaffender Gew tiges und Unvergängliches geleistet. Als Schütz Anno 1600 ein fünfzehnjähriger Singknabe a Hofe Landgraf Moritz des Gelehrten von Hessen-Kassel war, machte die deutsche Musik ei schwere Übergangszeit durch, die an die heutige Konstellation erinnert. Die Zeit der gotische Stimmgewebe war vor etwa zwei Menschenaltern in Deutschland zu Ende gegangen, Meist wie Jakob Gallus, Hans Leo Haßler und die Schüler des Orlando di Lasso versuchten, ei neue Renaissancekunst aus italienischen Anregungen und alter deutscher Überlieferung zusan menzubauen, ohne daß doch gleich etwas voll Organisches dabei entstehen konnte. Es war ei Übergangszeit, in der das Alte nicht mehr befriedigte und das Neue innerlich noch nicht b

wältigt wurde; der betriebsame Wolfenbüttler Michael Praetorius ist ein Beispiel dieser Tastenden und Versuchenden damals. Da hat Heinrich Schütz den Weg in die Stadt Gabrielis (Venedig) eingeschlagen und sich erst mit dessen, später mit Claudio Monteverdis genialneuer Kunst schier zum Bersten vollgesogen. Er ist als der Apostel des südlichen Frühbarock nach Mitteldeutschland heimgekehrt, als ein kühner Bahnbrecher der „Moderne", der mit Generalbaß und Stile recitativo, mit Affekt-Ausdrücken von damals unerhörter Neuheit und solitischen Besetzungsformen zu arbeiten lehrte, die der deutschen Musik erst Leichtigkeit und Subjektivität gaben. Und nicht vergessen sei, daß er 1627 in Torgau mit seiner „Daphne" die erste deutsche Oper geschaffen hat. Übrigens wäre es falsch, in Schütz nun bis in sein nestorisches Alter hinein immer nur den unentwegten Apostel des Italienertums zu sehen, als der er noch heute gelegentlich ausgegeben wird: er ist nicht der Schwärmer der Madrigale von 1612 geblieben, sondern tritt bereits in den gewaltigen Psalmen Davids von 1619 mit einer wundervollen Verschmelzung heimatlicher und fremder Elemente vor uns hin; vollends in der kleinen geistlichen Chormusik von 1636 (für die Leipziger Thomaner) und in den späteren Teilen seiner Sinfoniae sacrae zeigt er jenen urdeutschen, schlichten Ernst, jene nordische Geradheit und Biederkeit, die noch heute in seinem ehrwürdigen Porträt uns mit so vertrauten Zügen grüßt, die ihn schon seinen Zeitgenossen zum „eisgrauen Vater der deutschen Musikanten" hat werden lassen. Freilich — die voraussetzungslose Freiheit im Erproben neuer Wege, die er im rascheren Welschland gelernt, ist ihm zum Heile der Kunst bis zuletzt treu geblieben. Und ein vielfach genialisches Geschlecht ist begeistert mit ihm gegangen; Namen wie Joh. Hermann Schein und Franz Tunder, Er. Kindermann und Joh. Jak. Froberger beweisen, daß er nicht so hoffnungslos einsam und ohne Echo dagestanden, wie wohl noch gelegentlich behauptet wird —, doch war er unter all diesen der Gipfelriese und so auch wieder ganz allein.

In diesem Winter wird man an allen Städten mit ernsthafter musikalischer Kunstpflege durch die Wiedergabe seiner Kompositionen dem Altmeister huldigen, der genau hundert Jahre vor Bach und Händel in Köstritz geboren ward. Wahrlich genug des Herrlichen bieten die siebzehn Folianten der Spittaschen Gesamtausgabe. Da ist das entzückende, von Schering kürzlich ergänzte Weihnachtsoratorium oder die Osterhistorie von 1623, die herrlichen Passionen nach Lukas, Johannes, Matthäus, die man aber nicht mehr in Karl Riedels Evangelienharmonie, sondern ebenso wie Schützens köstliche „Sieben Worte am Kreuz" in Arnold Mendelssohns trefflicher Bearbeitung aufführen möge. Dann haben wir die drei Hefte praktischer Bearbeitungen von Felix Woyrsch, die mit den Auswahlen A. Mendelssohns und Dittberners schönste Bereicherung der Kirchen- wie der Hausmusik bedeuten; Stücke wie „Herr, wir haben die ganze Nacht gefischt", „Es gingen zween hinauf in den Tempel", „Der zwölfjährige Jesu" oder gar das gespenstische „Saul, Saul, warum verfolgst du mich?" sollte jeder Musikfreund kennen. Dann etwa den Sologesang mit Orchester „Davids Klage um Absalom" und die „deutsche Begräbnismissa"; oder man führe als Denkmal mächtiger barocker Kraftentfaltung einen seiner Psalmen für mehrere Chöre und großes Orchester auf, wie sie Max Schneider für die Breslauer Singakademie neuerlich eingerichtet hat. Will man aber auch mit bescheidensten Mitteln des Altmeisters gedenken, so greife man zum Kaiserliederbuch für gemischten Chor, das eine stattliche Anzahl Nummern aus Schützens Beckerschem Psalter enthält. An all diesen Stücken wird man mit Erstaunen gewahr werden, welch unendliche Schätze alter deutscher Musik wir besitzen und welch gewaltige Schulden wir im Vergleich zu andern Künsten noch unserer Vergangenheit gegenüber abzutragen haben. Der Name Heinrich Schütz ist vielleicht der größte Posten auf der Rechnung der Versäumnisse und Unterlassungssünden, und hier verspricht die Einlösung den entschiedensten Gewinn. Eine neugegründete Schützgesellschaft in Dresden, die ihrem Helden am 3. bis 6. November dieses Jahres mit einem großen Musikfest huldigen will, ist ein erfreuliches Merkmal der nahenden Umkehr zum Besseren.

Dr. Hans Joachim Moser

Türmers Tagebuch

Kemal Pascha · Bürger und Proletarier
Zwei Geburtstage: Hauptmann und Bartels

Man vernimmt manchmal aus gut vaterländischen Kreisen das müde Wort: es sei ja gänzlich zwecklos, dem jetzigen Deutschland Anregungen auszusprechen oder sich irgendwie mitarbeitend zu betätigen; der Weg zum Abgrund sei doch nicht aufzuhalten. Das ist ein gefährlicher Standpunkt; wir warnen davor. Wohl ist es bedauernswerte Tatsache, daß Deutschland sich aus einer irgendwie aktiven Politik oder Diplomatie einstweilen ausgeschaltet hat; daß unsre Regierung viel zu dumpf oder allenfalls feilschend auf die wirtschaftlich-finanzielle Notlage und auf die innerpolitischen Parteizwiste starrt. Dennoch dürfen wir uns jenem zermürbenden und unsere Umwelt mit Unfruchtbarkeit ansteckenden Seelenzustand nicht überlassen. Es bekundet sich darin eine Nachwirkung der materialistischen Denkweise. Wahrer Idealismus, der immer auch ein Realismus höherer Art ist, fragt nicht nach dem nächsten oder sichtbaren Zweck, sondern strahlt zunächst die ihm innewohnende schöpferische Gesinnung aus. Und dann, aus dieser aufbauenden seelischen Verfassung heraus, gestaltet sich auch die Tat. Wir sind überzeugt von der Macht des Geistes, der grade durch die Not erfinderisch wird und sich zu stärkerer Gegenwirkung gedrängt fühlt.

Der Türke Kemal Pascha ist ein Beweis für diesen Satz. Das eintönige Hadern der Reparationspolitik ist von seiner kühnen Handlung ebenso spannend wie bedeutend unterbrochen worden. Der Feindbund hat bekanntlich in Sèvres, das eine berühmte Porzellanfabrik hat, mit den Türken nach dem Muster von Versailles einen Zerstückelungs-, ja Vernichtungsfrieden geschlossen. Aber die National-Türken sammelten ihr Parlament in Angora, ihre Truppen im inneren Kleinasien und schlugen jetzt in tapferem Vorstoß gegen die weitverzettelte Griechenfront jenen Porzellanvertrag in Scherben. Die Scherben fliegen England übel um die Ohren. Es ist wieder die erste Tat der anscheinend besiegten einstigen Mittelmächte.

Man vergegenwärtige sich die Landkarte! Die Kriegsfront der Mittelmächte ging einst von Emden oder Helgoland quer durch Europa und Vorderasien bis nach Bagdad und zum Sinai. Wir hatten erwartet, daß man nicht nur an der Mittelfront — gegen Frankreich, Rußland, Italien —, sondern auch an den beiden Flügelspitzen kräftig vorstoßen werde: hier mit der Flotte gegen England, dort mit dem Türkenheer gegen den Suezkanal, das Tor nach Indien. Leider ist dies nicht geschehen. Wir sind nicht Fachleute genug, um den tieferen Gründen, z. B. bezüglich des

Nichteinsetzens unserer Flotte, nachspüren zu können; das wäre ja auch heute verspätete Betrachtung. Statt des türkisch-deutschen Vorstoßes gegen Ägypten erlebten wir dann das zermürbende Gallipoli und den Durchbruch der bulgarischen und der palästinensischen Front.

Jetzt hat Kemal Pascha, der damals auf jenem äußersten Flügel gekämpft hat, den Ausgleich wiederhergestellt. Als im Weltkrieg die Palästinafront von englisch-ägyptischer Übermacht durchstoßen wurde, wich Kemal über das Ostuferland des Jordans aus. Anstatt das von Liman von Sanders zurückgelassene Kriegsgerät zu sammeln und es der Entente abzuliefern, gab er Befehl, das ganze Gerät samt Waffen und Munition seiner Truppenkolonne nachfolgen zu lassen. Es bildete später den Grundstock zu seiner energisch betriebenen Kriegsrüstung. Schon im nächsten Frühjahr war er imstande, eine vom Hafen Mersina gegen ihn anrückende französische Truppe zurückzuschlagen. Er blieb ein Sammelpunkt für den immer mehr anwachsenden Zulauf ehemaliger Soldaten und Freiwilliger. Seine Armee zählte bereits im Jahre 1921 100 000 Mann. So stellt sich uns hier das bemerkenswerte Schauspiel dar, daß auf dieser Seite der Kampflinie eigentlich ununterbrochen der Weltkrieg weiterging, beschämenderweise grade bei den Türken, die man so leicht für schlaff zu halten geneigt ist, deren Hauptkraft aber in ihrer hartnäckigen Widerstandsfähigkeit beruht. So ist dieser offenbar großangelegte Pascha, der eiserne Manneszucht hält, im Halbmondland der wahre Herr. Er bestätigt in diesen Zeiten des krankhaften Parlamentierens die alte Erfahrung, daß wahre Kraft nur auszeht von der Persönlichkeit.

England hatte — und hat — stärkstes Interesse daran, die Türkei, diesen unbequemen Koloß zwischen England und Indien-Ägypten, zu schwächen für immer. Seit dem — übrigens unratifizierten — Vertrag von Sèvres schienen die Türken aus Europa getilgt, in Asien aber durch Zerstückelung ihres Gebietes belanglos geworden. Dafür wurde Griechenland — ähnlich wie Polen — zur unnatürlichen Großmacht aufgeblasen. England rieb die Hände, hetzte die Griechen gegen die Türken — und läßt jetzt das zusammengebrochene Griechenland liegen. Welch ein bezeichnendes Schauspiel für die Art der englischen Politik!

Nun stößt, von dem Rest Erde aus, der den Türken verblieben war, unerwartet Mustafa Kemal Pascha gegen die Griechen vor, jagt sie aus Kleinasien hinaus — und fordert nun mit dem Schwert in der Hand, fordert und scheint auch zu erlangen, was wir anderen so oft in machtlosen Worten erbettelt hatten: — gänzliches Umwerfen jenes sogenannten Friedensvertrags.

Es ist des Aufhorchens wert.

Großbritannien erlebt einen äußerst unangenehmen Augenblick. Mit Erstaunen vernahmen wir den ängstlichen Notruf der sonst so kaltblütigen Briten an die Dominions. Wie das Ganze auch enden mag: die mohammedanische Welt ist in ihrem Selbstbewußtsein bedeutend gestärkt. Wir sind gespannt, ob sich Mustafa Kemal fernerhin diplomatisch und soldatisch ebenso maßvoll wie klug und kühn benehmen wird, nicht minder gespannt, ob sich Englands erfahrene Diplomatie diesen schweren Gefahren gewachsen zeigt.

Die englische Diplomatie überhaupt: sie ist unter Lloyd George eine rätselhafte

Erscheinung geworden. Weshalb eigentlich brach man mit der alterprobten britische Taktik, einen europäischen Gegner gegen den anderen auszuspielen? Weshalb hat ma uns Deutsche so bis zum Grunde geschwächt? Ist die schrankenlose festländische Vor herrschaft Frankreichs etwa nun für England ein wünschenswerter Zustand'

Wenn sich gar noch der andere Koloß, Sowjet-Rußland, mit der Türkei gege den gemeinsamen Feind England verständigt, so kann man zwischen Konstantinopel Kairo und Kalkutta in den nächsten Jahren manches erleben. Was hat nun di englische Großpolitik von der Ausschaltung Deutschlands? Wir sehen da nicht hinein Aber wir möchten doch gerade jetzt unserem Deutschland einen genialen Diplo maten wünschen, der in dieser äußerst interessanten weltpolitischen Lage den Bli von den nächstliegenden wirtschaftlichen Erbärmlichkeiten loszureißen vermöchte un einmal wieder die Kunst des Schachspiels großen Stils verstände.

Denn es ist noch immer Weltkrieg. Er setzt sich nur in anderen Formen fort

* * *

Inzwischen haben wir auch in Deutschland einiges erlebt, was immerhin ei wenig nach Tat schmeckt. Wir meinen nicht den sozialdemokratischen Parteitag nicht die Vereinigung der Mehrheitssozialisten mit den Unabhängigen zu einer statt lichen Gesamtpartei (diese 180 Abgeordnete haben der deutschen Nation gegenübe eine große Verantwortung). Uns hat bei diesen Tagungen wesentlich das ein interessiert: wird diese größte Partei etwas von ihrer nationalen und staat lichen Aufgabe und damit von der notwendig gewordenen Umstellung er fassen? In der Tat fiel da und dort ein deutsches Wort: „Kommt einmal in da besetzte Gebiet, da werdet ihr schon national denken lernen!“ Oder: „Ich wil mich nicht der Gefahr aussetzen, für nationalistisch zu gelten, aber deutsch wolle wir sein!“ Oder auch: „Die sozialdemokratische Arbeiterschaft muß sich mehr de Zusammenhanges mit der von ihr geschaffenen Republik bewußt sein und ihr überlieferte Staatsfeindlichkeit aufgeben.“ So sind eine Reihe von Äuße rungen gefallen, die auf den tieferen seelischen Konflikt in dieser stärksten, so lang nur auf Opposition eingestellten Partei hinweisen. Aber noch nichts von einer kühne Gesamtwendung!

Sollmann ... Ein weißer Rabe unter seinen Genossen! Es verlohnt, ein Stü aus seiner Rede (nach dem „Vorwärts“) hier abzudrucken. Er sagte: „Als deutsch Sozialisten dürfen wir in keiner Stunde vergessen, daß wir ein unterdrücktes nicht gleichberechtigtes Volk sind. Wir bekämpfen jeden nationalistischen Wah und jedes Rachegefühl. Aber dennoch sage ich, daß in Deutschland eine stark nationale Bewegung entsteht, einfach aus der Tatsache heraus, daß wir vo einem Siegerstaat brutal unterdrückt werden. In dieser Stärkung de Nationalgefühls in einem Volk, das so geringe nationale Tendenzen auf weist wie das deutsche, kann ich nicht einmal ein Unglück unter allen Um ständen erblicken. In der jetzigen Lage Deutschlands kann auch die deutsch Arbeiterschaft ein Stück wohlverstandenen nationalen Egoismus brauchen. Wir verhandeln ja nicht mit Shaw und Faure, sondern mit Poincaré, und di deutschen Arbeiter, nicht die Kapitalisten, bezahlen die Zeche für das, was übe uns verhängt wird. Wir sind in Deutschland die staatserhaltende Partei,

und deshalb müssen wir die Massen, die wir zum Schutze der Republik aufrufen, auch dazu erziehen, ihr Vaterland zu lieben mit aller Kraft, die in ihnen ist. Ich denke dabei an Jaurès, der für die Internationale gefallen ist, und doch ein glühender Patriot war. Im Rahmen unserer internationalen Beziehungen wollen wir deutsche Sozialdemokraten sein."

Wir sind auf das angenehmste überrascht. Man erinnere sich, was wir im Tagebuch des Oktoberheftes ausführten: die Sozialdemokratie muß in gutem Sinne national werden — oder sie wird unter die Räder der Entwicklung geraten. Wir werden nicht müde werden, dieses Sprüchlein zu wiederholen.

Nun muß die Sozialdemokratie es erleben, daß die erste eigentliche Tat in all dem Parlamentieren von einem Großkapitalisten ausging: das Abkommen Stinnes-Lubersac, dem sofort die Verständigung Lehrer-Siemens mit französischen Industriegruppen folgte — und dem vermutlich noch anderes folgen wird. Poincaré hatte schon zuvor Belgien vorgeschoben und sich selber einstweilen zurückgezogen, vermutlich im Hinblick auf die Fülle von diplomatischer Arbeit und Spannung im nahen Orient; seine Rheinpolitik schlummert einstweilen — schlummert nur! Wir sind gespannt, wie weit die Großindustrie vielleicht den politischen Militarismus zurückdrängen wird, ähnlich wie die Gewerkschaften einen Staat im Staate bilden und die Staatshoheit eigentlich überflügeln. Was sind Parlamentsreden, wenn großzügige Industrielle, also Männer der praktischen Energie, Raum gewinnen zum Eingreifen! Sollte nicht die Sozialdemokratie auch darin umlernen, im Großindustriellen nicht mehr nur den „Sklavenhalter" und „Ausbeuter", sondern auch die gesammelte Energie und Geisteskraft zu achten, die doch auch dem Arbeiter zugute kommt? Ist es nicht ein ungesunder Standpunkt, wenn marxistische Doktrinäre Bürger und Proletarier hartnäckig immer wieder als Feinde gegeneinander ausspielen und so das Staatsganze schwächen, statt einem Zusammenwirken das versöhnliche Wort zu reden?

Bürger und Proletarier . . . Der Gegensatz hatte einmal seine Bedeutung, sofern etwas Neues herausgearbeitet werden sollte: das Standesbewußtsein der Arbeiter, die nun aber heute in ihren Gewerkschaften glänzend organisiert sind. Allmählich ist diese Gegensätzlichkeit eine Hemmung geworden. „Proletarier?" Wo sind sie denn heute? „Verelendung?" Welcher Stand geht denn dem Elend entgegen? Doch wahrlich nicht die Organisierten, die streiken können — und die dem neuen von ihnen geschaffenen Freiheitsstaat bereits Milliarden von Streikschäden aufgebürdet haben?!

Wir verstehen uns. Und wir lachen auf, wenn wir auch heute noch, bei den ungeheuren Löhnen der Angestellten, auch heute noch das folgende altmodische Klagelied in der — durch jene Vereinigung der Sozialdemokraten zurückgedrängten — kommunistischen „Roten Fahne" lesen (über die Prostituierten): „Wenn ihr sie fragt, wieso sie so tief herabgesunken, so können sie euch Antwort geben: wir waren Stenotypistinnen, Schneiderinnen, Blumenmädchen. Wir wurden arbeitslos bei der letzten großen Krise. Was sollten wir anderes tun, wenn wir nicht verhungern wollten? [!] Das große Heer der Arbeitslosen, die industrielle Reservearmee des Kapitalismus, das ist das ständige Reservoir der Prostitution.

Auch gibt es andere, deren Hungerlöhne zum Leben nicht ausreichen; auch sie stießen zum Heer der Prostituierten. Die Prostitution hat einen ungeheuren Umfang angenommen nach dem Krieg. Die Basis der Produktion verengte sich nach jeder Schwindelblüte der Konjunktur, die Löhne sinken immer tiefer und tiefer [!], und Not und Elend halten Einzug in jedem Proletarierhaus. [!] Indessen verprassen Nacht für Nacht die Bürger in der Friedrichstraße Tausende von Mark."

Solch Geschwätz wird heute noch gedruckt! Das ist jene verblödende Art von Sozialdemokratie, die nun seit Nürnberg hoffentlich abgestoßen, ausgeschieden wird aus dem zum Aufbau gewillten Teil des Sozialismus.

Es gibt Gesetze zum Schutze der Republik. Man sollte das Staatswesen auch gegen solche und ähnliche Schwätzer und Hetzer schützen können. Man lese im „Vorwärts" und in der „Roten Fahne", in welch häßlicher Weise über die geplante Heirat unseres früheren Kaisers gepöbelt wird! So lange man in solcher Tonart die dortigen Zeitungen schreibt, hat die „staatserhaltende Partei" kein Recht, die Würde der Nation zu vertreten und ihre Minister gegen politische Gegner zu schützen.

Nur nebenbei übrigens: Dies Gesetz zum Schutze der Republik . . . Wir haben neulich schon unsere Bedenken angedeutet, ob es denn auch wohl in gerechtem Sinne gehandhabt würde. Psychologisch verstehen wir ja, daß „etwas geschehen mußte", daß man die erregten Massen in gut geordneten Demonstrationszügen auf die Gasse führte, wonach sie müde und schweißtriefend nach Hause kamen, in dem Gefühl, etwas für die Republik getan zu haben. Gut, man soll das nicht unterschätzen. Es ist der Wille zur neuen Ordnung der staatlichen Dinge. Nun aber rasseln eine Weile in dieser ohnedies für die Papierwelt überschweren Zeit fast Tag um Tag Zeitungsverbote; damit will man „die Republik schützen"! Ein gefährlicher Weg! Man übt Reaktion aus — und will dadurch Reaktion bekämpfen! Wir neigen unsrerseits bezüglich jenes Gesetzes zur Auffassung eines Fachmannes, des Göttinger Universitätsprofessors Geheimrat von Hippel; er schreibt zusammenfassend in der — selber von jenem Gesetze betroffenen — „Deutschen Allgemeinen Zeitung": „Mein Gesamturteil kann leider nur sehr ungünstig lauten. Das auf fünf Jahre erlassene Ausnahmegesetz widerstreitet nach Entstehung, Inhalt und Verhältnis zur Verfassung den Lebensbedingungen eines gesunden modernen Rechtsstaates, insbesondere den Lebensbedingungen einer demokratischen Republik. Strafrechtlich ist es höchst mangelhaft gearbeitet, schießt zum erheblichen Teil in Tatbeständen und Rechtsfolgen in einer ganz unerträglichen Weise über das Ziel hinaus und läßt nach anderen Richtungen empfindliche Lücken. Es ist insgesamt ein in der Erregung des Augenblicks geschaffenes, in den Hauptsachen fehlgreifendes Gelegenheitsgesetz, das möglichst baldiger durchgreifender Revision bedarf, wenn nicht Volk und Staat schweren Schaden leiden sollen."

Nur ganz nebenbei wollten wir das aussprechen. Und nun etwas anderes!

* * *

Auch dieses andere hängt jedoch mit dem lähmenden Zwiespalt, der durch Deutschland geht, aufs innigste zusammen.

Merkwürdigerweise feiern Gerhart Hauptmann und Adolf Bartels an demselben 15. November ihren 60. Geburtstag. Dies hat nun mit Politik anscheinend nichts zu tun. Und doch macht sich der Riß, der Deutschland entzweit, auch auf dieser geistigen Ebene bemerkbar: der Dichter Hauptmann ist in seiner staatlichen Gesinnung linksdemokratisch gerichtet, reiste mehrfach mit dem Reichspräsidenten (mit dem man ihn auch photographiert sieht) durch Deutschland und hielt Ansprachen; und es sind besonders die Kreise um das „Berl. Tagebl." oder die „Voss. Ztg.", also die Berliner Demokratie, die leidenschaftlich für seinen Ruf eintreten, während er zugleich den Sozialdemokraten als Dichter der „Weber" willkommen ist. Adolf Bartels hingegen ist deutschvölkischer Antisemit und eben jenen Gruppen ein Greuel. Und während Hauptmann bei den vielen Festwochen der letzten Monate (Frankfurt, Breslau, Bremen, vorher Wien und Prag — und was noch alles?) jubelnd begrüßt wurde und mit den Regierungsspitzen beim Festwein saß, wurde bei dem Literaturhistoriker Bartels einmal eine mehrstündige nächtliche Haussuchung gehalten, weil er nach dem Rathenau-Mord der Behörde ganz besonders verdächtig schien!

Wir haben im neueren Deutschland keinen zweiten Dichter, der vom ersten Auftreten an („Vor Sonnenaufgang") von einer gewissen Zeitströmung und ihrer Presse derart getragen worden ist wie Gerhart Hauptmann. Eine Zeitlang schien ihm auf dem rechten Flügel des geistigen Lebens der nationale Dramatiker Ernst von Wildenbruch die Wage zu halten; einmal nahm bekanntlich der Kaiser die Hälfte des Schillerpreises, die von der Kommission dem Dichter des „Hannele" und der „Weber" zuerkannt war, und gab den ungeteilten Preis an Wildenbruch. Aber dieser — menschlich prächtige — Bühnendichter, der noch Männer und Geschichte in etwas hitziger Theatralik zu gestalten suchte, ist samt den Hohenzollern aus dem deutschen Kulturleben ausgestrichen; Hauptmann ist geblieben. Ja, die jetzige Reichsvertretung, in einer an sich dankenswerten Bemühung, das Geistige zu achten, hat ihn — fast hätten wir gesagt: zum Hofdichter, zum poeta laureatus erhoben. Der Festlärm, besonders bei den Spielen in Breslau (die mit einer halben Million Defizit schlossen), ist mitunter aufdringlich und geschmacklos geworden, so daß man von einem „Hauptmann-Rummel" sprechen mußte. Wir haben im „Türmer" mit unserer Meinung nicht zurückgehalten.

Selbstverständlich gönnen wir einem sechzigjährigen Schaffenden die Ehrung seines Lebenswerkes restlos und von ganzem Herzen. Wir sagen das ohne jeden Beigeschmack. Aber die laute Welt derer um Hauptmann ist durch einen Abgrund von den andren Deutschen getrennt, die in dieser notvollen Zeit dem stilleren Teil unsres Volkes, dem Deutschland der heldisch aushaltenden und eine geistige Welt bauenden Innerlichkeit huldigen, wo etwa Hans Thoma und Wilhelm Raabe wirken, wo das Herz regiert und nicht der Geldsack. Wir unterschätzen nicht Hauptmanns dichterische Fähigkeiten, überschätzen aber auch nicht seine geistige Struktur. Ihm gelang es niemals, uns in seinen Gestalten auch nur ein einziges Mal mit dem Odem des Heldentums oder starker und schöner Männlichkeit anzuhauchen. Seine Lebensanschauung, etwa von Ernst Haeckel oder Wilhelm Bölsche ausgehend, dünkt uns in ihrer Passivität unzulänglich; es fehlen die metaphysischen oder kosmischen Hintergründe eines starken deutschen Glaubens, der mit Glut und Kraft

ansteckt; er mutet uns oft eher slawisch, russisch, fatalistisch an; seine Kleinleute-Religion wie seine Ästhetik entbehren der heroischen Züge. Mit Stolz blicken zwar seine anschauungslüsternen Berliner Freunde auf seinen „bedeutenden Kopf“, der „Goethe immer ähnlicher“ wird, nachdem er in der Jugend „Schiller geglichen“ (meint Hermann Bahr!): aber sie sollten schärfer in diese unenergischen Mienen schauen, ob uns da wirklich etwas vom Zeitalter eines Goethe, Schiller, Fichte, Arndt, Schleiermacher anleuchtet! Fichte — und Gerhart Hauptmann: man braucht nur diese zwei deutschen Namen nebeneinander auszusprechen, um zu wissen, welches Metall in diesem „größten deutschen Dichter der Gegenwart“ fehlt. Wir bedauern das aussprechen zu müssen; denn wir sind dem Dichter für manches Schöne dankbar.

Nun liegt natürlich die Sache keineswegs so, daß wir — auch als Persönlichkeiten — den Dithmarschen Adolf Bartels gegen jenen schlesischen Menschenschilderer ausspielen wollten. Wir sprechen hier von zwei gleichaltrigen Repräsentanten deutschen Geisteslebens. Der mutige, hartnäckige Bartels hat sich in eine so rechtsradikale Ecke deutscher Kultur eingesponnen, daß man den Einspänner schwerlich als Vertreter gesamtdeutschen Wesens ansprechen kann. Manche deutschvolkstümliche Schriftsteller haben sich überhaupt in einen rechtsnationalen oder antijüdischen Standpunkt verbissen (während es um den durchaus von Berlin aus geförderten Hauptmann von jüdischen Freunden wimmelt), der auf das unbefangene Schaffen hemmend wirkt und ihnen ein Totschweigen von jener anderen Seite einträgt — von jener Seite, die im Totschweigen ebenso Meister ist wie im Verhimmeln. Im Banne dieser Verbissenheit hat auch Bartels manches Wort gesagt, das ihn immer mehr abdrängte vom Strom der lebendig und unbefangen flutenden Kultur, abdrängte in eine rechthaberische, lehrhafte Einseitigkeit, während er früher — z. B. beim „Kunstwart“ — immerhin im Flusse der allgemeinen Erörterung geblieben war. Ich habe diese Entwicklung seit zwei Jahrzehnten beobachtet, ja zum Teil am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Man hat mich neben Bartels in die „Heimatkunst“ eingesperrt; aber ich möchte doch bitten, die seitherige Entwicklung zu beachten und mich auf ein anderes Bänkchen zu setzen. Denn auch im Himmel noch wird sein unmusikalischer Eigensinn recht haben, immer recht haben, immer das letzte Wort behalten; ich bin aber meinerseits lieber bei Grillparzer als bei Hebbel, den sein Landsmann aus Wesselburen so gern zitiert, während er zum Schwaben Schiller nur ein mäßiges Verhältnis findet und Richard Wagner an die Spitze der — Verfalls-Erscheinungen setzt (in eine Linie mit Nietzsche, Wilbrandt, Jensen, Fitger, Schönaich-Carolath und Richard Voß). Bartels kann weder fliegen noch singen.

Zurückschauend sind wir dem Gesamtwerk beider gegensätzlicher Zeitgenossen dennoch dankbar: dem Dichter Gerhart Hauptmann, sofern er uns in anschaulicher Kleinmalerei das Mitleid mit den Armen und Dumpfen gestaltet und mannigfaltige Menschen aus dieser Welt zu formen gewußt hat; dem Literarhistoriker Adolf Bartels, der auch einen guten Dithmarschen-Roman geschrieben hat, sofern er in zäher Kleinarbeit die deutsche Literatur der letzten Jahrzehnte vom völkischen Standpunkt herausgearbeitet und mit ganzer Wucht modern-literarische Verschwommenheiten und Flunkereien bekämpft hat.

Wir sprechen beiden Sechzigjährigen in diesem Sinne unseren Glückwunsch aus. L.





„Optimismus“

Es gibt heute besonders viel Menschen, die ihre geistige Überlegenheit nicht besser beweisen zu können glauben, als dadurch, daß sie allen Scharfsinn aufbieten, um nur ja in jeder Sache irgend etwas „Bedenkliches“ zu entdecken: Menschen, die aus innerstem Bedürfnis heraus jeden harmonischen Zusammenklang durch ihre Unkenrufe stören. Was auch immer geschehen mag, ist ihnen Anlaß, Unglück zu prophezeien; und ist wirklich ein Unglück hereingebrochen, dann können sie sich nicht genug tun, um ihren Nebenmenschen auch „recht klar“ zu machen, wie entsetzlich das Unheil sei, das sie betroffen hat. Richtig wütend aber werden solche Unglücksmenschen, wenn sie einem begegnen, der gar im Unglück noch der Hoffnung das Wort spricht, einem, der Gutes aus Bösem keimen sieht, wie die Lotosblüte aus dem Schlamme uralter Teiche; und wenn sie dem Sprecher dann ihre volle Verachtung entgegenschleudern, lautet ihr letztes Wort unfehlbar dahin aus: er sei ein „Optimist“ und nicht „ernst“ zu nehmen.

Ach, daß wir doch nur recht viel solcher „Optimisten“ hätten! Sie fehlen unter uns, gerade in einer Zeit, in der wir sie so bitter nötig brauchen könnten.

Die traurigen „ernsten“ Leute, die nicht trübe genug in die Zukunft blicken können, ahnen ja nicht im Traume, daß gerade sie es sind, die immer aufs neue Sand in das Räderwerk der Maschine streuen, dorthin, wo wir nichts anderes brauchen können, als das wohltuend glättende Öl optimistischen Denkens.

Es liegt eine seltsame Kraft in dem geheimnisreichen Vorgang, den wir „Denken“ nennen; und nur die allerwenigsten Menschen sind geneigt, auch nur das Vorhandensein dieser Kraft als möglich anzunehmen. Die Natur läßt aber ihrer nicht spotten; und ihre Kräfte wissen zu wirken, einerlei, ob der Mensch in stolzer Selbstgefälligkeit dieses Wirken als „naturgesetzlich“ begründet anerkennt, oder ob er es mit gleicher Selbstgefälligkeit noch leugnet, bis er einmal dran glauben muß. Schon daß aller Tat das „Denken“ als Vorspann dient, sollte — „zu denken“ geben. Aber hier ist nicht nur vom Denken als Voraussetzung für jedes Tun die Rede, sondern — ich möchte hier das Denken selbst als Tat gewertet sehen.

Der Mensch ist mehr als er ahnt: ein Produkt dieser Tat, ein Produkt seines eigenen Denkens. Mehr als er ahnt, ist er aber auch im Banne der Gedanken seiner Nebenmenschen, mag er nun willig oder wider seinen Willen diesem unsichtbaren Antrieb folgen.

Wer hat es noch nicht erlebt, daß er in niedergedrückter Stimmung plötzlich in die Gesellschaft heiterer, hoffnungsfroher Menschen geriet und von ihnen derart mitgerissen wurde, daß er schließlich allen eigenen Kummer vergaß?

Wer ist noch niemals in heiterster Stimmung in einen Kreis Bedrückter und Hoffnungsloser geraten und ging von ihnen schließlich weg mit bedrücktem Mut, und aller seiner vorherigen Spannkraft wenigstens für Stunden hin verlustig?

Es ist aber gar nicht nötig, daß Menschen ihre Gedanken aussprechen. Es genügt, besonders für sensible Naturen, längere Zeit in der Gesellschaft irgendwelcher Menschen zu sein, um von ihren Gedanken beeinflußt zu werden. Unmerklich stecken Gedanken an, und man bringt die „Ansteckung“ mit nach

Hause wie einen Schnupfen aus der Straßenbahn.

In neuerer Zeit gibt es eine bereits gewaltig angewachsene Literatur amerikanischer „Erfolgs-Mystiker“, die mit mehr oder weniger Moralität, mit mehr oder weniger ethischem Pathos, ihre Lehren vorträgt, deren oberstes Axiom heißt: „Gedanken sind Dinge!“ Nein, Gedanken sind unendlich viel wirksamer als „Dinge“, sind lebendige Kräfte und wirken dem Impuls gemäß, der sie formte; denn all unser Denken ist ja nichts anderes als ein Formen. Wir schaffen keine Gedanken aus dem Nichts, sondern wir formen nur, mittels des Gehirns, gewisse fluidische und von einem Menschen auf den andern übertragbare Kräfte des spirituellen Ozeans, in dem wir leben und eingeschlossen sind, wie die Fische im Meer.

Aller geheimnisvolle „Einfluß“, den gewisse Menschen auf ihre Umgebung auszuüben fähig sind, erklärt sich daraus, daß diese Menschen besonders begabte Former der Gedankenkraft sind, daß sie ihre Gedankenformen mit einem weit stärkeren Impuls zu laden vermögen, als die übrigen Menschen um sie her. Gerate in die Nähe eines solchen Gedanken-Formers: und du wirst, wenn er ein Mensch des geruhigen Lebens ist, unwillkürlich selbst ruhig werden, wie groß auch die Unruhe war, die dich vorher bewegte. Umgekehrt wirst du, ohne es zu wollen, in eine nervöse Hast und Unruhe geraten, wenn dieser Former, dem du begegnest, ein Mensch der Hast und steten Unrast ist. —

Wie können wir nun diese Kräfte, die uns Urnatur in unsre Hand gegeben hat, für uns und unsre Umwelt nutzbar machen?

Die Frage fand schon ihre Antwort in dem, was ich vorher sagte.

Indem wir mutig und vertrauensvoll zu — denken suchen. Indem wir bestrebt sind, uns zu hoffnungssicherer Heiterkeit in unserem Denken — wenn es sein muß — zu zwingen. Indem wir jeden Gedanken von uns scheuchen, der uns sagen will, unsere Hoffnung sei eitel Torheit, sei durch reale Gegebenheiten schon als Hirngespinst gebrandmarkt und verdammt. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut“ — und es ist der Ge danke, der unser Wollen und Vollbringe schafft!

Wollte ich dies „erklären“, dann müßte i tiefste Weisheit der Veden sorgsam zu en hüllen suchen, doch hier ist dazu nicht der Rau gegeben. Es ist auch nicht nötig: denn d heiligen Bücher der Christenheit wissen i anderer Form auf jeder Seite von d gleichen Wahrheit zu erzählen; und wer i ihnen suchen will, der wird für meine Wor hundertfache Belege finden.

In einer Zeit, die alle Früchte irren Den kens reifen läßt, mag man mir wohl verstatte auch die Heilungskraft des rechten Denken aufzuzeigen. Es wird nichts gewonnen m Trübsalblasen und öder Hoffnungslosigkei Wer nur die Nacht betrachtet, die über u hereingebrochen ist, versinkt in Schlaf u Traum ... Wir müssen alles tun, uns wa und wacher zu erhalten, wenn wir eine neuen Tag erleben wollen.

Jos. Schneiderfranken

*

Nicht umsonst!

Jedem, der das Kriegsgeschehen innerli erfaßt hat, ist es wohl ein wehmütig Gedanke, daß die Opfer des Krieges umson seien. Die meisten derer, die hinauszogen u ihr Leben ließen, waren von reinem, wahre Streben durchglüht. Das ganze Leben d deutsch fühlenden Männer und Frauen w durch all jene Jahre hindurch echtes Kämpf und Leiden.

So viel Erhabenes! So viel Seelenkraf All dies droht heute vergessen zu werde Man spricht viel zuviel nur von den unerfre lichen Ereignissen in der Etappe und in d Garnisonen. Vergeßt nicht das Helde tum der Front!

Kommenden Geschlechtern zum Vorbi müßte das edle, zähe Streben und heroisc Leiden, das trotz allem im Kriege der Grun ton war, künstlerisch und dichterisch festgeha ten und dramatisch gestaltet werden.

Uns fehlen noch die Hohelieder von deu schem Opfermut und deutscher Treue, d den Krieg als seelisches Erlebnis widerspiege

ıd das Unvergleichliche, das die Kämpfer
ı Graben und am Geschütz, und das die
eldduldenden deutschen Kriegermütter in der
eimat für Deutschland geleistet haben, zum
eibenden Ausdruck bringen, auf daß
ıes Große dem deutschen Volke als stille
aft erhalten bleibe, auf daß die edle Tat
rer, die hinauszogen und nicht zurückkehrten,
e in Vergessenheit gerate. Jener Geist muß
rtwirkend rege bleiben, der sie so Helden-
ütiges vollbringen ließ.

Dies Bewährte aus großer Zeit übertöne
s seelenlose Gebaren heutiger Tage
d rüttle die Herzen auf:

Alle jene Kräfte, die im Kriege wirksam
aren, müßten in volkskraftfördernden Dich-
ngen Gestalt werden, dessen Motive etwa
e Worte wären: „Vergiß das Wunder nie,
s du erlebt, mein Volk!" (Flex.)

Keine gute Tat ist umsonst! Erst recht
cht die Opfer des Weltkriegs. „Um der Toten
llen den Lebenden helfen, das heiße ich
n Toten ein Denkmal bauen in der Seele
s Volkes." (v. Faulhaber.)

Angeregt bin ich zu diesen Betrachtungen
rch Dr. Bülows Artikel im Februarheft des
ürmers": „Gruß an die unbekannten Dich-
." Es ist der Opfersinn, der uns im Welt-
eg so lange der ungeheuren Übermacht
derstehen ließ; es ist der Opfersinn, der den
ten Dichter und Denker beseelt: in der
ngabe an das Werk und an die Gesamt-
it auszuhalten und persönlicher Entsagung
ig zu sein.

Zu Hütern der hehren Opfer bestellt, wahret
ses Heilige mit reinen Händen! Haltet
en Geist der Hingabe wach! Laßt uns nie
Dankesschuld vergessen!

A. Rüger

*

na Seidel: Das Labyrinth

Es ist ein „Lebensroman aus dem 18. Jahrhundert", den uns die Dichterin hier
legt (Jena, Diederichs): ein seltsames,
zinelles, ganz buntes Buch, dickleibig und
itläufig — in breiten Wogen dahinströ-
nd, scheinbar auf künstlerische Ausgestaltung
zichtend und doch eben dadurch den ungeheuerlich reichen kulturhistorischen Stoffmassen wie der inneren Tragik die einzig mögliche Form verleihend.

Eine Quellenkunde und ein Fleiß seltener Art haben dieses Werk geschaffen und rechtfertigen den Untertitel „Lebensroman" für das sich entfaltende Zeitbild. „Das Labyrinth" ist gedacht als das Symbol jener verflochtenen Schicksalswege, welche das aus der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts den meisten nur oberflächlich bekannte Gelehrtenpaar, Vater und Sohn Forster (1729—98, 1754—94), zu durchlaufen gehabt hat. Schattenhaft flankiert von der stilldulдenden Mutter und der geistreichen, ottilienhaften Sohnesfrau Therese, geb. Heyne, mit ihrem Freunde Huber (dem ungetreuen Verlobten der Dora Stock aus dem Körner-Schiller-Kreise), bewegen sich diese Zwei vor und in einem theatrum mundi der damaligen Wissenschaft, der Geheimbündelei, des Cagliostro- und Alchemistentums, des Weltumseglerfiebers und des Ausstrahlens der Französischen Revolution auf die Nachbargebiete. Alles aber ziellos: „In kreiselnder Flucht", wie sich der kleine Georg das Vorwärtsdringen durch den unheimlichen Bau des Minos in seinen Tagesträumen vorstellt („Und drinnen brüllte der Minotaurus") — ein Sichverlaufen im Leben, ein gleichsam pointeloses Erlöschen, wenn die Stunde kommt . . . Dies das Ergebnis hochfliegender Träume, abenteuerhaften Sich-durchsetzen-Wollens, märchenhafter Begabungen.

Da ist der Vater, Pfarrer Reinhold Forster in Nassenhuben bei Danzig, nebenher Botaniker, Zoologe und Beherrscher von 17 Sprachen, der Gewaltmensch, der ungeheure Esser und majestätische Stutzer, der leidenschaftlich nach einem großen, gelehrten, fürstenbegünstigten Wirkungskreis strebt und schließlich von der Kaiserin Katharina auf eine Inspektionsreise nach den Wolgagegenden gesandt wird — dann nach England abenteuert und endlich dort zur Glanzperiode seines Lebens gelangt, indem er Gelegenheit findet, den Kapitän Cook als wissenschaftlicher Berichterstatter auf dessen zweiter Weltreise zu begleiten. Und mit ihm, wie sein Schatten, Georg, der Sohn, des

Buches eigentlicher Mittelpunkt und Held. Mit noch nicht fünf Jahren zu geistigem Leben erwacht (er konnte ganz von selbst plötzlich lesen), vom Vater von da an erbarmungslos mit Wissen vollgestopft, das er übrigens verdaut, zum Famulus und Sekretär des Alten gewaltsam entwickelt, jegliche mechanische Arbeit an den von diesem erwarteten Reiseberichten, einschließlich der Übersetzung in fremde Sprachen leistend (er beherrschte deren sechs im zwölften Jahre): so wächst dies um Kindheit und Jugend grausam betrogene Individuum zum Manne heran. Hundert seltsame Falten seines Wesens tun sich auf, Rückfälle in die Flegeljahre, ja ins Kindische rächen sich an dem Frühgealterten, körperlich Untergrabenen, der, jahrzehntelang geknechtet, nie die Kunst der Selbstdarstellung lernt. „Was bin ich mehr als der vom König Minos dressierte Pudelhund?“ Das geht ihm bei endlich erlangter Selbständigkeit in den Lehrämtern zu Wilna, Cassel, bei der Bibliothekarstelle in Mainz nach. Das läßt auch seine Ehe ihm unter den Händen zerfließen, während Freund Huber, harmlos naiv von Forster selbst ermutigt, langsam in seine Rechte bei Therese einrückt ... Der Freiheitsschwindel zu Mainz zieht den Willenlosen in seine Kreise, er wird als Deputierter des dortigen Konvents, „ein Sansculotte des Herzens“, nach Paris gesandt, während hinter seinem Rücken die republikanische Herrlichkeit zusammenbricht. In Paris ist Georg Forster dann kurz nachher, noch nicht fünfzigjährig, einsam gestorben.

Nicht sein Kreis gelehrter Freunde in der Heimat, nicht der literarische Ruhm seiner gern gelesenen Reisewerke, kaum die Sehnsucht nach Weib und Kind scheint die Gedanken des Sterbenden gestreift zu haben; aber neben visionären Wunderlichkeiten von der Südseereise her taucht die alte Kindervorstellung vom Labyrinth wieder auf, durchleuchtet von trüber Erfahrungsweisheit. „Und er lächelte. Er wußte nun: Durch die äußeren Gänge des Labyrinthes begleiten uns Jugend und Hoffnung. Wir füllen unser Herz mit Welt; und wenn wir leiden müssen, geschieht es ungläubig, als hielten wir es für einen Irrtum der Vorsehung. Vor den inneren Windungen des Labyrinths erwartet uns der Schmerz. Er nimmt uns in Empfang und bleibt bei uns ... Er entkleidet uns aller unserer Hoffnungen und jagt uns nackt durch die entsetzlichen Irrgänge dem furchtbaren Rätsel zu, das da im Herzen der Finsternis die großen Baalsgesänge heult, und dem er uns vorwerfen wird — wenn wir nicht vorziehen, selbst bis in die letzte Kammer zu gehen — freiwillig und ohne nach des Opfers Zweck zu fragen. Wenn wir Geopferte werden zu Opfernden, so haben wir heimgefunden in das Herz der Dinge und Gottes. Das Labyrinth versinkt, und wir sind frei.“

Auf der gegebenen quellenmäßigen Untermalung alle diese Geschichten und Stimmungen dem Leser zwingend wahrscheinlich zu machen und psychologisch abzutönen: das ist für Ina Seidel eine starke Talent- und Gestaltungsprobe, auf deren Ergebnis wir mit warmer Freude hinweisen. A. M.

Deutsche Dichterhandschriften

Man kann sich die mappenartigen, sehr geschmackvollen Bände schmalen Umfangs, die von der Lehmannschen Buchhandlung in Dresden als „Deutsche Dichterhandschriften“ herausgegeben werden, als reizende Geschenke für alle Freunde der betreffenden Dichter denken. Es wird durch solchen Einblick in die getreu wiedergegebene Handschrift ein näheres Verhältnis zum Schaffenden hergestellt; die Anschauung ist zu Hilfe genommen; auch ein Bild des Dichters ist jeder Mappe beigegeben; und der Herausgeber Dr. Hanns Martin Elster schickt eine äußerst sorgfältige Einleitung voraus. Für den Handschriftendeuter ebenso eine Fundgrube wie für den Forscher und Literaturfreund!

Manche dieser Dichter stellen sich in einer kleinen Selbstbiographie vor, ehe Dr. Elster das Wort nimmt. Eine gute Selbstbiographie ist zwar sehr aufschlußreich, aber gar nicht so einfach. Der Verfasser bleibt leicht an Zufälligkeiten haften, die ihm persönlich wichtig scheinen, für sein Gesamtwerk jedoch weniger bedeuten; der Andrang der Geschehnisse, der

Erinnerungen ist zu groß. Andrerseits ist doch wieder viel Bezeichnendes in solchen Selbstbekenntnissen, was jenen Nachteil ausgleicht.

Man lese daraufhin in den vorliegenden Bänden die Selbstbiographie eines Thomas Mann, eines Börries, Freiherrn von Münchhausen! Und man vergleiche damit die Handschriften! Insbesondere das Gestrichene ist darin kennzeichnend: Mann, der eine spitze, gepflegte Handschrift schreibt, nimmt die spärlichen Tilgungen so genau und gründlich vor, daß die Schraffierungen nach einem hübsch abgerundeten Klecks aussehen; Münchhausen zieht einen starken graden Strich oder fährt kreuz und quer darüber hin, und ein unschönes Seitenbild mit manchmal recht kräftiger Tintenvergeudung stört seine nervengesunde Männlichkeit nicht. Des vielgelesenen Waldemar Bonsels Blick, Handschrift und Selbstbiographie zu vergleichen, hat einen eigenen Reiz. Da ist etwas Apartes, etwas Undefinierbares, das zugleich hypnotisch anzieht und doch auch irgendwie fernhält; es liegt in den Untergründen und ist schwer zu formulieren. Der beliebte Dichter saugt sich schildernd und gestaltend langsam und zäh in Welt und Dinge ein, beobachtet aber auch die Wirkung seiner Werke und ist durchaus keine einfache Natur. Wie anders Wildenbruchs frei und offen hinfliegende Schrift, deren Buchstaben — im Gegensatz zum bedächtigen Bonsels — oft kaum miteinander verbunden sind! Wildenbruch wär persönlich ein Prachtsmensch, wie alle bestätigen, die ihn gekannt haben. Dann ist da Frenssens sinnliche und besinnliche pastorale Bäuerlichkeit, schwer, niederdeutsch, nicht besonders gepflegt —— Doch wir brechen ab! Denn wir fangen an, unsrer Zeitgenossen Handschrift und damit auch einen Teil ihres Wesens unter die Lupe zu nehmen. Und das ist nicht der Sinn dieses überaus liebenswürdigen Unternehmens, das wir auf das wärmste empfehlen. Es erschienen bisher noch Wilhelm Raabe, Gerhart Hauptmann, Carl Hauptmann, Walter von Molo, Clara Viebig, Hermann Hesse, Cäsar Flaischlen, Wilhelm Schäfer. Preis? Er war einmal nur 25 Mark...

*

Aufruf der Deutschen Schillerstiftung

Die am 28. September im Weimarer Schillerhaus versammelte Generalkonferenz der Deutschen Schillerstiftung wendet sich mit folgendem Aufruf an die Öffentlichkeit:

„Die täglich anwachsende Not in den Kreisen der deutschen Schriftsteller erfüllt alle Freunde unseres Schrifttums mit ernster Sorge. Der Stand des freien Schriftstellers ist dem Untergang geweiht. Die Absatzmöglichkeit für seine Erzeugnisse wird durch die ungeheure Steigerung der Papierpreise und aller Herstellerlöhne unaufhaltsam verringert. Während die Verkaufspreise für Bücher, Zeitschriften und Zeitungen von Verlegern und Sortimentern entsprechend der Geldentwertung einigermaßen erhöht werden, müssen sich die geistigen Urheber in zahllosen Fällen mit Honoraren der Friedenszeit begnügen. Die Gesetzgebung zögert leider trotz der Verelendung einer ganzen, kulturwichtigen Berufsklasse mit tatkräftigen Maßregeln: sogar die so berechtigte Forderung, die frei gewordenen Werke toter Autoren zum Staatseigentum zu erklären und für deren Druck (bzw. Aufführung) von Verlegern (bzw. Theatern) zugunsten der lebenden Schriftsteller eine Abgabe zu erheben, wie sie das Ausland vielfach seit langem eingeführt hat, ist noch immer nicht erfüllt. Unter diesen Umständen sind die hilfesuchenden Blicke der notleidenden deutschen Schriftsteller mehr denn je auf die Deutsche Schillerstiftung gerichtet. Doch auch diese ehrwürdige, seit mehr als sechzig Jahren zum Segen der deutschen Dichter und ihrer Hinterbliebenen wirkende Wohlfahrtsanstalt, und damit das letzte umfassende Schutzwerk der bedrängten Schaffenden, droht zu erliegen. Die vorhandenen ordentlichen Mittel genügen längst nicht mehr, der steigenden Not auch nur annähernd zu steuern. Nur die großmütige Hilfe des Auslands, besonders Amerikas und Schwedens, hat unserer Stiftung die letzten anderthalb Jahre zu überstehen ermöglicht. Das hochherzige Vorbild des Herrn Reichspräsidenten, der seinen Jahresbeitrag verdoppelt und eine

außerordentliche Spende gewährt hat, bestärkt uns in der Hoffnung, daß das Volk Schillers seine alte Nationalstiftung nicht im Stiche läßt. An die öffentlichen Stellen und an alle Freunde der deutschen Literatur ergeht unsere eindringliche Bitte, diesem Beispiel zu folgen.

Die Zentralkasse der Deutschen Schillerstiftung in Weimar nimmt für unsere Stiftung bestimmte Spenden dankbar entgegen.

Lienhard, Donndorf, Lilienfein (Weimar), Enking (Dresden), Bettelheim (Wien), Landau (Berlin), Brausewetter (Danzig), Schneider (Mannheim)."

NB. Diesem Aufruf, den unser Generalsekretär Dr. Heinrich Lilienfein im Namen des Verwaltungsrates ausgehen läßt, möchte ich als Vorsitzender noch eine Bitte an die Auslandsdeutschen anfügen, die Geldentwertung zugunsten unsers deutschen Geisteslebens auszunützen. Ein paar tausend deutsche Papiermark sind für euch nicht viel: wir aber können manchmal einen Einzelnen und seine Familie durch rechtzeitiges Eingreifen vor Unterernährung und Verkümmerung retten!

F. L

*

Tschechische Dankbarkeit

Völker sind nicht dankbar. Das liegt im Lauf der Welt. Wo aber ein Völkchen den Mangel an Dankbarkeit in bösartige Undankbarkeit umwandelt, ist eine Rüge angebracht. Was die Tschechen wissenschaftlich und technisch geworden sind, verdanken sie ausschließlich den Deutschen. Noch heute werden deutsche Zeitungen und deutsche Bücher wie seit Jahrzehnten von tschechischen Übersetzern meist ohne Angabe der Quelle geplündert. Nicht gegen den Diebstahl, den die Tschechen an den Deutschen im großen betrieben und noch betreiben, sondern gegen die deutsche Wissenschaft, der sie, wie gesagt, alles verdanken, richtet sich ein Aufruf des Vereins junger tschechischer Naturwissenschaftler in Prag vom Juni, worin es hieß:

„Unsere Nation ist ein Mitglied der freien Staaten der ganzen Welt geworden und wünscht eine durchgängige Reinigung und politische Befreiung vom deutschen Einfluß, der Jahrhunderte lang unser Unheil war (!). Wir dürfen aber kein Bedenken tragen, diesen Einfluß auch auf kulturellem Gebiete zu vernichten. Vor allem war unsere Wissenschaft bislang zu wenig frei von deutscher Kultur. Unsere Gelehrten haben ihre Forschungsergebnisse in deutscher Sprache veröffentlicht und hierdurch die deutsche Wissenschaft hochgebracht (!). Wir richten daher an alle jungen tschechoslovakischen Naturforscher und Ärzte folgenden Aufruf: Schränkt eure Verbindungen mit den deutschen wissenschaftlichen Kreisen ein, da diese die hohe Aufgabe, für das Wohl der Menschheit zu wirken, schnöde verraten haben (!). Schreibt und druckt nichts mehr in deutscher Sprache! Schreibt eure Arbeiten in der Muttersprache mit einem zusammenfassenden Nachwort in einer andern, nur nicht in der deutschen Sprache! Nieder mit jedem, der sich noch immer vor den moralisch gerichteten deutschen Koryphäen beugt! Gründet in euren Bezirks- und Ortsverbänden solche Stellen, die denjenigen, welche keine fremde Sprache außer der deutschen beherrschen, die Übersetzung des Schlußwortes in eine fremde Sprache bereitwillig besorgen! Sorgt für Beziehungen zu den Gelehrten der edlen Ententestaaten!"

Goethe sagte einmal, er habe nie bemerkt, daß tüchtige und ehrenwerte Menschen undankbar gewesen wären. An dieses Wort erinnert im umgekehrten Sinn der Aufruf des Vereins tschechischer Naturwissenschaftler und Ärzte in Prag. In der Tat stehen wie die polnischen, so auch die tschechischen Ärzte als Fachmänner nicht in besonderem Ansehen. Als Menschen haben sie mit diesem ihrem Aufruf die Achtung aller anständig denkenden Kreise verwirkt.

P. D.

*

Schweden in Goethes Leben und Schriften

Prof. Dr. Hans Gerhard Gräf hat den Schweden ein Buch beschert, wie es nur der liebevolle und gründliche Forschungsfleiß eines deutschen Gelehrten schaffen kann.

Diese Studie (zu Stockholm in schwedischer Sprache erschienen) begleitet Goethe — sprungweise, wie es das Thema mit sich bringt — durch sein Leben von der Studentenzeit bis ins hohe Alter. Und selbst der Leser, der sich schon viel mit Goethe beschäftigt hat, ist überrascht, wie mannigfach die Beziehungen sind, die unseren Dichterfürsten mit dem stammverwandten schwedischen Volk verknüpfen. Scheinbar unbedeutende Fäden spinnen sich an und brechen auch wieder ab, bilden aber doch ein Band, das Goethes — in seinen Gesprächen (Eckermann u. a.), aber auch in seinen Werken (Wahlverwandtschaften usw.) hervortretendes — Interesse für jenes Volk uns näher erklärt.

Viele Schweden haben Goethe in Weimar oder auf seinen Reisen aufgesucht. Wir können hier aus der stattlichen Reihe nur ganz wenige erwähnen. Von der liebenswürdigen Dichterin und Tegnér-Übersetzerin Amalie von Imhof, Frau von Steins Nichte, und ihrem schwedischen Gatten dürfte den meisten Deutschen noch am ersten etwas bekannt sein. Denn sie wurde durch sein Interesse an ihren schriftstellerischen Arbeiten ausgezeichnet. Ebenso „der kleine Sprengsel" C. G. Brinkmann. Nach seinen eigenen Worten: „Ein schwedischer Diplomat, der in Paris deutsche Verse schreibt und drucken läßt und in dieser brennenden Wüste französischer Überkultur" erst recht „enragiert deutsch" empfinden lernt. Einem jungen Grafen Trolle-Wachtmeister, der Goethe 1804 besuchte, verdanken wir feine Beobachtungen, die er in einem Reisetagebuch aufzeichnete. So die, daß Goethes gelegentlich sehr bemerkliche Schweigsamkeit sich wohl aus einer Art Hypochondrie herschreibe, die „das Gefühl der Leere um ihn her" veranlaßt habe. Am interessantesten ist Goethes Zusammentreffen mit dem weltberühmten Chemiker Berzelius. Trotz anfänglicher Kühle des Geheimrats und trotz großer Meinungsverschiedenheiten, die sich besonders beim gemeinsamen Besuch des toten Kammerbühler Kraters bei Eger zeigten, verlief die Begegnung zu beiderseitiger Befriedigung und zog noch brieflichen Verkehr nach sich. In diesem Kapitel tritt besonders hervor, wie feinsinnig Gräf Goethes Eigenart und die auch in dem großen Geist liegende Gebundenheit zu deuten versteht.

Alles in allem: ein sehr lesenswertes Buch. Warum ist es leider zunächst in schwedischer Sprache erschienen (Verlag Norstedt & Söhne, Stockholm)? Etwa ein betrübliches Zeichen der Zeit, daß die Arbeit des deutschen Gelehrten im eigenen Lande keinen Verleger fand? Aber auch ein erfreuliches: wie nah verwandt sich das geistige Schweden unserer Kultur fühlt und daran festhält — mag auch das deutsche Volk heute das meist verlästerte der Welt sein. Möchte das Werk bald in deutscher Sprache erscheinen und dadurch in Goethes Vaterland Verbreitung finden!

Sophie Charlotte von Sell

*

Aus Norwegen

War die welsche Propaganda dort im Kriege schon ganz erstaunlich, sie hat eigentlich nachher nicht nachgelassen. Vor mir liegen z. B. zwei Nummern „Morgenbladet" (Nr. 87 und 88). Da wird erzählt von der französisch-norwegischen Zusammenarbeit. Am Lycée in Rouen sind nämlich Freiplätze für norwegische Schüler. Wo bleibt aber die deutsch-norwegische Zusammenarbeit?

In derselben Nummer wird noch berichtet von den demnächstigen Gastvorstellungen der Comédie française in Bergen und Christiania. Nummer 88 enthält die Besprechung eines Vortrags des Pastors Louis Gonin von Reims über: „Von Coligny (dem Hugenotten) nach Reims", den er im Auftrag der Alliance française in Christiania gehalten hat.

Diese ganze Propaganda — in der norwegischen Ehrenlegionärspresse natürlich noch viel stärker — hat nicht nur den Zweck „faire aimer la France": man könnte vielleicht zugleich dabei denken an „faire haïr le Boche".

Die Norweger sind ja ein sehr rechtlich fühlendes Volk — allerdings nicht ganz unsuggestiv; und es ist manchmal erstaunlich, wie selbst prominente Geister, die teils in Deutschland gelernt haben, wie z. B. Stephan Sinding oder Frithjof Nansen, Handlungen be-

gehen können, die wir, gelinde gesagt, nicht als Freundlichkeit gegen den südgermanischen Bruder auffassen können. Und diese Suggestionsfähigkeit haben die Welschen auch völlig begriffen.

Was tun wir nun, um wenigstens das Ohr unserer nordgermanischen Brüder in Norwegen zu gewinnen?

Die Antwort heißt eigentlich: „Nichts". In unseren Schulen wird z. B. so gut wie gar nicht auf diese nahe Verwandtschaft und Kulturgemeinschaft mit dem Norden hingewiesen.

Unser Valuta-Elend bringt es mit sich, daß z. B. die deutschen Fremdenstädte von Norwegern nur so wimmeln.

Auch unsere Universitäten und Hochschulen stehen zurzeit sehr in Gunst bei der norwegischen Jugend. Es wurde aber noch nicht oft gehört, daß jemand sich dieser nordischen Gäste besonders angenommen hätte, um ihr germanisches Bewußtsein zu stärken. So ganz unnotwendig wäre dies allerdings nicht. Wir könnten bei solcher Arbeit uns an ein klassisches norwegisches Vorbild klammern: an Norwegens großen Sohn Björnson. Ihm schwebte als ein Lebensideal ein germanischer Bund vor, dem alle Germanen angehören sollten.

Die Wirklichkeit ist aber so: Die meisten norwegischen Gäste gehen gleichgültig wieder aus unserem Land mit dem angenehmen Bewußtsein, einige Zeit billig gelebt zu haben, und ohne einen richtigen Begriff von unserer materiellen und völkischen Not; und selten mit dem Bewußtsein, daß sie Bein von unserem Bein und Fleisch von unserem Fleisch sind.

Wahrheitsgemäß ist allerdings noch zu berichten, daß in den Städten des Landes auch vielfach deutsche Veranstaltungen — vor allem Konzerte — stattfinden, doch kann die Richtung dieser nicht als für uns besonders werbend bewertet werden.

Über unsere Versäumnisse in Norwegen ließe sich noch manches sagen, z. B. ist es sehr auffällig, daß streng neutrale Blätter häufig von Havas, wahrscheinlich speziell für Norwegen frisierte Nachrichten an erster Stelle bringen.

Dr G. H.

*

Wie elsässische Kinder das Heideröslein singen

In einem zu Straßburg und Paris für die Jugend in Elsaß und Lothringen herausgegebenen Liederbüchlein, „Gerbe de chansons", das 52 französische, 20 deutsche — welch ein Wagnis! — und 10 Lieder in elsässischer Mundart enthält, steht auch das Heideröslein, nicht etwa im deutschen Teil, sondern von einem gewissen Barbieux übersetzt. Der Knabe ist von dem Röslein entzückt (ravi). Ravir ist ein beliebtes Wort, man vergleiche die französische Faust-Übersetzung:

„Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar" —

„Sa robe courte était à ravir" — ihr kurzer Rock war zum Entzücken.

Das Entzücken des Knaben zeigt sich darin, daß er das Röslein herausreißen will. Knabe sprach: „Du bist mein." Das Röslein erwidert: „Comment? à toi! Je te vais piquer le doigt, laisse moi en terre!" — Wie? dein! Ich werde dich in den Finger stechen, laß mich in der Erden. — Nun wissen die Kinder doch, was Goethe anzugeben versäumt hat, wohin der Knabe gestochen werden soll, was leicht an einem andern Orte hätte geschehen können, denn der wilde Knabe reißt wirklich den ganzen Rosenstrauch aus mit Stumpf und Stil („arracha").

Dem Röslein half kein „Oh" und „Ah", ebensowenig wie Goethes Volkslied, das den elsässischen Kindern durch einen Heideröslein-Ersatz aus dem Herzen gerissen werden soll.

Uns Elsässern, die wir mit ein Recht auf das Heideröslein zu haben glauben, ergeht es wie dem Röslein selber, es gerät in Wut. Aber: „Vaine fut colère". Müssen es eben leiden.

L. V. W.

Dazu noch ein Beispiel, wie Frankreich die elsässische Seele vergiftet:

Die französische Schulverwaltung in Elsaß-Lothringen hat in der zweiten Schulklasse der dortigen Schulen ein Lesebuch eingeführt (Syllabaire Langlois, 1919, Librairie Armand Collin, Paris, 12e Édition), dessen 88. Lektion in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut hat:

„Erinnert euch! Gedenket, kleine Franzosen, daß Deutschland Frankreich angegriffen und zum großen Krieg gezwungen hat. Gedenket, daß Belgien und Nordfrankreich über vier Jahre von den Deutschen besetzt gewesen sind! Unsere Feinde benahmen sich wie Barbaren, stahlen die Maschinen aus den Fabriken, die Möbel aus den Wohnungen und die schönsten Werke aus den Museen. Die Städte wurden durch sie zerstört, die Dörfer niedergelegt. Sie vergifteten die Brunnen, schlugen die Obstbäume um. Die Deutschen begingen gräßliche Verbrechen: verstümmelten und töteten die Kinder, erschossen Frauen und Greise. Mit ihren Flugzeugen beschossen sie unsere Städte und verursachten zahlreiche Opfer. Ihre Unterseebote versenkten Handelsschiffe, sogar Lazarettschiffe. Als sie besiegt waren, baten die Deutschen um Frieden. Unsere Soldaten marschierten zur Besetzung hin; aber sie zeigten sich menschlich und achteten die Einwohner und ihr Gut. Ewige Schande Deutschland! Ewiger Ruhm dem holden Frankreich (à la douce France) und seinen Verbündeten!"

Das müssen sich die Elsaß-Lothringer gefallen lassen!

*

Narrenhaus

Durch die deutschen Zeitungen machte vor kurzem die Nachricht die Runde, daß die „Société des Quais, Docks et Entrepôts", Konstantinopel, mit Sitz in Paris, von der deutschen Regierung im Ausgleichsverfahren für die Benutzung ihrer Dockanlagen durch die während des Krieges im Bosporus blockierten deutschen Dampfer „General" und „Corcorado" die Kleinigkeit von 3 877 389 799 Francs verlangt! Der „Manchester Guardian" verrät, wie diese „groteske" Summe, die das Dreifache der gesamten deutschen Kriegskosten beträgt, sich errechnet. Die findige Gesellschaft verlangt nämlich für die Tonne Schiffsraum je 1 Franken für die ersten acht Tage und steigert dann den Preis für jeden weiteren Tag um je 10 Prozent für die Tonne!

Dasselbe englische Blatt teilt auch weitere „phantastische" französische Privatforderungen mit, die man — nach französischen Gewährsmännern — insgesamt auf die Höhe von 50 bis 60 Milliarden Franken schätzt! Besondere Beachtung verdienen die Forderungen, die aus dem ehemaligen Reichsland erhoben werden. Nach dem Gutachten des Professors Mercier (Lausanne), des Präsidenten eines der Schiedsgerichtshöfe (Friedensdiktat § 296 und 297!), ist Elsaß-Lothringen vom Tage des Kriegsausbruchs an als französisch zu betrachten! Folglich betrafen alle Kriegsmaßnahmen der deutschen Regierung in Elsaß-Lothringen französische Untertanen (so weit diese Eingeborene bzw. de vieille souche waren)! Die französische Regierung ermutigt nun die Elsässer und Lothringer, Schadenersatzansprüche gegen das Deutsche Reich geltend zu machen; die französische Propaganda erhöhte die Zahl dieser Ansprüche von 711 auf 7020! So wird die von Elsässern und Lothringern gezeichnete deutsche Kriegsanleihe zum Kurs von 1,25 Mark = 1 Franken zurückverlangt.

Wörtlich heißt es dann im „Manchester Guardian" weiter: „Die Kirchen der Stadt Kolmar verlangen 12000 Franken als Ausgleich verlorener Kollekten, da aus militärischen Gründen die Glocken während des Krieges nicht geläutet werden durften. Die Stadt Straßburg fordert 84200 Franken, weil die Besteigung der Münsterplattform während des Krieges untersagt war, so daß die Eintrittsgebühren und der Ansichtspostkartenverkauf ein Ende hatten. Nur in einem Fall gab die französische Regierung den Schadenersatzanspruch eines elsässischen Bauern nicht weiter. Dieser Mann verlangte nämlich eine Entschädigung für eine Uhr, die seinem Sohne, der auf deutscher Seite gekämpft hatte und in Gefangenschaft geraten war, von den Alliierten gestohlen wurde! Der Anspruch wurde mit der Begründung abgewiesen, daß auf seiten der Alliierten etwas Derartiges nicht vorgekommen sei (?). Dagegen wurde von einem französischen Ausgleichsamt der Anspruch eines Elsässers vorgelegt, der seine Militärzeit in Deutschland in den neunziger Jahren ableistete und nun eine ansehnliche Summe als Ersatz für ent-

gangenen Arbeitsverdienst während dieser Jahre geltend macht."

So werden nach dem „Manchester Guardian" ebenso schamlose wie unsinnige Geldforderungen von Angehörigen eines Volkes erhoben, das sich mit Vorliebe als erstes Kulturvolk der Welt bezeichnet!

Dr. F. E. S.

*

Volkstänze und Gesellschaftsleben

Tiefstand — Niedergang. Das sind die einzigen Worte, mit denen wir die augenblicklich modernen Tänze bezeichnen können. Im Tanz suchen wir die Wesensart des betreffenden Volkes. Ganz nach der Veranlagung der Völker müssen also die Tänze verschieden sein; während der Südländer nach feurigen Weisen lebhaft tanzt, wird der Nordländer nach ruhigen Weisen angemessene Tanzbewegungen ausführen. Wie ist's nun möglich, daß der besonnene Deutsche jetzt an Tänzen Gefallen findet, die überhaupt nicht zu seiner Veranlagung passen? Immer wieder muß man dem anständigen Publikum zurufen: widersetzt euch diesen unnatürlichen Tänzen in ungesunden schwülen Tanzsälen! Das ist in dieser deutschen Notzeit eine Schande!

Wie kommt es, daß die alten, schönen Volkstänze für die Masse des Volkes ausgestorben sind? In der Hauptsache wohl, weil sie zu natürlich, ohne jeden Sinnenkitzel sind und ins Freie gehören. Es kann nicht genug begrüßt werden, daß die Wandervögel die alten Tänze aus den Winkeln hervorholen, um ihnen den Platz einzuräumen, der ihnen zusteht. Wenn auch Vereine für Heimatschutz, Turner, Schüler usw. die Volkstänze mit fördern wollen, so ist das lebhaft zu begrüßen. Nur eins ist außerordentlich wichtig dabei: die alten Reigentänze und dergleichen dürfen ihre Eigenart nicht verlieren, es darf daran nicht gefeilt und geschliffen werden; denn aus der vermeintlichen Verbesserung wird nichts werden als Verböserung. Dazu sind uns die alten Überlieferungen wohl allen doch zu schade. Es gibt jetzt „Tanzinstitute", die neben den modernsten Gliederverrenkungen auch Volkstänze lehren; hoffentlich wird da mit dem nötigen Ernst vorgegangen, damit wir durch solche Unternehmen keine Verschlimmbesserungen erhalten. Wenn alle, denen an der Erhaltung unserer Volksgüter liegt, mithelfen und mithüten wollen, dann hat's keine Not. Die Anzahl derer, die bewußt an der Erneuerung unseres Volkstums mitschaffen, ist doch wohl schon so groß, daß ersprießliche Arbeit auch auf diesem Gebiet geleistet werden kann. Es wird sich durch das Vorbild dieser Leute im Laufe der Zeit ein guter Einfluß auch im Gesellschaftsleben bemerkbar machen. Jeder, der die alten Volkstänze nach den einfachen, natürlichen Weisen kennen lernt und selbst mittanzt, wird den Unterschied merken und dafür eintreten, daß keine „Tänze" aufgeführt werden, die unser unwürdig sind. Dem deutschen Volke gehören deutsche Tänze, keine Dirnen- und Negertänze. Cake-walk, Foxtrott, Tango gehören nicht nach Deutschland!

Deutlich beginnen sich jetzt im deutschen Gesellschaftsleben zwei Arten von Menschen voneinander abzugrenzen: die edel und aufbauend Gestimmten, die an sich arbeiten, und die genußgierige, gedankenlose Masse, die dem Tage lebt und sich weder um die Herausbildung der Persönlichkeit noch um das Wohl und Wehe des Volksganzen kümmert. Sehe jeder, wo er bleibe!

K. Wollenhaupt

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Die Begegnung F. Staege



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründet: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. Dezember 1922 Heft 3

Weihnachtslied

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Theodor Storm

Der Mittler

Von Hans von Wolzogen

Durch Chamberlains Buch „Mensch und Gott“ ist der Begriff des „Mittlers“ uns wieder besonders nahe gerückt worden. Dagegen sträuben sich nun viele heutige Geister, teils aus Selbstgefühl, das die persönliche Freiheit nicht einschränken lassen will, teils auch aus Mißverständnis, das im „Mittler“ nur eine Art Makler sieht. Dies Sträuben dauert allerdings bei jedem nur so lange, bis ein Augenblick im Leben kommt, der ihn überwältigend nach einem Mittler verlangen läßt.

Immerhin wurzelt die Meinung: „Ich brauche keinen Mittler“ tief in der Eigenart des rechten Kindes unserer Zeit und ist daher nicht zu übersehen. Der Begriff des Mittlers aber ist, recht verstanden, auf nichts anderes zu beziehen als auf das Verhältnis der menschlichen Seele zur Gottheit, also gewiß auf eines der allerwichtigsten und tiefstgründigen ewigen Dinge. Wohl bleibt es eines jeden Einzelnen Angelegenheit, wie er sich jenes geheimnisvolle Verhältnis „vorzustellen“, in ein vermittelndes Bild zu fassen vermöge. Es wäre aber manchem recht geholfen, könnte ihm ein Erfassen des Verhältnisses der Seele zum Ewigen erleichtert werden, könnte ihm wenigstens ein Fingerzeig gegeben werden, wie die Mittlerschaft sich derart auffassen lasse, daß unser natürliches Selbstgefühl sich dagegen nicht zu sträuben braucht. Denn schließlich — menschlich ausgedrückt — braucht doch auch Gott selber das Selbstgefühl und die Freiheit seiner Menschenkinder, wenn er für sie und in ihnen wahrhaft lebendig und wirksam werden will. Mit Sklavenseelen schließt der Ewige keinen religiösen Bund; oder, wird ein solcher geschlossen, so hat der Ewige schon seine Hand aus dem Spiele gezogen — und an Stelle einer Religion behauptet ein Götzendienst das entweihte Feld des seelischen Lebens. —

Man hört bei Chamberlain von verschiedenen mythischen Gestaltungen des „Mittlers“: Herakles, Osiris, Mithras, Dionysos; sie alle vermittelten einst der menschlichen Vorstellung das geheimnisvolle Verhältnis der Menschenseele zur Gottheit, des Persönlichen zum Ewigen. Wie stellt sich nun diese uralte Mittlerschaft beim christlichen Heilande dar? Sie ist, wie sein ganzes religiöses Werk, durchaus ins Innere, ins Seelische verlegt. Sie gehört in jenes Reich, das mit dem Begriffe des „Himmelreichs in uns“ bezeichnet wird. Für die menschliche Vorstellung geht es auch da nicht ohne ein Bild ab; es ist aber das denkbar lebendigste, gewurzelt in Natur und Gefühl: das Bild der Vaterschaft und Kindschaft. Dieses Bild hat uns Jesus für das Verhältnis des Menschen zu Gott eingeprägt; daher durfte er sich selber vor allem als „Sohn Gottes“ bekennen. In ihm war dies Verhältnis vollkommen lebendig, war Persönlichkeit geworden. Er hat uns damit also die innerliche Beziehung unserer Seele zur Gottheit recht eigentlich „vermittelt“. Er hat uns durch diese Vermittlung in ein neues — jedenfalls neu erkanntes — Verhältnis zum Ewigen versetzt: in ein lebendiges Herzensverhältnis. Ein für alle Mal. „Ihr seid alle Gotteskinder“, das ist der Inbegriff seiner Heilslehre.

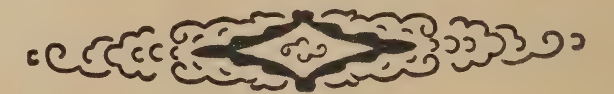
Sie hat er selbst gelebt: das vollendete Gotteskind vor den Menschenaugen, und dafür ist er gestorben: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist".

Der Geist der Gotteskindschaft aber ist ein Ewiges. Der stirbt nicht, der geht segensvoll immer wieder neu aus Gottes Vaterhänden hervor, wo eine Seele zum Leben erwacht. Wird sie dessen bewußt werden? Wird sie ihr Kinderrecht ergreifen, ihre Kinderpflicht erfüllen? Das ist ihre Sache, die Frage ihrer Freiheit. Gegeben ist es ihr worden auf jeden Lebensweg: das Bild — die Erkenntnis — die Kraft. Auch die Kraft? Gewiß, soweit es sich dabei um die geistige Möglichkeit handelt; und diese beruht auf der Erschließung des neuen Verhältnisses der Seele zu Gott. Ohne diese Erschließung durch des Heilands offenbarendes Werk wäre die Mittlerschaft überhaupt nicht weiter gediehen als wie zu jenen alten mythischen Gestalten eines Herakles, Osiris, Mithras, Dionysos. Nun aber ist die Vorstellung der Mittlerschaft nicht nur zu einer lebendigen Persönlichkeit, auch zu einer seelischen Tatsache geworden. Eine Kraft in uns selber: die Gewißheit innerlich innigster Zugehörigkeit zum Ewigen. In unserem Innersten ist uns also das Ewige „vermittelt" worden, und was wir danach je nach außen hin äußern und wirken mögen, das geschieht bewußt oder unbewußt aus einem Wesen heraus, das den Stempel der Gotteskindschaft empfangen hat. Dies verdanken wir dem Mittler Jesus Christus.

Es bleibt unserem menschlichen Vermögen anheimgegeben, inwieweit wir von solcher göttlichen Gnadengabe Gebrauch machen. Unsere Vorstellungskraft mag uns den Mittler noch weiter und anders in unserem Leben hilfstätig zeigen, und unsere Willenskraft mag auf dem Wege der eigenen Betätigung der empfangenen geistigen Möglichkeit erlahmen. Das ist eben Menschenweise, Stückwerk, wie alles im Bereiche des Endlichen, Begrenzten. Aber wir haben doch einmal unseren Anteil am Ewigen vermittelt erhalten, unsere Zugehörigkeit ist uns zugesichert worden; die irdischen Weisen und Maße verlieren davor ihren unbedingten Wert. Halten wir nur fest an dem Glauben an jene einzige, uns einmal offenbarte Mittlerschaft, an dem grundlegenden Verhältnisse der Seele zur Gottheit als einer innerlich lebendigen Zugehörigkeit, gleichwie des Kindes zum Vater. Dieser Glaube wirkt der „Liebe" Werke, das heißt: Werke im Geiste Gottes, einfach gesprochen: gute Werke. Darunter leidet unser Selbstgefühl nicht im mindesten; das tut unserer Freiheit nicht den geringsten Abbruch. Im Gegenteil: Unser ganzes eigenes Selbst tut uns dafür not, daß wir aus dem Grunde jenes Verhältnisses heraus unser Leben gestalten; und je kräftiger und mutiger wir auf diesem Wege vorgehen und an diesem Werke wirken: um so heller wird uns sicherlich auch das Bild des Mittlers begleiten, der uns dazu die Pforte erschlossen und das Zeugnis ausgestellt hat: „Zieh hin, du Gotteskind! Glaube daran, denke daran, daß du's bist! Das ist deines Gottes Reisesegen!"

Du etwa Verblendeter, etwa Allzukühner, der du meinst: „Ich brauche keinen Mittler": — sieh nur ein, daß du ihn eben deshalb „nicht brauchst", weil du ihn schon hast! Wenn du noch an ein Verhältnis deiner Seele zum Ewigen glaubst — worin doch dein eigentliches Menschentum beruht —, so erinnere dich daran, daß es ein „Mittler" war, der diesem Verhältnisse den lebensvollsten, verständ-

lichsten und segenskräftigsten Ausdruck gegeben hat, indem er den Begriff aus einem mythischen Bilde zu einer seelischen Tatsache für alle Zeit verwandelt — vertieft — verlebendigt hat. Das ist das Werk, das die Bedeutung der ewigen Mittlerschaft Jesu Christi.



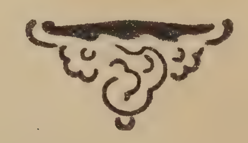
Der Freund

Von A. Faber-Bierhake

Ich war allein ...
Nicht kam das Glück,
Nicht trat der Freund
Mit treuem Gruß zu mir herein ...
Und hatte doch mein ganzes Leben
Dem Suchen einzig hingegeben ...
Da wählt' ich in der tiefen Not,
Daß nie in Freud' und Leide,
Daß nie von mir er scheide —
Zum Freund den Tod.

Da ward es hell,
Denn nimmermehr,
Ob früh ob spät,
Verließ mich dieser Treugesell.

Nicht mehr allein
Lebt' ich den Tag,
Nicht bracht' die Nacht
Mir dunkle Zweifel mehr und Pein.
Es schien, als ob der Tod durch seine Nähe,
Damit ich Unerkanntes sähe,
Ein tiefes Schauen mir verliehn.
Nun ist die Welt mir überreich,
Bringt sie auch hundert Lasten mit — —
Ich fühle Tod und Leben gleich
Und Gottes Gnade Schritt auf Schritt.



Herbergs-Madonna
Von Max Jungnickel

In der Christnacht war's, als ob alles Elend und alle Sorgen von der Herberge abfielen. Sie strahlte für eine Stunde, sang schüchtern und leise ein frommes Lied vor sich hin und hatte so sonderbare Fensteraugen.

Um Mitternacht aber, als alle Glocken längst ausgesungen hatten, stand sie wieder frierend und hungernd im Winterschein. Und der Wind blies und pfiff um der Haustür herum.

Um die erste Morgenstunde kam ein alter Handwerksbursche über den Schnee gelaufen, klopfte leise an, wurde hereingelassen und schlich sich, händereibend, auf die Bank, die am halberloschenen Ofen stand. Alle Betten waren besetzt.

Der Alte fing an nachzugrübeln; zog sich dann die nassen, zerrissenen Schuhe aus, riß sich den verschneiten Rock vom Leibe und legte ihn zu Füßen der Bank. Dann hielt er verstohlen Umschau.

Er gewahrte eine große, altmodische Bibel, die vergessen und zerlesen auf einem Tische lag. Er nahm sie und löschte die trübe Funsel aus. Dann schlug er die Bibel auf und legte sie auf die Bank; und er kniete sich auf seinen ausgebreiteten Rock, legte die blaugefrorenen, hageren Arme um das dicke, heilige Buch und ließ den Kopf in die aufgeschlagene Bibel sinken. Wie in einem Kissen lag jetzt sein Schädel. Einmal noch bewegte er den Kopf. Die Bartstoppeln überraschelten leise die frommen Buchstaben. Nach einer Weile schlief er. Sein Atem ging schwer. Das Dunkel ballte sich groß in der Herbergsstube. Wie ein Vertriebener lag er da, wie ein Ausgestoßener; so zerwandert und verweht.

Draußen, im Schneewind, flackerten unruhig zwei Sterne durchs Fenster. Die Herberge schlief tief dem Morgen zu.

Der Handwerksbursche hatte die Geschichte von der heiligen Nacht aufgeschlagen. Sein Kopf lag da, wo der Evangelist die Geburt des Heilandes erzählt.

Jetzt breitete sich über das windzerrissene Gesicht des Fremden ein sonderbares Lächeln. Aus dem heiligen Buche heraus hob sich, wie mit Silberstift in das Herbergsdunkel gezeichnet, ein seltsames Bild: über dem Gehetzten schwebte die Mutter Maria mit dem Kinde. Ein segnender Blick traf den Müdgelaufenen, der jetzt, im Schlafe, tief aufseufzte. Ein Seufzen, das alles Leid dieser Erde gefangen hält. Und die Seufzer hoben sich wie Wölkchen — und die Mutter Maria kniete auf den Seufzern des Handwerksburschen.

Die Herberge kam sich wie verzaubert vor. Die Sterne zogen durch das Fenster und umkreisten die Mutter Gottes wie leuchtende Engel.

Über den Schlafenden huschte ein seliger Schimmer.

Es war, als wollte sich die ganze Herberge in dieses weihnachtliche Licht emporheben...

Dann zerging die Mutter Maria mit dem Kind im Arm.

Und wie sie zergangen war, lagen die Schlafenden wieder sorgengrau und verweht.

Durch die Fenster glomm das Frühdämmerlicht.



Overbeck

Novelle von Julius Havemann

(Fortsetzung)

Die Jahre vergingen. Voß hatte in jedem Brief, den er dem Freunde geschrieben hatte, darüber geklagt, daß ihm Eutin seit Stolbergs Abfall gänzlich verleidet sei. Stolberg war es ja nun einmal gewesen, durch dessen Vermittlung er nach Eutin als Rektor berufen worden war. Bei den Stolbergs hatte er in den ersten Jahren eine freundliche Geselligkeit und allein die tiefere Teilnahme gefunden.

Overbeck vermied es, darauf einzugehen.

Endlich teilte Voß dem Freunde mit, es sei nun so weit: er habe sich entschlossen, wegen zunehmender Kränklichkeit seinen Abschied zu nehmen und mit einer ihm vom Herzog angebotenen Pension nach Jena überzusiedeln, wo jetzt zwei seiner Söhne studierten und er mit Goethe und Schiller in freundnachbarlichen Verkehr zu treten hoffen dürfe. Aber man hörte trotz solcher Erklärung die innere Unzufriedenheit mit sich, den Dingen und seinem Entschluß hindurch.

„Wie wird es nur werden, wenn er wirklich die Heimat seiner ‚Luise‘, sein Eutin, verlassen hat?“, sagte kopfschüttelnd zu seiner Frau der Senator, der, trotzdem ihm die Zeitverhältnisse so andersgeartete schwere Sorgen aufbürdeten, von der Nachricht, den Jugendfreund aus seiner Nähe ziehen lassen zu sollen, wehmütig bewegt war. Und Frau Elisabeth seufzte sogleich: „Er wird es hundertmal bereuen, wenn es zu spät ist. Und Ernestine wird auch betrübt sein.“

„Ach! die kommt darüber weg!“ meinte der Senator. „Ernestines Heimat ist überall da, wo ihr Voß ist. Sie ist eine prächtige Frau. Wenn er die nicht hätte, ach! da wäre er — — ja —“, unterbrach er sich, „vielleicht wäre er da gar nicht so quäsig geworden. Ihm ging es zu gut. Er ist bei ihr verwöhnt worden.“

Man erfuhr, daß der Herzog dem berühmten Manne eine Pension von 600 Talern statt der 500, die er in Eutin als Gehalt bezogen hatte, gewähren würde. Aber was bedeutete das neben dem Aufgeben aller der liebgewordenen Beziehungen zu Land und Menschen, der Sprache, der niedersächsischen Art, der er entstammte!

Overbeck und seine Frau besuchten ihn in Eutin noch einmal kurz vor dem Scheiden. Es kam ihnen vor, als ob dem Freunde eben das, was er so interessiert und ausdauernd in die Wege geleitet hatte — nun, da es unabänderlich geworden war — schon leid geworden sei. Allerdings sprach er sich keineswegs so darüber aus; aber stumpf und gleichgültig schien er alles über sich ergehen lassen zu wollen, was dem bisherigen Zustand ein Ende bereiten würde. Dann konnte er plötzlich ohne einen rechten Grund lospoltern oder über ein ganz Belangloses bis in die Tiefen seiner Seele hinab verstimmt tun.

Overbeck hatte seiner Elisabeth wiederum den Wink gegeben, die Angelegenheit mit Stolberg diesmal auch im entferntesten nicht zu berühren, falls aber Voß selbst davon anfangen sollte, allem zuzustimmen. Man wolle zum Abschied einig — wenn nicht sein, doch scheinen. Aber Voß vermied es, auf Tage der Vergangenheit

zurückzublicken. Auch auf die Schönheiten der Landschaft wollte er nicht achten oder auch nur etwa sich seine Zukunft in Jena ausmalen.

„Bester Overbeck!“ sagte er, „das ist alles, wie es ist — und wird, wie es wird. Man kann es im voraus nicht wissen, was man entdecken soll, oder was sich einem entdecken muß. Reden wir nicht davon! Durch Gerede verändern wir die Welt nicht.“

Besonders von der „Luise“ mochte er mit einem Male nichts mehr hören; und als Overbeck einmal im herrlichen Buchenwald ins hohe Laub hinaufdeutete und meinte, diese deutschen Wipfel hätten den Wellengesang vom Strande der Phäakeninsel Scheria in sein Ohr gerauscht und seine Verse klingend gemacht, murrte Voß trocken: „Was wissen Bäume von der Welt des Homer und dem Bau eines Hexameters, Bester? Hexameter habe ich — Voß — den Deutschen vorgedichtet, aber nicht der Laubwald um Eutin.“

So war's. Die rauschenden Wipfel durchruderten wohl die Sonne, als führten sie die Seelen in grünen Kähnen einer goldenen Heimat zu. Mitziehende Geister durchharften die goldenen Strahlensaiten. Aber noch viele Dichter würden des Waldes Lied wie das des Meeres auf ihre Weise deuten.

Voß lief den ganzen Tag in ungemütlicher Weise hin und her, als fühle er sich schon nirgends mehr zu Hause. Nur von den äußerlichen Reisevorbereitungen und den Reisegelegenheiten hub er immer wieder zu reden an und langweilte seine Gäste recht sehr damit.

Einmal klang der Name „Goethe“ auf, und Voß warf auch ihn gewissermaßen mit einem „Ach, Goethe!“ in den Winkel, worauf er dann im nächsten Augenblick Ernestine nach seinen schon verpackten Hemden befragte. Ernestine allein schien er sich noch nahe zu fühlen, da er ja in ihr die alte Zeit mitnehmen würde.

Sie ging munter und fürsorglich auf alles ein und hatte doch ihrer Gäste acht. Hinten in ihren Augen glomm ein stilles, warmes Licht, und das schien sich über irgend etwas in ihres Mannes Art heimlich zu ergötzen. Sie nahm es wie es war, in Güte und Verstehen, immer hilfsbereit — immer begütigend und zurechtrückend, wie eine Mutter, die einem eigenwilligen Kind aus Nöten heraushilft, indem sie es zugleich studiert.

„Lieber Freund! was sollte man jetzt in Erinnerungen wollüstig schmerzlich wühlen wollen?“ betonte Voß zum soundsovielten Male. „Nach zehn Jahren — da mag man die alten Dinge wieder heraufholen. Wenn sie Patina angesetzt haben. Dann erfreuen sie die Seele wieder. Wir hatten hier gewiß manchen guten Tag — und manches Gute ist daraus über den Tag hinaus entstanden. Aber fünfhundert Taler waren eben auch keine fürstliche Besoldung. Und früher? — so zu Anfang unserer Wirtschaft hier — da gab's einen Vogelkäfig und ein jämmerliches Bettloch unterm Dach, in das der Regen hineinwusch. Man glaubte viel getan zu haben, wenn man das dem Rektor und Dichter einräumte. Das nehme ich zur Erinnerung mit — nun, wo ich doch in ganz Deutschland etwas gelte. Freilich — freilich, mit den Jahren ward es hier sonnig — aber das war die Sonne Homers, die ich hereintrug — es war, was Ernestine, was die Kinder in meinen Bau hineingebracht hatten — und die Freunde — ja, ihr auch — hier um mich herum — und weitum

im Lande. Gewiß, dazu dann draußen die Wiesen, die Felder — die Seen und die Wälder — — Ich will nicht weiter daran denken — Laßt mich in Ruh!" Er wurde plötzlich wieder erregt. „Es ist nun so, wie es ist. In Deutschland muß der Dichter ja zumeist durch die Augen und das Herz leben. Den Magen und die Gänsehaut muß er abschaffen. Auf diese Weise wird dann freilich jede Butterblume und jedes Wiesenschaumkraut ein bedeutsamer Schatz. Lieber Overbeck! — verehrteste Frau Senator! — nur die Fürsten wissen den Stolz auf ihre Dichter auch einigermaßen zu bezahlen, das heißt: wenn sie stolz auf einen sind —, wenn sie den Grips besitzen, es sein zu können. Und Karl August ist ja wohl so einer, der den Ehrgeiz hat, ein guter Fürst — das ist: ein Förderer der Geister — zu sein. Herzog Peter in Ehren! Du lieber Gott! er fraß mich nicht, so grün ich war — aber — Nu, lassen wir's gehen! Ich werde reisen — ich werde in Halberstadt unseren alten Gleim besuchen. Er ist erblindet, höre ich, aber er wird sich trotzdem freuen. Wir wohnen alleweil miteinander im Geisterland."

Der Wind strich über ein blaues Leinfeld. Es wellte sich wie ein See. Er sah nicht, wie schön das war. Er zog seinen Schal fester um den Hals zusammen und schwatzte so in Bitterkeit und Undank fort.

Als aber Overbeck immer nur den Kopf wiegte, mußte er dieses schließlich doch wohl bemerken. „Es ist hier alles vergiftet!" rief er. „Stolberg hat alles Schöne — alle Freude an den Dingen vernichtet. Wenn man sich so in einem Menschen täuschen mußte, wie ich in ihm, da wird die ganze Welt, die er einst mit Leben und Licht anfüllte, dunkel."

„Ganz gewiß! Ganz gewiß!" nickte der Senator ernst und nun doch mit aufrichtigem Mitgefühl. Und Frau Elisabeth seufzte ebenfalls: „Der Gerechte muß viel leiden, lieber Voß."

Voß schien mißtrauisch einem Tone nachzulauschen und wurde verdrießlich. Er sagte fortan nicht mehr viel.

Über dem See ging die Sonne in sanftem Glanze unter. Den Sonnenblumen und Malven in den Gärten mischten sich schon erste Astern bei. Es war viel Farbe an allen Wegen und auch im Himmel. Und die klare Luft trug den Blick weit und Töne aus fernsten Fernen herüber. Heimatlich bimmelte eine Turmglocke und erzählte von Luisens Festtagen im idyllischen Abseits, in die sie einst schäferlich harmlos hineinjubiliert hatte. Und Voß überrann trotz der mildwarmen Abendluft zum andern Mal ein Frösteln, und er rüttelte sich fester in Kragen und Schal hinein. Seine Frau riet zum Heimgehen.

„Schon gut!" knurrte er und lenkte seinem Hause zu. „Friede ist in der Natur. Friede ist in dir, Overbeck — und es fröstelt einen. Du bist heute von einer Milde, die einen ganz elend machen kann — milde wie Dünnbier von gestern. Nicht die Spur hiddelich bist du heute."

Ein wenig später saß er mit seinen Gästen, die er im beengten Rektorhause leidlich genug unterzubringen gewußt hatte, in Schlafrock und Nachtmütze beim Abendtisch und bemühte sich, lustig zu sein. Doch brachte er es nur zu bissigen Sarkasmen auf allerlei Entfernteres und kaum versteckte Anklagen gegen alles Menschentum — einschließlich seiner Gäste. Er höre, was der Freund nicht sage,

[...]merkte er einmal, und als man ihn bat, doch auf das zu hören, was dieser sage, [...]lärte er, das täte er wohl, aber da dieser seine Gedanken zu wenig darunter [...]stecke, so enthülle er sie geradezu, weil er die Aufmerksamkeit gegen seinen [...]illen darauf hinlenke. Er pries es sehr, daß man im September endlich werde [...]sen können. Man habe es freilich satt, Tag für Tag und auf Schritt und Tritt [...] alles das erinnert zu werden, was doch nur Lüge gewesen sei. Wenn man da[...]rch ungerecht gegen das Echte werde, so dürfe einem das zu sehr nicht verübelt [...]rden. Aber — nun, Overbeck wolle ja nun einmal nicht davon reden.

[...]Voß war gewiß selbst verzweifelt über seine Laune; aber störrisch und selbst[...]rlich wie er war, vermochte er ihrer nicht Herr zu werden. Alle fühlten sich [...]eichtert, als der Abschied anderen Tags endlich genommen war.

* * *

[...]Die trübste Zeit war für Deutschland hereingebrochen, die der französischen [...]emdherrschaft mit ihren Entbehrungen, ihrem Dunkel und ihrer Entartung. [...]beck hatte die furchtbaren Tage der Schlacht vor den Toren, des Durchzuges [...] Blücherschen Korps, der Erstürmung und Plünderung über sich ergehen lassen [...]issen. Es war dem Kaiserreich des Gewaltmenschen einverleibt worden. Manch [...]er hatte über Nacht oder unter dem Einflusse langandauernder Leiden seine [...]n lange angeschminkte Würde verloren. Overbeck aber, der Sanfte, blieb auf[...]ht. Plötzlich trat es zutage, was er im Dämmerfrieden der stillen idyllischen [...]iten, im heimlichen Schaffen des Gelehrten, in der Beschränktheit des durchaus [...]ht glänzend besoldeten Beamten in sich großgezogen hatte: selbstlose Treue zur [...]imat, mannhafte Festigkeit und schlichtes Ehrgefühl.

[...]Der Sohn des Eingewanderten, der in der alten Gelehrtenschule der Stadt [...] klassischen Geist des Altertums eingesogen hatte, dankte nun für diese am [...]rizonte seiner Träume dämmernden Welten dem stillen Winkel, der ihn gelehrt [...]tte, die Wunder einer unzerstörbaren Welt der Geister in sich nachzuerleben. [...]r Göttinger Student, der einst zur Zeit der Hainbündler zu den namhaftesten [...]tgliedern des Bundes in Beziehung gestanden, der jahrzehntelang mit einem [...] diesem Kreise, mit Voß, Freundschaft hatte pflegen können und, selber dichte[...]h tätig, sein Mitarbeiter gewesen war: er hatte aus diesem geistigen Miteinander [...] norddeutscher Landschaft erst rechte Bodenständigkeit gewonnen. Der ehemalige [...]okurator und spätere Syndikus des Domkapitels, der mit allen Rechtsverhält[...]ssen vertraut war und die feinen historischen Fäden kannte, die von der alten [...]adt ins Land hinausliefen und um das Eutiner Bischofsschloß webten, hatte [...] durch solches Wissen immer fester hier verwurzelt gefühlt. Der Senator endlich, [...] von seinem Wissen oft genug zum Nutzen des Gemeinwesens in der regierenden [...]rperschaft hatte Gebrauch machen können und sich mitverantwortlich fühlen [...]ußte für das Los derer, die ihn durch ihr Vertrauen auf den hohen Posten be[...]en hatten, war sich seiner Kräfte bewußt geworden. Er vermochte in dem Ge[...]l solcher Kräfte allen feindlichen Vorstößen gegenüber eine feste Haltung zu [...]vahren. Und wenn auch dem Zeitgeist hatte Rechnung getragen werden müssen [...]d man die französische Sprache auch im Hause Overbecks so sorgsam pflegte, [...] sie mit Eleganz benutzt wurde, so diente der ehrenwerte Mann doch auch hier-

mit nur seiner Vaterstadt. Verschiedene wichtige Missionen nach Paris wurden ihm übertragen. Einmal begleitete ihn das Madönnchen, dann zur Vermählung Napoleons mit Marie-Luise die Schwester eines alten Freundes, Hanne Gütschow. Erst 1810 kehrte er von dieser Reise nach Lübeck zurück.

Bis 1811 war der Senat noch provisorisch tätig. Dann sahen die Mitglieder sich genötigt, ihre Ämter niederzulegen. Während die Leiber darbten und die Herzen unter schwerstem Drucke seufzten, vernichtete die Fremdherrschaft auch jede teuer gewordene geistige Eigenart und beseitigte das besondere kleinstaatliche Regiment, das dem ganzen Stadtleben seine reizvolle Färbung gegeben hatte. Auch Overbeck mußte sich zu einem Amte verstehen, das, durch den Titel eines „Receveur de la caisse communale“ bezeichnet, sein Arbeitsgebiet im Interesse des Zwingherrn festlegte. In dieser neuen Eigenschaft vertrat er noch einmal in Paris die Vaterstadt.

Um diese Zeit hatte sein ältester Sohn Christian schon die Heidelberger Studienjahre hinter sich gebracht und lebte als Prokurator in Lübeck. Hans war Kaufmann geworden — gegen seine Neigung, die ihn zur Musik zog; aber die Verhältnisse verlangten von ihm, daß er einen nahrhaften Beruf wählte. Stieftochter Gretchen hatte den treuen Freund des Hauses Plessing geheiratet und war längst Mutter, und 1809 hatte auch das anmutige und muntere Lottchen, das nun oft mit großen erschrockenen Augen in die tolle Welt hinausblicken konnte, das heimische Nest an der Königstraße verlassen und war einem Arzt, dem Doktor Leithoff, als Gattin in sein Haus an der Sankt Annenstraße gefolgt. Sie alle hatten dem Elternhause wenigstens nahe bleiben können. Den jüngsten Sohn Fritz aber hatte sein Talent hinausgetrieben, damit er als Künstler sein Glück suche; und nachdem ihm das Leben auf der Wiener Akademie nicht mehr zugesagt hatte, war er nach Rom gezogen, das ihm bald die geistige Heimat werden sollte.

Im Sommergarten der Familie vor dem Holstentor, den Overbecks alljährlich, wenn die Bäume grün wurden und die Kirschblütenknospen schwollen, zu beziehen pflegten, und der „die Latzenburg“ genannt wurde — im Hause unter den alten Linden, die durch ihre tiefhängenden Zweige hindurch noch hier und da einen Ausblick auf das rosaweiße Meer der blühenden Obstbäume gestatteten, spannen die Erinnerungen ihren süßen Zauber um die Zurückgebliebenen. Einst hatte hier die wilde Jagd den Garten durchtobt, hatten die Jungen ihre Spiele gespielt, die Eltern ihren Hölty oder Homer und Anakreon gelesen. Hier hatte Backfischchen Lotte, zierlich auf eine Urne gestützt, in der Haltung einer trauernden Verlassenen dem zeichnenden Bruder als Modell dienen müssen. Wenn sie jetzt an diesen ihr angetanen Zwang, an ihre drollige Willfährigkeit und die komischen Zwischenfälle zurückdachte, mußte die junge Frau vor Verwunderung hell auflachen. Und gleich darauf wurden ihre munteren Augen groß und träumerisch — ja traurig. Was hatte das nur für einen Reiz für sie gehabt? — So lustig war es gewesen — so köstlich durchprickelnd — fast weihnachtlich heimelig — fast wie ein neckisches Märchen!

Der Vater hatte den Jüngsten die unsichere Künstlerlaufbahn ungern einschlagen sehen. Er hatte mit dem Schicksal Asmus Jakob Carstens gewarnt, des Lübecker

…alers, den Overbeck einst hilfreich gefördert hatte und der dann doch in Rom, …rgessen von allen, vor Gram gestorben war und nun an der Cestius-Pyramide …n seinen Enttäuschungen ausruhte. Erst als Autoritäten wie Peroux und dann …estner, der Sohn der Lotte Buff, bei dem jungen Menschen ein Talent als zweifel…s vorhanden erklärt hatten, das unbedingt der Förderung bedürfe, hatte er …ufzend seine Zustimmung zu dem Abenteuer gegeben. Man mußte jeden auf …ine Art selig und tätig sein lassen. Was wußte selbst ein Vater von den heim…hsten Lebensquellen in seines Kindes Brust? Overbeck wollte nicht die Not…endigkeit des alten Konflikts zwischen Vater und Sohn auch seinerseits aner…nnen. Er blieb sich treu.

…Die Tage wurden trüb und trüber, und völlige Nacht sank endlich über die alte …tadt herab — nicht die geliebte Dämmerung der Weihnacht, vielmehr jene leere, …rchfröstelnde, durch die kaum noch ein Stern der Hoffnung blinkt, wo man …echanisch weiter vegetiert, dumpf hoffend, daß irgendwie von außen ein Anstoß …les Leben in andere Richtung bringen werde. Overbeck konnte seinem Sohn … Rom keine Unterstützungen mehr senden. Er verlor ihn da erst vollends an die …remde, in deren Wesen er nicht hineinblicken konnte. Einst hatte der heranwachsende …ube die himmelblaue Magermilch angewidert von sich geschoben, die jene karge …eit den Kindern zuwies; jetzt hatten sie kaum noch diese daheim, und manch …ebes Mal ertönte unter den Linden der Latzenburg der Ausruf: „Wenn jetzt …ritz da wäre!“

…Sie wußten, daß dieser Fritz seine Wohnung in der Villa Malta mit einer Zelle …s Klosters San Isidoro vertauscht habe. Sie waren geneigt, dieses für eine …ünstlerlaune zu halten. Seltsam spann doch das Leben seine Fäden, an denen … aus einem allen gemeinsamen Nest diesen hierhin, jenen dorthin zog, so daß …hließlich jeder vom andern selbst die gemeinsame Vergangenheit kaum noch begriff. „Ach! — aber schön war's doch!“ schloß solche Erkenntnis dann wohl nach einem …inaussinnen der Augen die schlanke hübsche Frau Leithoff. „Es war doch unser …est — durch all unser fröhliches Zusammensein, zumal in der Weihnachtsdämmer…it!“

…Als endlich der Morgen der Befreiung für Deutschland graute, als in Rußland …r gigantische Bau, den zum andern Mal einer in den Himmel hatte türmen …ollen, zusammenstürzte, als sich ganz Deutschland gegen den Tyrannen erhob, …s der Völkerfrühling seine ersten Veilchendüfte über die Lande wehen ließ und …an auch aus der alten Travestadt die Franzosen vor den heranjagenden Kosaken …ettenborns davongezogen waren: da hob sich auch die Brust des alternden Over…ck in stürmischem Jubel. Noch einmal wurde er berufen, den Freistaat bei der …egrüßung der verbündeten Monarchen in Dresden und Breslau zu vertreten. …r reiste dahin ab. Aber die Zeitumstände wollten es, daß die französische Welle …och einmal zurückflutete. Noch einmal füllten sich die Straßen um das Rathaus …it den bunten französischen Uniformen. Davoust begann noch einmal sein …chreckensregiment. Und während der Senator in der Ferne den hellaufleuch…nden jungen Morgen grüßte, dämmerte er seinen Mitbürgern düster genug …rauf, als die Schergen Napoleons am 17. Juli auf dem Walle vor dem Mühlentor

das letzte Opfer, den Familienvater Prahl, trotz der verzweifelten Bitten vo Frau und Kindern, zum Tode führten. Von den Dächern der Häuser an der Stad mauer, nahe jenem Tor, lugten an jenem Morgen bleiche Gesichter nach d Bastion Schwansort hinüber, wo das Frühlicht die jammervolle Exekution b leuchtete. Den aufflammenden Geist der Befreiung niederzuhalten vermoch diese Gewalttat nicht, den Grimm anzufachen, bedurfte es ihrer kaum noch. A am 5. Dezember Bernadotte, der einst die Stadt eingenommen hatte, nun aber a Befreier kam, in Lübeck einzog, begrüßte ihn kein lauter Jubel wie einst im Mä die Russen. Man war erschöpft durch das, was man seither hatte erleiden müsse

Overbeck kehrte etwas später — nicht ohne Gefahr und auf Umwegen — in d Heimat zurück. Das Weihnachtsfest ward diesmal allen zu einem Dankfeste. Ab wie warm die Herzen sich zueinander drängen mochten, zum Jauchzen fand sie noch nicht wieder Lebensmut genug; sie schluchzten in die Dämmerung hinei

Da traf im Hause an der Königstraße aus Rom die Kunde ein, daß Fritz Overb zum katholischen Glauben übergetreten sei.

Lange saß der Vater an diesem Abend ohne Licht. Er starrte in die Winkel d Zimmers, aus denen Schatten krochen und sich aufrichteten wie hagere Gestalt mit flatternden Soutanen und flachen Hüten, die sich düster um ihn hinhockt und ihn höhnend betrachteten. Vergangene Zeiten tauchten vor ihm auf u glitten im Fluge, klar bis in alle Einzelheiten, vorüber. Hatte er eine Schuld a sich geladen? Lag der Keim zu solcher Wandlung in diesem Hause? in dies Weihnachtsdämmerung? in seinem ewigen Sichvertragen? —

Aber dann straffte er gelassen den Körper und schüttelte ruhevoll den Ko Gewiß nicht! Fritz hatte in anderer Dämmerung gesucht — hatte mit einer ande Leuchte eine andere Heimat gefunden als die des Elternhauses. Sie, die ande alle, waren noch heute wie sie gewesen waren. Vielleicht hatte Rom es über i vermocht — vielleicht die Freunde oder das bunte neue Leben — die römis Sonne. Doch schließlich entkeimte ein jeder Entschluß dieser Art den nie zu forschenden Tiefen des eigenen Herzens. Man sollte dazu nichts weiter sage

Wohl dachte er auch einmal an Voß und Stolberg; doch das, was er selber j erlebte und empfand, mit dem zu vergleichen, was Voß damals so heftig erre zu haben schien, fiel ihm nicht einmal ein.

Die Tage dunkler Not hatte sein Sohn ja nicht miterlebt, die ihn, den Vat jetzt so vieles ahnen gelehrt hatten, was ihm einst, als er noch harmlos heiter d Anakreon nachgedichtet hatte, weltenfern gelegen hatte. War auch sein eigen Heim damals bei der Plünderung verschont geblieben, hatte eine höhere Ha in den Schreckenstagen über ihn und seine Familie sich schützend ausgestreckt: hatten sie alle doch das Los der Stadt — ja, das Deutschlands hier wie ein eigen erlebt. Fritz war fern gewesen. Er war aus den Dämmerungen, wo von einsam Kerzen riesenhafte Schatten an die Wände hinaufgeworfen werden und die Seel erschauern und dazu heimlich und leise machen, hinausgeschritten unter den leu tenden Himmel Roms, um mit dessen Glut seine Träume zu erfüllen . . .

(Schluß folgt



Unveröffentlichte Freundschaftsbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck

Mitgeteilt von Sophie Charlotte von Sell

(Schluß)

Leider ist aus dieser Zeit kein Brief mitzuteilen — vermutlich sahen sich die Freundinnen in diesen Monaten öfters. Wie innig die Freunde Stolberg an Bismarcks Bestrebungen teilnahmen, davon zeugt ein prophetischer Ausspruch des Grafen Eberhard, den er in den Mobilmachungstagen zu Robert von Keudell tat, und den dieser in seinen Erinnerungen mitteilt: „Hoch in der Luft schwebt eine Kaiserkrone! Will's Gott, so wird sie sich heruntersenken auf das geheiligte Haupt unseres Kriegsherrn."

Bald kam Gräfin Maria für einige Zeit zu Bismarcks zum Besuch. Nach ihrer Abreise sagte der Fürst: „Es ist eine Erquickung, sie um sich zu haben." Und als die Fürstin zwei Jahre später wieder in großer Sorge um ihren Gatten war, verlangte sie stürmisch nach der Freundin:

„... Dann verbrachte ich Tage und Nächte in solchem großen Herzweh um mein Geliebtestes — daß ich nichts mehr konnte als immer bei ihm sitzen, um alles zu versuchen, ob's ihm Linderung schaffe — was leider bis jetzt so ganz vergeblich gewesen! Seit 10 Tagen ist mein Armes so furchtbar krank an Adern- und Nervenschmerzen, die ihn nicht schlafen, nicht essen und ihm kein bißchen Ruhe lassen. Ich meine, er wäre noch nie so elend gewesen — so unausgesetzt von rasenden Schmerzen geplagt, die nur durch Morphium erträglich werden, welches gräßliche Pulver ihn so entsetzlich angreift, daß er in solcher tiefen Mattigkeit daliegt, sich kaum rühren und nur so leise sprechen kann, daß man sich totweinen möchte bei dem Jammer-Anblick! Struck, Lauer, Zwingenberg haben alle ihr Heil versucht — ganz wirkungslos — und stehen nun da, wie die Schafe — die sie au fond alle sind — ich meine alle Doktors — und wissen gar nichts mehr, und was ich dabei ausstehe, das kann kein Mensch fassen. Gott weiß es — und Er allein kann helfen — das weiß ich wohl und flehe zu Ihm Tag und Nacht, jede Minute — aber noch hört Er's gar nicht. Ach, Marie, meine einzige, liebste, süße Marie, hilf Du mir mit Deinem starken Glauben — meine Zuversicht ist am Ausgehen — ich bin so müde von Seufzen und Hoffen, weil's immer vergeblich war.

Welch himmlischer Trost würde mir's sein, einmal in Deine geliebten Augen zu sehen, Deine süße Stimme zu hören — und wenn Deine Heiserkeit besser und Du eine Stunde für mich übrig hättest — wie 100 000mal wollte ich's Dir und Gott danken [Gräfin Stolberg war bei ihrer Schwiegermutter in Potsdam]. — Herbert kam gestern von Dresden — weil er in den Zeitungen von der Krankheit gelesen — gar keine Briefe bekam und sich um seinen liebsten Papa ängstigte — den er so verändert findet, daß er ihn nicht ohne Tränen ansehen kann und nun mit uns furchtbar um ihn sorgt. Es ist meinem geliebten Bismarck diesen Winter so gut ergangen, daß ich in einer dankbaren Freude ohne Ende war — woher und wodurch

er nun plötzlich so entsetzlich leiden muß — man grübelt so viel, und findet's do nimmer! . . ."

Auch von freudigen Ereignissen muß Gräfin Stolberg sogleich benachrichti werden. Am 25. September 1878 sandte ihr die Fürstin eine Drahtung: Ih Tochter, die einige Jahre vorher ihren Bräutigam durch den Tod verloren hatt war die Braut des Grafen Rantzau geworden. Schon am selben Tage begar Johanna einen Brief an die Freundin, den sie aber erst am sechsundzwanzigst beendete:

„Mein Wollen ist immer vorzüglich, energisch bis in die Wolken — das Vo bringen aber stets mangelhaft zum Weinen — und so kam ich gestern mal wied nicht weiter und war heute den ganzen Tag im Schwirr, bis ich endlich die ruhi Mitternachtsstunde fasse, um Dir für Dein geliebtes Telegramm innig zu dank und Dir zu sagen, daß Maries Herzenshimmel so blau wie die herrlichsten Kor blumen, ihre Augen so strahlend wie zwei Sonnen, und ihre ganze Stimmung rosenfarbig wie der schönste Frühlingsgarten. Ja, ich kann Gott nur preisen, d Er ihr nach allem zermalmenden Jammer vor 3 Jahren — jetzt noch ein so groß Glück geschenkt; und wenn ich sie darin sehe, denke ich nicht an mich — wie schw es mir werden wird, mein geliebtes Kind fortzugeben — sie ist so ganz zufrieden u Graf Rantzau ein so lieber, prächtiger Mensch durch und durch, daß man wo erwartungsvoll in ihre Zukunft schauen mag. Gottes Segen wolle sie geleiten u seine Hand sie führen, dann wird ihr Glück gewiß dauernd sein!"

Nach langer Pause finden wir einen Brief der Fürstin aus Varzin vom 14. J nuar 1880:

„Hast Du wohl noch einen einzigen Funken Freundschaft für mich in Deine wundervollen Herzen, oder ist jetzt alles gestorben, und magst Du rein gar nich mehr von mir wissen? Ach bitte, bitte, denke nicht ganz schlecht von mir und ve schließe nicht Dein geliebtes Ohr noch Deine Türe, wenn ich schüchtern, zaghaf leise anzuklopfen wage, um Dich innig zu grüßen und unermeßlich zu lieben, w immer, und — wenn es möglich wäre — heute noch viel mehr. Ach, meine teu Marie, wäre ich eben bei Dir und könnte Dir erzählen, wie gräßliche Monate vo Angst und Jammer hinter mir liegen — du würdest tiefes Mitleid mit mir habe und ganz verstehen, daß Feder, Hände, Zunge — alles erlahmen mußte, und i oft kaum halb lebte bei all dem Elend, welches seit Gastein fast ununterbroche auf uns eingestürmt! Ja, gewiß — der Augenblick, da heute vor 7 Wochen uns liebstes kleines Würmchen geboren wurde, ist der einzige helle Lichtblick dieses lange trüben Herbstes und Winters gewesen, und sein niedliches, gottlob immer gesund Dasein hielt mich aufrecht, wenn ich — ach so oft! — schier verzweifeln wollt Ich wollte Dir sein kleines Erscheinen gleich melden, meine geliebte Marie, hat die Anzeige schon halb adressiert im Mäppchen, wußte aber leider nicht Deine augenblicklichen Wohnort, und ehe ich Gewißheit darüber durch Deinen regierend Vetter empfangen, warst Du mir mit Deinem geliebten Telegramm zuvorgekon men und schicktest dann noch das reizende Jäckchen zu Maries großer Freude u Jüngchens höchstem Staat; — so blieb die Annonce zurük, und ich wollte D täglich schreiben, dankend, liebend, klagend — aber nichts habe ich getan, die Ta

vergingen von früh bis spät mit der Pflege meines liebsten Mariechens, und außer den kurzen Berichten nach Varzin habe ich nie Zeit noch Ruhe gefunden, meine alte dürftige Feder in Cours zu bringen.

Mariechen hat unsäglich ausstehen müssen ... und sich nur schwer erholen können, und während ich Tag und Nacht um sie sorgte, bin ich fast gestorben vor Angst um meinen geliebten Bismarck, der hier zum zweitenmal sehr bedenklich erkrankte (einmal schon im Oktober, als wir eben eingezogen, wovon er kaum genesen, als ich zu Mariechen ging), und wenn Herbert mir die schlimmsten Tage, an denen er so furchtbar an Gallenkolik und Adergeschwulst gelitten, auch verheimlichte — nachher erfuhr ich's doch und ängstigte mich, trotz täglicher Versicherungen, daß die Gefahr vorüber und die Besserung fortschreite, rein zuschanden. Sie wollten zum Weihnachtsfest zurückkehren, dann zu Herberts Geburtstag, dann zu Neujahr, zu Dreikönigstag, aber immer mußte es verschoben werden, weil die Kräfte meines Armchens für die weite Fahrt noch zu schwach waren — Billchen kam von Straßburg, und als er Bismarck und Herbert nicht in Berlin fand, ist er zu ihnen hingeeilt — wo er leider auch gleich erkrankte und von Herbert nach einigen Tagen zurückgeleitet wurde — und nun hatte ich Pflege in der Wilhelm- und Dorotheenstraße und Sorge um Varzin — und ich muß doch rasend robust sein, daß ich diese trostlosen Zustände überwunden, ohne umzuklappen, worüber ich mich eigentlich nebenbei ewig wundere. — Als Billchen so weit war, daß er sein Bett verlassen konnte, und Mariechens 6 Wochen um waren, bin ich hierher zurückgekehrt und bleibe nun natürlich bei ihm, bis er sich stark genug fühlt, die Reise zu machen ..."

„Einige Stunden mit Dir, Du Geliebteste," schreibt Fürstin Johanna einmal, „sind wie erfrischend belebender Frühlingsregen für einen ganz verwelkten Garten, und wie ich danach verlange, wie's mir nottut — das kannst du gar nicht ausdenken, nur sehen und fühlen ..." Sie wußte eben, daß sie für alle ihre nie aufhörenden Sorgen stets Verständnis und Teilnahme bei Gräfin Stolberg fand.

Von der Feier des 70. Geburtstags des Altreichskanzlers berichtet folgender Brief:

Schönhausen, 7. April 1885.

„Alle Tage wollte ich Dir für Deinen süßen teuren Brief danken und überhaupt viel schreiben, aber immer fand ich tags keine ruhige Stunde dazu und war abends zum Umfallen müde von all den herrlichen Eindrücken und dem wundervollen Geburtstagstrouble, über den die Zeitungen genugsam berichtet — von dem Du aber doch nichts ordentlich wissen und mitempfinden konntest, weil Du's nicht selbst erlebt, und daß dies nicht geschehen, werde ich ewig beklagen, meine einzige Marie — Du kannst es wirklich gar nicht ausdenken, *wie* wunderschön es war!

Und alles ging so glatt und gut, das Wetter war bezaubernd, die Begeisterung der Menschen unendlich, der Kaiser ohne Maßen gnädig, herzlich, — Blumen, Geschenke ohne Ende — und mein Geliebtestes gesund von Anfang bis Ende! Gewiß, es waren überwältigend schöne Tage, und Gott sei tausendfach gelobt für alles, auch besonders dafür, daß mein Liebstes gesund geblieben und wir vorgestern hierherfahren konnten, wo die Ovationen und Rührungen wieder kein Ende nahmen — wir gestern das neu geschenkte Schönhausen begrüßt, dessen Felder Bismarck und Söhne mit Inspektor und Dietze gestern besichtigt, während ich Besuch bei

alten lieben Dämchen im Dorf machte, und während die Männer heute den Wald anschauen, benutze ich die Zeit, um bei Dir zu sein, meine geliebte Marie, nachdem wir vorher das gute alte Haus, Garten, Ställe durchwandert, und ich mit großer Rührung Wiege, Wägelchen und vielem Spielzeug begegnete, welches teils seit Mariechens und Herberts Geburt hier steht, teils von Frankfurt hergeschickt worden und worin — wie in alten Bismarck-Briefen (von 1849) — ich eben stundenlang mit Hochgenuß gekramt habe, und mir furchtbar uralt erschienen, nachdem ich so ganz in die köstliche Jugendzeit untergetaucht war, in der ich mich gar nicht wiedererkannte — und gar nicht glauben kann, daß ich's gewesen. Es war wie ein süßer, seliger Traum, aus dem ich eben ins klapprige, nüchterne, kranke, trockene Alter hinein erwacht bin. — Ich habe heut' und gestern in aller Stille so viel durchlebt, daß mir — wenn wir abends nach Berlin zurückkommen — sein wird, als sei ich viele Jahre fern gewesen."

Inwieweit der Liebeswille der Fürstin ihre eigenen Leiden überwand in dem Augenblick, wo eins ihrer Lieben ihrer bedurfte, davon zeugen einige Zeilen vom Krankenbett ihres ältesten Sohnes, der im April 1886 an Lungenentzündung darniederlag:

„Mein altes Asthma ist in dieser Angstzeit ganz verschwunden, aber wie gern hätt' ich's wieder, wenn ich dadurch meinen Herbert gesund machen könnte!"

Dann berichtet sie der Freundin, er sei glücklich zur Erholung nach Homburg abgereist, und sie „zunächst zusammengeklappt".

Welche Freude, wenn Gräfin Stolberg in Berlin weilt, und man ein Beisammensein einrichten kann! Da flog dann wohl ein Zettel wie der folgende zu ihr: „Heute wieder Rout — von 2—4, immer so Leute, die ich nicht abweisen konnte, und die sich so kettenhaft folgten, daß ich kein Momentchen zu der innigen dringlichen Frage fand, ob Du heute bei uns essen magst und was — mein Engel? Bitte sag' ja:— und bestelle Dir gernhabendes Essen bei Deiner grenzenlos liebenden J. v. B."

Aus dem ereignisreichen Jahre 1888 sei ein Brief vom 24. Juni mitgeteilt:

„. . . Ich sah ja nicht viele Leute, weil ich immer krank war, ganzen Winter hindurch, und drum auch nirgends hingehen konnte — dann wurde ich bettlägerig krank — im März 14 Tage — und Pfingsten abermals so sehr, daß Schweninger meinte, es sei dicht am Auslöschen gewesen — und seitdem hält er mich so abgeschlossen von aller Menschheit, daß ich — obgleich schon seit 3 Wochen aufgestanden und im Garten schleichend — niemand sehen soll, um nicht zum Sprechen aufgefordert zu sein — so erfahre ich schrecklich wenig, was in der Welt passiert — Herbert und Bismarck erzählen fast nichts — die Zeitungen lügen fast immer — wenn mir die gute Wallenberg nicht ab und an schriebe — wäre ich wie auf einer wüsten Insel — und das ist nicht heiter! — Es war überhaupt einer der traurigsten Winter, die man erlebt — der Tod des Kaisers Wilhelm, der so plötzlich kam, ging Bismarck und uns allen furchtbar nahe — wie Du wohl begreifen wirst. Gerade, weil wir ihn so lange haben durften, wurde es so besonders schwer, ihn zu verlieren! — Dann die 3 Monate Hangen und Bangen mit dem armen Kaiser Friedrich — wo's alle paar Wochen hieß, die Nacht würde es zu Ende gehen — und seine schrecklichen Leiden anzusehen, die er mit so unbeschreiblicher Geduld trug, immer nur

freundliches Anschauen für seine Umgebung hatte — das war entsetzlich ergreifend und angreifend und — vieles drum und dran sehr schwer für armen Bismarck. Nicht vom Kaiser — o, nein! Der war immer gut und lieb — aber — — — Wie nun alles werden wird? Noch ist nichts bestimmt. Aber der junge Kaiser zeigt sich ganz vortrefflich, und Gott möge und wird ihn stärken mit Weisheit und Ruhe, alles herrlich hinauszuführen. Wenn die ersten Aufregungen und Einrichtungen, Reichstag, Vereidigung usw. vorüber — will Bismarck aufs Land, Herbert nach Königstein, und ich soll — zu meinem großen Leidwesen — wieder nach Homburg. Warum? weiß ich nicht. Geholfen hat's mir gar nichts, und ich bliebe so schrecklich gern zu Hause..."

Nach Beendigung der Homburger Kur und längerem Aufenthalt mit dem Fürsten in Kissingen berichtete Johanna:

Friedrichsruh, 13. September 1888.

„... In Homburg sollte ich gewaltige ‚Widerstandskraft' gegen alles Elend einnehmen — es ist mir aber leider nicht gelungen, trotzdem ich mich 7 Wochen von dem lieben ‚zu Hause' und meinem Geliebten hier trennte in großer Selbstverleugnung und dort alles tat, was man von mir verlangte. Es ist wohl nichts mehr mit mir zu machen, das Öl auf der alten Herzenslampe will nicht mehr brennen — und so muß man eben verbraucht werden, so gut oder schlecht es geht. Sehr reizend waren die häufigen Besuche meines geliebten Billchens mit Sybille, und meines geliebten Herbert — und ich war auch 4mal in Hanau, um mich ihrer und der süßen Kinder [des Grafen Wilhelm Bismarck] sehr zu freuen — auch der tägliche Verkehr mit meiner lieben Marie Meister beglückte mich hoch, und Homburg ist ja hübsch genug, um gern dort zu sein — aber gesund wurde ich gar nicht, kehrte leider elender zurück, wie ich hinging, und beunruhige meine Geliebten hier jetzt sehr durch meinen eklichen Husten, Heiserkeit und vermehrtes Asthma. Mit Gottes Hilfe wird's wieder besser durch Emser Krähnchen, Hyosciamus und noch allerlei, was ich energisch schlucke, um für Dein geliebtes Hiersein nicht mehr so kläglich dreinzuschauen..."

Wie in der Liebe, war die Fürstin auch im Anwenden von Heilmitteln fürs Ungemessene; Emser Brunnen und Homöopathie wurden gleichzeitig eingenommen nach dem Grundsatz: Viel hilft viel.

Noch eine große Freude hatte das Leben nach der schweren Zeit von Bismarcks Verabschiedung für die immer mehr leidende Fürstin. Sie hatte, wie sie einmal an ihre im vorigen Brief erwähnte Freundin Frau Meister schrieb, fast die Hoffnung aufgegeben, daß ihr ältester Sohn sich noch verheiraten würde. Um so größer war das Glück der Mutter, als er sich mit Gräfin Marguerite Hoyos verlobte. Gleich muß die Freundin davon Mitteilung erhalten. Selbst eine Stelle aus einem Briefe des Bräutigams wiederholt sie ihr und fährt dann fort: „Mein ganzes Herz strömt über in Jubelhymnen, daß der liebe Gott es mit meinem geliebten Herbert so wohl gemacht hat! Er segne ihn und sie jeden Tag, jede Stunde ein sehr langes Leben hindurch, und lasse uns noch ein Weilchen diese ihre Wonne mit anschauen! —" Als dann die Braut nach Friedrichsruh zum Besuch kam, war es „ihre überfließende Herzenswärme", die das heiße Herz der Schwiegermutter völlig gefangennahm. „Gott Dank! Gott Dank! muß ich immer wiederholen", heißt es in einem Brief vom 16. Juni 1892.

Noch ein Brief aus diesem Sommer — nach der Reise der Eltern Bismarck zur Hochzeit in Wien und nach Kissingen — sei hier mitgeteilt:

Schönhausen, 5. August 1892.

„... Während unseres schönen, herzerquickenden Triumphzuges durch Süddeutschland, am lieben Hochzeitstage und nachher — immer dachte ich: sobald ich in Kissinger Ruhe bin, schreibe und danke ich viel für den geliebten Wiener Brief! Ruhe gab's aber diesmal gar keine in der Oberen Saline, und den 16ten hatte ich wieder einen wundervollen Brief von Dir — so reizend lieb, wie nur Du schreiben kannst, der mein Herz und Seele ganz zu Dir hinüberzog, was ich Dir in höchster Freude gleich sagen wollte, und wieder wurde nichts daraus. Es war eben zuviel los bei uns. Nach jeder Berliner Gemeinheit fand sich eine herrliche Anerkennungs-Kundgebung ein — kleiner, größer, riesig, massenhaft: von Tübingen, von Jena, Schweinfurt, Stuttgart, Heilbronn, Heidelberg, Frankfurt, Coburg, Hessen und von Kissingen alle Tage — spielende, singende Ständchen — so daß man nie recht zur Besinnung kam. Es war ja gewiß wundervoll; was man gelesen, war nichts gegen die Wirklichkeit, und ich voll stetem Dank und Freude, daß man meinen geliebten Bismarck so jubelnd, jauchzend verehrte, wie er's reichlich verdient, was ihn auch immer herzlich freute und rührte ... Z. B. in Weimar, Magdeburg, Halle usw. hatte man strengen Befehl, sich fernzuhalten. Die Menschen kehrten sich aber keine Spur daran. Tausende standen auf den Bahnhöfen, soweit das Auge reichte und irgend Platz war — alles stramm, voll in freudigster Begeisterung, sich heiser Hurra rufend. Dem Allerhöchsten Onkel hatte der Allerhöchste Neffe sein Nichterscheinen zur goldenen Hochzeit verkündet — wenn er die freudigen Demonstrationen nicht hindern würde. Was Karl Alexander geantwortet hat, weiß ich nicht — aber daß halb Weimar auf dem Bahnhof war, immer hochrufend, sehr froh erregt, ist sicher. Die Hochzeit unseres lieben Herbert war glänzend und sehr schön —. Herberts sind 3 Wochen im Engadin gewesen, dann 14 Tage bei uns in Kissingen; der liebe Junge hatte keine Ruhe, fern vom Papa, bei den ewigen gemeinen Schmähungen gegen ihn aus der Wilhelmstraße. Dann sind wir mitsammen hierhergekommen, wo es reizend war und ist und man seine höchste Wonne erlebt an dem großen Glück der vielgeliebten Beiden ...“

Viel Schweres hatte Johannas heißes Herz durchzukämpfen in den zwei Jahren, die sie noch an der Seite des geliebten Mannes weilte. In einem Brief an Gräfin Stolberg gestand sie, daß sie jetzt am liebsten die Psalmen läse, in denen es hieße, daß des Herren Grimm die Feinde zermalmen werde; daß sie aber gar nicht begreifen könne, daß die Feinde ihres Otto noch immer vergnügt umherlaufen dürften.

Ihr Leben war qualvoll in diesen Jahren. Sie war schwer krank, die Ernährung sehr erschwert; wegen ihres Herzleidens war sie oft zum Dursten verurteilt. Aber immer versuchte sie ihrer Umgebung ihr schlechtes Befinden zu verbergen; immer war sie voller Teilnahme und Liebe für alte Freunde und Verwandte, sorgte rührend für das Behagen ihrer Gäste und geleitete Abreisende — wenn es ihr Zustand irgend gestattete — selber bis an den Wagen. Wie mancher entsinnt sich ihrer noch bei herbstlichem Wetter in ihrem rotseidenen Pelzumhang! Schwäche und körperliches Leiden nahmen immer zu, bis die Lebenskraft völlig aufgezehrt

war; so wie es — nach dem Ausspruch ihres Arztes — selten bei dem Tode eines Menschen der Fall ist. Es war, als ob die Energie dieses liebeglühenden Herzens den Lebensfaden ein wenig länger zu spinnen vermocht hätte. Am 27. November stand es still.

Gräfin Stolberg überlebte ihre Freundin einige Jahre, in ihrem Herzen die Erinnerung an die Vorangegangene treu bewahrend. Als ich mein Buch über die Fürstin Bismarck begann, wandte ich mich auch an Gräfin Stolberg. In einem liebenswürdigen und warmherzigen Brief erhielt ich feine Winke für die Beurteilung des Charakters der Verstorbenen.

Der Mensch Bismarck ist untrennbar von der Gestalt seiner Lebensgefährtin. Ihr ältester Sohn sagte von ihr: „Mein Vater hätte sein anstrengendes Leben gar nicht ertragen, wenn er sie nicht gehabt: dies treue Herz, diese unermüdete Fürsorge, das tiefe Ausruhen bei ihr.“ Der Heros Bismarck mußte so geliebt werden. Darum ist nähere Kunde von Fürstin Johanna zugleich ein Vertiefen in seine Wesensart. Wenn wir auch heute nur in Trauer und Scham zu Bismarcks Bild aufschauen können — wir müssen dennoch immer wieder den Blick darauf richten und von ihm uns den Weg weisen lassen aus dem Dunkel der heutigen Zeit in eine Zukunft, wo wir uns nicht mehr zu schämen brauchen, Nachfahren dieses Mannes zu sein. Die Kraft zu diesem schweren Wege kann uns aber nur eine geben: heiße, unermüdete, sich nie genug tuende Liebe, wie sie Johanna ihrem Gatten durch achtundvierzig Jahre bezeugte, wie sie der große Bismarck für das Vaterland empfand, in dessen Dienst er sich verzehrte.



Goldene Geister · Von Gustav Schüler

Nun sprang die Nacht in Stücke,
Und eine Sonnenbrücke
Baut sich vom Himmelsrand,
Drauf goldene Geister streben
Mit Balsamkraft ins Leben,
Mit Sternenduft zum Erdenstrand.

Hier ist viel großes Kranken
In Seelen und Gedanken,
Viel Nacht an Sinn und Kleid —
Springt in die kalten Schatten
Und lindert das Ermatten!
Die Banner auf zum heiligen Streit!



Die Hirten in der heiligen Nacht

Aus einem ungedruckten Krippenspiel von Friedrich Lienhard

Vorspruch

Vom Himmel hoch der Lichtgesang
Weht wieder hell die Welt entlang
Und bringt die alte gute Mär
Aufs neue durch die Nacht daher.

Dies ist die heil'ge Weihenacht!
Die Weihe wird der Welt gebracht:
Des Lichtes und der Liebe Sohn
Steigt selbst von seinem Sonnenthron.

Er kommt und strahlt, ist leuchtend weiß,
Taucht in die Nacht voll Haß und Eis,
Er flammt sie an, er schmilzt sie frei —
Da wird der Winter wieder Mai.

Er ist ein Kind, ist waffenlos,
Mit Sonnenaugen gut und groß,
Kommt mit der Lichtschar erdenwärts
Und sucht sein Eigentum: dein Herz!

Er ist ein Jüngling, baldurschön,
Von seinem Munde geht Getön;
Und wenn dein Herz vernimmt den Klang,
Wird dir nach Licht und Liebe bang.

Wenn du geschaut sein Augenpaar,
Wird deine Seele selber klar;
Wenn dich ergriff sein reiner Strahl,
Erglüht in dir der heil'ge Gral.

O Gotteskind, o Sonnensohn,
Schau her, wir stehn und warten schon!
Von ganzem Herzen sind wir dein — —
Kehr' ein bei uns, Christkind, kehr' ein!

* * *

Durch die Dunkelheit, zu leiser Orgelbegleitung, ertönt zunächst das Evangelienwort (Luk. 2, 8 u. 9): „Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde" usw. Dann geht der Vorhang auf: es ist tiefblaue Nacht.

Der erste Hirte (uralt, steht und ruft): Hüter in der Nacht! Hirte im Osten! Wachst du?
Stimme des zweiten Hirten: Ich wache und warte.
Der erste Hirte: Hüter in der Nacht! Wächter im Westen! Wachst du?
Stimme des dritten Hirten: Ich wache und warte.
Der erste Hirte: Worauf wartet ihr?
Stimmen der beiden anderen: Auf das Heil aus der Höhe.
Der erste Hirte: Kommet her, meine Brüder! Wir wachen gemeinsam.

(Von links und rechts kommen die beiden Hirten: der eine im mittleren Alter, der andere jung.)

Der erste Hirte: Wie heilig diese Nacht! Wie groß und blau!
Ist's ein geheimnisvoller Tempelbau?
Dritter Hirte: O Brüder, es ist schier unheimlich stumm.
Der erste Hirte: Die Schalen, die der Herr in Händen hält,
Sind nun im Gleichgewicht. Still steht die Welt.
Ich ahne, Brüder: eine Zeit ist um.
Zweiter Hirte: Die Nacht hat keinen Mond, nur Sternenschein.
Wir warten auf der weiten Welt allein.

Der erste Hirte: Wir wachen und warten, doch Trost bleibt fern;
Wir warten auf die Offenbarung des Herrn.
Alle drei: Wir warten auf die Offenbarung des Herrn.

(Pause.)

Zweiter Hirte: Wann sinkt die Zeit der bitt'ren Sklaverei?
Mein ältrer Bruder, sprich, wann sind wir frei?
Ich spüre nichts von Tempel oder Dom,
Herodes haßt — und es zertritt uns Rom.
Es front und zinst und flucht die halbe Welt,
Und wer sich nicht duckt, wird vom Schwert gefällt.
Weitum nur Nacht, Nacht, Nacht! Kein Morgenrot!
Ist das noch Leben, Brüder? Oder ist es Tod?

(Er setzt sich nach morgenländischer Art und stützt traurig den Kopf.)

Der erste Hirte (die Hand am Auge): Ich überschatte mein Auge mit meiner Rechten:
Wann kommst du, Herr und Heiland, zu deinen Knechten?
Ich hebe mein Ohr zu diesen Sternenchören:
Frohbotschaft Gottes, wann darf ich dich hören?
Der dritte Hirte: Unheimlich diese mitternächt'ge Stund'!
Es heult um die Hürden kein Schakal, es bellt kein Hund;
Sogar die Schlange der Höhlen schläft erstarrt.
Wir aber wachen und warten — auf wen? auf was?
Der erste Hirte (mit erhobenen Händen, stark): Herr der Liebe, komm' und erlös' uns vom Haß!
Der zweite Hirte (ebenso): Oder hat uns Hoffen und Harren genarrt?!

(Es glüht in der Ferne plötzlich ein hellroter Schein auf.)

Der dritte Hirte (die Hand ausstreckend): Dort! — Seht dort! — Dort am Himmelsrand!
Es brennt! Dort steht ein Haus in Brand!
Der zweite Hirte: Dort brennt kein Haus — dort brennt die Luft!
Horcht da — seht — horcht! Eine Stimme ruft!

(Der Glanz wächst immer mächtiger an: man hört ferne Musik.)

Der erste Hirte (überwältigt): O Glanz! Die Ewigkeit öffnet ihr Tor!
Jauchzen — Anbetung — Engel kommen hervor!
In Staub, meine Brüder! Verhüllt euer Angesicht!
Der Herr braust her! Gott, der Allmächtige, spricht!

(Sie liegen alle drei auf dem Angesicht; der Vorhang fällt kurze Zeit, bis der Chor zu Ende ist.)

Der Chor singt: „O freudenreicher Tag!
O gnadenreicher Tag!
Maria auserkoren
Ein Kindlein hat geboren
Zu Bethlehem im Stall"... (drei Strophen)

[Das Lied mit Noten steht in der Sammlung „Fröhliche Weihnacht" von Georg Winter (Leipzig, C. F. Kahnt).]

Danach spricht die Stimme des Evangelienwortes (Luk. 2, 10—12): „Fürchtet euch nicht: Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids!" usw.

Unmittelbar hinterher singt der Chor (2 Strophen) des Liedes von Tersteegen (Melodie: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren", in Winters „Fröhliche Weihnacht", S. 171)

„Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket, ihr Engel, in Chören!
Singet dem Herren, dem Heiland der Menschen, zu Ehren!
Sehet doch da:
Gott will so freundlich und nah
Zu den Verlor'nen sich kehren!" usw.

Nach Schluß des Chores geht der Vorhang wieder auf; die Hirten erheben sich aus der Betäubung; der Glanz verblaßt.

Der erste Hirte: Lebt ihr noch, meine Brüder? Seid ihr noch da?
Der zweite Hirte: Ach, älterer Bruder, deute, was uns geschah!
Der dritte Hirte: Wo ist mein Stab? Ich betaste mir Haupt und Haar —
Hab' ich die Engel geträumt? Oder ist es wahr?
Der erste Hirte: Setzt euch, erschrockene Brüder, daß Gott uns deute
Dies unerhört gewaltige Hier und Heute!

(Sie sitzen.)

Gott, der Allheilige, war uns bisher fern:
Wir suchten ihn droben am Himmel, in Sonn' und Stern.
Nun habt ihr's gehört: er kam als Kind auf Erden.
Wartende waren wir, Wissende dürfen wir werden.
Was keinem schaubar schien, was keiner vollbracht:
Die Sonne Gottes erschien uns um Mitternacht.
Wir Hirten, nachtgewohnt, den Sternen vertraut,
Wir haben um Mitternacht die Sonne geschaut.
Nun kommt, meine frommen Gesellen, fürchtet euch nicht!

(Er steht auf.)

Wir suchen zu Bethlehem das leibgewordene Licht
Und dienen dem menschgeborenen Gotteskind.
Und da wir als Hirten in Treuen befunden sind,
So dürfen wir andere, edlere Herden führen:
Als seine Jünger wird uns der Heiland küren.
Er ist gekommen, ein Reich der Liebe zu gründen,
Wir dürfen mit ihm das Feuer der Herzen entzünden
Und Seelen sammeln um den Gottessohn — —
Kommt, kommt zu seiner Krippe, zu seinem Thron!

(Sie gehen ab; der Vorhang fällt.)





Unser kleiner Leutnant

Eine Weihnachtserinnerung aus den Kriegsjahren

Er war unzugänglich im Lazarett. Vielleicht war er seiner Jugend wegen zu stark darauf bedacht, den Abstand des Offiziers von der Mannschaft zu wahren. Daß er innerlich ängstlich und nervös abgespannt war, wollte er nicht merken lassen. So hielt man ›en verschlossenen, einsiedlerischen jungen Offizier für hochmütig.

Mein Mann sagte mir, daß er uns besuchen würde. Natürlich war ich dem kleinen verwundeten ?eutnant von Herzen gut, als er kam, schwesterlich gut, weil er mich an meinen jüngsten Bruder rinnerte, ein wenig mütterlich gut, weil er in meinem Mann den älteren Berater suchte. :r war gewandt, unser Gespräch ernst und anregend; über seine Jahre reif schien er mir. Beim lbschied erzählte er von der Freude, daß seine Mutter bei ihm sei und täglich mit ihm wandere nd musiziere. Zuweilen sah ich Mutter und Sohn bei Wind und Wetter vorübergehn zum Balde.

Dann, als sie ihn verlassen hatte, war er an einem Dezemberabend mit unseren Freunden ei uns. Weihnachten hoffte er in der Heimat zu verleben. Mich ergriffen ein paar hingeworfene Borte: „Es wird schön werden für die Eltern und für mich dieses Jahr zum Fest. An die Feier- ıge im vorigen Jahr darf ich nicht denken. Da war ich in einem französischen Gefängnis. Bir hatten schwere Nahkämpfe hinter uns Im Gefängnis war unser Lazarett, ich leicht ver- ›undet. Meine Nerven versagten. Ich habe getobt. Da kam ich in eine dunkle Zelle mit ver- ittertem Fenster. Das war mein Weihnachtsabend. Später sagte ich, es würde da nur schlimmer ıit mir, und man ließ mich heraus.“ Kurz darauf redete er vom Kriege, sachlich, ruhig, ernst, ›ie ein Mann. Aber aus den wenigen Worten hatte uns eine tiefe Seelenqual angesehen. ›ir war der Krieg eine tägliche große Not, die du nicht zu bewältigen weißt. Wie hilfsbedürftig :agten deine Augen: „Und wenn es für eine große Sache ist, macht es die Sache wieder gut, aß wir Menschen töten?“ Ich dachte an die sorgende Mutter, und mein Herz fühlte mit ihr: Mein kleiner Leutnant.“

Dann baten wir ihn, zu musizieren. Er ging in lieber, bescheidener Art ans Klavier. Im Anfang hien er Beethoven zu spielen; aber quälend, unruhig, kraus wechselten Gedanken und Melodien, s sie plötzlich hart und unbefriedigend in einem Walzer endigten. Ich hörte im Geiste Vaters ırkes, klares Fantasieren. „Du wirst auch ein Mann werden“, dachte ich.

Er bat nun meinen Mann und mich um ein Lied; und wir holten, während der Dezember- gen leise gegen die Fensterscheiben schlug, Peter Cornelius' Weihnachtslieder. Weißt du noch, eber, wie du mir diese Noten brachtest, wie du in jener erwartungsvollen Winterstunde ım erstenmal sangest: „Eilen die Hirten fort — eilen zum heiligen Ort — beten an in den Wind- in — das Kindlein“ —?

Unsere Herzen waren weit offen, unser Haus war ein heiliger Ort, in dem uns bald unser ndlein beschert wurde. Nun bringen uns die Lieder jedes Jahr Weihnachtsandacht und Freude s Haus. Und wieder sangest du: „Die Kinder haben des Singens acht, das tönt so süß in der

Weihenacht. — O, glücklicher Kreis im festlichen Raum, o, goldene Lichter am Weihnachtsbaum!“ In dunkler Nacht wachen die Hirten im Haine — wie schwirren, fliegen, singen, jubeln die Engel umher: „Gott im Himmel sei Ehr’ — und den Menschen hienieden sei Frieden!“ — „Drei Könige wandern aus Morgenland“ — wie männlich wandern sie, voll starker, innerlicher Freude! — von allen Liedern singst du dies schlichteste am schönsten. Sieghaft leuchtet der begleitende Choral. „Die Könige wandern, o wandere mit! Und fehlen Weihrauch, Myrrhen und Gold, schenke dein Herz dem Knäblein hold — schenk’ ihm dein Herz!“ — „Da kommt ein Greis geschritten, der fromme Simeon“ — wie dankt die alte Stimme: „Nun lässest du in Frieden, Herr, deinen Diener gehn, — da du mir noch beschieden, den Heiland anzusehn!“ Innig träumen die Lieder: „Das zarte Knäblein ward ein Mann — erlöst uns aus der Sünden Bann, doch neigt er freundlich immerdar und liebend sich zur Kinderschar.“ — „Da Lichter hell am Baum erglommen, ist mir’s, als würd’ ich Kindern gleich — als dürft’ ich mit euch Kleinen kommen, zu teilen euer Himmelreich!“ Kinderglück und Jauchzen lachen uns an aus dem frohen marschmäßigen Schluß: „Das einst ein Kind auf Erden war, Christkindlein kommt noch jedes Jahr! Danket ihm denn und grüßt es fein: auch euch beglückte Christkindlein!“ — „Der guten Mär bring’ ich so viel, davon ich singen und sagen will“, jubelt indes die Klavierbegleitung.

„Das war schön! Ich hätte vorher gar nicht spielen sollen“, sagte eine leise Stimme neben uns, und junge Augen sahen uns an, so tief bewegt und voll warmer Dankbarkeit, als hätten wir Anteil an Cornelius’ ergreifender Erzählung von den Weihnachtsgaben, die eine göttliche Liebe uns bereitet hat, eine Liebe, die größer ist als alle unsere Vernunft. Seit diesem Augenblick nannten unsere Herzen ihn: „Unser kleiner Leutnant.“

Peter Cornelius, es hat wahrlich gelohnt, daß du deine Weihnachtslieder gedichtet und gesungen hast — und wäre es nur für diesen einen dankbaren Blick!

Nach drei Monaten schrieb uns unser Leutnant eine letzte Karte aus den weißbeschneiten Bergen seiner Heimat: „Einen letzten Gruß. Ich bin hergestellt und bereit, wieder hinauszugehen!“ Dann ist er nach drei Tagen in Frankreich gefallen.

Trotz aller Not des Krieges, die dich quälte, lieber kleiner Leutnant, fielest du um der Liebe willen für dein Volk, für uns und unsere Kinder! Nun „darfst du mit den Kleinen kommen, zu teilen ihr Himmelreich“. Nun wird dein heißes Fragen Antwort haben, und du wirst ruhen nach deinem Opfertod — ein Kind in einer großen Liebe. Unser lieber kleiner Leutnant, wir danken dir!

Elisabeth Donath



Als Märchenerzählerin in Prag

Im November 1920 zog ich ins Böhmerland. Man hatte mich vor so später Wanderzeit gewarnt. Aber es war doch schön, gerade vor Weihnachten seinen Rucksack zu packen und mit Märchen — einem unsichtbaren Reichtum — hinaus in die Welt zu fahren.

Liebes Böhmen! Ich kam mit Hoffnungen und Wünschen zu dir, du unterdrücktes Bruderland!

Da war zuerst ein großes Fabrikdorf hinter der Grenze. Riesenweit dehnte es sich vor dem Gebirge aus, mit verschlungenen Wegen und den eigenartigen Oberlausitzer Fabrikantenhäusern. Der Lehrer ist auch einer von denen, die durch die schlimme Kriegszeit an einen anderen Platz gestellt sind, als sie ihn sich erstrebten. „Und so bin ich halt Volksschullehrer geworden,“ erzählte er, „ich fühle mich sehr wohl dabei und habe mich mit den Verhältnissen abgefunden. Wirken, für unser Deutschtum wirken kann ich hier gewiß noch mehr, als an anderer Stelle; und das ist doch die Hauptsache.“

Wie bewußt sind hier alle deutsch! Wir im Reich könnten davon lernen. Sie müssen zusammenstehen gegen den Feind, der deutsches Sein und Denken ausrotten will.

Wir waren beim Pfarrer. Er brachte gleich die Grimmschen Bücher herbei. „Die habe ich jetzt alle durchgelesen,“ meinte er, „und wie viele Schönheiten sind mir da aufgegangen! Ich bin dazu gekommen, sie im Religionsunterricht zu verwenden; denn so manche Übereinstimmung besteht zwischen ihnen und der Bibel. Da ist z. B. der ‚Dumme‘. Ist er es nicht mit seinem reinen Herzen, der am Ende immer glücklich davongeht? In der Bibel heißt es: ‚Selig sind, die geistig arm sind.‘ Dann weiter: ‚Selig sind die Barmherzigen‘ — und im Märchen regnen dem armen Mädchen Sterntaler vom Himmel, weil es alles, was es hatte, gutherzig weggegeben. So lassen sich noch viele Vergleiche finden.“

Dann Märchenerzählen in der Realschule. Von allen Seiten strömten die Kinder. Ein Mädel stand vor der Schule schüchtern beiseite. Ich fragte: „Magst du nicht auch Märchen hören?“

Es nickte und wollte sich dabei wegdrücken: „Ich hab' kein Geld.“

„Ach deshalb komm nur mit! Du kannst sogar ganz vorn sitzen.“

Wie da zwei Augen strahlten!

Nachher hörte ich, daß es das einzige Kind nicht etwa armer Eltern wäre, aber — für das Kino war dort mehr Geld vorhanden.

Als ich in den Physiksaal trat, schlug mir eine Luft entgegen, daß ich kaum zu atmen wagte. Und hier sollte ich Märchen erzählen? Ich wand mich bis zu meinem Platz durch, der so hübsch mit brennender Lampe zurechtgemacht war. Die Tür stand offen, und davor quoll es noch von großen und kleinen Menschenkindern, die alle zuhören wollten. Rühren konnte ich mich gar nicht, denn eng umdrängten mich die Kinder. Mutig begann ich. Doch bald fühlten wir alle, so ging es nicht weiter. Also Aufbruch nach dem geräumigeren Zeichensaal, wo ich meinen Lehnstuhl auf die Zeichentafel hinaufsetzte.

„So, nun könnt ihr mich alle sehen.“ Ja, so war es recht, und Hunderte von Augenpaaren ließen mich nicht los, und Hunderte kleiner Herzen pochten bei den Schicksalen der Leute aus dem Märchenland.

Abends sangen die Buben noch Volkslieder zur Laute, und ich mußte dazwischen erzählen ...

Das war der erste Tag im Böhmerland. Und dann, nach allerlei Kreuz- und Querfahrten: welch ein anderes Bild! Prag! — — —

Prag! Ich fühlte mich ganz im deutschfeindlichen Ausland. Um mich herum nur die fremde tschechische Sprache, die meist unangenehm wirkte durch die vielen gehäuften Zischlaute und wohl auch durch das aufdringliche, laute und gespreizte Benehmen der Menschen, die sich überall und bei jeder Gelegenheit als Sieger zeigen wollten. Wenig liebten sie es, gefragt zu werden, wo die Siegesschlacht eigentlich stattgefunden.

Heimaterde, wie sehnsuchtsvoll liebt man dich in der Fremde! Mittag in der „Germania“, dem deutschen Studentenheim, recht mäßig, aber billig und in drangvoller Enge. Wenn einer sich niedersetzte, stand schon ein anderer hinter ihm und wartete auf seinen Platz. Ein buntes Bild von Deutschen, Ungarn, Rumänen. In allen Gesichtern Gedrücktsein, tiefer Ernst und Schatten politischer Not. Vor acht Tagen hatte der wilde Pöbel hier im Hause gewütet. Die schöne Bibliothek von 23000 Bänden war zerstampft und zerrissen auf die Straße geworfen worden! Zertrümmerte Fensterscheiben gaben noch Kunde von den furchtbaren Tag- und Nachtstunden. Mitten in der Nacht hatte die wüste Volksmenge die deutschen Studenten aus ihren Zimmern geholt und durch die Straßen gejagt.

Eine junge Studentin, die bei einer kleinen, beweglichen Französin wohnte, gewährte mir Gastfreundschaft, mußte mich freilich meinen Schicksalen überlassen, da sie mitten in Examensnöten steckte. So zog ich allein aus, nur mit dem tschechischen Stadtplan und dem guten Rat versehen, auf der Straße möglichst nicht deutsch zu sprechen, da ich gerade in der jetzigen aufgeregten Zeit leicht an den Unrechten kommen könne.

Madame R. erzählte, wie sie schon öfters auf der Straße von Tschechen angerempelt worden sei, wenn man sie mit Bekannten deutsch sprechen hörte, und wie man solche Unverschämtheiten dann mit tausend höflichen Entschuldigungen wieder gutmachen wollte, wenn sie mit ihrem fließenden Französisch sich derartiges Benehmen verbat. Neulich hatte man sogar die Gattin des englischen Botschafters belästigt, weil man ihre englische Unterhaltung von der deutschen nicht zu unterscheiden vermochte! Seither war man ein wenig vorsichtiger.

Wie verdrängt und schüchtern stand mitten in den hohen, modernen Straßen die alte Synagoge. Klein und eng der Raum. Schmucklose, braune Holzbänke. Der Altar nacktes Gestein, ein Teppichbehang, Leuchter. Zur Seite ein langbärtiger, weißhaariger Jude, der, ohne aufzuschaun, seine Gebete ablas und eintönig vor sich hinsprach. Auch hier waren große Kostbarkeiten im allgemeinen Aufruhr der letzten Tage zerstört worden.

Umgeben von neuen hohen Häusern der Judenfriedhof, der hinter Epheumauern sein uraltes Dasein verträumte. Bis in die vorchristliche Zeit reicht dieser Friedhof. Da sein Raum beschränkt war, schüttete man den Boden immer wieder auf, so daß die Gräber übereinander liegen. Kein Hügel, nur steil in die Höhe gerichtete Grabplatten mit verwitterten Inschriften. Abbildungen versinnbildlichten den Stand der Begrabenen. Eine kleine eingemeißelte weibliche Figur bedeutet Jungfrau, eine weibliche Figur mit Rose eine Braut. Familiennamen wie Hahn, Löwe, werden durch entsprechend ausgemeißelte Figuren dargestellt. Keine Blumen bringt man den Toten. Auf den Grabsteinen waren Steinsplitter aufgeschichtet zum Zeichen der Verehrung. Je mehr solcher kleinen Steine, desto größer die Verehrung. Eine Grabplatte war über und über mit ihnen besetzt. Hier ruhte der sagenhafte Golem.

Durch verschlungene Ulices (Gassen) fand ich mich bis zur Moldau. Lustiges Eislauftreiben. Drüben ragte der Hradschin. Dämmerung sank, als ich seine Höhe erreicht hatte. In den Dom konnte ich nicht hineinkommen. Gerüste umstanden ihn. Man sagt, die Bauerei erreiche nie ihr Ende. Im Menschenstrom gelangte ich in eine der vielen Kapellen, dunkel, unheimlich. Graue uralte Steinwände, hebräische Inschriften, aufgebahrte Särge, Reliquienschreine, Weihrauchstimmung durch modrige Luft, kein deutsches Wort, alles fremd und fern. Mich trieb es hinaus. Die Sterne zogen auf. Über der Stadt drunten breiteten sich weißliche Nebel, und die Lichter der Häuser blitzten hindurch. Eine Kinderandacht zog friedvoll durch meine Seele.

Unten stand ich auf einmal zwischen all den dunklen Gassen und merkte: ich hatte mich vollständig verlaufen. Ratlos suchte ich auf meinem Plan die tschechischen Namen, die ich an den finsteren Straßenecken kaum entziffern konnte. Dabei wollte ich in einer Stunde im Theater sein. Wahrhaftig, es fing mir doch an, ungemütlich zu werden. Sollte ich dort den Mann an der einsamen Ecke fragen? Aber ja nicht deutsch!

„Kristi la fakö žimistra ka finta ža mi tala poe žori žalasta kaez.“

Ehrerbietiges Kopfschütteln. Er verstand kein Wort. Da winkte er Vorübergehenden – und plötzlich sah ich mich von einer Menge Herren umgeben, die neugierig zuhörten.

„Žamistala kari žami möristka?“

Dann breitete ich meine Karte aus und, immer auf die Karlsbrücke zeigend: „Krasi mo flami vleži korist, most Karluv.“

Einer trat vor: „Greque?“

„Non.“

Sie rieten untereinander. „Russian?“

„Parlez-vous français?“ „Speak you english?“

„Un peu.“ „A little.“

Es waren lauter Tschechen. Endlich einer: „Speak you german?“

Ich, radebrechend: „Ah deutsch? O ja, kann ich sprechen auch deutsch etwas.“

Also dieser Eine: „Gnädige sind auf falschem Wege?“

„Ja, habe ich verloren Richtung vollständig, will Most Karluv.“

„Da hinunter und dann da und dann rechts."

„Oh, vielen Dank."

Gott sei Dank, ich war diese Menschen los! So recht geheuer fühlte ich mich doch nicht in meiner Haut. Aber lachen mußte ich, lachen über meine Sprache, die mir so köstlich geholfen und — die lauter Unsinn war! Wenn ich sie so schnell dahersprach, zerbrachen sich die Leute den Kopf über sie, rieten auf Russisch, Ungarisch und Gott weiß was und glaubten schließlich, daß sie ein galizischer Zigeunerdialekt sei. Mußte doch wohl der Tropfen Blut meiner polnischen Vorfahren sein, der mir dies Kunststück so schnell auf die Zunge zauberte, während ich unter diesen Feinden mein liebes Deutsch gleichsam verleugnen mußte!

Zur rechten Zeit kam ich noch zum Theater.

Tannhäuser! Noch nie habe ich die urdeutsche Musik so empfunden wie hier, wo ein Hunger nach deutscher Kunst den Raum durchzitterte, wo sich die Menschen zusammenfanden, unausgesprochen, in dem Gefühl: Heimat! ...

War ich in allen deutschen Schulen bisher sehr freundlich aufgenommen worden, hier in Prag empfing man mich mit besonderer Herzlichkeit. Der Direktor stellte mich gleich einigen Lehrerinnen und seinem Stellvertreter vor. Der begrüßte mich: „Ach, Sie sind es? Ich hatte geglaubt, die Märchenerzählerin müsse eine alte Dame mit weißen Haaren sein, aber so ist es natürlich desto hübscher."

Der Direktor erzählte mir von der Fürsorge, die die Tschechen den Deutschen angedeihen lassen.

„Es gab in Prag-Smichow eine gut besuchte Knaben-Volksschule und eine noch besser besuchte Mädchen-Volks- und Bezirksschule, zusammen 17 Klassen, die von deutschen und tschechischen Kindern besucht wurden. Der Schulbesuch wurde durch allerhand Mittel verringert, die Parallelklassen verschwanden; heute sind die beiden einst fünfklassigen Volksschulen zu einer gemischten dreiklassigen Volksschule mit einer provisorischen vierten Klasse zusammengezogen, 1921 soll sie gar nur zweiklassig sein. Gegen die von noch sechzig Kindern besuchte dreiklassige Bezirksschule ist von der Stadtgemeinde bei der Unterrichtsbehörde der Antrag auf Sperrung gestellt worden. Das Smichower Gymnasium wurde mit dem Gymnasium der Kleinseite unter einer Leitung vereinigt, denn von diesem bestehen nur noch die drei oberen Jahrgänge. Wenn es so weitergeht, dann verschwinden in Groß-Prag die deutschen Schulen vollständig. Die jüdische Bevölkerung hat mit wenig Ausnahme ihre Kinder nach dem Umsturz in die tschechischen Schulen geschickt. Der bodenlose Haß gegen alles Deutsche nahm in den letzten Tagen, vom 14. bis 20. November, vandalische Form an. Die deutschen Schulen wurden durchsucht, Bücher, Büsten, Bilder, Schülerhefte zerfetzt und hinausgeworfen. Die Regierung ließ der Volkswut freien Lauf. Es ging ja doch nur gegen Deutsche."

Ich wanderte durch die Straßen zurück, durch die vielfach verschlungenen grauen Gassen, über die Moldau, durch neue, breite Straßen und vorbei an jahrhundertealten Türmen und Mauern.

Prag! Du Stadt deutschen Ursprungs! Die ersten Bürger, die genannt werden, tragen deutsche Namen. König Johann zog 1311 in die Stadt und wurde vom größten Teil der Bewohner in deutscher Sprache begrüßt. Im Geschäftsbericht 1919 der Prager Beseda heißt es: „Zur Zeit der Begründung der Prager Beseda im Jahre 1845 gab es in Prag noch keine tschechische Gesellschaft."

Prag! Du warst die Hauptstadt des deutschen Reiches zur Zeit Karls IV. Du erhieltest die erste Universität in Deutschland und 1806 als deutsche technische Hochschule die älteste technische Hochschule der Welt!

Damals, als das Latein in den höheren Schulen zurücktreten mußte, wurde 1752 die deutsche Unterrichtssprache in den Gymnasien eingeführt, erst 1816 erschien in ihnen das Tschechische. Seit 1763 gab es an der Prager Universität deutsche Vorlesungen, erst seit 1848 tschechische.

Wenn in der Nationalversammlung vom 16. Januar 1919 der tschechische Staatsrechtler S erklärte: „Wenn Deutschböhmen mit seinen Randgebieten selbständig wäre, so könnten wir nic existieren“, so hat dies Wort treffend die Bedeutung des Deutschtums im Lande gekennzeichne

Im Juli 1919 sagte Präsident Masaryk zum Prager Korrespondenten der „Zeit“, Walt Tschuppik: „Ich für meine Person setze mich dafür ein, daß die Deutschen alle Rechte erhalte und um keines verkürzt werden. Von einer Unterdrückung oder Tschechisierung kann, darf ur soll keine Rede sein.“

Worte und Taten, welche Gegensätze!

Im Februar 1919 sah man an jeder Prager Straßenecke Aufrufe, die auch in alle Häus verteilt wurden, ohne daß sie von der Prager Staatsanwaltschaft Beanstandung erfuhre Sie lauteten:

„Wir rufen in einer für die Zukunft unseres Staates äußerst wichtigen Zeit das gesam tschechoslowakische Volk auf, indem wir den alten, aber guten und gesunden Wahlspruch ‚Gleich zu Gleichem‘ beleben und zur vollen Geltung bringen wollen; dieser Wahlspruch umfaßt nac stehende zehn Gebote:

1. Unterstützt ausschließlich nur tschechische Geschäfte, Gewerbe und Industrien, verlan überall nur tschechische Erzeugnisse, bezieht alle Bedürfnisse ausschließlich nur in Geschäfte und Handlungen, von denen ihr schon im vorhinein überzeugt seid, daß die Eigentümer re tschechoslowakischer Nationalität sind und ihre Einkäufe nur in tschechischen Fabriken besorger

2. Wählt euren Arzt, euren Rechtsvertreter, den Hauslehrer usw. nur aus tschechoslowakische Kreisen und stellt deren nationale Reinheit sicher, indem ihr euch nicht mit einem oberflächliche Urteil begnügt.

3. Verhandelt in allen Geschäften und Ämtern nur in eurer Muttersprache, verlangt n tschechische Anschriften und Drucksorten, korrespondiert nur tschechisch und beharrt auf tschechisch Antwort, deutsche Zuschriften und Offerten sendet zurück.

4. Kauft und leset tschechische Bücher, pflegt tschechische Musik und Kunst, tschechische un slowakische Eigenheiten, besucht nur tschechische Theater und Konzerte! Erlernet vollkomme eine der Sprachen der uns verbündeten Völker, pflegt deren Literatur, befaßt euch mit ihrer Kun und Musik, reist in ihre Länder und macht euch mit ihrem Volke und mit ihrer Kultur bekann

5. Vermeidet die deutsche Art des Denkens, der Benennungen und Bezeichnungen; lösc die Spuren der deutschen Kultur aus eurem Leben, aus eurer Häuslichkeit, eurer Wohnun und euren Unterhaltungen! Leset keine deutschen Unterhaltungszeitungen und Bücher, vol endet eure Studien auf Grundlage französischer und englischer Lehrbücher, befreit euch a der Atmosphäre der deutschen Wissenschaft und der deutschen Kunst!

6. Versichert euch ausschließlich nur bei tschechischen Versicherungsanstalten.

7. Besuchet und empfehlet nur tschechische Kaffeehäuser, Gasthäuser und Unterhaltungslokal verlangt überall die ausschließliche Benützung unserer Sprache bei allen Aufschriften und b der Bedienung, verlangt überall tschechische und unserer Verbündeten Zeitungen und leh deutsche illustrierte Zeitungen ab.

8. Besucht tschechische Bäder und Sommerfrischen, wandert durch die schöne Slowakei un Lausitz, sprecht auf der Reise nicht deutsch und zwingt in der Fremde zur Achtung für unse Sprache und unser Volk! Fahrt zum Vergnügen weder nach Wien noch nach Berlin oder i andere deutsche Städte und Gegenden, besuchet die Bäder am Baltischen Meere nicht.

9. Wählet eure Freunde, Stammtischgäste und Bekannte nur aus Personen, deren tschechisch Gesinnung unzweifelhaft ist. Pfleget keine Verbindung mit Angehörigen uns feindlicher N tionen; führt die Reinigung unseres nationalen Lebens in der Familie, der Gesellschaft, in de Ämtern und der Öffentlichkeit durch!

10. Organisiert euch in unseren politischen Parteien und Vereinen, sorget dafür, daß in unsere Organisationen nicht uns feindliche Elemente vorkommen!

Tschechoslowakische Frauen!

Führt alle diese Grundsätze genau und dauernd durch, übt in jeder Richtung eure nationale und patriotische Pflicht!“ — —

Nachmittags in der Schule zum Märchenerzählen. Auch viele Erwachsene waren gekommen. Das verdunkelte Zimmer so traulich im roten Dämmerschein! Ich erzählte von der Märchenprinzessin, der Phantasie, die überall im Lande umher wandere und die Menschen in das Märchenreich locke. Zwei kleine Freundinnen vor mir hielten sich umschlungen, nickten, und auf mich weisend flüsterten sie sich strahlend zu: „Das ist sie.“ Heimelige Stille im Raum. Draußen rollte das feindliche, haßerfüllte Leben vorbei.

Es war, als wüchse der alte deutsche Märchenwald unsichtbar über uns allen zusammen; aus seinen Zweigen rauschte es wie Kampf und Streit. Träumen und Versonnenheit. Und ich erzählte vom Lumpengesindel, von der Frau Holle, vom Froschkönig und dann auch Andersens Geschichte einer Mutter.

Sie kamen dann zu mir: „Wenn Sie doch öfter hier sein könnten! Wir erleben ja selten so etwas. An diese Stunde werden wir noch oft denken.“

Auf dem Heimweg zog ich wieder meinen Stadtplan aus der Tasche. Stets wollte mir dann irgend jemand helfen, natürlich tschechisch redend. Erwiderte ich deutsch, bekam ich keine Antwort oder ganz ungenügende, kurz abweisende. Sprach ich aber französisch oder englisch, so lagen die Menschen vor Ehrfurcht beinahe auf der Erde; und begann ich — „meine“ Sprache, so setzte ich meist die deutsche als Verständigungssprache durch.

Etwas sehr Hübsches erlebte ich auf dem Bahnhof, auf dem ich mich nach der Abfahrtszeit meines Zuges erkundigen wollte. Ringsum alles Tschechisch, auf den Fahrplänen kein deutscher Ortsname. Ich wandte mich an einen Beamten und versuchte es mit Radebrechen: „Bitte saggen Sie, wann Züge fahren fort nach Dresden.“ Immerhin war das deutsch — und der Beamte zuckte geringschätzig die Achseln und antwortete tschechisch.

Ich: „Parlez-vous français ou anglais?“ — „English?“

Sein Gesicht hellte sich auf, denn er merkte, es handle sich um Französisch und Englisch. Er verstand nicht zu antworten, doch bedauerte er, diesmal bedeutend freundlicher.

Mir blieb also wieder nur „meine“ Sprache: „Himal anta kari tshami stala fakö rimanta?“

Seinerseits sehr liebenswürdiges Kopfschütteln.

Endlich ich: „Speak you german, deutsch?“

„O ja, Sie verstehen nicht tschechisch? Was für eine Sprache haben Sie denn gesprochen?“

Diesmal erklärte ich: „Oh, Spanien, Pyrenäen.“

Sein Gesicht strahlte: „Oh, Amerika!“

„Yes, yes“ machte ich und wunderte mich, wie ernst ich bleiben konnte bei Eröffnung seiner wunderbaren geographischen Kenntnisse. Dann bekam ich die gewünschte Auskunft in — tadellosem Deutsch!

Josefa Elstner



Zeitungsnot und Zeitungsnotwendigkeit

Zeitungssterben allenthalben! Immer weitere Kreise werden davon betroffen, immer wichtigere Unternehmungen dadurch bedroht. Klagen darüber an allen Ecken und Enden!

Zumeist sind sie materieller Art: über Papiermangel, von Woche zu Woche ins Ungeheuere steigende Preise für alle Materialien und Löhne, — und die Abonnenten und Inserenten werden beschworen, treu bei der Stange auszuhalten. Trotzdem unaufhaltsamer Rückgang. Die Geschäftsleute beschränken ihre Reklame aufs äußerste, wodurch die bisherige Haupteinnahme-

quelle der Zeitungsverleger fast zum Versiegen kommt. Den Ausfall müssen infolgedessen wieder die Abonnenten tragen, wie in alter Zeit, als sie die Herstellungskosten der — inseratenlosen — Blätter ganz allein bestritten. Die Folge von alledem auch ein zunehmender Abonnentenschwund. Hausgemeinschaften und Nachbarn tun sich zu gemeinschaftlichem Bezuge eines Blattes zusammen, denn ganz ohne Zeitungen geht es nicht. Sie sind Gegenstände des täglichen Bedarfs. Wie Unkenntnis der Gesetze, so schützt auch Unkenntnis der amtlichen Bekanntmachungen, die vorzugsweise durch die Zeitungen veröffentlicht werden, nicht vor Strafe; zum mindesten nicht vor Schaden.

Doch alles das ist nicht die Hauptsache. Hauptsache ist die Kulturbedeutung, die die Zeitungen im Verlaufe ihrer vielhundertjährigen Entwickelung, zumal während der letzten hundert Jahre, errungen haben; dieser Kulturwert der Zeitungen, für die so mancher bis in die jüngste Zeit so manches geringschätzige Wort übrig hatte, bis ihm jetzt wohl besseres Verständnis dafür aufgeht.

Ein Blick nur, diesbezüglich, in die Vergangenheit! In den Schulen lernte das Volk lesen; die „Fliegenden Blätter“, die man auf Messen und Märkten zu kaufen bekam und mit nach Hause nahm, wo man sie — neben der Bibel — wieder und wieder las, erhielten diese Kunst bei der großen Masse lebendig. Im Jahre 1795 schrieb Joachim v. Schwarzkopf, „daß jener Hufschmied, der von Hogarth mit dem ‚Daily Courant‘ in der Hand abgebildet worden, jetzt auch in Deutschland Bürgerrecht erhalten habe“. Wer sich nicht selber Blätter hielt, ging in die „Avisenbuden“ und „Disputationsläden“, wo solche auflagen. So wurden die Zeitungen immer allgemeineres Bildungsmittel.

Immer neue Wissens- und Unterhaltungsgebiete wurden einbezogen: Nachrichten — und Raisonnements darüber —, Kunstkritik, Unterhaltungsteil, Beilagen und Beiblätter über alle möglichen Sonderfragen, Handelsteil, Bilderwerk, — schließlich geradezu ein Übermaß! Die Allerwenigsten hatten Zeit, ja Lust, das ganze Blatt, das ihnen täglich ein oder mehrere Male, zu jeder Mahlzeit, auf den Tisch flog, wirklich von Anfang bis zu Ende durchzulesen; ganz abgesehen von den ebenso ins Ungeheuerliche ausgestalteten „Inseratenplantagen“.

Ein Übermaß für die kleinen Leute, die nach der Tagesarbeit Feierabend machten, für die Vielbeschäftigten ein Raub an ihrer kostbaren Kraft und Zeit; weshalb die „geistigen Arbeiter“ aus diesem täglichen Vielzuviel nur rasche Orientierung über die wichtigsten Tagesfragen schöpften und sich im übrigen an ihre Zeitschriften hielten; auch von solchen — für jedes Fach — Legion, und in jeder abermals ein Übermaß!

Und nun schrumpft und schwindet das alles wieder zusammen.

Von den bereits eingegangenen Zeitungen nur wenige Worte. Das Sterben manches kleinen Blattes ist kaum zu bedauern; es wird leicht durch andere ersetzt, und auch mancher Verleger eines solchen wird aufatmen, der es — eigentlich nur nebenher — mitbetrieb und unter beständigen Opfern und Sorgen über Wasser hielt, in Hoffnung auf bessere Zeiten. Nun endlich zwingt ihn gebieterische Not dazu, es eingehen zu lassen, ohne daß deswegen ein Makel auf ihn — auf sein Geschäft — fällt; er kann auf andere Art seine technischen und geistigen Anlagen einträglicher verwerten.

Dasselbe gilt auch von den Zeitungen, die in jüngster Zeit „zusammengelegt“ wurden. Die erste bedeutsame Entschließung dieser Art: der Verband Westsächsischer Zeitungsverleger gibt eine „Gemeinschaftszeitung“ heraus, an deren Stelle bisher sechs verschiedene Blätter erschienen. In mindestens fünf von den betroffenen sechs Städten bekamen dadurch die Unternehmer freie Hand, zum mindesten ihre Maschinen anderweit besser auszunutzen.

Ohne Härten geht dergleichen freilich nicht ab. Eine Menge Schriftleiter, Schriftsetzer und Buchdrucker werden entlassen. Das ist für manchen Einzelnen schmerzlich. Aber sehen wir die Sachlage ganz groß an: der bisherige Betrieb, dieses Vielerlei, bedeutete geradezu eine Verschwendung von Kapital und mechanischer wie menschlicher Kraft.

Nun: wir hatten es dazu! Heute aber ist es unverantwortlich, daß in allerkleinsten Orten ehrere Zeitungen nebeneinander erscheinen, in denen ebensoviele Schriftleiter damit beäftigt sind, über dasselbe Ereignis (ein Schützenfest, eine Bürgerversammlung, eine Zirkusrstellung, eine Feuersbrunst) im wesentlichen denselben Bericht zu schreiben, ebenso elfaches Personal und Maschinen das — und vieles andere, was diesen Zeitungen sonst noch ereinstimmend von außerhalb geliefert wird — zu vervielfältigen; daß ebenso vielfaches Papier mit bedruckt wird; das kann gut eine Zeitung, ein Mann an jedem Platze, besorgen. Dazu weitere Belastung des betr. Publikums, das — aus allen möglichen Gründen — alle diese ätter nebeneinander halten, in allen inserieren muß!

Die Nutzanwendung auf Großstadtzeitungen ergibt sich von selbst. Auch hier wird vieles wesentlichen übereinstimmend gedruckt: dieselben Parlamentsberichte, dieselben Depeschen, ndelsteil, Ankündigungen und Besprechungen künstlerischer Veranstaltungen, — nur wenig terschieden. Auch hier kann — ohne weiteres — viel „zusammengelegt" und dadurch viel part werden, an Material und an persönlicher Leistung und Kraft, — am Volksvermögen! ir haben das ja unlängst bei der „Täglichen Rundschau" erlebt, die über Nacht als „Ersatz" „Deutschen Allgemeinen Zeitung" verwandt werden konnte; sie schlüpfte dabei kaum aus er Haut.

Ja, wird man sagen: die Parteirichtung! Eine allerwichtigste Frage! Eine urdeutsche gelegenheit! Seht die deutsche Presse daraufhin genauer an; in der „Saurengurkenzeit", nn das Parteileben — und Parteigezänk — ruht, gleicht ein Blatt dem andern wie ein Ei n andern: andere Form, derselbe Inhalt.

Und vergleichen wir nun — in der Großstadt — unser „Leibblatt" von einst und jetzt! Früher r es billig und enthielt mehr, als jeder Einzelne brauchte. Man ließ sich dieses „Übermaß" n gefallen, nahm es „mit in Kauf", d. h.: bezahlte es, ohne mit der Wimper zu zucken; n konnte sich das leisten. Man wußte: die Zeitung will allen dienen, jedem etwas bringen; em, was er eben braucht.

Heute ist dieselbe Zeitung viel teurer und in demselben Verhältnis viel kleiner geworden. nselben Umfang, wie früher — wo er nur die Geschäftswelt im engsten Sinne interessierte — heute nur noch der Handelsteil. Das hat seinen guten Grund, über den weiter kein Wort loren zu werden braucht; zudem ist das Interesse daran allgemeiner geworden. Daneben aber ein anderes Interesse aufgekommen, dem die Zeitungen — bei ihrem im allgemeinen sentlich eingeschränkten Gesamtumfange — nahezu ebenso ausgiebig dienen: das ist der ort. Unsern Sport in Ehren! Aber die vollen Seiten (und mehr), die ihm in vielen Zeitungen geräumt werden, interessieren doch nur einen (freilich nicht geringen) Bruchteil aller ihrer er, alle aber müssen das mit bezahlen, ob sie wollen oder nicht!

Und so müssen alle Leser viele kostspielige Dinge mit bezahlen, an denen ihnen wenig oder nichts liegt; wo doch jeder jetzt auf Schritt und Tritt genauestens darauf Bedacht nehmen ß, für was er sein teures Geld ausgibt.

Was ist sonst in den Zeitungen zu finden? Ein beschränkter Raum für die Politik, ein noch hr beengter für Nachrichten allgemeinerer Art, Kunst, Wissenschaft und „Unterhaltung", — in der „guten alten Zeit", sie liegt nicht so weit hinter uns, daß wir uns ihrer nicht alle h recht genau erinnerten! — anspruchsloseren Lesern wertvolle Mittel zu ihrer allgemeine Bildung (Reiseberichte u. dergl.) und für Herz und Gemüt (Novellen und dergl.) bot; s namentlich schlichte Leute, vor allem die Frauen, gerade jetzt in ihrer wirtschaftlichen Note doppelt nötig brauchten!

Die Politik verfügt von dem solchergestalt eingeschrumpften Raum immer noch über den venanteil. Sehen wir uns den politischen Teil — heutzutage — daraufhin an. Was enthält ' Zu einem großen Teile Nachrichten — und Raisonnements darüber —, die über Nacht derrufen werden. So fort von Tag zu Tage, von Woche zu Woche, bis zum Überdruß.

Wie wenig wird damit wirklichen Zwecken gedient! „Nachrichten" hin und her! Man mag sie „melden", das Urteilen darüber aber könnte man ebensogut — oder besser — zusammenfassenden Übersichten in größeren Zeitabschnitten überlassen, wenn wirklich einigermaßen Sicheres zu sagen ist. Wieviel Beunruhigung und — wieviel Papier — würde dadurch erspart! Der allgemeine Teil könnte dadurch erheblich bereichert und damit dem allgemeinsten Kulturbedürfnis mehr gedient werden. — Den ersten Schritt in dieser Richtung haben, just während diese Ausführungen Form gewannen, die „Münchener Neuesten Nachrichten" bereits getan, indem sie statt ihrer bisherigen Morgenausgabe nur eine „Telegrammzeitung" erscheinen lassen.

Soviel von den großen Blättern, in denen wirklich wertvolle und wichtige „Politik" gemacht wird. Noch wichtiger ist solches Überlegen hinsichtlich der kleinen und kleinsten, in der Provinz, — je weiter sie von den Mittelpunkten des politischen Lebens abliegt. Dort legen die meisten Leser — wenn nicht in „aufgeregten Zeiten" — wenig Wert darauf. Eigene Leitartikel von Wert vermögen dort die wenigsten zu schreiben; das meiste, was sie geben, ist aus zweiter Hand. Politiker von Qualität werden durch die kleinen Lokalblätter nie und nimmer befriedigt; sie halten daneben noch eine große Zeitung, wie der Fachmann — für sein Spezialgebiet — eine Zeitschrift.

Wie könnte diesen Verlegenheiten — dieser Vergeudung von Papier und Aufwand aller Art (technischer und persönlicher) abgeholfen werden? Der Weg ist da, wenn nicht der Wille fehlt. Da gibt es so viele Korrespondenzen aller Parteien, die in der Reichshauptstadt gedruckt und dann in den Parteiblättern (gleicher Richtung) unzähligemal erneut gesetzt und abgedruckt werden. Welche ungeheure Kraft- und Geldverschwendung! Wieviel billiger könnten diese Korrespondenzen in Berlin in Massenauflage hergestellt und den Parteiblättern (als Ersatz für den Leitartikel) fix und fertig zur Verfügung gestellt werden, — vielleicht nur einmal in jeder Woche.

Und ähnlich in andern Fällen. Viele Zeitungen geben wochenweis oder allmonatlich — namentlich, wenn mit Illustrationen versehen — kostbare und kostspielige Technische, Sport-, Mode- usw. Beilagen heraus. Von denen auch gesagt werden muß, daß sie jeweilig nur einen (manchmal recht geringen) Teil der festen Bezieher interessieren, während sie viele ernstliche Interessenten nicht erreichen. Verfehlte Anstrengungen auf der einen Seite, auf der andern verfehlter Zweck.

Wie wäre da zu bessern? Ein Verlag, der auf die Herstellung solcher Kostbarkeiten eingestellt ist, könnte diese Beilagen auf diejenigen Leser seines Blattes beschränken, die sie beziehen und (besonders) bezahlen wollen; unter denselben Bedingungen aber auch andern Verlegern für deren Leserkreis zur Verfügung stellen.

Voraussetzung wäre dabei nur eine Titeländerung, wünschenswert eine solche des Formats, damit diese z. T. sehr wertvollen Veröffentlichungen buchartig aufbewahrt und gesammelt werden könnten. Und so gälte dasselbe auch hinsichtlich des Romans. Wieviel ausgezeichnete Romane, Novellen und Skizzen werden nicht in den Zeitungen jahraus, jahrein abgedruckt; wieviel wertvolles Kulturgut geht nur dadurch — selbst seinen Beziehern — verloren, weil sie es in der Eile überhaupt nicht ansehen und würdigen können, — das sie sich auf andere Weise nicht erwerben können. Die Spinde des kleinen Mannes würden sich dadurch mit guter Literatur und interessantem Bilderwerk füllen, die Bücherschränke der geistigen Arbeiter würden dann nicht so schmerzlich veröden.

Soviel von Reformen der Teile der Zeitungen, die der Belehrung und Unterhaltung eingeräumt sind. Hinsichtlich des Anzeigenteils haben geschäftstüchtige Verleger schon lange herausgefunden, daß es auf solche Weise recht gut geht. Sie rücken gewisse Bestandteile des täglichen Anzeigenandrangs nur denjenigen ihrer Leser vor Augen, für die sie in der Hauptsache bestimmt sind: hier Stadt, hier Land. Zudem haben sie sich darauf beschränkt, „kleine Anzeigen" je nur einmal einzurücken.

Hinsichtlich der Veröffentlichung amtlicher Bekanntmachungen, die auf Staatskosten, d. h. auf Kosten jedes einzelnen Steuerzahlers (!), in ungeheuer vielen Zeitungen, von der größten bis zur kleinsten, für ungeheuerliche Summen eingerückt werden, dürfte man eben jetzt wieder die vor einiger Zeit erschienene Broschüre des Leipziger Volkswirtschaftslehrers Prof. Dr. Karl Bücher: „Zur Frage der Preßreform“ (Tübingen bei J. C. B. Mohr) mit besonderem Gewinn lesen.

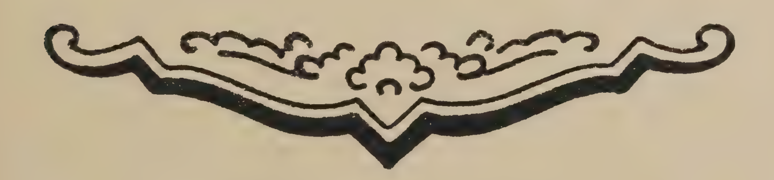
Dann die großen Geschäftsanzeigen! Vor mir liegt ein Blatt, das immer nur in vier Seiten Umfang herauskommt; allergrößtes Format! Auf der ersten Seite wird über die Zeitungsnot — wenig Papier, teures Papier — geklagt. Auf der letzten Seite befindet sich ein einziges Klischee! Längst, daß es sie nicht füllt! Rund herum wird eine Unmenge weißes Papier verschwendet. Für die meisten Abonnenten ganz zwecklos! Weil nicht jeder ein Automobil brauchen und sich Sekt leisten kann. „Mag doch“, denkt man, „die betr. Firma Wege einschlagen, welche sie will, um an Interessenten heranzukommen, — nur nicht auf meine Kosten!“

Befremdlich auch, wie breit immer noch sehr oft bei der Aufgabe von Familienanzeigen gewirtschaftet wird, wo doch sonst jeder Einzelne so genau rechnet! Mitunter ist da in zwei oder drei Zeitungen ein und derselben Stadt fast eine ganze Seite mit Todesanzeigen betreffend ein und dieselbe Persönlichkeit gefüllt. Die Angehörigen, gewiß, die müssen ein besonderes Inserat aufgeben. Aber dann der Aufsichtsrat, das Direktorium, die Kollegen, Mitarbeiter, Beamten und Angestellten, die Vereine usw. Inhalt: mit immer andern Worten immer wieder dasselbe! Könnte nicht auch da zweckmäßiger zusammengelegt und gespart werden, — angesichts der dadurch bedingten ungeheuern Kosten? Weiß man, daß sich der Anzeigenpreis einer Seite jetzt auf 50- bis 100000 ℳ beläuft, — wofern das heute überhaupt noch reicht!?

Alles das sind Gedankengänge, Anregungen zu Entschließungen, auf die unsre gegenwärtigen Verhältnisse mit stürmischer Hast hindrängen, wenn nicht dem bisherigen Zeitungssterben in naher Zukunft ein völliger Zusammenbruch unseres Pressewesens folgen soll.

Soviel von Zeitungsnot! Über Zeitungsnotwendigkeit erübrigt sich jedes weitere Wort. Täglich wird uns mehr bewußt, daß wir eine Presse brauchen. Wir haben sie: es gilt jedes Mittel zu versuchen, daß wir sie uns erhalten!

Dr. Johannes Kleinpaul
Oberassistent am Institut für Zeitungskunde der Universität Leipzig





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Mein Anschluß an die Nationalsozialisten

Wenn ich, angeregt von „Türmers Tagebuch“ im Oktoberheft, von mir selber hier rede, ist es nicht, um mich wichtig zu machen. Ich tue es, weil ich meinen Fall für einen unter vielen gleichen halte, für einen Schulfall, — und der Sache wegen. Denn auch mich durchglüht die Sorge um das Gedeihen des ganzen deutschen Volkstums; aber während die Betrachtungsweise des „Türmers“ eine ruhigere Zukunft klärt, drängt es mich zu praktisch-politischer Betätigung.

Mein Anschluß an die Nationalsozialisten, der denen, die mich oder mein bisheriges Wirken kannten, oberflächlich betrachtet als ein Widerspruch mit meiner Vergangenheit vorkommen möchte, hat seine Vorgeschichte in folgendem:

1. Als geborener Balte, der es erlebte, wie sein Vater des Deutschtums halber die von den Vorfahren fast 700 Jahre bewohnte Heimat verließ, ferner als einer, der in späteren Jahren mehr im Auslande als im Reiche verweilte, möchte ich mich zu den Auslandsdeutschen rechnen, die, weil aller Gebundenheit durch Sippen, Stand usw. ledig, sich nicht etwa entwurzeln ließen, sondern ihre Wurzeln nur um so tiefer im Gefühle der Nation, im reinen Deutschtum behielten. Als solchem war es mir nach dem Zusammenbruche unmöglich, mich in politischer Hinsicht einer jener Gemeinschaften anzuschließen, die den Dolchstoß gegen Volk und Reich geführt hatten — der Sozialdemokratie. Da ich nur ein Bekenntnis zum Deutschtum, keines aber zur Republik ablegen konnte, war mir auch ein Anschluß an die Demokraten unmöglich, ebenso, wie ich hernach meine Kräfte den Deutschnationalen nur deshalb zur Verfügung stellte, weil man mir gesagt hatte, das begreife kein Bekenntnis zur Monarchie. Als diese Partei sich hernach dennoch zur Monarchie bekannte, verlor ich meine Lust zu ihr und bin dann auch bei Gelegenheit aus ihr ausgetreten. 2. Ich habe niemals in einer Staatsform ein Übel an sich oder ein Gut an sich gesehen, auch nicht im Parlamentarismus. Ich meine noch jetzt, er wäre Deutschland zu gewissen Zeiten gut bekommen. Daß er heute und, weil heute begründet, auch in Zukunft uns nur schaden wird, ist eine Überzeugung, die sich bei mir von Tag zu Tag verschärft hat, gefördert von dem im Kreise junger Italiener schon vor dem Kriege von mir aufgefaßten Gedanken, daß das Zeitalter des Parlamentarismus abgelaufen sei. 3. Als ich 1921 nach Bayern übersiedelte, tat ich's nicht nur, weil ich 1914 als bayrischer Rekrut vom dortigen Volke die Überzeugung gewonnen hatte, daß es denjenigen deutschen Stamm vorstelle, der am meisten die Tugenden des vorkapitalistischen Zeitalters für die Zukunft hüte, sondern auch weil ich glaubte, daß die dortige Volksvertretung und Regierung deutsches Wesen und Wollen zu schützen imstande sei. Letzteres hat sich im Laufe des jüngsten Sommers als ein Irrtum erwiesen, so daß mir nun oft zumute war, als ob für einen Deutschen von nun ab auf der Erde keine Stätte mehr bleibe.

Und nun: grade in jenen Verzweiflungstagen finde ich eine Gemeinschaft, in Bayern geboren, doch weit schon über Bayern hinaus verbreitet, die, gleichgültig der Frage gegenüber, ob Monarchie oder Republik, nur den Gedanken des Deutschtums auf reiner völkischer Grundlage vertritt, die die Einsicht von der Schädlichkeit und Unzeitigkeit des Parlamentarismus nicht nur am grünen Tisch erörtert, sondern betätigt, die endlich dem gesunden bayrischen — und deutschen — Volkswillen Geltung zu verschaffen sich bestrebt trotz aller — auch der verfassungsmäßigen — Hindernisse. Ich finde in ihr die Gedanken zur Klarheit gediehen, die, der unheimlichen Verwirtschaftlichung des deutschen Lebens gegenüber, Freunde von mir schon vor dem Kriege beunruhigten und mich seit 1916 quälten; und zwar so gereift, daß sie aus dem Zustande des Verwerfens schon in den des Ziele-Sehens getreten sind. Dies alles finde ich bei den Nationalsozialisten samt der Erkenntnis, daß in Zeiten wie heute nur festes Wollen frommt und „gegen Extreme nur mit Extremen“ zu wirken ist: ein Wort, das einst geschichtlich werden wird, wie Bismarcks Wort von Blut und Eisen. Hier finde ich die rettende Rücksichtslosigkeit und, wonach ich schon so lange schrie, einen Führer. Ich finde bei Adolf Hitler nicht nur das zündende Wort, das eine Bewegung zur volkstümlichen mache, sondern auch den Willen, für das Wort zu leiden und zu siegen, welcher das Wort zur Tat macht; ich finde den Willen zur Tat; ich finde den Sinn für Ehre, der den Edelmann, den Sinn für Schönheit, der den Dichter in mir packt; die Uneitelkeit, die sich belehren läßt und das Wachstum des Führers verbürgt; endlich, was ich über alles stelle: die Lauterkeit, die bereit ist, die Führung abzugeben, sobald sich ein Führer zeige, dem Vorrang gebührt.

Ich dächte, solches genüge, um seine eigenen Sondergedanken und Sonderliebhabereien zurücktreten zu lassen und sich dem in jener Gesamtheit ausgeprägten, von jenem Führer geleiteten Willen in ruhevoller Bejahung zu fügen.

Gauting (Oberbayern) **Otto Freiherr von Taube**

NB. Es dürfte den Türmerlesern als Zeichen der Zeit bemerkenswert sein, wie sich dieser hochgebildete Schriftsteller (dem wir einige Romane und eine feingestimmte Übersetzung der Fioretti von Franz von Assisi verdanken) aus dem Ästhetizismus in eine praktisch-politische Wirksamkeit nationaler Art entwickelt hat. D. T.



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Mogli und Ghavati

Seitdem Rudyard Kipling die Geschichten von Mogli, dem Dschungelkinde, schrieb, ist ein reichlich volles Vierteljahrhundert vergangen. Die Bücher, in denen sich die einzelnen Stücke dieser Geschichte finden, haben den Weg rund um die Erde längst vollendet.

Nun ist aber das verflossene Vierteljahrhundert nicht vorübergegangen, ohne eine Fülle äußerer und innerer Weiterentwicklungen mit sich zu bringen. Uns, den Menschen von heute, geben insbesondere die Wandlungen, die sich auf literarischem und auf naturwissenschaftlichem Gebiete vollzogen, den Anlaß sowohl als auch das Anrecht, das Urteil der Menschen von gestern — Kipling sei der in jeder Hinsicht unübertroffene Meister dichterischer Naturerfassung und Tiergestaltung — bedachtsam in eine Frage umzuwandeln und diese Frage neu zu beantworten. Neu beantworten heißt zunächst: nicht aus schon verblaßten Erinnerungen an früher einmal Gelesenes, sondern aus frisch gewonnenen Eindrücken heraus urteilen. Und heißt weiter: das Urteil nicht für sich allein bilden, sondern beim Vergleich mit einem tüchtigen Werke unserer Tage. Freilich, von den neuzeitlichen Tiergeschichten im engeren Sinne — den Lebensbildern aus der Tierwelt, die literarisch ebenso vollwertig sind wie naturwissenschaftlich — kann keine zum Vergleich mit den Geschichten von Mogli herangezogen werden. Dazu taugt vielmehr nur ein solches Werk, das ebenfalls im Gewande des Märchens echte Naturwirklichkeiten und wahres Tierleben vor uns hinstellt. Diesen Voraussetzungen entspricht die „Ghavati“ des jungen deutschen Dichters Franz Schauwecker.

Es wird genügen, beide Dichtungen von vier Gesichtspunkten aus — Inhalt, Darstellung, Aufbau, Gesamtwirkung — einander gegenüberzustellen.

Die Geschichte Moglis ist bald erzählt. Als kleiner Knabe, der eben laufen gelernt hat, wird er von Schier-Khan, dem Tiger, vom Feuer der Eltern, die fleißige Holzhauersleute sind, bis dicht vor die Wolfshöhle geschleppt. Fliehend schlüpft er in sie hinein und gerät dadurch unversehens in den Schutz Rakschas, der Wolfsmutter. Durch eine Reihe glücklicher Umstände, die teils in seiner freimütig kindlichen Zutraulichkeit, teils in der Erfahrungsklugheit einiger Tiere des Dschungels liegen, findet er bald regelrecht Aufnahme beim Pack der Sioniewölfe. Seine vier Wolfsbrüder freilich sind schon erwachsen, während er noch bei Balu, dem Bären, wie ein Schulbub die Gesetze des Dschungels erlernen muß. Durch zehn Jahre hindurch führt er ein wundervolles Leben als Wolf. Dann aber hält Schier-Khan die Zeit für gekommen, sein altes Recht auf Mogli, als eine ihm einst entkommene Beute, geltend zu machen, zumal er es verstanden hat, die Jungwölfe des Rudels als Freunde zu gewinnen. Doch der schwarze Panther Baghira weiß Rat: Mogli soll sich mit Hilfe der „roten Blume“ (des Feuers) seiner Gegner erwehren. Als die Stunde der Ratsversammlung kommt, die über die Forderung Schier-Khans entscheiden soll, rettet die kühn geschwungene Feuerrute Mogli das Leben, aber nur ein Dutzend der Wölfe hält treulich weiter zu ihm. Erbittert beschließt er, zu den Menschen zu gehen. Drei Monate lang weilt er im Dorfe. Sehr schnell erlernt er — als bereits Zwölf-

ähriger — die Sprache und die Sitten der Menschen. Als er allerlei Unfug anzurichten beginnt, wird er zum Dorfhirten gemacht. Da bringt ihm Graubruder die Nachricht, daß Schier-Khan täglich ihm auflaure. Doch Mogli weiß sein Leben zu hüten. Eine günstige Gelegenheit, die sich bietet — Schier-Khan hat sich nach vollem Fraße in einem Schlupfwinkel zum Schlafe niedergelegt — nützt er dazu aus, ihn durch die von seinen Freunden angetriebenen Büffel der Dorfherde aufspüren und zertrampeln zu lassen. Als er am Abend mit seinem Vieh ins Dorf zurückkehren will, empfängt ihn ein Hagel von Steinwürfen. Er kehrt, schnell entschlossen, um, nimmt das Fell Schier-Khans mit, um es über dem Ratsfelsen des Packs der Sioniewölfe auszuspannen, und beginnt — jetzt von den Menschen ebenso verstoßen wie einst von den Wölfen — allein im Dschungel zu jagen. Vermöge seiner stetig wachsenden Kraft und Klugheit schwingt er sich immer mehr zum Meister alles Lebendigen um ihn her auf. Als die Bewohner des Dorfes, in dem er weilte, das ihm wohlgesinnte Elternpaar verbrennen wollen, bietet er das ganze Dschungel gegen sie auf. Erst wird die Dorffeldmark von den Pflanzenfressern ausgeraubt und zertreten, dann kommt der alte Elefant Hathi mit seinen Söhnen, die Häuser einzubrechen, und schließlich vollendet die Regenzeit das Werk der Zerstörung. Dann folgt für Mogli — auf eine lange Zeit friedlichsten Lebens — der fürchterliche Kampf mit den Rothunden. Noch einmal setzt er sich als Wolf völlig ein für die, mit denen zusammen er aufwuchs und lebte. Kaa, die uralte Pythonschlange, leistet ihm dabei wertvollste Hilfe. Als dann nach siegreich beendeter Schlacht all seine Schuld beglichen ist, widerstrebt er nicht mehr dem Rate des sterbenden Leitwolfes Akela: Mogli, der Wolf, wird zu den Menschen gehen, wenn Mogli, der Mensch, ihn dazu treibt. Aber erst nach zwei Jahren — Mogli ist inzwischen nahezu siebzehn Jahre alt geworden — überkommt ihn in der „Zeit der neuen Rede“, in der er sonst alljährlich sein „Frühlingsrennen“ unternahm, eine unüberwindliche Sehnsucht, die ihn aus dem Dschungel forttreibt. Seine vier Wolfsbrüder gehen mit ihm, um „von nun an neuen Fährten zu folgen“.

Kipling erzählt die Geschichte Moglis in gleichmäßig lebendiger und schlicht natürlicher Weise, ohne jeden Aufwand an Sonderbildungen in seinen Worten und Sätzen. Sagen- und Märchenklang tönt leise in seine Rede hinein. Ausschnitte aus der Dschungellandschaft stellt er so leicht und frisch vor uns hin, daß wir meinen, der feuchtwarme Hauch der indischen Wildnis wehe uns entgegen. Flüsse und Felsen, Baumwipfel und wüste Stätten sind in das, was geschieht, tief hineinbezogen. Das Geschehen selber aber geht von Tieren aus und vollzieht sich unter ihnen. Der Mensch dagegen gehört — abgesehen von Mogli, der sich ja ganz als Tier fühlt — dem Hintergrunde der Geschehnisse an, der tierfernen Umwelt. Jeden seiner Helden läßt Kipling zwar wie einen Menschen sprechen, aber das Empfinden und Tun, das Erscheinen und Sein eines jeden wird durchaus der wirklichen Natur gemäß wiedergegeben: Elefant und Panther, Schakal und Schlange, Bär und Affe, Wolf und Tiger, jeder ist in seiner Eigenart erfaßt und dargestellt. Die Beweggründe und Gedankenverbindungen, die das Verhalten der einzelnen Gestalten bestimmen, gibt Kipling nur mittelbar. Er beschränkt sich darauf, wie ein Augen- und Ohrenzeuge das Wahrnehmbare zu berichten. Doch zeigen sich in seiner Darstellungsweise Mängel, die nicht übersehen werden können. Den leichten Fluß des Geschehens leitet er nicht selten durch Anknüpfung an Beiläufigkeiten weiter, und häufiger noch unterbricht er ihn durch zeitlich zurückgreifende oder sachlich erläuternde Einschaltungen. Mancher von den Vergleichen, die er in die Bilder seiner Schilderung hineinverflicht, wirkt in seiner Dschungelfremdheit stofflich ebenso störend wie psychologisch. Auch sehen wir gelegentlich Taten sich vollziehen, die — obschon sie als Zeugnis kühner Entschlossenheit gelten sollen — innerlich doch der zulänglichen Begründung entbehren.

Wenden wir uns nun dem Aufbau der Geschichte Moglis zu!

Kipling veröffentlichte im Jahre 1893 sein Werk „Many Inventions“, dessen deutsche Übersetzung zuerst „Mancherlei neue Geschichten“, später „Mylord der Elefant“ benannt wurde. Die erste Erzählung dieses Buches — überschrieben: „Im Walde“ — setzt Mogli, einen etwa

20jährigen Mann, der — wie seine Narben am Körper, seine Kraft, sein Benehmen und vor allem seine Begleiter, die Wolfsbrüder, beweisen — im Dschungel unter Tieren aufwuchs in einen forstwirtschaftlichen Großbetrieb hinein. Sie läßt diesen Mogli, der weder vom Menschenhaß noch von der Verachtung des Geldes etwas weiß, gegen feste Bezahlung und spätere Pension bei der englischen Regierung als Waldläufer Dienst nehmen und die 13jährige Tochter eines mohammedanischen Dieners heiraten. Das Ganze wird sachlich berichtend und ohne jeden Märchenklang erzählt, als stütze es sich lediglich auf eine gelegentliche Nachricht in den Zeitungen.

Im Jahre 1894 gab Kipling „The Jungle Book" heraus (deutsch: „Im Dschungel"). Von den Erzählungen dieses Buches sind drei dem Dschungelkinde Mogli gewidmet. Die erste — überschrieben: „Moglis Brüder" — stellt die Geschichte seines Lebens vom kaum beendeten 1. bis zum 12. oder 13. Lebensjahre dar; sie endet damit, daß Mogli vom Rudel der Wölfe verstoßen wird und zu den Menschen geht. Die zweite Erzählung — überschrieben: „Kaas Hungertanz" — greift zurück auf die Zeit, als Mogli erst sieben Jahre alt war. Sie erzählt ein Erlebnis Moglis, wie er vom Affenvolke in die verlassene Stadt Cold Lairs entführt und erst nach blutigem Kampfe von seinen Freunden Kaa, Baghira und Balu wieder befreit wird. Die dritte Erzählung — überschrieben: „Moglis Rache" — führt da weiter, wo die erste endete: Mogli tötet Schier-Khan und verläßt auch die Menschen, um als freier Jäger im Dschungel zu leben.

Im Jahre 1895 ließ Kipling das „neue Dschungelbuch" („The Second Jungle Book") dem ersten folgen. Darin berichten wiederum fünf Abschnitte von Mogli. Der erste — überschrieben: „Wie Furcht kam" — läßt in einer Zeit größter Trockenheit — da „Wasserwaffenruhe" unter den Tieren herrscht — den alten Elefanten Hathi eine von den Geschichten erzählen, „von denen das Dschungel voll steckt": Furcht — der Mensch — soll aller Tiere Meister sein. Mit dem Leben Moglis aber steht dieser umfangreiche Teil, der in eine völlig unbestimmbare Zeit zurückgreift, nur in losestem Zusammenhange; denn der lahme Tiger Schier-Khan, den der 12jährige Mogli bereits tötete, lebt noch und hegt keinerlei Feindschaft gegen Mogli. Der zweite Abschnitt dagegen — überschrieben: „Das Dschungel los" — setzt die Erzählung von Moglis Geschichte da fort, wo „Moglis Rache" sie abschloß: Mogli bietet das ganze Dschungel auf, das ihm verhaßte Dorf zu zerstören. Die dritte Erzählung — überschrieben: „Des Königs Ankus" — spinnt wieder ein Erlebnis Moglis, das zwar nicht für den Verlauf seines Lebens, wohl aber zur Kennzeichnung seines Wesens von Bedeutung ist, weit aus: Mogli gelangt, von Kaa dorthingeleitet, zu einem unermeßlich reichen Schatze, den eine alte Brillenschlange hütet, in die verlassene Stadt Cold Lairs und entnimmt ihm einen zwei Fuß langen Elefantentreibstachel (des Königs Ankus), der ihm als Waffe brauchbar erscheint. Wie er aber durch mancherlei Beobachtungen erfährt, daß die Menschen sich um seiner bunten Steine willen gegenseitig töten, bringt er ihn wieder an seinen Ort zurück. Die vierte Geschichte — überschrieben: „Rothund" — schildert das wichtigste Erlebnis des 15jährigen Mogli, den Kampf mit den Rothunden. Sie setzt da ein, wo die zweite („Das Dschungel los") abbrach. Das fünfte und letzte Stück — überschrieben: „Frühlingsrennen" — erzählt vom 17jährigen Mogli, den die quälend weiche Unruhe des Dschungelfrühlings zu den Menschen treibt. Es endet mit dem Satze: „Und dies ist die letzte Geschichte von Mogli."

Diese kurze Übersicht zeigt deutlich, daß die Geschichte von Mogli weder als Ganzes entworfen noch dargeboten ist. Es treten lediglich weitausgesponnene Einzelerlebnisse Moglis vor uns hin, die keineswegs alle in einem sachlich, zeitlich und psychologisch geordnetem Zusammenhange stehen. Moglis Lebenslauf ist in fünf Teilgeschichten völlig umrissen (Moglis Brüder, Moglis Rache; Das Dschungel los, Rothund, Frühlingsrennen), die übrigen drei greifen ziemlich willkürlich ein. Ja, das neunte Stück („Im Walde") würde, wenn es nicht gleichsam im voraus geschrieben und dann von den Mogligeschichten der Dschungelbücher

deutlich abgetrennt worden wäre, einen in nüchterner Plattheit auslaufenden Schluß abgeben: Mogli, der ungewöhnliche, rein naturgeformte Mensch, der als Traum und Märchen aus einer wundervollen Wildnis erwächst, wird zivilisierter Alltagsmensch, wird um äußeren Gewinnes willen in der Vielheit eines Zweckverbandes ein bedeutungsarmes Glied. Kipling, der englische Dichter, hat hier ohnehin dem englischen Politiker Kipling Zugeständnisse gemacht, die nach deutschem Geschmackswertmaß nicht verziehen werden können.

Es empfiehlt sich nicht, die beiden Werke, die hier miteinander verglichen werden, in der Erörterung über ihre Gesamtwirkung getrennt zu behandeln. Somit wäre nun die Geschichte Ghavatis kurz zu erzählen.

Vor Gott, den Unerforschlichen und Unwandelbaren, den Schöpfer und Erhalter der Welt, tritt Ghavati, die Göttin der Tiere. Aus der Liebe zu den Tieren war sie einst geboren, um ihrer Liebe willen wurde sie dann in Ketten geschlagen und von der Erde verbannt — nur während einer Nacht in 100 Jahren durfte sie ratend und helfend unter den Tieren weilen —, aus ihrer Liebe heraus erbittet sie jetzt gegen die Grausamkeit der Menschen Gerechtigkeit für die Tiere. Zwiefach begnadet, sinkt sie herab zur Erde: sie darf — wieder frei von allen Fesseln — für immer zu ihren Lieblingen zurückkehren, um zu versuchen, „ob sie das Rad des Gesetzes aufhalten kann".

Doch gleich das erste, das ihr auf Erden begegnet, ist entsetzlich: in der Steppe Afrikas haben flintentragende Schwarzhäuter drei riesige Elefanten erlegt, sie ihrer Stoßzähne beraubt und die Leichen den Aasfressern überlassen. Ghavati entsendet Boten zu den Königen der Tiere, die in Jahrtausende alten Steingräbern am Nil schlafen. Sie läßt sie zum Berge des Geistes Ndscharo entbieten und begibt sich, von Tausenden ihrer Schutzbefohlenen bis an den Fuß des Berges begleitet, ebenfalls dorthin. Zur Höhe hinauf bricht ihr Tembo, der mehr als 100 Jahre alte Elefant, den Weg. Auf dem Platze des Gerichts erhebt Ghavati vor den dort versammelten Herrschern der Tiere die Anklage gegen den Menschen: er hat das Gesetz der Wildnis zerbrochen; er tötet ohne Notwendigkeit aus Eigennutz und Beutegier; er ist schuldig, nicht das Tier! Alle Oberherren der Tiere stimmen ihr zu, alle sind mit ihr entschlossen, den Menschen, den von der Natur Abtrünnigen, zu bekriegen und zu besiegen, um die Tiere vorm Untergang zu bewahren. Auch Ghavatis Schwester Aranjani, die Göttin der Wildnis und der Pflanzen, sagt ihre Hilfe zu. Während die Rudel der Tiere drunten in der Steppe der Wiederkehr Ghavatis harren, schleicht der Mensch in langem Zuge heran und wirft den „Schrei des Todeszaubers" unter sie. Als Ghavati endlich kommt, kann sie, wo sie bis ins tiefste hinein helfen möchte, nur Schmerzen lindern. Selbst Aranjani vermag des Menschen nur in der Wettersäule des Wirbelsturmes habhaft zu werden. Auch den Junglöwen Bomu, den die Weißhäuter fingen und fesselten, als er in stolzem Übereifer vorzeitig unternahm, allein zu jagen, erlöst Ghavatis gütige Hand aus Schmach und Schmerz nur durch einen sanften Tod, nicht durch Befreiung und Heilung. Die Menschen aber, die sie im Steppenbrand vernichten will, retten sich in die feuchte Kühle des Bachbettes, so daß dem Haß Ghavatis nur von den geliebten eigenen Kindern eine große Zahl zum Opfer fällt. Die Menschen nahen in immer neuen Zügen, einmal, um Kwapi, „das bunte Geheimnis der Wälder" (ein erst seit kurzem bekanntes giraffenähnliches Tier, das Okapi), zu erbeuten, ein andermal, um den Feuerberg Ninogongo zu erforschen. Da vereinen sich die Göttinnen der Pflanzen und der Tiere wieder zu gemeinsamen Kämpfen: die Macht des Gewittersturmes und die Qual der Winzigen (der stechenden Kerfen) wird mit der gleichen Unerbittlichkeit gegen sie aufgeboten wie der Grimm des Berggeistes Gongo und die Gier Chius, des Leoparden. Und als Ghavati Kunde von dem Ungeheuer erhält, das auf eisernen Seilen heraneilt und täglich viele der Menschen in die Wildnis hinausführt, da wendet sie ihren und der Tiere Zorn gegen die Eisenbahnbrücke, die über Fluß und Sumpf hinüberleitet. Sie zu zerbrechen, gelingt nicht, sondern nur, sie in ihren Fugen zu lockern. Aber die Flut der Regenwässer unterwühlt sie derart, daß der heranbrausende Zug den Hang des

Dammes jäh hinabstürzt. Die Fleischfresser haben gute Zeit. Doch ein Wagen des Zuges bleibt, obschon zur Seite geworfen, unzerstört. In ihm schaut Ghavati ein Menschenpaar, das sich selbst im Tode noch innig umschlungen hält und das Lächeln der Liebe auf dem Antlitz trägt. Ghavati ist tief erschüttert. Sie erkennt: der Mensch, der nicht bloß durch seine Übergriffe ins Nichteigene (Tiererbeutung und Tierzähmung), sondern durch sein Tun und Sein überhaupt das Schicksal der Tiere bestimmt, ist an sich nicht böse, sein Herz hat Raum für die Teilnahme am Nichteigenen. Mit allen Waffen tiergöttlicher Gewalt kämpfte sie vergeblich an gegen den Menschen, und nun — da menschliche Güte, Weibesliebe, offenkundig vor ihr Auge tritt — bricht selbst der Wille zur Macht gegen den Menschen in ihr zusammen. Niemand weiß Rat für sie, der alte Baobab (Affenbrotbaum) nicht, die Tierkönige nicht, Aranjani nicht. Voller Trauer sieht sie: „Der Tag der Tiere ist verblaßt. Dämmerung ist über ihren Leibern. Die große Nacht der Tiere beginnt." Und in ihrer unendlichen Liebe zu den Tieren schlägt sie auch den letzten Weg ein, der ihr, wie sie hofft, zu helfender Tat übrigbleibt: zum Vater der Dinge und Wesen will sie wieder hinaufgehen, kämpfen will sie vor ihm für das Tier, kämpfen, daß ein Funke ihrer göttlichen Liebe auch im Menschen aufglühe.

So nimmt sie Abschied von den Getreuen, die ihr verblieben. Wieder tritt sie vor Gott hin, wieder erhört er ihr Flehen: „Nicht hinab zu den Tieren, hinab zu den Menschen laß mich!" Ghavati versinkt, und „ein leuchtender Regen fällt hinab in die kreisenden Lichtnebel der Tiefen, hinab in die Herzen der Menschen".

Schauwecker erzählt seine Geschichte in ganz anderer Weise als Kipling. Seine Anforderungen an den Leser sind ungleich höher. Die Geschichte von Ghavati, der Tierkönigin, kann nicht anders als mit erwartungsvoll aufmerkender Anspannung, mit bereitwillig festhaltender Achtsamkeit und fortgesetzt zurückschauender und vorausblickender Verstandes- und Gemütsbeteiligung gelesen werden. Das Buch ist so gesättigt voll von mitreißenden und aufwühlenden Taten und Gedanken, daß es schwerlich jemand in einem einmaligen Lesen auszuschöpfen vermag. Das weite Gebiet Innerafrikas bildet den Schauplatz der stetig wachsenden Geschehnisse, die sich zwar in der Ebene der Wirklichkeit abspielen, die sich aber sowohl in die Tiefen des Mythologischen hinabsenken als auch in die Höhen des Religiösen emporheben. An dem Leben und Treiben, dem Fürchten und Hoffen eines halben Hunderts afrikanischer Tierarten nehmen wir teil. Eine jede ist nicht als dumpfe Masse, sondern in klar gezeichneten Einzelpersönlichkeiten dargeboten und meist mit dem Namen benannt, den die Menschen ihrer engeren Heimat ihr gaben. Wie aus den Namen schon eigenlebendiger Klang ertönt — auch aus denen, die der Dichter erfand —, so umfassen die großzügig durchgeführten Lebensbilder (z. B. vom Löwen und Flußpferd, vom Elefanten und Okapi), die umfangreiche Abschnitte des Buches füllen, vielfach verstärkt den vollen Schwall des Tierdaseins. Doch stets gilt nicht schon das einzelne für sich, sondern erst in seiner Beziehung zum ganzen. Ghavati ist es, in der sich alles eint, Ghavatis Streben, der hereinbrechenden Tierdämmerung Einhalt zu tun. Und alles wird in einer Sprache gegeben, die auch nicht in einem Satze aus dem Schwunge poetischer Erhobenheit herausfällt. Jedes der Schauweckerschen Bilder ist wie ein Erinnerungsbild verdichtend zusammengezogen. Nicht selten führt diese Art der Darstellung zu einer machtvoll ins Große wachsenden Steigerung. Fortgesetzt leuchten neue, eigenartig schöne Prägungen auf. Allerdings kommt es auch vor, daß miteinander verbundene Vorstellungen in eine wenig übersichtliche Enge zusammengedrängt oder andere aus der naturläufigen Bewegungslinie leicht herausgebogen werden, vielleicht die einzige Besonderheit des Buches, bei der nicht jeder Leser dem Dichter wird folgen mögen.

Wieder etwas Tüchtiges leistet Schauwecker im Aufbau seines Werkes. Bei aller Fülle der Einzelheiten macht sich stets die des Weges wie des Zieles in gleicher Weise kundige Gestalterkraft des Dichters geltend. Er nennt sein Buch einen „Tierroman". Diese Bezeichnung trifft aber nicht wie bei den Romanen der eigentlichen Tierdichter (z. B. bei Egon von Kapherr, Svend Fleuron, Bengt Berg) in bezug auf den Inhalt zu, sondern in bezug auf die Gesamt-

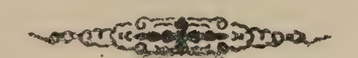
orm; denn trotz aller Naturvertrautheit und Großzügigkeit bleibt „Ghavati“ inhaltlich ein Märchen! Aber Schauwecker hat auf seine Weise ebenfalls recht: er fabuliert nicht — wie Kipling das tut —, sondern er komponiert. Stück für Stück wird aus starkem Künstlergefühl heraus ntworfen und mit starkem Künstlerwillen durchgeführt. Die Darstellung der Tatsachen, die Gewinnung der Fragen, die das Ganze bewegen, ihre Herausstellung und Zuspitzung, der Ausgleich er Spannungen, alles das wird durchaus in der architektonisch bauenden Schaffensweise eines euzeitlichen Romandichters geübt, der mit gleichsam wissenschaftlicher Vertrautheit ebenso in Tier- und Naturwirklichkeiten hineingreift wie in seelische Bedingtheiten. Selbst nicht für Augenlicke läßt die dramatisch bewegte Handlung in ihrem Schritt und Klang und Sinn den Leser us der Freude des Hinnehmens und Erwartens und Deutens heraus.

Und die Gesamtwirkung der beiden Werke?

Kipling stellt die mit regen Sinnen leicht umfangene Wirklichkeit vor uns hin. Schauwecker ieht die Wirklichkeit tief in sein Erleben hinein, und erst die so erworbene und zum Eigentum ewordene Wirklichkeit läßt er lebendig vor uns erstehen. Wenn somit die beiden Dichter sowohl m Empfangen als auch im Geben ihrer Dichtung verschieden sind, so zielt doch ein jeder von hnen auf das zurück, von dem er ausging: Natureindrücke sind's bei Kipling, Innenerlebnisse ei Schauwecker. So wird der eine in seinem Märchen zum Wirklichkeitsdichter, der Gestalten und Stimmungen in der Natur wunderbar zu erfassen weiß, der andere zum Erlebnisichter, dem sich in der Hingabe an die Wirklichkeiten der Natur eine neue, innerlich bewegte Welt erschließt. Die Welt Ghavatis ist in traumhaft dämmeriges Leuchten gehüllt, traumhaft weich st das Rauschen der Dinge in ihr, traumhaft wohlig die innige Gelöstheit ihrer Geschehnisse. Mogli agegen schreitet frisch und froh durch die Wirklichkeitswunder, die sich aus der Lebensüberfülle des Dschungels bei Tag und Nacht vor ihm auftun. Die Welt Ghavatis erstreckt sich durch räumlich ungleich weitere Gebiete als die Welt Moglis und zeigt eine viel größere Fülle an landschaftichen Bildern und lebendigen Wesen. Und ein ähnliches Verhältnis ergibt sich, wenn man nach en Ideen fragt, die sich in den beiden Werken verkörpern. Kiplings Geschichte ist im wesentlichen on der romantischen Idee getragen, den Menschen darzustellen, der unter Tieren aufwächst, er lange Zeit wie und als ein Tier lebt und erst als Erwachsener zur Menschhaftigkeit erwacht. Schauwecker beginnt seine Geschichte mit Bildern, die gleicherweise eine mythologische wie eine aturphilosophische Prägung aufweisen. Dann steigt er — ohne in Ghavatis Gestalt und Walten as Mythologische je zu verlassen — hinab ins natürlich Wirkliche und erlebt dort das leibhaftige Beieinandersein und körperlich-geistige Aufeinanderwirken der Pflanzen, Tiere und Menschen n tropischen Afrika. Schließlich erhebt er sich mit Ghavati wieder in die Höhen des Weltenchöpfers empor und gewinnt so eine auch religiös durchtränkte, in praktische Ideen einer menschch warmherzigen Kulturphilosophie ausmündende Wertung des vorher Gebotenen. Wenn sein Werk — als ein zweifellos starkes Kunstwerk — sich mit alledem nicht schon als ein auch stark ittliches erwiesen hätte, so würde es zu einem solchen werden durch die heilig ernste Bitte, ie immer und immer wieder, unausgesprochen und doch unüberhörbar, durch alle Schönheit nd Kraft hindurchtönt: Seid um eurer selbst willen, ihr Menschen, gerecht und barmherzig egen die Tiere!

So mag man das Werk Schauweckers mit dem Werke Kiplings vergleichen, in welcher Hinicht man will: immer muß man seine unbedingte Überlegenheit anerkennen. Es ist größer in er Kraft seiner Ideen, wirklichkeitssicherer in der Art seiner Naturerfassung, inniger in der ingabe an seine Geschöpfe, tiefer in der Gestaltung und reizvoller in der Durchdringung einer Dinghaftigkeiten, gehaltreicher im Sinn und schöner im Klang seiner Sprache.

Adolf Glupe



Von Leibniz bis Nietzsche

Historische Werke über neuere Philosophie

Wenn auch der Hauptstrom des philosophischen Denkens unserer Zeit sich neuerdings wieder systematischen Fragen zuwendet, so ist doch der Zusammenhang mit dem vorwiegend historisch gerichteten Denken des verflossenen Zeitalters keineswegs unterbrochen, sondern läuft als starke Unterströmung neben jenem her. Aus der Fülle der Arbeiten, die sich auf die großen Gestalten der neueren Philosophiegeschichte beziehen, greifen wir einige bemerkenswerte Neuerscheinungen und Neuauflagen heraus.

Immer mehr wird die philosophische Forschung auf die umfassende, noch längst nicht genügend gewürdigte Bedeutung Leibnizens, des großen vorkantischen Metaphysikers, aufmerksam. Diesem erneuten und vertieften Interesse kommt eine Neuauflage von Kuno Fischers rühmlichst bekannten Leibnizbuch im rechten Zeitpunkt entgegen. (G. W. Leibniz, Leben, Werke und Lehre. 5. Auflage, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1920.) Die Neuauflage ist von einem tüchtigen und gründlichen Leibnizkenner, Wilhelm Kabitz, besorgt worden, der den Fischerschen Text fast unverändert läßt, dagegen in einem Anhang das Werk auf die Höhe der wissenschaftlichen Forschung bringt. Die Vorzüge der Kuno Fischerschen Darstellung sind weithin bekannt, und gerade die philosophisch interessierten Laienkreise können nicht eindringlich genug immer wieder auf das Monumentalwerk Fischers, die 10bändige Geschichte der neueren Philosophie verwiesen werden, deren 3. Band das vorliegende Leibnizwerk bildet. Diesen Schriften haftet die Frische und Flüssigkeit des gesprochenen Wortes an, das dieser Meister des Kathedervortrags wie wenige zu handhaben wußte; hier ist nichts von überladener und schwerfälliger Gelehrsamkeit, die viele Laien von vorneherein von der Lektüre philosophischer Bücher abstößt. Fischers Biographien der großen Denker sind wahrhafte Kunstwerke; mit liebevoller Umsicht und Sorgfalt läßt er das Bild des Philosophen vor uns erstehen. Im Falle Leibniz ist das Verdienst des Darstellers ein besonders großes. Bei der vielumfassenden, universalen Tätigkeit dieses Denkers, die sich stets auf mehrere Gebiete zu gleicher Zeit erstreckte, gelang es ihm nicht, seinen Gedanken die Form des geschlossenen Systems zu geben, sondern diese sind in zahllosen größeren und kleineren Abhandlungen, Streit- und Gelegenheitsschriften und in dem ausgedehnten Briefwechsel zerstreut. Für den modernen Leser ist es daher fast unmöglich, Leibniz aus seinen Originalschriften kennen zu lernen. Hier blieb dem nachschaffenden Historiker ein reiches Feld der Arbeit. Kuno Fischer ist es in hervorragender Weise gelungen, die Persönlichkeit dieses Menschen größten Formats in all ihrer Lebendigkeit und Fülle vor uns hinzuzeichnen. Er zeigt uns diesen Mann in seiner staunenerregenden Vielseitigkeit und Tiefe, in dem Wechsel seiner Interessen und Ansichten, in den Einwirkungen, die er von Vergangenheit und Umwelt empfangen und der Nachwelt weitergegeben hat; er bringt sein Weltbild, neben Platons System vielleicht die tiefsinnigste Weltdeutung aller Zeiten, mit der ganzen Wucht einheitlicher Geschlossenheit zur Darstellung. So ist dieses Buch, das bereits vor mehreren Jahrzehnten geschrieben ist, auch heute noch der beste Führer zur Persönlichkeit und Gedankenwelt unseres Leibniz.

Auch Friedrich Paulsens „Immanuel Kant, sein Leben und seine Lehre" (in der Sammlung Frommanns Klassiker der Philosophie, Bd. 8) ist nunmehr zum sechstenmal neu aufgelegt worden (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, H. Kurtz, 1920) und auch dieses Buch gehört zu den Standardwerken der philosophiegeschichtlichen Literatur. Das nach seinem ersten Erscheinen (1898) viel umstrittene, einerseits heftig angegriffene, andrerseits überschwenglich gepriesene Werk vereinigt in sich alle Vorzüge der feinen, durchsichtigen und gewandten Schreibart des Verfassers. Inhaltlich entfernte sich dieses Kantbuch in seiner prinzipiellen Einstellung weit von der Tradition; es ist durchaus originell, aber in dieser seiner Originalität ist es allzusehr

von subjektiven Elementen gefärbt. Daß wir hier ein wohlabgerundetes, den ganzen Kant aus einheitlichem Guß umfassendes, harmonisch zusammenstimmendes System seiner Gedankenarbeit, und nicht, wie es meist geschieht, den in die Aufeinanderfolge der unterschiedenen Perioden zerlegten Kant erhalten, ist ein unumstrittenes Verdienst. Nur war dieses Verdienst auf Kosten der historischen Treue allzu teuer erkauft. Paulsen stempelte Kant — und dies war der Punkt, an dem die Kritik einsetzte — zu einem Metaphysiker, d. h. er suchte nachzuweisen, daß der metaphysische Idealismus einen selbständigen, wenn nicht den vorherrschenden Gedankenkomplex in Kants Philosophie bilde. Damit wurden die Ergebnisse der Kritik der reinen Vernunft in Frage gestellt oder galten nur als Vorstufe zu einer bei Kant nur andeutend skizzierten, von Paulsen in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellten dogmatischen Metaphysik. Der Kritiker Kant, der die Erkenntnis auf die Erfahrung beschränkt und der metaphysischen Spekulation nur auf dem Boden der praktischen Philosophie ein Daseinsrecht einräumt, tritt somit hinter den Metaphysiker zurück. Es ist Paulsen zuzugeben, daß infolge der schwankenden Stellung Kants zur Metaphysik Ansätze in dieser Richtung in seinen Schriften wohl zu finden sind und gerade in den Gefühlsbedürfnissen des alten Kant wohl gelegen haben mögen, aber es bedeutet trotz alledem eine Schwerpunktsverlegung dessen, worauf es dem Philosophen in der Vollkraft seines Schaffens ankam und womit er eine neue Epoche in der Geschichte der Philosophie inaugurierte, nämlich des kritisch-transzendentalen Gedankens. Worin läge denn dann die kopernikanische Tat des Alleszermalmers, wenn er letzten Endes nur eine positive Metaphysik entwickelt hätte oder zu entwickeln beabsichtigte, die, wie Paulsen meint, im Grunde genommen mit der Platonisch-Leibnizischen übereinstimme? Paulsen deutete so in den historischen Kant eigene Gedankengänge hinein und verschob damit das Bild in nicht gerechtfertigter Weise. Insofern ist dieses Buch mit Vorsicht zu benützen besonders von denen, die mit seiner Hilfe in die Gedankenwelt des Königsberger Philosophen erst einzudringen gedenken.

Solchen Lesern ist jedoch ein soeben erschienenes Buch von Alfred Menzel „Kants Kritik der reinen Vernunft, ein Leitfaden zum Studium" (Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1922) unbedingt zu empfehlen. Es ist ganz hervorragend geeignet, in dies schwierige, umständliche und zeitraubende Werk einzuführen, an dem schließlich niemand vorbeigehen darf, der an philosophischen Dingen Anteil nimmt. Der Gedankengang der Kritik der reinen Vernunft ist in genauem Anschluß an das Originalwerk wiedergegeben, stark verkürzt und so klar, als es bei der Schwierigkeit der Probleme überhaupt möglich ist. Für „Lehrlinge der Philosophie" hätte manches noch mehr vereinfacht, viele Fachausdrücke noch besser erklärt und verdeutscht werden dürfen. Der Verfasser vermeidet jegliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen Auffassungen, er verschont uns mit allem gelehrten Ballast und wirbelt den ungeheuren Staub, der sich über dies Werk im Laufe der Jahrzehnte gelegt hat, nicht auf, sicherlich nicht zum Nachteil seines Buches. Aus dem weitschweifigen Wust des Kantischen Gedankendickichts stellt er die Probleme klar heraus, vereinfacht sie, faßt Auseinanderliegendes zusammen und gliedert architektonisch. In einem nützlichen Anhang über die verschiedenen Auffassungen der Vernunftkritik hält er selbst weise abwägend die Mitte zwischen transzendentaler und psychologistischer Auslegung.

Mitten in den Problemkreis des Kantischen Kritizismus und der daraus hervorgegangenen Bewegung des deutschen Idealismus führt uns dann weiterhin das breitangelegte Werk von Richard Kroner „Von Kant bis Hegel", von dem der 1. Band, der bis zur Schellingschen Naturphilosophie reicht, im Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen (1921) erschienen ist. Der Zusammenhang zwischen den Systemen des Idealismus gehört zu den am meisten erörterten und umstrittenen Auseinandersetzungen, ohne daß bisher eine auch nur einigermaßen befriedigende Lösung gefunden worden wäre. Kroners Schrift, welche diese Frage mit dem schweren Rüstzeug strenger Wissenschaftlichkeit von neuem aufrollt, wird aufräumend, scheidend und klärend nach vielen Seiten wirken. Er sieht im Gegensatz zu der bisher üblichen Auffassung in der Entwicklung der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel „ein Ganzes, einen in sich zu-

sammenhängenden, aus sich heraus verständlichen, nicht über sich hinausweisenden Abschnitt des Denkens". Er sieht trotz der bunten Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit der Problemstellungen und -lösungen die Einheit in diesem Wechsel und Werden. Ob dieser Nachweis Kroner endgültig gelungen ist, läßt sich aus den Ausführungen dieses 1. Bandes noch nicht mit voller Bestimmtheit erkennen. Aber dies dürfte der gesicherte Ertrag des 1. Teiles sein, daß fortan das Gerede verstummen muß, wonach die nachkantischen Spekulationen der Fichte, Schelling und Hegel nichts anderes seien als ein Abfall von dem wahren Geist der Transzendentalphilosophie, abstruse Verirrungen vom transzendentalen Grundgedanken, ein Überschreiten der der Erkenntnis von Kant gesteckten Grenzen usw. Kroner also hat sich die Aufgabe gestellt zu zeigen, wie aus der Kantischen Vernunftkritik die Hegelsche Philosophie des Geistes erwachsen ist. Er geht dabei historisch-systematisch vor; er legt seinen kritischen Maßstab nicht von außerhalb an das Dargestellte an, sondern schöpft ihn aus der geschichtlichen Entwicklung selbst, d. h. aus dem Ziel dieser Bewegung, also aus Hegel. So wird Kant von Hegel aus konstruiert und überall werden die Keime gezeigt, welche die Fortentwicklung des Gedankens über Kant hinaustreiben. So führt uns Kroner z. B. deutlich vor Augen, wie mit Notwendigkeit aus der Kritik das spekulative Bedürfnis erwächst, das einen Schelling und Hegel zu ihren Systemen gelangen läßt. Von diesem Blickpunkt aus ist die Kantische Philosophie allerdings kein in sich ruhendes, selbständiges philosophisches Phänomen; sie bereitet vielmehr nur den Boden für die kommenden Systeme, sie ist nur eine wenn auch noch so bedeutsame historische Etappe in der Geschichte des deutschen Idealismus. Daher ist sie nach Kroner voller Widersprüche und Unausgeglichenheiten, voll von nur entwickelten, nur der Anlage nach vorhandenen, aber nicht zu Ende geführten Gedanken. So erscheinen uns Kant, und weiterhin auch Fichte und Schelling nur als Vorläufer des Vollenders dieser Bewegung, Hegels. Besonders eindringlich ist die Kronersche Kritik an den Gedanken der Kritik der Urteilskraft; wo Kant zum erstenmal auf das Ganze seiner Philosophie reflektiert; nirgends sind die von Kant versuchten Problemlösungen so wenig befriedigend, nirgends drängt der Gedanke so ungestüm über Kant hinaus als gerade hier, wo er sich über die letzten Zusammenhänge seines Denkens Rechenschaft zu geben versucht. Da es Kroner lediglich um die Entwicklung der rein gedanklichen Probleme in ihrer Aufeinander- und Auseinanderfolge zu tun ist, treten naturgemäß die Denkerpersönlichkeiten ebenso wie die geistigen und kulturellen Ideenzusammenhänge zurück. Nur der problemgeschichtliche Faden wird durch die einander verdrängenden Systeme hindurch verfolgt. Bewundernswert sind die reine Sachlichkeit und Wissenschaftlichkeit, die Kühnheit der mit voller Bewußtheit vollzogenen Konstruktion, die klare Erfassung der gedanklichen Problemverschlingungen, welche dieses Werk turmhoch etwa über die oberflächliche Arbeit Kronenbergs und die tendenziöse Willmanns, die ebenfalls die Entfaltung des deutschen Idealismus behandeln, stellen und die das Erscheinen des abschließenden Bandes mit Spannung erwarten lassen.

Der echten Wissenschaftlichkeit des Kronerschen Buches möchte ich ein Werk gegenüberstellen, das aus einem ganz anderen Geist heraus geschrieben ist und das ungefähr denselben Zeitraum des deutschen Geisteslebens behandelt, nämlich „Die deutsche Romantik" von Georg Mehlis (Rösl & Co., München 1922). Da es sich hier nicht um eine philologische oder literarhistorische Studie, sondern um eine mit philosophischem Geist erfüllte Deutung der deutschen Romantik von einem Philosophen handelt, mag sie ebenfalls in diesem Zusammenhang besprochen werden. Dies ist schon äußerlich daraus ersichtlich, daß die Philosophie der Romantik weit ausführlicher dargestellt ist als die Dichtung, die der Verfasser überhaupt nicht in extenso entwickelt, sondern nur als Illustrierung und Exemplifizierung des über die romantische Bewegung, das romantische Kulturbewußtsein und den philosophischen Gehalt der Romantik Gesagte. Daher greift er nur einige wenige dichterische Erzeugnisse heraus und analysiert sie in diesem Sinne. Während also Kroner dem philosophischen Gedanken in seiner Reinheit und Selbständigkeit durch die Systeme hindurch folgt, handelt Mehlis von den peripherischen Aus-

wirkungen des deutschen Idealismus und den im engsten Zusammenhang mit diesem stehenden und ständig neben ihm herlaufenden literarischen Bewegungen. Die Brücke zwischen Idealismus und Romantik bildet die Gestalt Schellings, die einerseits in die Gedankenbewegung von Kant bis Hegel verwoben ist, andrerseits der Philosoph der Romantik schlechthin genannt werden darf. Da der Verfasser seiner seelischen Einstellung nach mit dem romantischen Geist wesensverwandt ist, ist es ihm ganz besonders gut gelungen, sich in diese Bewegung einfühlend zu versenken, und auch den Leser in die spezifisch romantische Stimmung und Gefühlslage hineinzuversetzen. In diesem inneren Mitleben mit seinem Gegenstand und in der Fähigkeit, dieses anderen mitzuteilen, scheint mir das Hauptverdienst dieses feinsinnigen und liebenswürdigen Buches zu liegen, an das man keinen streng wissenschaftlichen Maßstab anlegen darf, sondern dem man nur von einer ähnlichen Bewußtseinseinstellung aus gerecht zu werden vermag.

Wissenschaftlichen Boden betreten wir dann wieder mit der letzten hier zu nennenden Schrift aus der Blütezeit der deutschen Philosophie, mit Franz Rosenzweigs zweibändigem Werk „Hegel und der Staat" (Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin 1920). Hegel, der längst Totgesagte und Totgeglaubte, ist in der Philosophie der Gegenwart fast wieder modern geworden. So wie einst der Ruf „Zurück zu Kant" weithin erscholl, so spricht man heute allenthalben von einem „Über Kant hinaus zu Hegel". Kroners Buch war uns hierfür ein deutlicher Beleg. Es war daher eine dankenswerte und fruchtbare Aufgabe, die sich Rosenzweig gestellt hat, indem er Hegels Stellung zum Staat zum Gegenstand einer ebenso tiefeindringenden wie weitausgreifenden Untersuchung gemacht hat. Wenn sich auch das Hegelsche Denken in gleich universaler Weise auf alle Bezirke des geistigen Kosmos erstreckte, so lag ihm doch ein Gebiet stets besonders am Herzen, um das, wie um eine Zentralsonne, sein gesamtes Denken kreiste: nämlich die Philosophie des Staates. Rosenzweig beschränkt sich nun nicht etwa, wie dies gewöhnlich geschieht, auf eine Darstellung der reifen staatsphilosophischen Gedanken Hegels, die er in seiner Rechtsphilosophie niedergelegt hat, sondern er spürt schon den frühesten Äußerungen des Gymnasiasten und Tübinger Stiftlers nach und verfolgt diese durch die verschiedenen Phasen des Hegelschen Denkens hindurch. Welch ungeheure Arbeit es hier zu leisten gab, erhellt daraus, daß wir eine kritische Gesamtausgabe bis heute noch nicht besitzen und daß ein großer Teil des Nachlasses noch nicht gedruckt ist. So bedurfte es langjähriger archivalischer Studien, um diese reichen Schätze ungedruckten Materials zu heben und der Darstellung fruchtbar zu machen; und wir können es dem Verfasser nicht genug danken, daß er seine Arbeit auf so umfassender Grundlage angelegt und uns eine wirklich erschöpfende Behandlung des Themas geschenkt hat. Die Geschichte der Entstehung und Entwicklung des Hegelschen Staatsgedankens also von seinen ersten sporadischen und unsystematischen Anfängen bis zu dem Punkte, wo sich der Staatsgedanke dem System der Erkenntnis eingliedert, ist der Inhalt dieses Werkes, in dem historischer Sinn und philosophischer Blick glücklich gepaart sind. Ein wahrhaft großartiges Gemälde der reichen und tiefen Gedankenwelt Hegels entrollt sich vor unseren Augen und fesselt uns um so mehr, als Hegels Staatsdenken keine apriorische Konstruktion ist, sondern wirklichkeitsgesättigt und weltdurchdrungen mit dem Vollgehalt des politischen Lebens seiner Zeit, im wahrsten Sinn der Gedanke vor der Tat, die gewaltige Geistesmacht, aus der die Ereignisse („wie der Blitz aus dem Gewölk") herausgeboren und in die Wirklichkeit des geschichtlichen Lebens umgesetzt werden. Daher die vielverschlungenen, zum Teil rückläufigen Bewegungen, die sich an wichtigen Punkten zum Knoten schürzen, der dann wieder aufgelöst oder zerhauen wird, bis schließlich alle Fäden in den Grundlinien der Rechtsphilosophie zusammenlaufen. Und so bestätigt sich auch hier, was Hegel für die höchste Aufgabe der Philosophie hielt, daß er seine Zeit im Gedanken erfaßte. Rosenzweigs Werk ist mit seiner Fülle von innerlichst verarbeitetem Material, mit seinem tiefen Eindringen in die weitverzweigtesten Verästelungen und Schattierungen des Hegelschen Staatsgedankens und seiner kongenialen Einfühlung in die entlegensten und schwierigsten Gedankengänge der Hegelschen Geisteswelt eine wertvolle Bereicherung sowohl der Hegel-

literatur als auch der Schriften über das Werden und Wachsen der staatstheoretischen Gedanken im 19. Jahrhundert und der geistigen Mächte, die an der politischen Formung der Gegenwart beteiligt sind.

Nur ganz kurz weise ich ferner auf eine Neuauflage des 1. Bandes von G. Th. Fechners „Zend-Avesta" hin (5. Aufl., Verlag Leopold Voß, Leipzig 1922), der in Bälde auch der 2. Band folgen soll. Das Buch gehört zu den klassischen Werken der Philosophie des 19. Jahrhunderts und bedarf daher keiner weiteren Empfehlung. Bei Fechner mischt sich in eigenartiger Weise die streng wissenschaftliche Behandlung philosophischer und psychologischer Probleme mit einem weit über alle Grenzen der Erfahrung hinausgehenden metaphysischen Spekulationstrieb, dem er gerade in „Zend-Avesta" voll die Zügel schießen läßt. Er lehrt in diesem seinem System die Allbeseelung der Welt, nicht nur der Pflanzen und Tiere, sondern auch der Gestirne und der Totalität des Universums selbst und entwirft ein ganzes Stufenreich von Geistern, das in dem höchsten, alles in sich befassenden Geist, in Gott gipfelt. Diese Gedanken, die im Zusammenhang mit Schellings naturphilosophischen Spekulationen stehen, fielen zur Zeit ihres ersten Erscheinens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf unfruchtbaren Boden und gewannen erst späterhin Einfluß auf Denker wie Wundt und Paulsen und zum Teil auch auf die monistische Bewegung. Sie sind eine späte Frucht am Baum des deutschen Idealismus. Auch heute noch wird mancher Leser, dem es mehr um die Befriedigung der Bedürfnisse des Gemütes und des Herzens als der des Verstandes zu tun ist, sich gerne an Fechner wenden und mancherlei Belehrung aus seinen Schriften ziehen.

Schließlich sei eine neue große Gesamtdarstellung Nietzsches erwähnt, deren Verfasser Heinrich Römer ist („Nietzsche", 2 Bände, Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1921). Die Nietzschebetrachtung steht seit einiger Zeit im Zeichen einer geistigen Umwandlung und Erneuerung. Die positiven Seiten seines Wesens kommen mehr zur Geltung; man sieht in ihm neben dem Kritiker einer zu bloßer Zivilisation verflachten Kultur den Künder neuer Werte. In diesem Sinne hat sich des Verfassers Werk der proteusartigen, vielfach schillernden Gestalt des Denkers von Sils Maria von neuem zu bemächtigen versucht. Es beweist, daß Nietzsche nicht mehr wie noch vor kurzem mitten im Kampf der Geister von heute steht, sondern daß die zeitliche Distanz, die wir zu ihm gewonnen haben, eine ruhigere und sachlichere Darstellung und Würdigung zuläßt. Damit soll nicht gesagt sein, daß Nietzsche bereits in die Historie eingegangen ist und keine lebendige Beziehung zur Gegenwart mehr hat. Seine Gedanken sind gerade heute, wenn ich so sagen darf, hochaktuell; unserer Kultur tut ein gewisses Quantum Nietzschetum dringend not, und wir können nicht scharf genug auf die mahnenden Worte dieser Prophetenstimme hören, die in unsere Ohren klingen, als ob sie eigens für uns gesagt worden wären. Am besten gelungen scheint mir bei Römer die Darstellung der Lehre zu sein, die den 2. Band ausfüllt, in der Tat eine hervorragende, nach allen Seiten geschlossene und erschöpfende Leistung. Es sind vor allem drei Faktoren, die bestimmend und bildend auf den Werdenden gewirkt haben: die Philosophie Schopenhauers, das Musikdrama Wagners und der Geist des Griechentums. Diese drei Elemente sind in das bunte Gewebe des Nietzscheschen Gedankenteppichs mannigfach hineingewirkt, in seine Ansichten über Kunst und Künstlertum, über die Aufgabe des Erziehers und des Philosophen, in seine Stellung zu Liebe, Weib und Ehe, zu Vaterland und Staat, in seine Auffassung vom Wesen der Geschichte, in seine biologisch-pragmatistische Lösung des Erkenntnisproblems. In den Kern der Weltanschauung Nietzsches dringen dann die glänzend geschriebenen Kapitel über den Immoralisten und Antichrist. Moral und Religion stehen in engem Zusammenhang; Nietzsche ist ein Verächter beider, aber nicht im absoluten Sinne; nur gegen das Bestehende kämpft er an; darüber hinaus will er neue Gesetzestafeln aufrichten und mit prophetischer Geste verkündet Zarathustra die neue Religion des Übermenschen. Die eigentlich positiven Gedanken finden wir in dem Kapitel über die neue Lebenslehre. Hier erst tritt uns das Zauberwort, der Schlüssel zur Lösung aller Probleme entgegen: das Leben steht im

Hintergrund des gesamten Nietzscheschen Denkens, nicht das rein animalische und vegetative, sondern das aufsteigende, über sich hinausstrebende, immer Neues und Höheres gebärende Leben, ein Zauberwort, das auch heute noch nichts von seiner magischen Kraft eingebüßt hat, vielmehr in ausländischer Drapierung in der Modephilosophie des Franzosen Bergson die Zeitgenossen von neuem berauscht, ohne daß sie vielfach wissen, daß dieser allzu laut gepriesene Einfuhrartikel deutschen Fabrikats ist (Schelling, Schopenhauer, Nietzsche). Nietzsches Lehre gipfelt in den bedeutsamen, wenn auch innerlich nicht ausgeglichenen Gedanken von dem Wesen des Lebens, das Wille zur Macht ist, von seinem Sinn, der die Züchtung des Übermenschen ist und von seiner Form, welche die ewige Wiederkunft aller Dinge ist. Der 1. Band erzählt das Leben und gibt eine eingehende Analyse der Schriften. Diese scheint mir, wenn auch nicht gerade verfehlt und für gewisse Leser sogar vielleicht recht nützlich, doch gewichtigen Bedenken ausgesetzt zu sein, derer sich der Verfasser auch selbst bewußt ist. Der Zauber der Sprache Nietzsches, die sprunghaft-aphoristische Art der Darstellung, das Dithyrambische und Dionysische seiner Schreibweise, all das geht bei einer bloßen Inhaltsangabe auch mit noch so vielen Zitaten (weshalb setzt der Verfasser keine Anführungsstriche?) unbedingt verloren und außerdem ließen sich dann im 2. Band viele störende Wiederholungen nicht vermeiden. Dieser Teil hätte vorteilhafterweise in den 2. Band hinein verarbeitet werden müssen. Wir fassen unser Urteil zusammen: keine überschwenglich für oder gegen den Denker Partei ergreifende, sondern eine verständige, objektiv abwägende, gediegene und bis zu einem gewissen Grade abschließende und endgültige Arbeit über den Dichterphilosophen Friedrich Nietzsche. Dr. Rud. Metz



Goethe und die Musik

Unter diesem, fast möchte man sagen altbekannten Titel hat Hermann Abert im Rahmen der von Adolf Spemann herausgegebenen Sammlung „Musikalische Volksbücher“ (Verlag J. Engelhorns Nachf. Stuttgart) seine neueste Veröffentlichung erscheinen lassen. Gibt er zunächst nur in knappster Zusammendrängung, wenn auch mit eignen Quellenstudien etwa das, was wir schon aus W. Bodes zweibändigem Werk gleichen Namens über Goethes Berührungen mit der Tonkunst wußten, so nehmen den Hauptteil des Büchleins Erörterungen ein, die für den Goethefreund schlechthin wie für den Musik-, Literar- und Kulturhistoriker von größter Wichtigkeit sind. Aus erschöpfender Kenntnis des musikalischen 18. Jahrhunderts heraus stellt Abert Goethe in die musikästhetischen Anschauungen jener Zeit erstmals ein und eröffnet uns (was z. B. Kretzschmars Geschichte des Liedes längst nicht genügend gab) überraschende Ausblicke auf die Wechselwirkungen zwischen Goethe und der Berliner Liederschule, der Opera comique und buffa sowie dem Gluckschen Musikdrama. Er lehrt uns, Goethes Singspieldichtungen mit den Augen des Opernhistorikers zu betrachten, wodurch sie ganz ungeahnt neue Gesichter bekommen, und weist auch in den nicht zur Komposition bestimmten Gedichten, Dramen, ja selbst Prosastücken allenthalben musikalische Formmotive und Arbeitsweisen nach. Von ungeahnter Fruchtbarkeit zeigt sich diese Methode vollends im letzten Absatz, „Das Musikalische in Goethes Lyrik“, wo eigentlich erstmals jenseits des Sievers-Rutz-Kreises und unter weit allgemeinerem Gesichtspunkt eine Natur- und Entwicklungsgeschichte der Goetheschen Sprachmelodik und der ihr innewohnenden Rhythmik gegeben wird.

Nebenher fällt noch eine Fülle wichtiger Bemerkungen zur Kennzeichnung der Goetheschen Gesamtpersönlichkeit und der ihn umgebenden Musikergestalten — Kayser, Reichardt, Zelter — ab. Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit wird festgestellt, daß sein Nichtverstehen Beethovens und Schuberts nicht auf den Einflüsterungen irgend eines „bösartigen Affen“ beruhte,

sondern in einem natürlichen Gegensatz der Anlagen wie der Welt-, Kunst-, Lebensanschauungen begründet war, so daß weder Bedauern noch Anklage hier im mindesten am Platz wäre. Fast unnötig zu sagen, daß das Büchlein ausgezeichnet geschrieben ist und sich sehr genußreich liest. Die Ausstattung (nach Art der Inselbücher in Pappkarton) ist allerliebst, so daß der Preis von ℳ 35.— nach heutigem Geldwert als durchaus entsprechend bezeichnet werden muß. (Es soll auch eine Luxusausgabe in Leder mit Bildern vorliegen, doch ist sie mir nicht zu Gesicht gekommen.) Das neue Unternehmen hat mit diesem glücklichen Auftakt höchst volltaktig begonnen und verdient die Aufmerksamkeit aller nur irgend an Musik Interessierten.

Bei dieser Gelegenheit noch dreierlei für musikalische Goethefreunde, was alles sich an den Namen Max Friedländers knüpft. Erstlich sei darauf hingewiesen, daß dieser allzeit um das reiche Kapitel „Goethe und die Musiker" verdiente Musikforscher am 12. Oktober seinen 70. Geburtstag gefeiert hat; möge der Goethekreis dabei des eifrigen, liebenswürdigen Forschers in Dankbarkeit gedenken, der als Professor an der Berliner Universität viele Verehrer besitzt. Dann sei der Wunsch ausgesprochen, es möchten seine zwei so überaus lehrreichen Notensammlungen „Goethes Gedichte in Kompositionen seiner Zeitgenossen", die als Veröffentlichungen der Goethegesellschaft mehr den Literarhistorikern als den Musikfreunden zur Hand sind, in einer Volksausgabe weiteren musikalischen Kreisen leicht zugänglich gemacht werden. Endlich wünschten wir allen Verehrern Goethes genaue Bekanntschaft mit dem kürzlich durch Friedländer bei C. F. Siegel in Leipzig herausgegebenen Klavierauszug von „Erwin und Elmire" in der erstaunlichen Vertonung der Herzogin Anna Amalia — hier lernt man die geistvolle Freundin Wielands, Herders und Goethes in ihrer vollen Bedeutung kennen. Auch zu dieser wichtigen Komposition hat Abert neuestens (4. Jahrgang der Zeitschrift für Musikwissenschaft) den weiten musikgeschichtlichen Horizont aufgezogen.

Dr. Hans Joachim Moser

NB. Zu der oben genannten hübschen Spemannschen Sammlung hat auch unser vielseitiger Mitarbeiter Hans Joachim Moser — der als Sänger (Bariton), Komponist, Textdichter und Verfasser der bekannten Musikgeschichte tätig ist — ein Bändchen beigesteuert, das man in einem Zuge liest: „Musikalischer Zeitenspiegel". Es ist eine wissenschaftliche Plauderei über Wirkung und Wertung der Tonkunst in verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenartigen Persönlichkeiten. Unterhaltend und belehrend zugleich! Noch vor Weihnachten erscheint auch der zweite Band von Mosers Musikgeschichte (Stuttgart, Cotta). D. T.



Türmers Tagebuch

Monarchie oder Republik?
Der Republikaner Thomas Mann

Kemal Pascha bei den Türken, Mussolini mit seinen Faszisten bei den Italienern: es ist ein merkwürdiges Aufglühen der nationalen Energie gegen das Geschwätz des Parlamentarismus, zur Flamme gesammelt in einzelnen Persönlichkeiten. Und zwar in letzterem Falle auf Kosten des Sozialismus, dem der Faszismus eine Menge Parteigänger abgefangen hat, und gegen den Kommunismus, der diesem nationalen Schwung gegenüber machtlos ist. Dabei stand Mussolini einst ganz links. Und nun wird er vom König umarmt! Seltsame Weltwende!

Wir mahnen immer wieder die deutsche Sozialdemokratie. Laßt uns deutlich sprechen: wir Deutschen sind jetzt in der Rolle der unterworfenen Inder und Ägypter und Türken. Wir sind eine Kolonie von England und Frankreich, waffenlos, ausgebeutet, von Militärmassen am Rheinufer bewacht, von einer großen Luftflotte (Sammelpunkt Metz) mit Bombardement bedroht, wenn wir uns nur regen würden. Die Freiheitsbewegungen der unterworfenen andren Völker schwingen in unsren Herzen mit; nach Freiheit und wahrem Frieden seufzen wir alle. Aber jene andren Freiheitsbewegungen sind zugleich national und müssen national sein. Denn eben als nationale Lebensgemeinschaft sind wir ja unfrei!

Was folgt daraus? Die jetzt führende deutsche Sozialdemokratie, wenn sie Freiheitsbewegung und also daseinsberechtigt bleiben will, muß national werden. Sonst, meine Herren, geht die Entwicklung über Sie hinaus!

Ghandi in Indien, Zaghlul in Ägypten, Kemal bei den Türken beweisen das. Irland beweist es — und die immer nationaler werdende Entwicklung Sowjet-Rußlands beweist es erst recht.

Es scheint bei uns im Nationalsozialismus der Süddeutschen (A. Hitler) ähnliche Energie sich entwickeln zu wollen. Aber wir können unsre Bedenken nicht unterdrücken. Diese Gruppe arbeitet mit Terror und Gewaltmitteln und ruft die Gasse auf; das kann da und dort zu Lokalerfolgen führen gegen den Terror der Kommunisten. Aber Deutschland als Ganzes muß die Kraft der Geduld aufbringen, einen langsameren und schwereren Weg zu gehen: die Erneuerung von innen.

* * *

Wir wollen uns nicht einlullen lassen, meine lieben Deutschen! Wir sind nun einmal schändlich betrogen worden. Neben dem Fluchwort „Versailles“, das diesen

Betrug in sich birgt, wiegt alles andere Leid gering. Wir sind in die Reihe der unfreien Völker eingereiht, wir sind waffen- und rechtlos, wir liegen fronend und verarmt am Boden. Wer uns anders spricht, der lullt uns ein.

Wie man auch über unsren ehemaligen Monarchen denken möge: dieses Grundschicksal tragen wir mit ihm gemeinsam. Die Monarchie als solche ist durch Betrug gefallen. Wir beide, Kaiser und Volk, sind betrogen worden. Der Betrüger heißt Wilson. Und Wilson ist ein Demokrat. Kein Despot oder Tyrann hat jemals schnöder an einem Volke gehandelt.

Der Kaiser sagt darüber in seinem Erinnerungsbuch „Ereignisse und Gestalten 1878—1918" (Leipzig, K. F. Koehler):

„Die deutsche Regierung hatte die 14 Punkte Wilsons akzeptiert, obwohl sie schwer genug waren. Die Alliierten hatten die 14 Punkte ebenfalls angenommen, mit Ausnahme der Freiheit der Meere. Wilson hatte die 14 Punkte garantiert. Ich finde die wichtigsten von ihnen nicht im Versailler Instrument, sondern nur diejenigen, die dem Machtwillen der Entente entsprachen, und auch diese zum Teil noch stark verfälscht. Auf die Garantie Wilsons hin hat Deutschland die von ihm besetzten feindlichen Gebiete geräumt und seine Waffen abgegeben, sich also wehrlos gemacht. In dieser Vertrauensseligkeit und dem Fallenlassen der 14 Punkte durch Wilson auf der einen Seite und in dem Ausbruch der Revolution auf der anderen liegt der Schlüssel zu unserer jetzigen Lage... Zu diesem Unrecht der fallengelassenen 14 Punkte kommt hinzu, daß Herr Wilson als erster die Forderung des Rücktritts an das deutsche Herrscherhaus stellte, indem er durchblicken ließ, dem deutschen Volke werde dann ein besserer Friede gewährt werden. Bevor die Regierung des Prinzen Max sich die Forderung meiner Thronentsagung zu eigen machte mit der nämlichen Begründung wie Herr Wilson, daß Deutschland in diesem Falle bessere Bedingungen erhalten würde — die Vermeidung des Bürgerkrieges kam erst als zweites Druckmittel —, wäre es ihre Pflicht gewesen, sich irgendwie reale Garantie von seiten des Herrn Wilson zu verschaffen. Jedenfalls haben die Behauptungen, die immer dringender und drängender wurden, meinen Entschluß, außer Landes zu gehen, mit zur Reife gebracht, weil ich glauben mußte, meinem Vaterlande damit einen großen Dienst zu erweisen... Jetzt ist es klar, warum die Entente durch Herrn Wilson meinen Rücktritt forderte. Sie war sich vollkommen klar darüber, daß mit meiner Depossedierung militärische und politische Haltlosigkeit in Deutschland eintreten mußte, die es ermöglichte, nicht bessere, sondern härtere Bedingungen bei Deutschland durchzudrücken... Ich gehe noch weiter und sage, daß die Entente es überhaupt nicht gewagt hätte, einem intakten Deutschen Kaiserreiche derartige Bedingungen anzubieten. Einem Kaiserreiche gegenüber, dem nicht gerade im Endkampf um seine Existenz mit Hilfe deutscher Utopisten das parlamentarische System aufgezwungen gewesen wäre, dessen Monarchie nicht die Kommandogewalt über Heer und Flotte entwunden gewesen wäre, hätte man das nicht gewagt. Also auch in der Forderung meiner Abdankung seitens des Herrn Wilson unter Vorspiegelung besserer Bedingungen für Deutschland liegt eine schwere Schuld des Expräsidenten. Jedenfalls bietet sich auch hierin ein

Ansatzpunkt für den gewaltigen Hebel, der den Vertrag von Versailles aus seinen Siegeln und Verschlüssen herausheben muß."

Nochmals: wie man auch über des Kaisers Politik und Wesen urteile (und wir sind darin sehr zurückhaltend!), in diesem Punkte sind wir mit ihm Schicksalsgenossen.

Aber es kommt noch etwas hinzu. Wir tragen mit dem Kaiser noch eine andere gemeinsame Tragik. Und diese begann mit dem Gegensatz Bismarck und Sozialdemokratie. Um der letzteren willen hat einst der Kaiser mit dem ersteren gebrochen. Er ist gegen Bismarck auf die Seite der Sozialdemokratie getreten. Durch diese Gruppe also haben wir jenes Genie der auswärtigen Politik vorzeitig verloren. Hätte Bismarck noch eine Reihe von Jahren weitergewirkt, es wäre schwerlich zur Einkreisungspolitik gekommen. So wurde die Arbeiterfrage schon damals zum Schicksal, wie auch der Kaiser in seinem Erinnerungswerk hervorhebt: jene „soziale Gesetzgebung, die den Stolz Deutschlands bildet und eine Fürsorge für das arbeitende Volk darstellt, wie sie in keinem Lande der Welt zu finden ist" (S. 31). So klingt noch jetzt der Stolz auf jenes Werk im Schloßherrn von Doorn nach, worauf er fortfährt: „Der Gegensatz des Kaisers und des Kanzlers über die soziale Frage, d. h. die Förderung des Wohles der Arbeiterbevölkerung unter Anteilnahme des Staates, ist der eigentliche Grund zum Bruche zwischen uns gewesen und hat mir die Feindschaft Bismarcks und damit die eines großen Teils des ihm ergebenen deutschen Volkes und besonders des Beamtentums auf Jahre hinaus eingetragen" — — jedoch, fügen wir hinzu, die Freundschaft der Sozialdemokratie nicht eingebracht! Und gleich nachher (S. 33) seufzt der Monarch nochmals auf: „Ich aber wollte die Seele des deutschen Arbeiters gewinnen und habe um dieses Ziel heiß gerungen" — jedoch es nicht errungen, müssen wir abermals beenden. Denn die Sozialdemokratie pflegte in geschlossener Schar den Reichstag „fluchtartig" zu verlassen, wenn zum Schluß der Sitzungszeit das Hoch auf den Vertreter der Nation ausgebracht wurde! War dies nur Undank? Weshalb eigentlich hat sich diese Gruppe trotz aller sozialen Fürsorge nicht in den Reichsgedanken eingebaut? Dies wäre zu untersuchen. Wie an so manchem andren geht das kaiserliche Buch auch an diesem schweren Problem zu rasch vorüber.

So trat denn also diese durch alle soziale Gesetzgebung nicht gewonnene größte Partei im November 1918 automatisch in die Lücke ein, als der verzweifelnde Monarch Volk und Heer verließ. Und so geriet sie in der Tat an die Spitze: — aber an die Spitze eines versklavten Volkes! So schuf sie in Weimar, unter dem fürchterlichsten Druck, unter dem jemals ein Parlament dergleichen geschaffen hat, die sogenannte „Deutsche Republik", unfrei, wehrlos, ausgehungert, enttäuscht, betrogen — — die „Deutsche Republik", einen Notbau, den jetzt der Schriftsteller Thomas Mann mit dem angenehmsten Lächeln von der Welt schmackhaft zu machen sucht ...

Ich kann dem Teil der deutschen Jugend, der auf mein Wort etwas gibt, meinerseits nur zurufen: Vorsicht! Es liegt mir gänzlich fern, nach Doorn oder nach Wieringen hinüberzublinzeln und Rückschau zu empfehlen. Nein, nein, wir müssen hindurch und hinauf! Da hat Thomas Mann ganz recht. Rathenaumord: ebenso

dumm wie ruchlos! Worauf es aber jetzt ankommt, ist etwas ganz anderes. Eine gesunde Lebensgemeinschaft baut sich weder von oben nach unten, weder von rechts nach links, noch umgekehrt, sondern — wie die Pflanzenzelle — von innen heraus. Auf den Kern kommt's an, auf die Keimkraft, auf das Beste, was dieser Planet beherbergt: auf die Menschenseele.

Wir sind nämlich mit Lagarde der Meinung: „Das Evangelium kennt auf Erden nur ein Göttliches, die Menschenseele. Alles, was existiert, dient der Entwicklung der Menschenseele: sobald es aufhört, als in diesem Dienste stehend zu walten, ist es ein Götze."

Von hier aus beurteilen wir auch den gegenwärtigen Lebenszustand der Deutschen. Ist die Zelle oder der Kern gesund, so ist das Volksganze gesund. Das liegt nicht an Gesetzen, nicht an der Staatsverfassung: es liegt am Kern. Haben wir Deutschen im Kern unseres Wesens ein gemeinsames Ideal?

Stracks heraus gesagt: was wir jetzt wie das liebe Brot brauchen, ist weder Monarchie noch Republik, weder Königschaft noch Präsidentschaft, sondern königswürdige Gesinnung. Ihr Sitz ist die Menschenseele. Von ihr geht Beseelungs- und Verklärungskraft aus. Unter dieser Kraft aber verstehen wir jene nahrhafte, stärkende Wärme von Mensch zu Menschen, deren Ausstrahlung das Leben wertvoll und eine Volksgemeinschaft edel macht.

Haben wir Deutschen dieses Heiligtum? Hat es jeder einzelne von uns? Denn jeder von uns ist selber ein Staatswesen im kleinen, das vom „höheren Ich" aus Rhythmus hinausstrahlt in das Vielgebilde seiner In- und Umwelt. Ist dieses „Ich" in Ordnung, diese Gleichgewichtskraft, dieses harmonisierende Geheimnis, das uns einerseits mit dem Ewigen, anderseits mit der Umwelt in Einklang bringt?

Ich bin am deutschen Volk als Ganzem in dieser Hinsicht irre geworden, nicht aber an einer Auslese der besten Deutschen, in denen das Heiligtum noch glüht oder wieder glühen wird. Schon bald nach Übernahme dieser Blätter (März 1921) stellte ich den mich bewegenden Auslesegedanken folgendermaßen fest:

„Soldatisch, sozial, seelisch: in diesen drei Worten mit gleichem Anfangsbuchstaben prägen sich hie drei Schichten des gegenwärtigen Weltkriegs aus, der bekanntlich noch nicht zu Ende ist. Das Soldatische ist der äußere Ring. Diese Stufe ist für uns ehrenvoll verloren. Nun sind wir im wirtschaftlichen oder sozialen Kampfabschnitt. Man sucht uns nun wirtschaftlich zu erdrosseln. Werden wir innere Einheit und Gesundung erringen? Während ich diese Worte schreibe, sucht uns wieder ein Streik Licht und Wasser abzusperren. Und in London droht die schwere Konferenz! Wir sind noch lange nicht gesund. Die dritte und tiefste Schicht ist das Seelische, das freilich schon seit Kriegsbeginn aufgerührt ist und das übrige durchdringt. Wird uns etwas wie eine sittlich-religiöse Erneuerung aus dem Pfuhl des Materialismus herausreißen? Ich weiß nicht, wie sich das deutsche Volk in seiner Gesamtheit entscheiden wird. Doch ich hoffe auf eine Auslese der Ernsten und Edlen. Wenn es diesen gelingt, auf das Ganze Einfluß zu gewinnen, so ist die dritte Schlacht gewonnen — und von hier aus, vom Seelischen aus, können wir auch die soldatischen und sozialen Niederlagen in Siege zu verwandeln hoffen. Nur vom erstarkten Seelischen aus! Nicht anders."

Dies ist unser Standort. Wir stehen im innersten dieser drei konzentrischen Ringe. Hier sind wir im Reich der Innenwelt und betrachten von hier aus das Volksganze. Und unser Leitmotiv lautet: Erneuerung von innen heraus!

* * *

Indem wir uns aber zu Thomas Mann wenden, geraten wir sofort in das Reich des Repräsentativen. Er hat in Berlin eine Rede für die jetzige Republik gehalten. Er folgt einem Zuge des gegenwärtigen Deutschlands, das Geistige ins Repräsentative zu veräußerlichen. Das ist nicht die Reichsbeseelung, die ich meine. Hebt nicht der ebengenannte Schriftsteller hervor (in der „Voss. Ztg."), daß der mehrfach mit dem Reichspräsidenten das Land durchreisende Gerhart Hauptmann „heut zu fürstlich-repräsentativer Stellung aufgerückt ist" und daß in ihm „In- und Ausland das geistige Haupt des nachkaiserlichen Reiches ehrt"? Wir sind erstaunt, daß ein Mann von Geschmack die künstliche Mache nicht merkt, die in alledem mitwirkt. Wir erblicken in dieser Mache einen Rückfall in diejenige Seite des verflossenen Monarchismus, die wir grade ablehnen: in die Veräußerlichung des Geistes. Fürstlich? Repräsentativ? Oder gar „König der Republik" und „Volkskönig", wie er den vor ihm sitzenden Hauptmann in seiner Rede anhimmelte?! Schöne Entgleisung im Munde eines neugebackenen Republikaners! Eine gehaltvolle, unauffällige Schlichtheit dünkt uns republikanischer als dieses repräsentative Hervortreten auf modernsten „Festwochen", wobei gesellschaftliche Aufmachung mit geistigen und seelischen Mächten verwechselt wird — genau so wie die „Erfüllungspolitik" nicht nur guten Willen bekundet, sondern leider auch Leistungsfähigkeit vortäuscht.

Doch es empfiehlt sich, zunächst einmal ein Stück aus der republikanischen Werberede Thomas Manns abzudrucken. Das „Berliner Tageblatt" — und die „Frankfurter Zeitung" — hat einen Teil daraus als Leitartikel veröffentlicht und mit Lobesworten eingeleitet. Es heißt in dieser Einleitung:

„In dem mit anmutiger Feinheit (?) gestalteten Gruß an Gerhart Hauptmann sagt er, daß die Demokratie „des Landes geistige Spitzen, nach Wegfall der dynastisch-feudalen, der Nation sichtbarer macht", und daß „das unmittelbare Ansehen des Schriftstellers im republikanischen Staate steigt — ebenso wie seine Verantwortlichkeit". Da Thomas Mann selbst unbestreitbar zu den geistigen Spitzen der Nation gehört, ist es außerordentlich erfreulich, ihn jetzt unter denen zu sehen, die dem neuen Staate Verständnis, Liebe und ehrliche Mitarbeit werben wollen"...

Ein verlockendes Vorwort! Die dynastisch-feudalen Spitzen sind weggefallen: die geistigen Spitzen werden nun um so sichtbarer. Wenn einst Karl August oder Ludwig von Bayern weggefallen wären: wie viel „sichtbarer" wären Goethe oder Richard Wagner vorgetreten! Schade, daß wir dieses Rezept, „Geistiges" „sichtbar" zu machen, nicht früher entdeckt haben!

Und nun beginnt der Redner und enthüllt nach und nach seinen Vorsatz, die deutsche Jugend für die Republik zu gewinnen, wobei er „Demokratie" und „Humanität" in unerlaubter Weise gleichsetzt:

„Mein Vorsatz ist, ich sage es offen heraus, euch, sofern das nötig ist, für die Republik zu gewinnen und für das, was Demokratie genannt wird, und was

ich Humanität nenne, aus Abneigung gegen die humbughaften Nebengeräusche, die jenem anderen Worte anhaften (eine Abneigung, die ich mit euch teile) — dafür zu werben bei euch im Angesichte dieses Mannes und Dichters hier vor mir, dessen echte Popularität auf der würdigsten Vereinigung volkhafter und menschheitlicher Elemente beruht. Denn ich möchte, daß das deutsche Antlitz, jetzt leidvoll verzerrt und entstellt, dem seinen wieder gliche — diesem Künstlerhaupt, das so viele Züge aufweist des Bildes hoher Biederkeit, das sich für uns mit dem deutschen Namen verbindet."

Wir fragten uns, wen er damit meint: eine Goethebüste — oder Gerhart Hauptmann?! Als wir aber in Kühnemanns Festschrift die Hymnen auf Hauptmanns Gesicht und Schädel (während der Gefeierte dabei saß) gelesen hatten, fanden wir Manns Kompliment nicht mehr so unschamhaft. Denn jener Breslauer Professor überbietet ihn. Doch weiter:

„Die Republik, die Demokratie sind heute solche innere Tatsachen, sind es für uns alle, jeden einzelnen, und sie leugnen heißt lügen. Mächte, geweiht von Historie, ausgestattet mit so zwingender Autorität ererbten Ruhmeszaubers, daß es menschlich war, sie bestehen und gewähren zu lassen, auch als ihre Entartung ins banal Theatralische längst jede Pietät in Verlegenheit setzte, thronten über uns bis vor kurzem, und sie waren der Staat, in ihrer Hand lag er, er war ihre Sache, — die sie offenbar nicht mehr gut machten, während wir, abgewandt, die unsrige, die Sache der Nation und der Kultur, möglichst gut zu machen suchten. Ja, eine Scheidung des nationalen und des staatlichen Lebens hatte sich hergestellt, wie sie in dieser Schärfe und Vollständigkeit niemals statthaft sein kann und sich an beiden Teilen rächen muß. Wir widmeten uns dem Gewerbefleiß, der Kunst, dem absoluten Gedanken — ich will nicht sagen: mit Gemütsruhe, denn unsere politische Enthaltsamkeit war zu fatalistischen Wesens, als daß sie eigentlich Vertrauen zu nennen gewesen wäre; aber die Miene gab sie uns doch, als wüßten wir die staatlichen Dinge in den besten Händen, — während wir schon gar nichts davon hätten wissen müssen, um nicht zu wissen, daß sie in sehr zweifelhaften lagen. Das war menschlich, wie alles gekommen war, ich wiederhole es. Aber es ist vorbei. Jene Mächte sind nicht mehr. Das Schicksal hat sie — wir wollen nicht triumphierend rufen: „hinweggefegt", wir wollen sachlich aussprechen: es hat sie beseitigt, sie sind nicht mehr über uns, werden es nach allem, was geschehen, auch nie wieder sein, und der Staat, ob wir wollen oder nicht, — er ist uns zugefallen. In unsere Hände ist er gelegt, in die jedes einzelnen; er ist unsere Sache geworden, die wir gut zu machen haben, und das eben ist die Republik, — etwas anderes ist sie nicht."

Das klingt bestechend. „Unsere"? Wir stutzen freudig erschrocken, daß der „Staat" nun in „unsere" Hände gelegt sei, und fragen uns nebenbei, was wohl der Herr Redner unter „Staat" und unter dem „Unsere" verstehen mag. Die Herren Wähler? Die Redner des Parlaments? Die Parteien? Die Gewerkschaften? Die Repräsentativen? Die redenden Schriftsteller der Republik? Aber weiter!

„Diese Männer an der Spitze des Staates, — sind es denn Ungleichartige, feindwillige Fremde, mit denen es keine Verständigung über das Erste und Letzte

gäbe, und die euch von der Republik ausschließen wollten? Ach, sie wären froh genug, wenn ihr kämet, ihnen zu helfen, und es sind deutsche Menschen, webend in der Sphäre unserer Sprache, geborgen, wie ihr, in deutschen Überlieferungen und Denkgesetzen. Einige von ihnen kenne ich; der Vater Ebert z. B. ist mir bekannt. Ein grundangenehmer Mann, bescheiden-würdig, nicht ohne Schalkheit, gelassen und menschlich fest. In seinem schwarzen Röcklein sah ich ihn ein paarmal, das begabte und unwahrscheinlich hoch verschlagene Glückskind, ein Bürger unter Bürgern, bei Festlichkeiten ruhig-freundlich sein hohes Amt darstellen; und da ich auch dem verwichenen Großherrn, einem dekorativen Talent ohne Zweifel, bei solchem Geschäft das eine oder andere Mal hatte zusehen können, so gewann ich die Einsicht, für die ich Teilnehmer werben möchte, daß Demokratie etwas Deutscheres sein kann als imperiale Galaoper. Kinder, Mitbürger, es ist besser jetzt — die Hand aufs Herz —, uns ist im Grunde wohler, bei allem Elend, aller äußeren Unwürde, als zu den Glanzzeiten, da jenes Talent Deutschland repräsentierte. Das war amüsant, aber es war eine Verlegenheit, — wir bissen uns lächelnd auf die Lippen, wenn wir hinblickten, wir sahen uns nach den Mienen der anderen um in Europa, wir suchten darin zu lesen, daß sie uns nicht für das Lustspiel verantwortlich machten, was sie aber doch taten; wir wollten hoffen, daß sie zwischen Deutschland und seiner Repräsentation unterschieden, wozu sie von weitem schwer imstande waren, und wandten uns den kulturellen Dingen wieder zu, melancholisch durchdrungen von der Gottgewolltheit des Hergebrachten, des beziehungslosen Auseinanderfallens von politischem und nationalem Leben. Einheitskultur! Dämmert uns heute nicht, in allem Jammer, die Möglichkeit der Harmonie? Ist nicht Republik nur ein Name für das volkstümliche Glück der Einheit von Staat und Kultur?"

Abermals machen wir eine Pause. Das Bild entfaltet sich immer deutlicher, immer innfälliger. Flugs springt zwar der Redner aus dem Repräsentativen in das geistige Gebiet zurück und begegnet einem Einwurf, den er selber also formuliert: „Der deutsche Geist — was hat er zu schaffen mit Demokratie, Republik, Sozialismus, Marxismus?... Siehst du die Sterne über uns? Kennst und ehrst du unsere Götter? Weißt von den Kündern deutscher Zukunft? Goethe und Nietzsche waren wohl Liberale?" Wonach er in ziemlich spielerischem Tone sich selber antwortet:

„Nein, das nicht. Freilich, freilich, da seid ihr im Rechte. Liebe Freunde, wie betreten ich bin. Ich habe nicht an Goethe und Nietzsche, Hölderlin und George gedacht. Oder habe ich etwa im stillen doch ihrer gedacht, und frage ich mich nur, ob es absurder ist, der Republik das Wort zu reden in ihrem Namen, als die Restauration zu predigen um ihretwillen? Ja, ich will mir zu helfen suchen in meiner großen Betretenheit, indem ich dies frage. Ich will weiter gehen und die Frage aufwerfen, ob wir nicht alle (ich auch! ich auch!) die Widerstände unterschätzt haben, welche die alten amtlichen Mächte der Verwirklichung deutscher Schönheit entgegensetzten, ob nicht die neue Menschlichkeit, deren Propheten jene Geister sind, und die euch im sehnsüchtig stolzen Sinne liegt, wenn ihr über Demokratie die Achseln zuckt, auf ihrem Boden, auf dem Boden der

Republik, glücklichere *Möglichkeiten der Verlebendigung* finden mag al
auf dem Grunde des alten Staates"...

So spricht Thomas Mann.

Diese Proben sind zwar nicht erschöpfend, aber sie genügen für unsren Zweck
Der ganze Vortrag ist abgedruckt in der Fischerschen „Neuen Rundschau".

* * *

Das Problem der Staatsverfassung, im engen Zusammenhang mit unseren wirt
schaftlichen Nöten, steht im Vordergrunde der deutschen Sorgen. Wahrlich, es be
lastet manches treue Gemüt, das nicht von heut' auf morgen seine Überzeugun
wechseln kann. Im Grunde jedoch — darauf habe ich oft genug hingewiesen —
waren wir schon lange vor 1918 keine wahre Lebens- und Volksgemeinschaft. Den
wir waren, trotz äußerer Reichseinheit, zerspalten durch Klassenkampf (Sozial
demokratie), Rassenkampf (Juden und Antisemiten), Kulturkampf (Protestanten un
Katholiken). Dies wurde verdeckt durch den militaristisch mächtig gestützten Wille
zum Deutschen Reiche, der immerhin eine bedeutsame Einheit darstellte un
dadurch eine *Kraft*. Dieser Wille und diese Kraft haben sich im Sommer 1914 noc
einmal glänzend bekundet, als wir unter Kriegsfanfaren eine *gemeinsame Volks
not* in greller Form erlebten. Dann aber, in den zermürbenden Jahren der Hunge
blockade und der Schützengräben, zerbröckelte diese Einheit; und es zeigte sich, da
unser Volk als Ganzes *nicht* von jenem *tiefer gegründeten* Idealismus ein
heitlich durchglüht und gefestigt war, den wir als den „deutschen Idealismus
im Gegensatz zum Materialismus und Mammonismus so gern für uns in Anspruc
nehmen. Wir sind und waren in unsrer Weltanschauung zerrissen, und zwar in
tiefsten seelischen Kern. Lag dies aber wirklich am Staat?

Als nach dem Zusammenbruch dann die stärkste Partei die Führung übernahm
und den Kaiserstaat in eine Republik umwandelte: *veränderte* sich an jener Un
einheit *auch nur das Geringste*? Die Republik — wir wollen es deutlich sage
Thomas Mann! — hat uns *keine wahre Lebens- und Volksgemeinschaf
bisher bereitet*; sie kann es als solche auch gar nicht. Zu den früheren Zerrisse
heiten sind vielmehr *neue* hinzugetreten, die sich nun auch an der äußersten Obe
fläche auswirken, z. B. im überflüssigen Kampf um die Farbe der Reichsfahne ode
um das Deutschlandlied.

So steht die Sache. Die Sehnsucht nach *wahrer Lebensgemeinschaft* unsere
ganzen deutschen Volkes ist *nicht* gestillt. Diese Sehnsucht war vermutlich da
Gefühl, von dem Thomas Mann unbewußt ausgegangen ist, als er sich zum repu
blikanischen Bekenntnis entschloß. Und dieses Gefühl ehrt ihn; wir teilen es mi
ihm. Er meint aber gar nicht die Republik! Er meint etwas ganz anderes. Sprich
er nicht von „Demokratie" und setzt sie mit „Humanität" gleich? Aber das sind j
ganz verschiedenartige Dinge. Humanität heißt auf deutsch *Edelmenschlichkei*
und ist in *jeder* Staatsform möglich. Hätte Thomas Mann seinen Zuhörern von
Wesen wahrer Lebensgemeinschaft eines Volkes gesprochen (ob Kaisertum
oder Freistaat), wir hätten dem Dichter achtungsvoll zugehört. Denn wir geisti
Schaffenden, die wir ein Reich der Schönheit, der Weisheit und der Liebe als Idea
im Herzen tragen, wir möchten dieses Ideal auch in unserem Volke *verwirklich*

ſehen. Wie oft haben wir ins Leere geredet! Ich wiederhole: lag das wirklich nur an der früheren Staatsform? Sind die Menſchen plötzlich anders geworden? Iſt das Unaufrichtige der jetzigen Zeit, das Erfüllung-Verſprechen und Nicht-Erfüllen-Können, das Wuchern, Stehlen, Parteitreiben beſſer geworden? Hat ſich an der ſittlichen Geſamtbeſchaffenheit des deutſchen Volkes Weſentliches geändert, ſo daß der Zuſammenbruch von 1918 zugleich eine ſittliche Erneuerung war?

Niemand wird dieſe Frage bejahen. Viele werden bitter auflachen.

Aber man würde nun wieder unrecht tun, wenn man dieſe Nachwehen des Weltkrieges der jetzigen Regierungsform und ihren Vertretern in die Schuhe ſchieben würde. So einfach iſt es nicht. Die erlittene Erſchütterung hat Böſes und Gutes durcheinandergerührt. Die Bedingungen zur geiſtigen und ſittlichen Erneuerung ſind nicht ungünſtig. Aber doch nicht wegen der neuen Staatsform?! Das gemeinſam erlebte große Schickſal, das macht geiſtig und ſeeliſch die Bedingungen günſtig — nämlich für die Ausleſe unter uns, die aus dem Chaos heraus will.

Und da kann ein Impuls gehaltvoller Dichter und Denker bedeutend mitwirken. Aber der Poet ſollte dabei auf einer höheren Zinne ſtehen als auf den Zinnen der Partei. Er hat es mit der Lebensſtimmung ſeines Volkes zu tun, auf die er einwirkt durch die Kraft ſeines rhythmiſchen Herzens. Er hat Wärme zu ſpenden; er hat ein Elyſium, ein Reich der Harmonie an unſere Kerkerwand zu malen; er hat vor allem die Verbindung mit dem Ewigen wachzuhalten. Habt ihr Geſellſchaftsſchilderer dieſe ſittlichen Energien ausgeſtrömt?

Doch ich will nicht in Anklagen zurückfallen.

Der wahre Sprecher einer Nation — den wir noch nicht haben, weil die deutſche Parteiwut ihn gar nicht zur Entfaltung kommen ließe — müßte von demſelben tiefen Verſtändnis auch für das monarchiſche Ideal der Mannentreue erfüllt ſein, nicht wegen der Monarchie als ſolcher, ſondern um des Ideals willen, das in deutſchen Jünglingen lebt, auch wenn ſie mit Bedauern feſtſtellen, daß der letzte Vertreter des Kaiſergedankens Enttäuſchungen hinterlaſſen hat. Wir finden den ſpöttelnden Ton, den Thomas Mann in dieſem Zuſammenhang beliebt, dem tiefen Ernſt der jetzigen Bankerott-Verhältniſſe nicht angemeſſen. Es ſcheint uns eine Täuſchung zu ſein, wenn Gerhart Hauptmann und Thomas Mann wähnen, daß jener Teil deutſcher Jugend, in der noch Sinn für heldiſches Ideal glüht, ſich ihrer ſo ſichtbar angebotenen Führung anvertrauen. Der Jugend, die wir meinen, iſt es heute um ganz andere, tiefere, ungeheuer ernſtere Dinge zu tun als um Monarchie oder Republik: ſie will ihre Seele wiederhaben, ſie will Größe in ihrer Innenwelt dem Kläglichen der Gegenwart entgegenſtemmen.

Einer dieſer Jungen (Otto Werner) hat in der Wochenſchrift „Gewiſſen“ dem Redner markig geantwortet:

„Aber, Thomas Mann, kennen Sie denn die deutſche Jugend? Die deutſche Jugend hat den Weltkrieg hinter ſich. Und den Vertrag von Verſailles vor ſich. Und ihr Schickſal iſt es, das heroiſche Vermächtnis des großen Krieges zu bewahren und im Geiſte der in ſeinen Schlachten bewieſenen Selbſtbehauptung unſeres Volkes die verlorene nationale Freiheit zurückzu-

gewinnen. Dieses Schicksal ist eng umschrieben. Und an seinem Anfang steht der Verzicht. Der Verzicht auf die bürgerliche Bequemlichkeit und den Luxus einer Literatur, die nur mehr dieser bürgerlichen Bequemlichkeit diente, ob sie sich gleich revolutionär und unbürgerlich gebärdete. Die deutsche Jugend, die aus dem Kriege heimkehrte, hat den Schwindel durchschaut, den die Literaten mit dem Geist betrieben; sie hat im Künstler den Spießbürger entdeckt. Und wenn sie heute die Kunst verachtet, so tut sie es nur, weil sie zu den Quellen des Lebens zurückfindet. Für die deutsche Jugend ist deshalb aber auch die Problematik der Staatsform nichts anderes als eine geistreiche Spielerei, eine — sagen wir — demokratische Theorie. Was kümmert uns die Staatsform? Wir wollen die Freiheit! Und jede Staatsform ist recht, die uns diese, wenn auch erst in schwer zu erringender Zukunft, verbürgt. Um was ging es also in Ihrem Thema: Von der deutschen Republik? Es ging darum, die deutsche Republik für die deutsche Jugend zu gewinnen. Und dabei radikal festzustellen, daß das, was sich heute erst deutsche Republik nennt, mit nationaler Selbstbehauptung und Freiheit gar nichts gemein hat, und darum auch nichts, gar nichts mit der Idee der Republik. Statt dessen aber zitieren Sie mit allzu behaglicher Breite Whitman und Novalis, und wieder Novalis und Whitman, den Romantiker und den Amerikaner, als ob jener Friedrich Schiller niemals gelebt hätte, der auf dem Wege zur einzig wirklichen Republik, nämlich der nationalen Republik, der beste Künder von Freiheit gewesen ist. Statt dessen schwatzen Sie vom ‚Vater‘ Ebert und dem ‚Volkskönig‘ Gerhart Hauptmann und taten so, als ob unter diesen beiden gewiß sehr achtbaren Bürgern der Zeit in unserem deutschen Vaterlande das Himmelreich nahe herbei gekommen wäre. Freilich: die Himmelsglocke der Demokratie wölbt sich so wunderlich über der Welt, daß wir Deutsche drunter zu Sklaven und Parias wurden. Wissen Sie, Thomas Mann, von alledem nichts?“

So urteilt dieser Vertreter einer aktivistischen Politik.

Freilich schießt der Schütze übers Ziel, wenn er meint oder empfiehlt, daß die neudeutsche Jugend „heute die Kunst verachtet“. Welche Kunst? Die Kunst des formalistischen Behagens oder der bloßen Gesellschaftsschilderung? In der Tat: sofern dieser Kunst die stählenden Impulse fehlen, hat die deutsche Jugend recht. Aber eine andre Kunst tut uns mehr als je not: die Kunst der Lebensmeisterung.

L.





An die Leidgenossen

In dieser Weihnachtszeit geht mein Herz inniger als je mit euch, wo ihr auch seid, ob nah, ob in der Ferne, mir bekannt oder fremd, ihr Leidgenossen! Meine Seele sucht euch und fühlt eure Kümmernisse, eure Sorgen, wie ich die meinen fühle. Die Last eurer Schmerzen legt sich wie ein Alpdruck auf meine Brust. Den überwältigenden Zug aller Leidtragenden sehe ich wie eine schier endlose Kette gefesselter Sklaven. Mit Märtyrerkronen auf den Häuptern, wandelnd durch finstere Lande, doch umflossen vom unsichtbaren Glanze eines gottgewollten Mysteriums ...

Heilig sind eure Schmerzen, heilig der Boden, auf dem ihr geht!

Dennoch freuet euch an den Sternen des Winterhimmels, an der Schönheit des Weihnachtsbaumes! Empfanget liebend die edle Freundschaft guter Menschen! Spürt ihr nicht, daß die Seele des Leidenden gelockert ist und der Ewigkeit wie der Schönheit am weitesten offensteht? Daß sie am befruchtungsfähigsten ist? Flammt nicht das Göttliche in ihr lodernder auf, möchte euer überreich gewordenes Herz nicht Liebe austeilen nach allen Seiten und Liebe empfangen?

O ihr Trauernden und schwer Gebeugten, ihr Aufrechten und Starken, seid aus Liebe barmherzig einer für den andern! Geht nicht starren Sinnes aneinander vorüber! Was kann ein Mensch sein für den andern durch lebendige Wirkung der Seele! Nur Schwache sind grausam. Ein mächtiges Gefühl aber trägt jene hohe Melodie in sich, die zu allem edlen Tun Mut verleiht. Schließt euch zusammen, ihr schwer Geprüften! Verlaßt den einsamen Weg und kommt zueinander! Verschmachten die Besten unter euch nicht nach Güte? Ist sie verschwunden aus der Welt?

Lauscht mit dem Herzen auf die großen Dinge dieser weihevollen Tage und seid gut miteinander! Lebt, wie Menschen leben sollen, die Gott für so wertvoll erachtete, daß er ihnen Schweres auferlegte! Aus dem Schweren wird Segen quellen. Das Leid ist der Weg zu großen Entdeckungen, das Herz wird erleuchtet durch den Schmerz.

Seid gut miteinander, ihr Leidtragenden, geht aufrechten Geistes durch alle Wirrnisse weiter, die einmal schwinden müssen, und glaubt an göttliche Geheimnisse, die uns besonders in dieser Wintersonnenwende umgeben!

Und die Sonne wird euch strahlender scheinen als je zuvor! Das rauhe Leben wird euch eine tiefe Schönheit offenbaren, die erlösender ist als aller Ruhm der Welt!

Emma Böhmer

*

Des Kaisers Erinnerungen

sind unter dem Namen „Gestalten und Ereignisse 1878—1918“ (Leipzig, K. F. Koehler) soeben erschienen und bereits in einzelnen Abschnitten durch Tageszeitungen bekannt. Von ihnen sprechen ist Verlegenheit, möchte man mit Goethes „Faust“ sagen. Denn es widerstrebt einem ehrlichen Deutschen, seinem ehemaligen Monarchen als Buchkritiker gegenüberzutreten. Nicht aus höfischen Rücksichten, die ja jetzt abgefallen sind, sondern aus einem natürlichen Anstandsgefühl.

Wir beschränken uns hier auf einen Gesamteindruck. Die Wahrheit gebietet, daß man in Anerkennung der guten Absicht des Kaisers, nicht nur sich, sondern auch sein Volk zu entlasten — zunächst diesen redlichen Willen

verzeichne, der dem ganzen Buche das Gepräge gibt. Es ist eine Verteidigungsschrift. Manche Episode, z. B. der Haldane-Besuch, fesselt durch sich selbst; da und dort fällt auch ein neues Licht, wenigstens ein Seitenlicht, auf die oder jene Person oder Sachlage. Mit betonter Achtung vor Bismarck beginnt das Werk und schließt mit dem herzlichen Wunsche, daß Deutschland in der Schuldfrage entlastet werde und „wieder in friedlichem Wettbewerb auf den Gebieten der Technik, der Wissenschaft und der Kunst siegreich vorangehen und nicht nur sich selbst, sondern allen Nationen der Erde das Beste bieten“ werde. Es ist ein Mensch, der da spricht — ein schlichter, man möchte fast sagen: schwacher Mensch.

Der Kaiser malt sich selbst nämlich als den friedliebendsten Fürsten von der Welt. Und damit tut er des Guten zu viel. Was jemals bei ihm nach drohender Gebärde und dadurch nach Imperialismus aussah — es wurde, sagt er, durch seine Ratgeber angerichtet, und er hat sich ungern gefügt, aber hat sich eben gefügt (Krügerdepesche, Tanger, Agadir und Ähnliches). Bismarcks Gewaltherrschaft wird an kleinen Zügen hervorgehoben, um den gewaltigen Kanzler — bei allem Lob — ins Unrecht zu setzen; über die Entlassung selbst, die einst mit dem nervösen Drum und Dran so erschütternd gewirkt hat, geht der Erzähler schweigend hinweg. Fast jeder Reichskanzler erhält nicht nur etwas wie eine Charakteristik, sondern auch seine Zensur: den Vermerk seines Versagens, wobei es leicht so aussieht, als wäre der Kaiser meist der Wissende, aber Duldende gewesen. So klingt z. B. die Bülow- bzw. Daily-Telegraph-Sache also aus: „Nach meiner Rückkehr erschien der Kanzler, hielt mir eine Vorlesung über meine politischen Sünden und verlangte die Unterzeichnung des bekannten Aktenstücks, das nachher der Presse mitgeteilt wurde. Ich unterschrieb das Aktenstück schweigend, wie ich auch schweigend die Presseangriffe über mich und die Krone habe ergehen lassen.“

Der Kaiser ist nach diesem Bilde in Wahrheit viel, viel schwächer, um nicht zu sagen schwächlicher, als die Zuschauer des Imperiums, besonders das Ausland wähnten. Es tritt manchmal — wie beim offenherzigen Kron prinzen — etwas Kindliches oder Naives, et was Treuherziges zutage, das man al „Deutsch“ ansprechen könnte, wenn es sic mit dem für die Diplomatie und für einen Herrscher notwendigen Weitblick vertrüge Dieses merkwürdige Pendeln zwischen groß zügiger Geste und unsicherem Zurückzucken geht durch des Kaisers ganze Regierungszeit ist einer seiner Grundzüge — und hat sich in der letzten entscheidenden Stunde leider al Flucht nach Holland ausgewirkt.

Ohne Zweifel war er ein Herrscher, der e treu nahm mit seinen Pflichten, der aber di optische Einstellung nicht besaß, Wort un Geste und ihre Wirkung auf innere und äußer Politik richtig abzumessen. Er hätte als un politischer Kleinfürst eine glänzende Figur ge macht. Seine Raschheit ist oft durch eine Ar Nervosität bedingt (vermutlich mit seinem Lei den zusammenhängend), wodurch es ihm auc so schwer möglich war, sinnend und gesammel zuzuhören. Diese letztgenannte Unfähigkeit die ihn zum vielen Reden drängte, zum Hinein korrigieren, zum Dilettantismus gegenübe Fachleuten, diese Unfähigkeit, die nach glänzen der, vielseitiger Begabung aussieht, in Wahr heit aber nur eine schnelle Einstellungsgabe be kundet: sie war sein Vorzug und sein Ver hängnis. Er konnte nicht lauschen; er mußt reden. Aber nur dem still und tief Lauschenden offenbart sich die Gottheit.

Ich habe diesen Hauptzug des Kaisers in meinem — 1913 erschienenen — Roman „De Spielmann“ skizziert (im Kapitel „Kaiser gespräch auf der Wartburg“), wo in und zwi schen den Zeilen alles steht, wie ich mir den deutschen Kaiser in gewitterumdrohter Zei dachte und wie er leider nicht war.

Nur aus gesammelter Glut kommt Kraft Ein tiefernstes Buch aus Doorn hätte uns wie der Klang einer Glocke feierlich berührt Aber der Klang dieses Buches ist nicht tief noch voll. Der Kaiser teilte den Mangel an Innerlichkeit mit seinem ganzen Zeitalter. Des Monarchen sind wir ledig, aber auch jenes Mangels? Es wird mehr geredet als je zuvor — und wir sind kraftloser als je zuvor. Die Gegner von einst, die umschmeichelte Sozialdemo-

:atie, ist kleinlich genug, nun über einen an-
eblichen Brautschmuck von Doorn zu hadern.

Wir wollen mit einem freundlicheren Ein-
ruck scheiden. Sein Schlußkapitel eröffnet der
aiser mit folgenden schönen Sätzen: „Gott ist
ein Zeuge, daß ich immer das Beste für mein
and und mein Volk gewollt habe, und ich
laubte, daß jeder Deutsche das erkannt und
ewürdigt hätte. Ich habe mich stets bestrebt,
ein politisches Handeln, alles, was ich als
errscher und als Mensch tat, in Übereinstim-
ung mit den Geboten Gottes zu halten.
Manches ist anders gekommen, als ich wollte —
ein Gewissen ist rein. Das Wohl meines Vol-
s und meines Reiches war das Ziel meines
andelns."

Wir zweifeln nicht an der Wahrheit dieser
Borte. L.

*

Einige gute Romane,

e man aber schon mehr Lebensbücher
ennen dürfte, wollen wir unsren Lesern zu
Beihnachten empfehlen. Da ist, mit dem Unter-
tel „Roman eines religiösen Menschen", ein
uch „Michael Gudlovius" von Wilhelm
napp (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer): ein
nfach und anmutig erzählter Ausschnitt aus
nem edel ringenden und siegenden Jung-
annsleben, der hinter dem stillen Vorhang
r Alltäglichkeit eine Folge maßgebender
nerer Ereignisse durchzumachen hat. Kern
d Ausstrahlungspunkt ist dabei das sich bil-
nde persönliche Verhältnis zu den höchsten
ingen durch Erleuchtung, Erlebnis und hohe
mpfänglichkeit. Aber daneben hat der aus
lchen Quellen Gespeiste noch seine mehr
dischen Nöte zu verwinden: die bittere Ent-
uschung darüber, daß sein Malertalent nicht
sreicht, die Trübung seiner Beziehungen zum
anken Freunde durch das Wertherverhältnis
dessen Braut, das ihn trotz aller Ehrenhaftig-
t bei dessen Tode schwer bedrückt, und das
r allmähliche Sichdurchringen zur Berufs-
ude als Lehrer. „Dein neues Seelenkleid
ußt du dir selbst erwerben." Wie alle diese
ktoren miteinander verwebt sind, wie die
rwitwete Braut nach ähnlichen vertiefenden
twickelungsvorgängen schließlich die Seine
wird und, wie er freudig sagt, „nichts von dem,
was sich in meinem Leben offenbarte, auf
einer Täuschung beruhte" — das lese man
selbst in diesem schönen, ernsten, edlen Buche.

Derselbe Türmerverlag beherbergt auch
Paul Steinmüllers weithin beliebte Büch-
lein. Als Neuestes liegt von ihm vor die No-
velle „Als Leid ging und Freude kam"
und, etwas umfangreicher, eine weitere Er-
zählung „Untrüborn", sowie ein Bändchen
seiner verklärungskräftigen Betrachtungen:
„Alltägliches im Licht". In demselben ge-
fälligen Format — worin auch Leonhard
Schrickels reizendes Idyll erschien — legt
Karl Hanns Wegener unter dem Titel
„Das große Opfer" Tagebuchblätter einer
Frau vor. Erneut machen wir auf Hans
Heinrich Ehrlers lesens- und liebenswerte
„Briefe aus meinem Kloster" aufmerksam,
wie überhaupt auf dieses Schwaben Werke.
Von Friedrich Lienhards Romanen er-
schienen „Oberlin" und „Der Spielmann" in
neuem Druck und Format; desgleichen „Hel-
den", „Wasgaufahrten" und die Novellen „Der
Einsiedler und sein Volk".

Wir gehen auf diese Bücher hier nicht weiter
ein, setzen vielmehr als natürlich voraus, daß
der Türmerleser bei seinen Weihnachtsgaben
besonders auch den ihm bekannten und ver-
trauten Türmerverlag beachte.

Sodann wären einige Entwicklungsromane
zu nennen. Da ist der bereits im „Türmer" ge-
würdigte Schweizer Jakob Boßhart mit
einem Roman „Der Ruf in der Wüste" (Leip-
zig, Grethlein), dann Georg Kleibömer:
„Jürgens Berufung" (Hamburg, Hanseatische
Verlagsanstalt), und Wilhelm Lobsien „Der
Pilger im Nebel" (Berlin, Martin Warnecke).
Drei fesselnde Bücher: die beiden ersten aus
der Not der Zeit, den schweren dunklen Wider-
sprüchen und der trüben Ratlosigkeit geboren,
in der die Menschen, die eines guten Willens
sind, sich abmühen, zum inneren Wiederaufbau
Steine herbeizutragen. Jakob Boßhart stellt
seinen hart ringenden Helden, einen boden-
ständigen Schweizer, in die Mitte eines viel-
seitigen, in der Komposition anfechtbaren Zeit-
gemäldes, das alle Abstufungen von sozialem
Elend, schaler Oberflächlichkeit, Genußsucht,

Gewinngier, Verständnislosigkeit und politischem Fanatismus zu Typen verdichtet in sich schließt. „Ein totes Land ohne Widerhall“ für einen, der verzweifelnd gegen dies alles anstürmt. „Wir müssen den Weltteufel erschlagen!“ Aber der Titel hat schon verraten, wie wenig weit er damit leider gekommen ist... Nicht so unbefriedigend verhallt das Werben um religiöse Vertiefung, in welcher Kleinbömers Weltwanderer Jürgen seine endgültige Berufung sieht, nachdem der vielfältig Begabte als Dichter, Zeitungsschreiber, Afrikakolonist, Kriegsteilnehmer und tiefer Miterleber unserer schweren Volkskämpfe sich von Gott zu seinem Werkzeug geschmiedet fühlt. Es geht etwas eigentümlich Traumhaftes durch dieses Buch; der Einfluß führender Geister tritt gleichsam verkörperlicht an den Helden heran, ja Gott selbst scheint diesen seine Stimme hören zu lassen. Die Neugestaltung der zehn Gebote, auf die Jürgen seine jungen Freunde verpflichtet, ist ein ebenso eigenartiger wie einleuchtender Gedanke; und ein kraftvoller Optimismus legt dem in seinem Werk Beglückten die innigen Worte auf die Lippen: „Es geht bergauf mit dem deutschen Volke! nichts kann uns niederdrücken; denn durch allen Jammer dieser Zeit sehen wir das Licht der Zukunft. Wir wollen den Leidensweg mit unserm Volk gehen und wollen ihm Tröster und Führer sein, denn unsere Augen schauen fröhlich in die Sonne.“

Wilhelm Lobsiens „Pilger im Nebel“ sieht von allem Zeitgeschichtlichen ab; man möchte dieses reinmenschliche Werden und Wachsen des jungen Schulmeisters von Nordersiel fast ein heimatkünstlerisches Idyll nennen. In den Lehrerberuf nur so hineingeschoben, ohne Talent zum Anschluß an andere Menschen oder zur reifenden Ausbildung seiner nicht unbedeutenden Anlagen verfällt Wirk Manners dem Trunke, zum tiefen Kummer seiner alten Mutter und eines grundguten tüchtigen Mädchens, das sich ihm kurz entschlossen zur Frau anbietet, damit er sich von ihr retten lasse. Aber sie treten sich nicht näher. Es kommt schließlich zu einer Katastrophe: der Berauschte gerät ins Moor, seine Mutter rettet ihn und holt sich dabei den Tod. Nun treibt ihn

Unrast und Gewissensqual aus der Heimat den Nebel einer ungewissen Zukunft. Er ve bringt einige Zeit in einer Siedlung, ger dann unter die Buhnenarbeiter der Küste befestigung, die zwischen schwerer Fron u wilder Ungebundenheit leben, und mit der Roheit der höhere Mensch in ihm schließlich lebensgefährlichen Konflikt gerät. Daß u wie dieser höhere Mensch in Wirk Manne zur Entfaltung kommt, das unglückselige Last besiegt, anderen Entgleisten zum freundscha lichen Stützpunkt wird und so vorbereitet d Einfluß eines tatenfrohen, warmherzigen alt Lehrers an sich erfahren darf: — das ist dem Buche mit anspruchslosen Mitteln, ab feinster Kunst und geschicktester Wegeführu eindrucksvoll für besinnliche Leser dargestell Ein Buch, das man von Herzen liebgewinn

Auch drei Bücher aus dem Verlag Amelan Leipzig, wären zu nennen: „Der Heiland weg des Benedikt Freudlos“ von Fra Lüdtke, eine todernste moderne Legende, d wohl besser „Der Weg zum Heilande“ hieß Die inneren und äußeren, zum Teil visionäre Erlebnisse des von einer verbitterten Mutt zum Gotteshaß Erzogenen und schließlich E retteten werden in erster Linie ähnlich käm fenden und mystisch gerichteten Seelen zu He zen gehen. „Heimweh“, Erzählungen a Siebenbürgen von Anna Schuller-Schull rus, eingeführt von Müller-Guttenbrunn, eins der bekannten Taschenbibliothekbüchle des Verlages, die viel Feines und Sinnige bringen. Dazu gehören auch diese Skizzen a einer uns halbfremden, aber sehr sympath schen, treudeutschen Kulturwelt, die ein Dor pfarrhaus und seine Kinderwelt mit Innigke und allerliebstem Humor im Rahmen manch originellen Volkssitten schildern. „Die Bir von Dondangen“ und „Der Schatten de Capo“ von Friede H. Kraze, zur „Novelle bücherei“ des Verlages gehörig, bringt zw Geschichten, welche die fabelhafte kultu historische Einfühlungsgabe der bekannte Dichterin des „Kriegspfarrers“ wieder einm in helles Licht stellen.

Den Freunden des sechzigjährigen Johanne Schlaf wird ein neues Plauderbuch „Ei Wildgatter schlag' ich hinter mir zu

(Braunschweig, A. Graffs Buchhandlung) willkommen sein: Reinmenschliches und Vaterländisches sucht sich miteinander zu verschmelzen.

Viele Freunde hat auch Rudolf Stratz. Sein neuestes Buch heißt „In der zwölften Stunde" (Scherl, Berlin). Die bekannte Fabuliergabe des beliebten Erzählers gestaltet in dieser kleinen Sammlung allerhand Vorwürfe aus dem Gebiet des Okkulten oder wenigstens kaum Erklärlichen zu Kabinettsstücken, die ebensoviel „Gänsehaut" als künstlerisches Vergnügen erregen. Die Leute, denen die Überschattung durch das Unbegreifliche angeblich begegnet ist, rätseln selbst so klug daran herum, daß der Leser sich mit ihnen im Wettstreit fühlt. A. M.

*

Amey

Ein neuer Roman von Friede H. Kraze bedeutet für ihre Freunde jedesmal ein Erlebnis. Denn mit freudiger Teilnahme und immer steigendem Interesse begleiten wir das Werden, Wachsen einer dichterischen Kraft, die mit männlicher Kühnheit sich an die tiefsten Probleme wagt. So führt uns auch in diesem Roman „Amey" (Leipzig, Amelang) eine sichere Hand.

Die Dichterin wurzelt durchaus in der Romantik. In der inbrünstigen Versenkung in die Natur, in deren inniger Verschmelzung mit den geheimsten menschlichen Seelenvorgängen, spüren wir mit Entzücken den Duft der „blauen Blume". Nicht nur dem Namen nach hat die liebliche, in mystische mittelalterliche Versponnenheit gehüllte „freudig-fromme" Gräfin Amey von Hennegau, aus Brentanos rührender, dem Gockelmärchen verbundener Erzählung, bei Friede Krazes „goldener Amey" zu Gevatter gestanden. Aber eine starke Intelligenz, eine ungewöhnlich scharfe Beobachtungsgabe — die oft köstlich drastische Ausdrücke und Vergleiche findet — ein lebenbejahender Humor und ein weitausgespanntes positives Wissen stehen als strenge Wächter vor der Pforte, hinter der das Verschwommene, Uferlose oder gar Sentimentalische der alten Romantik liegt. Mit dem unerbittlichen Ernst eines Wahrheitsuchers geht die Dichterin den Fragen, die ihr in den Weg treten — den Fragen, an denen heute kein denkender Mensch von heute mehr vorübergehen kann — auf den Grund. „Ein Roman aus der Zeitseele" ist des Buches Untertitel.

In ihrer Heldin hat die Künstlerin einen Typus geschaffen, in dem jede echte Frau etwas von sich selbst und ihrem eignen Erleben wiederfinden muß. Denn was Amey erfährt und in sich durchbildet, stellt im tiefsten Sinn die Aufgabe dar, die der gebildeten Frau von gestern — heute gebieterisch entgegentritt, damit sie ihre Pflicht dem Morgen gegenüber recht erfülle. Nur daß wir diesen Sprung aus der Vergangenheit in die Zukunft jetzt, vom Schicksal bedrängt, wohl oder übel tun müssen, während Amey, deren Geschichte, soweit wir sie kennen lernen, sich vor dem Weltkrieg abspielt, aus eignem Drang die ihr von Tradition und Konvention gezogenen Schranken durchbricht und durch Mitleid und Güte wissend und frei wird.

Die Schilderungen der verschiedenartigen Umgebungen, in denen der Entwicklungsgang der Heldin sich vollzieht, sind wahre Meisterstücke der Darstellungskunst. Sei es die schier treibhaushafte Heimatluft ihrer Kindheit mit ihrer überfeinerten Kultur, der ein leiser schwermütiger Modergeruch anzuhaften scheint: — der geistige Boden, den Jahrhunderte urbar gemacht, den alle Völker der Erde befruchtet haben, und auf dem, in scharfen edlen Linien zart hingezeichnet wie ein unirdisches Flachrelief der Frührenaissance, sich die Gestalt des Oheims abhebt; sei es das Milieu der Berliner Pension mit dem charakteristischen Mangel an jeder persönlichen Atmosphäre, in der das hochanständige Publikum sein korrektes, selbstzufriedenes, taubstummes Leben in fruchtloser Geschäftigkeit hinvegetiert; sei es der geradezu genial beschriebene Nachmittag bei der Bronklawa in der Chausseestraße, der uns unter die leidenschaftlich-lebendige Künstlerschar der Stürmer und Dränger führt. Oder seien es die nächtlichen Straßen von Berlin mit ihrem trügerischen Licht, das auf den schwarzen Fluten des Leides spielt, und der Konzertsaal, wo in der Schilderung eines symphonischen Er-

lebnisses der schmerzensreiche Bruch mit der alten Form, das Durchgepeitschtwerden durch die Schrecken des Chaos und der schließliche Ausblick auf das Wunder der Erlösung im Symbol unser Nachempfinden mitschwingend fortreißen. Überreich strömen der Künstlerin Gleichnisse zu, unzählige Fäden vereinigen sich in ihrer Hand zu einem schillernden Gewebe.

Aus fernem Dämmer sich lösend, von Geheimnis umflossen, von Anbeginn mit dem Dasein Ameys verwoben, mit ihrem Reifen und Wachsen immer festere Gestalt gewinnend und zum Schluß mit ihr in heiligem Streben nach neuen Zielen sich vereinend: begegnet uns der eigentliche Künder der Idee des Werkes. Wir nehmen es als prophetisches, stolzes, trostreiches Wort mit in unser Leben, wenn er sagt: „Was auch kommen mag — die Menschheit drängt über den Rand. Neuer Höhe entgegen. Neue Erde will grünen. Wir sind der Anfang.“ A. K. v. St.

*

Aus Valdivia

in Chile geht uns folgendes Schreiben zu, das gleichzeitig an den Reichskanzler gesandt wurde und ein Beweis ist, wie verstörend die überflüssige Fahnenfrage draußen wirkt:

„Der Achtzehnte (El Dieziocho) wird kurz das Nationalfest bezeichnet, mit dem das chilenische Volk jedes Jahr die am 18. September 1810 erfolgte Unabhängigkeitserklärung feiert.

Staatliche und städtische Ämter, sämtliche Geschäftshäuser, Fabriken und Werkstätten sind geschlossen. Paraden werden abgehalten und Volksbelustigungen — bei denen als wichtigste „La Cueca“ gilt, der Nationaltanz, in dessen Geheimnisse, mit seinen verschiedenartigsten und anmutigen Figuren, zu dringen nur wenigen Ausländern gelingt. Feuerwerke werden abgebrannt, auf den öffentlichen Plätzen wird konzertiert. In „ramadas“ (Hütten aus Ast- und Laubwerk hergestellt) finden Gelage statt, bei denen „empanadas“, eine Art Pasteten mit Fleisch gefüllt, unzählige Fässer „chicha“ (Apfel- oder Traubenwein, auf besondere Art bereitet), unzählige Hämmel am Spieß gebraten, vertilgt werden. Hoch und niedrig, arm und reich, jung und alt beteiligen sich am Festestrubel.

In Garnisonsstädten leitet „Wecken“ durch die Regimentskapellen die offiziellen Feierlichkeiten ein. An der Kommandantur oder auf der „Plaza de Armas“, dem „Waffenplatz“ — früher der Versammlungsort, wenn Überfälle der Eingeborenen im Gange waren —, kurz „Plaza“ genannt, wird die Flagge, unter den Salven eines Bataillons Soldaten und unter den Klängen der Nationalhymne, gehißt. Dies ist das Signal für das allgemeine Beflaggen der öffentlichen Gebäude und sämtlicher Geschäfts- und Privathäuser.

Und damit komme ich zum Zweck meiner Zeilen.

Für die Ausländer besteht die Vorschrift, daß sie ihre Heimatsflagge nur zusammen mit der chilenischen Flagge — die den Ehrenplatz einzunehmen hat — hissen dürfen.

Von vielen Deutschen wurden bisher die Feiertage schon deshalb freudig begrüßt, weil ihnen Gelegenheit geboten wurde, ihre Heimatsflagge auf fremder — gastlicher — Erde zu zeigen. Und es waren wahrlich meist stattliche Gebäude, an denen man die deutschen Farben stolz wehen sehen konnte.

Heute aber!

Der hiesige Vertreter des Deutschen Reichs — Wahlkonsul, seit etwa 25 Jahren im Dienst — hat es vorgezogen, auf sein Amt zu verzichten, nur um dem Hissen der neuen deutschen Farben aus dem Wege zu gehen. Auf meinem Hause, auf dem bei so manchen Gelegenheiten die Farben „Schwarz-Weiß-Rot“ stolz geweht haben, soll eine andere deutsche Fahne nicht wehen, erklärt er, setzt sich hin und schreibt sein Entlassungsgesuch. Und die neue Fahne, die ihm zugesandt worden war, verschwindet. Wiederholt waren Gelegenheiten, bei denen er seine Fahne hätte hissen müssen. Mit einem freundlichen Schreiben und dem Hinweis, daß er die alte Fahne nicht hissen dürfe, über eine neue Fahne aber nicht verfüge, wurde die Sache abgetan. Und gerade am Vorabend der jetzigen Festtage traf die Mitteilung der Annahme seines Gesuchs ein. Alle echten Deutschen freuten sich der Tat ihres Konsuls.

Auch viele andere deutsche Konsuls haben genau so gehandelt.

Wir Privatleute aber! Was machen wir?

Und wie auf Kommando beleuchtete heute die freundliche Frühlingssonne an deutschen Häusern ausnahmslos die alten, reinen, hehren Farben Schwarz-Weiß-Rot.

Konnte es anders sein? Nein!

Und sollten die alten Farben einst verschwinden müssen, so werden die neuen „vielleicht" an den Häusern derjenigen zu sehen sein, die während der verflossenen Kriegsjahre die Farben „Schwarz-Weiß-Rot" aus schnöder Furcht vor den „Schwarzen Listen der Alliierten" versteckt hatten — soweit sie sich inzwischen nicht haben naturalisieren lassen. Darauf soll dann Deutschland stolz sein?! Und da es sich dabei — glücklicherweise — nur um einen geringen Bruchteil der Deutschen im Ausland handelt, so werden die deutschen Farben im Ausland verschwinden!

Wären die neuen Farben aber das Hoheitszeichen eines Deutschlands, dem Deutschösterreich angegliedert wäre: ja, sähen wir nur Anzeichen dafür, daß ernstlich darnach gestrebt würde: dann wäre auch für uns hier draußen eine positive Begründung der Notwendigkeit eines Farbenwechsels gegeben. So aber ist die neue Fahne nur ein Zeichen der — Negation."

*

Deutsche Not

Unter diesem Titel finden sich in der „Frankf. Ztg." kleine Auszüge aus dem deutschen Alltags-Elend zusammengestellt, die sich leicht vermehren ließen.

Ein berühmter Schauspieler, einer der genialsten „Heldenväter" des ehemaligen „Kgl. Schauspielhauses" in Berlin, der sich seit Jahren ins Privatleben zurückgezogen hat und inzwischen ein alter Mann geworden ist, schreibt einem Freunde von seinem Daseinskampf: „Wir leben in der steigenden Sintflut dieses Leben zerstörenden Kriegsfriedens mit stumpfer Verzweiflung dahin. Ich muß mit meinen armseligen Pfennigen von 1914 den Kampf aufgeben; meine Frau ist tapfer in die Bresche gesprungen, sie geht als Arbeiterin in eine Fabrik, um nur den notwendigsten Lebensunterhalt für uns zu schaffen." —

Ein 81jähriger Klein-Rentner aus einem Städtchen in der Nähe von Darmstadt legte dieser Tage den siebenstündigen Weg von seinem Wohnort nach Frankfurt zu Fuß zurück, um seine krank darniederliegende 54jährige Tochter aufzusuchen. Die Bahnfahrt konnte er sich nicht leisten, da ihm seine 3000 ℳ Jahresrente diese Ausgabe verbieten. —

Der Inhaber eines der größten Verlage Deutschlands, dem wir die Herausgabe gediegenster Schöpfungen deutschen Geistes verdanken, hat wenige Monate vor dem Kriege seinen Verlag für 400000 ℳ verkauft. Nach jahrzehntelanger harter Arbeit wollte er seinen Lebensabend still und bescheiden genießen. Nun ist er seit Monaten krank und muß Armenunterstützung annehmen. —

Ein älterer, angesehener Frankfurter Arzt hat das Pech, große Krankenkassenpraxis und deshalb seit einem Vierteljahr für diese Patienten keine Honorareinnahmen zu haben. Seine Privatpraxis reichte im letzten Monat gerade noch hin, die Unkosten des Sprechzimmerbetriebs, Wohnung und Beleuchtung in Höhe von 7200 ℳ zu bestreiten, jetzt nicht mehr. Der alleinstehende Alte hungert buchstäblich an allen den Tagen, an denen er nicht von wissenden Bekannten eingeladen ist. —

In Berlin sind zurzeit 300000 Wohnungssuchende in den sogenannten Dringlichkeitslisten vorgemerkt. Im ganzen Deutschen Reich sind in diesem Jahre etwa 20000 neue Wohnungen errichtet worden. —

Sobald in einem Straßenzuge deutscher Großstädte heute die Mülleimer vor die Türe gestellt werden, damit die Wagen der Kehrichtabfuhr ihren Inhalt abfahren können, bewegen sich ganze Scharen von Kindern und alten Leuten mit Säcken und Körben durch jene Straßen und durchwühlen die Eimer nach Papier. Altpapier wird mit 22 ℳ für das Kilo bezahlt. Wer sich 2 Kilo gesammelt hat, kann mit dem Erlös gerade ein Brot von 1½ Kilo kaufen. —

Die Bauarbeiter, eine unserer bestbezahlten Arbeiterkategorien, konnten 1914 für einen Tagesverdienst 8 Pfund Butter kaufen, heute

reicht ihr Tagesverdienst gerade hin, um damit $1^3/_4$ Pfund Butter zu bezahlen. So sehr ist die Kaufkraft der Mark im Inland zurückgegangen. —

Eine Postbeamtenwitwe lebt mit ihren sechs Kindern und einer betagten Mutter von kärglicher Pension und bescheidener Wohlfahrtsunterstützung. Die einzigen Bettbezüge, welche die Frau noch besitzt, sind in der Wäsche, die Kinder liegen während dieser Zeit in unüberzogenen Betten. Früher hätte man sich über solche Armseligkeit vielleicht entsetzt. Diese Frau darf sich aber glücklich preisen gegenüber den ungezählten Tausenden von Schicksalsgenossen, denen die Bettwäsche überhaupt fehlt. — —

Dazu nun ein Gegenstück aus derselben Nummer derselben Zeitung! In einem Berliner Bankhause sind vor kurzem große Unterschlagungen entdeckt worden, die ein 23jähriger Angestellter, der den Posten eines Vorstehers bekleidete, begangen hat. Er hatte nach und nach 3000 Dollar unterschlagen und damit spekuliert und lebte auf großem Fuße, schaffte sich Auto, eine Villa und dergleichen an. Er ist jetzt verhaftet worden.

So prassen bei uns übermäßig bezahlte Jugendliche! Und hart daneben verkümmern Menschen von Wert in aller Stille!

*

Ostpreußen

Wenn Ostpreußen durch seine Wanderausstellung die Blicke auf sich zu lenken sucht, so darf das nicht als ein Anfall von Gefallsucht bei der alten und — dem Himmel sei Dank! — ewig jungen Borussia aufgefaßt werden. Ostpreußen gleicht einem Deichwächter, der mit steigender Besorgnis die heranbrausenden Wassermassen an dem ihm anvertrauten Stauwerk wühlen sieht und sich fragt, ob der schadhafte Damm diese furchtbare Belastung aushalten oder unter dem niederwuchtenden Druck des sarmatischen Ozeans reißen wird. Im letzteren Falle würde der ganze Reichs-Deichverband in den vernichtungswütigen Fluten ersäuft werden.

Eigentlich läßt dieser Vergleich aber nur die eine Seite der Gefahr erkennen: durch den polnischen Korridor sind nämlich die feindlichen Gewässer schon in das Hinterland des Deichs hineingeströmt. Ostpreußen ist nur noch eine Insel; allerdings seit sieben Jahrhunderten zum Abwehrkampf gerüstet. Wird aber diese Schutz-Insel nicht doch eines Tages von der bolschewistisch-polnischen Wasserhose fortgerissen?

Als der deutsche Orden einst in seiner Todesnot die Brüder im Reich um Hilfe anflehte, fand er weder beim Kaiser noch bei den Ständen noch im Volk Gehör. Nur Sickingen sandte mit seinem Sohn eine Schar Krieger nach dem Ordensland. Und Friedrich II. von Brandenburg setzte alle seine Kraft für den Orden ein, ging selbst nach Preußen und übernahm dann die dem Orden gehörige Neumark, um den polnischen Eroberern den Weg ins Reich zu verlegen. Albrecht wandelte den Staat der Mönch-Ritter in ein lutherisches Herzogtum, und ein neuer Friedrich II. vollendete das Werk, indem er vor 150 Jahren — gerade in diesen Tagen, da die Wanderausstellung ihre Fahrt beginnt — das Weichselland wieder deutsch machte und aus dem damaligen Insel-Preußen wieder feste, deutsche Erde werden ließ. Wahrlich, dies Hohenzollern-Geschlecht hat sich doch einige Verdienste um des deutschen Volkes Ehre, Sicherheit und Wohlergehen erworben!

Heute fehlt uns ein Sickingen, ein Friedrich, ein Albrecht; es fehlt uns auch der beste aller Deichhauptmänner, der nicht nur seine Schönhausener Elb-Dämme allein so gut zu behüten wußte. Dafür ist aber jeder Ostpreuße ein tatentschlossener Verteidiger der alten Bastion des schwarzen Kreuzes geworden; in der Not des Weltkrieges, im Abstimmungsjahr war der Geist Hermann Balks, Heinrichs von Plauen, Yorks wieder mächtig geworden in Altpreußen. Treu wird auch in alle Zukunft die Wacht stehen an Ostsee und Haff, in den Masurenwäldern und auf der Marienburg. Aber etwas mehr Verständnis und Teilnahme für das gemeinsame deutsche Rettungswerk verlangen die östlichen Markgenossen.

Da die Reichsdeutschen nicht nach Ostpreußen kommen, kommt Ostpreußen ins Reich, um zu zeigen, wie deutsch sein Land und

seine Leute sind und wie sehr sich das Reich selbst schädigt, wenn es weiterhin den deutschen Osten so zurücksetzt.

Auf diese brennende Notwendigkeit äußerer und innerer Politik will die wandernde Ostpreußenausstellung hinweisen. Sie will aber auch mit dem Notwendigen das Nützliche und Angenehme verbinden. Alle Stämme Germaniens haben einst den preußischen Urwald lichten und besiedeln helfen. Nun kommen die elf Gaue des Perkunos, Potrimpos und Pikollos und wollen in Nord, Süd und West des Vaterlandes zeigen, was aus dem ver sacrum des heiligen römischen Reiches deutscher Nation geworden ist. Sie wollen die Schönheit und Verschiedenartigkeit der ostpreußischen Landschaft bewundern lassen, wo Franken und Schwaben, Sachsen und Westfalen, Friesen und Salzburger sich ihr Haus bauten; wollen das Heldenlied ihrer großen, ruhm- und stürmereichen Geschichte singen und wollen Proben ostpreußischen Fleißes, ostpreußischer Unternehmungslust und Anstelligkeit vorlegen. Sie wollen daran erinnern, daß die Erbauer der Marienburg und die Gründer der Alma mater Albertina immer sich als Ritter von Geist gefühlt haben. Was sie möchten — das ist ihr letzter und höchster Wunsch —, daß man im Reich die heiße, inbrünstige, bis in den Tod getreue Liebe der Kinder Ostpreußens für ihre mit dem edelsten Blut getränkte Heimat verstehen lernt und daß die Deutschen selbst, die westlich des Korridors wohnen, unser Land etwas ins Herz schließen: das Land der träumerischen Seen und geheimnisvollen Haine, der grünen Wogenbrandung, der weißen Dünen und der Kaddickheiden, das Land der Ordensburgen und Ordensdome, der Feudalschlösser und frommen Kapellen, der Pferdewiesen und des Elchdickichts, des Bernsteins und des Ährengolds, der alten Götter und der sehnsüchtig-schwermütigen Volkslieder.

Ja, wenn es nicht unbescheiden ist, möchten auch die Ostpreußen selbst sich Liebe erwerben. Mit den ernsten schwarzbekreuzten Weißmänteln des Ordens Sankt Mariens, mit den Helden und Märtyrern des deutschen Bürgertums in den ordensländischen Städten, mit den biedern, handfesten treuen Bauern, mit dem ritterlichen Pruzzenführer Heskus Monte, mit Herzog Albrecht und dem Großen Kurfürsten, der uns vom polnischen Schandjoch befreite, mit den Heiligen der alten Kirche und mit den Reformatoren — einem Polenz, Speratus Osiander und Briesmann —, mit den Volksführern unserer stolzesten Zeit: den Freiwilligen Yorks und den Männern des Februarlandtags von 1813, den Dohna, Heidemann, Auerswald, Boyen, Friccius, den Schön und Schrötter; mit den Landstürmern des Weltkrieges kommen die großen Meister und großen Schüler unserer Hochschule. Ein schmächtiger Mann mit freundlich-ernstem Gesicht und klaren blauen Augen führt sie: Immanuel Kant, und es scharen sich um ihn Simon Dach und seine Dichterfreunde, Gottsched und Herder, Hamann und Hippel und alle die Zierden, deren sich die vier Fakultäten Königsbergs rühmen können und der stille Gelehrtenwinkel, den des großen Koppernigk Name geweiht hat. Dort jener schwarzhaarig quecksilberne kleine Herr ist unser Kapellmeister Kreisler, dort jener Kongregations-Mann mit heftigen Gebärden und Schwärmeraugen ist unser Zacharias Werner. Immer mehr drängen sich die Dichter, Künstler, Gelehrte, die ihrer Heimat neuen Ruhm schafften in jüngster Vergangenheit und Gegenwart. Für das Reich der Töne stellt Ostpreußen in Nicolai und Jensen würdige Vertreter. Vergessen wir nicht, was ostpreußische Kunst dem Magen zu bieten hat: Klops, Fleck und Marzipan, Königsbergs Spezialitäten; das gute Bier und den starken masurischen „Maitrank". Und nun macht Platz für das lieblichste Erzeugnis der Heimat: Ännchen von Tharau kommt zu euch — und dabei denkt jeder Ostpreuße an sein Ännchen, die aber auch ganz anders heißen kann und gar nicht aus Tharau zu sein braucht. Anmut und Kraft vereinigen sich in ihr: wie die Germaninnen von der Wagenburg aus den Männer-Kampf beobachten und mit Zuruf, in letzter Not auch mit Speer oder Streitaxt eingriffen, so haben die Ostpreußinnen immer auf den Zinnen der deutschen Warte im Osten gestanden.

Was will also die Ostpreußische Wanderausstellung? Sie will alle, die zu ihr kommen, zu Vater Arndt bekehren. Und was sagte der

von unserem Ausstellungslande? „Der Ostpreuße und sein Land sind in Liebe und Treue so ineinander verwachsen, daß der in Preußen geborene Mensch sein Land mit unendlicher Liebe festhält, lobt und preist. Glücklich wäre Deutschland, wenn in allen Ländern deutscher Zunge die Heimat von solchen Herzen geliebt, von solchen Köpfen und Fäusten verteidigt und verherrlicht würde." F. W.

*

Billigere Nahrung

Unsere Ernährung gibt zu den größten Befürchtungen Anlaß", sagte kürzlich der Reichspostminister. Er hätte hinzufügen können „und leider nicht ganz ohne eigene Schuld". Denn solange wir große Mengen von Nahrungsmitteln verbrauchen, um daraus Genußmittel herzustellen, so lange hat die Behauptung der Franzosen, es gehe uns gut, den Schein für sich.

Unsere wichtigsten Nahrungsmittel sind Getreide und Kartoffeln. Auf die Gerste legt der Bierbrauer die Hand, auf die Kartoffeln der Schnapsbrenner. Beide steigern den Preis nicht bloß durch die Tatsache, daß sie kaufen, sondern auch durch die Art, wie sie kaufen: die Fabriken schicken nämlich Aufkäufer ins Land und lassen durch diese jeden geforderten Preis zahlen, weil sie wissen, daß sie alle Unkosten letzten Endes auf die Trinker abschieben können.

In den Jahren 1906 bis 1910 wurden im damaligen Deutschen Reich durchschnittlich 7,29 Liter Schnaps auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre verbraucht. Eine Mitteilung unserer Regierung an den Raubverband gibt folgende Zahlen an:

für 1913 103,3 Liter Bier,
10,5 L. Schnaps,
4,5 L. Wein auf den Kopf der Bevölkerung; dagegen
für 1920 nur noch 41,0 L. Bier
1,8 L. Schnaps,
3,3 L. Wein.

Daß der Verbrauch auch 1921 und 1922 ein so bescheidener geblieben sei, ist leider wenig wahrscheinlich. Die Jahresberichte der Aktiengesellschaften deuten jedenfalls nicht darauf hin. Und eine gesundheitliche Tatsache spricht laut dagegen: vor dem Kriege betrugen di[e] Aufnahmen in die Irrenanstalten wege[n] Trinkerkrankheiten 80 bis 94 v. H. aller Auf[-]genommenen; während des Krieges sanke[n] diese Zahlen stetig, bis auf nahezu Null i[m] Jahre 1918; jetzt sind die alten Zahle[n] wieder nahezu erreicht! Aber nehmen wi[r] an, der Verbrauch sei nicht größer als die Re[-]gierung dem Raubverband für 1920 gemelde[t] hat, dann ergibt sich folgendes Bild:

Die 60 Millionen Einwohner des heutige[n] Reiches verbrauchen 1,8 · 60000000 Lite[r] Schnaps. Aus 100 Kilo Kartoffeln gewinn[t] man 18,32 Liter Trinkbranntwein. Also brauch[t] man $\frac{100}{18,32} \cdot 1,8 \cdot 60000000$ Kilo, das sin[d] 589 Millionen Kilo Kartoffeln für de[n] heutigen Jahresbedarf an Schnaps.

Vor dem Kriege hatten wir 3 Millione[n] Hektar Kartoffelland, mit einer durchschnitt[-]lichen Jahresernte von 2,5 Milliarden Lite[r] Kartoffeln. Nun wiegt ein Liter Kartoffel[n] nicht ganz ein Kilo. Man darf also die Angabe[n] der Statistik, die auf Kilo und die andere, di[e] auf Liter lauten, nicht ohne weiteres mitein[-]ander verknüpfen. Wenn ich das hier doch tue[,] so mache ich allerdings einen Fehler, aber zu ungunsten meiner Beweisführung. Daz[u] kommt noch, daß die Kartoffelerzeugung de[s] verstümmelten Reiches die Durchschnittszah[l] von 2,5 Milliarden Liter sicher nicht erreicht[,] also 2,5 Milliarden Kilo erst recht nicht. Da[s] heißt also, etwa ein Viertel unserer Kar[-]toffelernte wird verbrannt und zwa[r] allein für Trinkbranntwein.

Wenden wir uns zum Bier. Zu einem Lite[r] Bier werden 0,25 Kilo Gerste verbraucht[.] Selbst wenn in diesem Jahre wie 1920 nu[r] 41 L. auf den Kopf der Bevölkerung entfallen[,] gibt das einen Verbrauch von 0,25 · 41 · 60000000, das sind 615 Millionen Kil[o] Gerste. Nun brachte das Reich vor dem Krieg[e] durchschnittlich 2165000000 Kilo Gerste im Jahre hervor, jetzt nach dem Verluste vo[n] Posen, Westpreußen, Nordschleswig, Elsaß[-]Lothringen natürlich bedeutend weniger. Abe[r] selbst wenn wir von der Verkleinerung de[s] Reiches und von der geminderten Ertrags[-]fähigkeit des Bodens (wegen mangelnde[r]

Düngmittel) absehen, selbst dann bleibt die bedenkliche Tatsache, daß ein Viertel bis ein Drittel der ganzen Gerstenernte in den Bierbottich wandert. Es liegt also auf der Hand, daß morgen der Preis der Kartoffeln, der Graupen und des Gerstenmehles (aus dem man ja auch Brot backen kann) merklich sinken würde, wenn heute das Verbot herauskäme, Gerste zu verbrauen und Kartoffeln zu verbrennen.

Wie stehen nun in Wirklichkeit die Dinge? Wir haben ein Gesetz, das die Herstellung von Weingeist aus anderen Stoffen wie Kartoffeln — — verbietet! Also ein regelrechtes Kartoffelwuchergebot! Nun hat allerdings die Regierung dies Gebot während des Krieges selber übertreten und Hals über Kopf Ingenieure nach Schweden geschickt, um dort die Herstellung von Weingeist aus den Holzabfällen bei der Papierbereitung kennen zu lernen; man hat dann schleunigst derartige Fabriken auch bei uns ins Leben gerufen. Aber aufgehoben ist das Gesetz zur Erhöhung des Kartoffelpreises bis zum heutigen Tage noch nicht, geschweige denn in sein Gegenteil verkehrt. Prof. Dr. A. Fick

*

Bildersturm

Ist es wirklich Freiheit, wenn man Bilder und Büsten verfolgt? Drei Staaten haben in dieser Beziehung die neue sozialistische Freiheit recht anschaulich gemacht: Braunschweig, Thüringen und Sachsen. Am deutlichsten wird sie in Sachsen.

Unter dem Schutze des Gesetzes „zum Schutze der Republik“ hatte das sächsische Kultusministerium vor einiger Zeit eine Säuberung der Schulbüchereien von allem angeordnet, was irgendwie der Verherrlichung der Monarchie, des Militarismus und des Krieges dienen konnte. Das mochte hingehen, obgleich die Zahl der verfemten Bücher nicht allzugroß sein konnte; denn ihre Auswahl hatte in den Händen von Männern gelegen, die immerhin von pädagogischer und literarischer Eignung des Schrifttums etwas verstanden.

Aber der Kampf gegen die Bilder, die in den Schulen als Wandschmuck oder Lehrmittel benutzt wurden, führte in eine Höhe des Banausentums, daß schon der Normaldeutsche an der deutschen Zukunft verzweifeln möchte. Um die Republik zu schützen, mußten nämlich auch alle Bilder von Monarchen — die Büsten der Fürsten ungerechnet — aus den Lehrmittelsammlungen, aus den Schulräumen und -korridoren gewissenhaft entfernt werden. Ich verstehe, daß es einer Republik Unbehagen bereitet, wenn in Schulgebäuden die Bildnisse früherer Monarchen verwundert von den Wänden herabschauen: ein Wilhelm I., ein König Johann, der Übersetzer des großen Dante u. a. Sie stehen uns geschichtlich immer noch nahe; ihre Enkel mußten 1918 dem Sturm der Revolution weichen. Aber daß man den Haß gegen Monarchie und Monarchen auch auf Bilder erstreckt, die rein geschichtlich und menschlich zu werten sind, das ist kulturlos. Das schlägt jeder Ehrfurcht vor der Geschichte und dem geschichtlichen Werden, jeder Ehrfurcht vor der Größe überhaupt ins Gesicht.

Nur ein oder zwei Beispiele zur Kennzeichnung! Schaute da seit langen Jahren in einem Schulkorridor der große Friedrich mit seinem wunderbaren leuchtenden Auge auf die vorbeitrippelnden Kinderscharen und das künftige Deutschland. Es war jenes bekannte Bild, das den König darstellt, wie er am Abende des Schlachttages von Kolin in tiefen Gedanken auf einem alten Brunnenrohr sitzt, während im Hintergrunde auf der Dorfstraße seine geschlagenen Kolonnen vorüberrauschen. Tiefer Ernst, der sich die Schwere der Niederlage nicht verhehlt, lagert auf seiner Stirn; aber aus seinen Augen leuchtet auch die feste Zuversicht auf ein endliches Gelingen, der eiserne Wille, alles daranzusetzen für sein Preußen. Der große König im Dienste seines Volkes, ja des ganzen deutschen Volkes, das damals von Feinden umstellt war wie heute. Wie zeitgemäß dieses Bild! müßte man denken. Nein, du irrst! Dieses Bild ist der Republik gefährlich. Es wird entfernt. Nur Glas und Rahmen darf die Schule behalten.

Das andere Bild, das der Einziehung anheimfiel, war ein Gegenstück zu diesem: Fried-

rich am Schreibtische (Menzel). Friedrich, der Nimmermüde, dessen Schreibtischkerzen so oft lange nach Mitternacht hinausflackerten in den stillen Park zu Sanssouci, der Mann, der sich stolz den ersten Diener seines Staates nannte — wie gefährlich für die junge Republik, in der so viele überhaupt nicht wissen, was arbeiten und sorgen und Verantwortung heißt! Fort mit dem Bilde!

Ob dies Verfahren die Liebe zur Republik stärken wird?

Edmund Leupolt

NB. Wir könnten in dieser Beziehung gleichfalls unglaubliche Fälle von Kleinlichkeit erzählen. Auch Bismarckbüsten sind der Republik gefährlich. Was für Kindereien in so bitterernster Zeit! D. T.

*

Adolf Bartels

hat Humor genug, zu seinem 60. Geburtstag (15. November) folgenden Wink an die Zeitungen ergehen zu lassen. Wir lesen in der „Mitteld. Ztg.“:

Ich werde am 15. November, am gleichen Tage mit Gerhart Hauptmann, sechzig Jahre alt, und schließe aus allerlei Anzeichen, daß man auch mich, wie es in Deutschland so üblich ist (und mir auch zum 50. Geburtstag schon etwas „geblüht“ hat), zu feiern gedenkt. Man möge es hübsch bleiben lassen, Satzkosten, Saalmiete und Porto sparen! Ich habe durchaus nichts dagegen, wenn man meine Bücher kauft, aber zu meinem schweren und im ganzen einsamen Leben paßt die Feierei zum Schlusse nicht.

Als Dichter hoch zu kommen glaubt man —
Und als gehetzter Renner schnaubt man.
Erst Zeitungsmensch, dann Bücherschreiber —
Na ja, sein bißchen Futter klaubt man.
Dann tritt man ein in ernste Kämpfe —
Und nur sich selbst die Ruhe raubt man.
Langweilig wird man drauf den Menschen —
Und wie ein alter Klotz verstaubt man.
Ihr wollt mich jetzt als Deutschen preisen —
Nein, bitte, feiert Gerhart Hauptmann!

Adolf Bartels

Der Bartels-Bund soll übrigens auch eine Festschrift herausgegeben haben. Uns ist sie leider nicht zu Gesicht gekommen. Ein Hauptwerk des Literarhistorikers, die Geschichte der neueren deutschen Dichtung, erscheint soeben in H. Haessels Verlag, Leipzig, in neuer Auflage (3 Bände) unter dem Titel „Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart“.

Liebe Leser!

Wir sind trotz schwerer Zeit, die sich in der Papierwelt ebenso drückend bemerkbar macht wie auf dem Lebensmittelmarkt, unablässig bemüht, unsren „Türmer“ auf der Höhe zu erhalten. So werden wir schon in den nächsten Heften unveröffentlichte Briefe bedeutender Persönlichkeiten mitzuteilen in der Lage sein: 1. von Ferdinand Gregorovius an Malwida von Meysenbug, 2. von Ernst von Wildenbruch an einen weimarischen Freund, 3. vom ehemaligen elsässischen Statthalter Grafen Wedel an einen altdeutschen Professor. Auch dichterische Beiträge in Vers und Prosa, darunter des Herausgebers, harren der Veröffentlichung. Wir danken an dieser Stelle für manchen warmen Zuruf und hoffen zuversichtlich, daß unsre Leser auch die neue — der Geldentwertung entsprechende — Preissteigerung tapfer und treu wie bisher tragen werden. Geistige Nahrung ist so notwendig wie der Küchenvorrat, wenn wir nicht zur Verarmung und Knechtung auch noch verdummen wollen. Der Preis für das Januarheft beträgt 150 Mark. Schriftleitung und Verlag

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Der Heilige in der Wüste — Otto Engelhardt-Kyffhäuser

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. Januar 1923 Heft 4

Deutsche Art

Wer den Menschen und seine Herrlichkeit sehen und offenbaren will, der geht nicht in Tollhäuser und Lazarette, den hält nicht das feile Geschrei des Jahrmarkts, nicht das hungernde Elend der Hütte auf — hier ist das niedrige Reich des Zufalls und der Knechtschaft — er gesellt sich zu den Größesten und Herrlichsten, zu den Kühnen und Tapferen, den Weisen und Freien. Auch diese stehen scheinbar im irdischen Dienst des Bedürfnisses, aber ihr großes Herz vernichtet diesen Schein der Niedrigkeit durch ein höheres Leben.

Ein freier Mann heißt, wer Gottes Willen tut, und was Gott ihm ins Herz geschrieben, vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das ist ein Knecht, und wer aus Furcht etwas tut, ein niedriges Tier.

Es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn.

Wir sind ein königliches, ja ein hohepriesterliches Geschlecht; das heilige Priestertum, die ältesten Orakel und Mysterien der europäischen Welt verwalten wir! Wehe uns, wenn wir das heilige Zentralfeuer des Lebens, das leuchtende Licht der Idee nicht nach allen Enden ausströmen!

Ernst Moritz Arndt

Das Eine und das innere Werk

Von Dr. Arthur Hoffmann (Erfurt)

Die Stimmen mehren sich, die den Menschen unserer Zeit zur Umkehr und Einkehr rufen. Und die Kreise derer wachsen, die, das Führertum solcher Stimmen anerkennend, zur Besinnung auf das, was nottut, sich sammeln. Umkehr wird angestrebt aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit zur Verankerung des Lebens in Einem als Ursprung des Sinnes und Wertes. Und ein Sehnen, das immer weiter greift, drängt zur Einkehr aus flacher Äußerlichkeit der Lebenshaltung in das „innere Werk".

Zu denen, die auf solchen neuen Wegen Führer sein können, gehört vornehmlich einer, dessen Name manchen aufhorchen läßt, dessen Werk aber vielzuvielen Suchenden noch verhüllt ist: Meister Eckhart. Wie nahe er unserer Gegenwart steht, wurde uns bei gemeinsamer Lektüre und Besinnung in einem Kreise deutlich, der — ausgehend von der Beschäftigung mit Kants Ethik — aus der deutschen Eckhart-Überlieferung Leitgedanken für die praktische Lebensgestaltung herausarbeiten wollte. Von dem Ertrage dieser Stunden soll hier einiges mitgeteilt werden.

Der stärkste Eindruck, den man gewinnt, wenn man in gedanklicher Nähe Eckharts weilt, geht aus von dem Begriffe des „Einen". Im „Einen" wird dort „der Ursprung" gesetzt. Damit soll freilich nicht der Ausgangspunkt einer zeitlichen Entwicklung, einer Kette, wirkender Ursachen bezeichnet sein. Die Einsicht zielt vielmehr auf das hin, was die Philosophie des deutschen Idealismus begreifen lehrte als den ersten Wurf eines Gefüges von Sinn- und Wert-Voraussetzungen, die dem schaffenden Leben erst sein Ziel und damit seinen eigentlichen Gehalt geben.

In dem Satze vom Einen, der manchem zunächst als begriffliche Künstelei und Gewaltsamkeit erscheinen mag, liegt zugleich der Ansatz zu einer ungemein bedeutsamen weiteren Denkbewegung. Sucht das philosophische Erkennen, wie es sich im Werke Meister Eckharts so ursprünglich und sicher regt, auf der einen Seite die Wirklichkeit als Entfaltung des Einen, des geltenden Sinn- und Wertgesetzes der Welt, zu begreifen, so vollzieht es nämlich auch die sachlich nahe liegende Wendung, dem Hervorgange aus dem Einen den Rückgang zu ihm entsprechen zu lassen: „In Eins lockt und zieht Gott, Eins sucht alle Kreatur". Was hier an gedanklichem Gehalt in das Gewand theologischer Formulierungen eingekleidet worden ist, gibt die neuere philosophische Forschung — der an diesem Punkte eben nur die Bewahrung und Sicherung einer unvergänglichen Einsicht aufgegeben war — etwa in den Worten: Steht als höchstes Ziel über dem Sein eine einheitliche Ideengesetzlichkeit, die als unbedingt geltende Bestimmung allen Veränderungen in Raum und Zeit entrückt ist, so sind eben doch Wert und Wirklichkeit nicht hoffnungslos geschieden. Die Idee gilt ja eben für das Sein, ist als Sollen „wirklichkeitsbezogen"; und das Wirkliche ist ein aus sich heraus notwendig auf sinnvolle Gestaltung Hindrängendes, ist — die in dem Worte steckende Verbalbedeutung besagt das ja schon — lebendig auf Sinn und Wert hin Wirkendes.

Man kann die ganze Fülle und Tragweite solcher Grundeinsichten des philosophi-

schen Idealismus erst dann ermessen, wenn man auch durch einen geistes-geschichtlichen Überblick den Eindruck bestätigt bekommt, daß der erkennende Geist hier Ewiges — weil die Sache Erfassendes — geleistet hat. In der Tat lassen sich solche weitgreifende philosophiegeschichtliche Zusammenhänge aufdecken. Hier sei nur darauf hingedeutet, wie in das geistige Schaffen eines Eckhart im breiten Strome der aristotelischen und der neuplatonischen Überlieferung tiefste griechische Geistesströmungen einmünden, und wie dann etwa im Ringen eines Fichte um die Grundlegung seines ethischen Idealismus auch dieses Eine, dieses zielhaft Erste und Unbedingte, den Richtpunkt bezeichnet, auf den alle einzelnen Gedankengänge eingestellt sind.

Aber der Umstand, daß Meister Eckhart — auch da wo er sich in seinen deutschen Predigten und Traktaten an weitere Kreise wendet — die Besinnung immer wieder auf höchste philosophische Begriffe hinlenkt, bedingt (so viel er auch zunächst für den tiefen Gehalt der Lehre besagt) doch eine viel beklagte Hemmung der geistigen Auswirkung. Man hört immer wieder, daß ernsthafte Versuche des Sich-hinein-Lesens an der Schwierigkeit der Eckhart-Lektüre gescheitert sind. Es mag hier nun, zum Abschluß unserer ersten Erörterung über den Leitgedanken des Einen, noch dargelegt werden, daß der Suchende solchen Schwierigkeiten doch nicht ohne Hoffnung auf Lohn für beharrliche Denkbemühungen ausgeliefert ist. Als Retter aus den Nöten des Verständnisses bietet sich nämlich die Sprachkraft des Meisters dar, ein Gestaltungsvermögen, das in der sprachlichen Formung abgezogenster Einsichten schwerlich überboten werden kann. Nur der Umstand, daß auf Grund dieses glücklichen Zusammenwirkens gedanklicher und sprachlicher Meisterschaft hier nun noch zu eindringlichster Klarheit gebracht werden kann, was oben in den kurzen Ausführungen über die Grundlage des idealistischen Systems (den zentralen Beziehungspunkt des Einen) gesagt werden sollte, ermutigte zu dem Wagnis, hier auf wenigen Seiten so stark verdichtetes Wissen an Menschen weiterzureichen, die aus tätigem Leben heraus zu einer Stunde der Besinnung sich einladen lassen.

Wir sahen in unserer Arbeitsgemeinschaft die Bereitwilligkeit, Meister Eckhart auch auf schmalen und steilen Gipfelwegen zu folgen, dadurch überraschend belohnt, daß an einer Stelle zu einer Zusammenschau des bisherigen Ertrages Rast gemacht wurde. Ein Gleichnis — „ein offenbares Zeugnis und Beispiel in der äußeren Natur“ — schob sich ein, in dem wir einen „Feuerspruch“ entdeckten (in den Tagen kurz nach unsrer Thüringer Johannisfeier ein besonders glücklicher Fund). Ich füge einige Abschnitte aus dem „Buch der göttlichen Tröstung“ (Ausgabe Joseph Bernhart, Deutsche Mystiker Band III, Sammlung Kösel) zu einem Ganzen zusammen und überlasse es nun der zu höchster plastischer Deutlichkeit gesteigerten Sprache, „den Leser zum Verstehen zu zwingen“...

„Alle Wasser und alle Kreaturen eilen und fließen und laufen hinwieder in ihren Ursprung. Und darum muß auch wahr sein, was ich oft gesagt habe: Ebenbildlichkeit und Liebe drängt und brennt darauf, die Seele hinaufzuleiten und zu bringen in den ersten Ursprung, in das Eine hinein, das unser aller Vater ist im Himmel und auf Erden. Daß sie Gleichnis ist, geboren vom Einen, zieht die Seele in Gott, wie er denn das Eine ist in seiner ungebrochenen Tiefe — und dessen haben wir ein offenbares Zeugnis.

„Wenn das irdische Feuer das Holz entzündet und entflammt zu Funken, so empfängt es Feuers Natur und wird dem lauteren Feuer gleich, das sonder jedes Mittel am Himmel haftet. Sogleich vergißt und ‚verläßt es Vater und Mutter, Bruder und Schwester auf Erden' und eilt hinan zum himmlischen Vater. Sein Vater hienieden — des Funkens — ist das Feuer, seine Mutter ist das Holz, Brüder und Schwestern sind die andern Funken. Und ihrer wartet der erste Funke nicht, er eilt und jagt geschwind hinauf zu seinem rechten Vater, der der Himmel ist. Denn wer die Wahrheit ganz erkennt, der weiß wohl, daß nicht das Feuer, so wie es ist, des Funkens rechter Vater ist: der rechte, wahre Vater alles Feuers und aller Glut ist der Himmel.

„Und auch das ist noch wohl zu bedenken: daß dies Fünklein nicht nur läßt und vergißt Vater und Mutter auf Erden; es läßt auch noch sich selber und verzichtet auf sich selber, und kraft natürlicher Liebe kommt es zu seinem rechten Vater, dem Himmel. Denn es muß notwendig erlöschen in der Kälte der Lüfte, aber doch will es seine Liebe beweisen, die es von Natur hat zu seinem wahren himmlischen Vater.

„... Ja fürwahr, ich sage noch mehr: daß die geheime Kraft der Natur so gut wie Anderheit auch Ähnlichkeit haßt, insofern auch sie noch Unterschied und Zweiung in sich trägt, und sucht in ihr das Eine, das allein es an ihr liebt... So beruhigt noch begnügt noch bescheidet sich sowohl Holz wie Feuer bei keiner noch so großen Wärme und Hitze und Ähnlichkeit, bis daß das Feuer sich selber in das Holz gebiert und ihm seine eigne Natur gibt und ein Wesen, wie es selber hat, also daß alles nur ein Feuer ist, ungeschieden eines ganz und gar. Und also, bis es dazu kommt, ist da immer ein Wüten und Kriegen, ein Kraspeln und Streiten zwischen Feuer und Holz. So aber nun alle Ungleichheit aufgehoben und abgetan ist, so gestillet das Feuer und geschweiget das Holz"...

Die kurze Einführung in den innersten Bezirk der philosophischen Lehre Meister Eckharts (wie zu dieser eine speziell religiöse Würdigung sich zu stellen hätte, wäre besonders zu erörtern), eine solche Darstellung müßte sehr einseitig ausfallen, wenn nun nicht noch der Ertrag solcher Denkbemühungen fürs tätige Leben ausdrücklich aufgezeigt würde. Das Werk Meister Eckharts ist ja ohnehin — als mystisch im Sinne des gefühlsmäßig Erweichten und Verschwommenen — oft genug verdächtigt worden, daß es zur Weltflucht verführe und gerade dadurch ungebrochenes Schaffen eher hemme als fördere. Die Forderung, daß der Versenkung in das Eine, in das, was als letztes Ziel über dem Leben steht, ein Herauslösen aus aller Bedingtheit durch Sinnlichkeit, Trieb und Neigung entsprechen müsse, daß in diesem Sinne „Abgeschiedenheit" anzustreben sei, hat man als Losung untätiger Beschaulichkeit mißdeutet. Träfe das zu, dann wäre es freilich verfehlt, unserer Zeit unter den Stimmen der Meister auch die eines Eckhart wieder hörbar zu machen. So sehr der Gegenwart eine Verinnerlichung zu wünschen ist, so ist es doch nicht die geistige Einsiedelei einer schwachen „idealischen" Denkart, sondern im Gegenteil der Idealismus der Tat — Kant-, Fichte-, Eckhartischer Prägung —, den wir brauchen. Aus dem Innenbezirke des göttlich sinnvoll Einen leitet zur praktischen Auswirkung solcher Grund-Gedanken sofort etwa der folgende Satz aus den „Reden der Unterweisung" (dem zweitbest verbürgten deutschen Eckhart-Texte) über: Man soll „seine Innig-

keit ausbrechen lassen in die Werktätigkeit, und die Werktätigkeit hineinziehen in die Innigkeit, daß man also sich gewöhne, überlegen zu wirken."

Die Eckhartsche Lehre von solcher Lebensgestaltung läuft nun wieder in allen Hauptwendungen durchaus mit dem parallel, was Kants Ethik uns als den Weg zur praktischen Philosophie (zur Philosophie der Tat) von neuem erschlossen hat. Wer auch nur in die ersten Seiten etwa der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" ganz eingedrungen ist und dann bei Eckhart die Stellen vom „innern Werke" findet, die hier noch angeführt werden sollen, dem tut sich wieder der oben schon einmal angedeutete geistesgeschichtliche Zusammenhang von so seltener Größe und Bedeutsamkeit auf. Es sei darum hier noch einmal auf den erhofften Nebenertrag dieser Ausführungen hingewiesen, die Einsicht zu vermitteln, daß der deutsche Geist an der Gestaltung seiner Sonderprägung — wie sie in seinem Anteil an der idealistischen Philosophie vor allem sich bekundet — schon viel länger aus eigenen Kräften wirksam war, als die bisher übliche geschichtliche Darstellung es ihm zusprechen wollte, die mit den Begriffen „dunkles" Mittelalter, Renaissance, Reformation, Neuzeit viel zu schroffe Sonderungen vollzog. Ferner mag das Denkerlebnis, zu dem viele hier wohl zum ersten Male angeregt werden: Meister Eckhart und Kant in nächster sachlicher Nähe beieinander zu sehen, das Vertrauen darauf bestärken, daß im Idealismus in der Tat Zeitüberlegenes, Dauerndes „aufgehoben" ist und uns zum Besitze durch immer neues Erwerben dargeboten wird.

Für Kant gewinnt die sittliche Tat ihren Gehalt durch die Beziehung des Wollens auf das Sittengesetz. Wo im Pflichterlebnis Achtung vor dem moralischen Gesetz geübt wird, das der Mensch als vernünftiges Wesen sich selber gibt (durch solche verinnerlichte Pflichtgebundenheit gerade aller äußerlichen Fremdgesetzlichkeit entrückt), wo solche Achtung, solche Ehrfurcht vor der Bestimmung des Menschen tätig und herrschend geworden ist, da ist eben das bloße Getriebenwerden durch Neigung, sinnliches Bedürfnis und äußere Nützlichkeit überwunden; da ist dem Sittlichen der Boden bereitet. Zu diesen Andeutungen der Hauptgedanken der idealistischen Ethik seien nun ohne weitere Erörterung die folgenden, wieder dem „Buche der göttlichen Tröstung" entnommenen Sätze Eckharts gestellt.

„Es gibt ein inneres Werk, das nicht von Zeit noch Raum beschlossen und einbegriffen wird, und in demselben ist, was Gott und göttlich und Gott gleich ist, den weder Zeit noch Raum beschließt ... Dieses innere Werk der Tugend vermag nun keiner zu verhindern, so wenig als man Gott hintanhalten kann. Dies Werk scheint und leuchtet Tag und Nacht, dies Werk lobt und singt Gottes Lob und einen neuen Gesang ... Es hat seinen Wert in sich selber; es haftet und gründet und mündet im reinen Guten. — Nicht so steht es um das äußere Werk. Dieses empfängt seinen göttlichen Wert nur vermittels des inneren Werkes; im äußeren ist das innere hinausgetragen und ergossen, gleichwie der Niederstrom der Gottheit sich umkleidet mit Mannigfaltigkeit. ... Das äußere Werk ergreift Gott nicht, das Zeit und Raum beschließen, das enge ist, das gehindert und vereitelt werden kann, das müde und alt wird von Zeit und Gewohnheit ... Also sage ich auch und habe es vorhin schon gesagt, daß das äußere Werk mitsamt seiner Länge und Breite, seiner Fülle und Größe den Wert des inneren Werkes um gar nichts vermehrt ...

Darum kann das äußere Werk niemals klein sein, wenn das innere groß ist, und das äußere kann niemals groß und gut sein, wenn das innere schwach ist oder ganz fehlt." (Kant: „Wenn vom moralischen Werte die Rede ist, kommt es nicht auf die Handlungen an, die man sieht, sondern auf jene inneren Prinzipien derselben, die man nicht sieht").

Schließlich sei auch diese zweite Gruppe unserer Ausführungen damit beschlossen, daß in einem Gleichnis sich der Gehalt solcher Besinnung verdichte und damit die abgezogenen Sätze so auch noch für den beredt werden, der lieber aus der unmittelbaren Schau des bildhaft Geformten als aus „bloßer Begrifflichkeit" die Grundsätze seiner Lebensgestaltung entnimmt. Dem oben eingefügten „Feuerspruche" steht — gleich groß gesehen — die folgende „Gedankendichtung" (Verdichtung) zur Seite:

„Für diese Lehre (vom inneren Werke) haben wir ein offenbares Beispiel am Steine. Sein äußeres Werk ist, daß er niederfällt und auf der Erde liegen bleibt. Dies Werk kann gehindert werden, dann fällt er nicht immerfort ohne Unterlaß. Aber ein anderes Werk ist dem Steine noch inniger, das ist ein stetes Streben niederwärts ... Dies Werk wirkt der Stein ohne Unterlaß, Nacht und Tag. Ob er tausend Jahre dort oben liegt, er strebt hinab nicht weniger und nicht mehr als an dem ersten Tag. So sage ich billig auch von der Tugend, daß sie ein innerliches Werk hat: Hinwollen und Neigen zu allem Guten, ein Wegeilen und Loskämpfen von allem, was böse und übel, Gott und dem Guten fremd ist."

Die Forderung der Besinnung auf den Einen Beziehungspunkt aller wertvollen Wirklichkeitsgestaltung und die Aufgabe der Auswirkung solcher Innerlichkeit im tätigen Leben — „das Eine und das innere Werk" —, sie mögen zum Schlusse noch in einem Satze Meister Eckharts zusammenklingen: „Je näher wir also dem Einen sind, um so mehr sind wir in Wahrheit Gottes Sohn und Söhne, und fließt von uns Gott der Heilige Geist."



An den Einzelnen

Von Franz Alfons Gayda

Heiß strömst du segenschaffende Sonnenkraft
in die winterstarre frierende Erde;
Schatten entschwinden, Härte löst sich zu milder Erwartung,
eine ganze Erde harrt in Demut der Befruchtung und Blüte.
Also auch von Eisenhärten zerbrochene Zeit und Welt
harrt frierend und fiebernd segenschaffender Geisteskraft;
weit ist in qualvoll sehnender Erwartung
die Seele der Zeit und der Menschheit dem großen Menschen geöffnet.



Overbeck

Novelle von Julius Havemann

(Schluß)

Am 2. März 1814 beriefen die Mitbürger des Senators Overbeck diesen auf den Bürgermeisterposten. Es kamen Jahre voll emsigem Schaffen und mancherlei Sorgen für ihn. Aber sie brachten auch ihren Segen mit. Die Verehrung, die das neue Staatsoberhaupt, der schlichte Bürger und gütige Mensch, genoß, trat bei mancher Gelegenheit offen zutage. Im engeren Kreise der Familie, der Freunde und Vertrauten wetteiferte man besonders an seinem Geburtstage, dem 21. August, ihm Freude zu bereiten.

Noch immer verlebte die Familie — soweit sie noch beisammen war — die Sommermonate draußen auf der „Latzenburg" hinter Wall und Stadtgraben, mit dem Ausblick auf das mit hohem Treppengiebel geschmückte äußere Holstentor, vor dem die Einpassierenden sich unter Umständen auszuweisen hatten. Da hier die von Eutin wie von Hamburg heranführenden Straßen in die Stadt mündeten, so pflegte der Verkehr ein recht reger zu sein. Wollte man sich jedoch völlig der Ruhe ländlicher Einsamkeit erfreuen, so boten die von den Straßen abgewandten Teile des großen Gartens dazu Möglichkeiten genug. Köstlich war es hier, wenn der blaue Flieder seine dicken Blütenbüschel schwerduftend über die geteerten Planken hinaushängte. Wie in eine Märchenwelt tauchte man ein, wenn die Apfelbäume in rosa Blüten standen. Und wundervoll träumte es sich zur Zeit der Lindenblüte unter den alten Baumriesen, wenn die Abendsonne die vollen Kronen mit Gold durchspann und alles ein einziges Duften und Bienensummen war. Auf den Gartenwiesen gaukelten die Schmetterlinge. Fröhliche Stimmen ballspielender Jugend klangen verweht herüber, und ab und an krähte nicht allzu fern ein Hahn.

Mancher Ausflug ins Land und an die See war von hier aus unternommen worden — in die holsteinische Schweiz hinauf — nach Niendorf, wo die Jugend einst beim Doktor Heinze als stets gern gesehene Gäste eingekehrt war, oder nach Travemünde, dem stillen Seebad mit dem wunderbaren Wellenrauschen, das den Träumenden so gleichgemut überlegen allen Erdenwichtigkeiten entrückt. Wie löste sich alles Ungestüm in süßes Ruhegefühl auf beim Herangleiten der fernen weißen Segel, über denen langsam die weißen Wolken mitschifften!

In den letzten Jahren hatte der Bürgermeister für solche Ausflüge mit seinen nächsten Angehörigen und einigen Freunden gern seinen Geburtstag gewählt, um dem Schwarm der Gratulanten zu entgehen. Als aber sein zweiundsechzigster herannahte, erhielt er einen Brief aus Heidelberg von Voß, der ihm meldete, der alte Freund wolle noch einmal sein Eutin wiedersehen. Er werde seinen Sohn Wilhelm, der dort als Arzt praktizierte, besuchen und dann den Geburtstag seines Overbeck mit diesem in der ländlichen Ruhe seines Gartens verleben.

Voß war von Jena, wo er gar nicht heimisch hatte werden können, sehr bald nach der schönen Neckarstadt übergesiedelt, deren Kurfürst ihm ein anständiges Gehalt ausgesetzt hatte. Nun kam er über Göttingen, Braunschweig und Hamburg

in der Postkutsche heraufgereist und sah die fünfzehn Jahre vorher verlassenen Stätten wieder, an denen er jung und glücklich gewesen war. Eine blendend weiße Sonne stand hinter den hohen gelben Kornfeldern. Noch immer rauschten die Buchenwälder melodisch wie einst, und es verschlug wenig, daß sich dieses Wogen nicht in Hexametern einfangen ließ. Noch immer blühten die Wiesen, murmelten die Bäche und lachten, plöterten und abenteuerten die flachshaarigen Kinderchen. Das war alles jung geblieben, wie es gewesen war. Nur er und seine treue Ernestine waren welk und grau geworden — und wie Fremde schaute man sie an, und niemand kannte sie, die doch alle diese kleinen Einzelheiten so gut kannten, die noch eben gemeint hatten, sie seien dieselben noch wie gestern, weil der Schauende nie altert, sondern nur der Geschaute und höchstens noch sein Instrument, die Augen.

Da lag die ganze Vergangenheit hell vor ihnen auf der Straße — und wie hockte sie lebendig auf der Schwelle des Rektorats, wo nun andere hausten! — ja, um so lebendiger nur, weil sie sich mit keiner Zukunft mehr in seine Anteilnahme zu teilen hatte.

Wilhelm — einst ein kleiner dicker Guckindiewelt, war ein harter und wortkarger Mann, ein geschickter Arzt geworden. Nur Frau Ernestine sah diese Veränderung ihres Kindes anscheinend nicht. Sie sah wohl nur das Unveränderliche und das Einst, und ihr Ton gegen ihn war ganz der von damals. Sie war nun daheim. All ihr behaglicher Humor kehrte wieder, während ihr Mann sich noch hilflos abmühte, sich mit den veränderten Verhältnissen resignierend abzufinden. Sie konnte des Fragens, Hörens und Erzählens nicht satt werden, und wenn sie einmal eine Pause machen mußte, so geschah es nur, um den Sohn aufzufordern: „Nun, Wilhelm, erzähl du mal, Jung'!“ Sie könne es gar nicht glauben, versicherte sie ein über das andere Mal, daß sie hier so lange schon nicht mehr zu Hause sei, daß sie nicht erst gestern beim Kaufmann an der Ecke eingehandelt habe, sondern alle die Jahre lang fern von hier in Heidelberg lebe.

Ganz voll von den Eindrücken, stiegen einige Tage später die beiden alten Leute wieder in die Kutsche, schauten kopfschüttelnd nach rechts und links und ließen sich nach Lübeck fahren, Ernestine um Jahre aufgefrischt — Voß sichtlich abgespannt und gleichsam aller Lebenshoffnung bar, als wäre er jäh erst hier gealtert. Seiner Frau entging dieser Zustand ihres Mannes nicht; sie drängte ihren eigenen Lebensüberschwang zurück und begann ihren „Alten“ mütterlich in Pflege zu nehmen. Dabei setzte sie die Rücksicht auf ihre eigene in den letzten Tagen etwas angegriffene Gesundheit völlig hintan und verschwieg es dem Manne, daß sie sich während des letzten Teils der Fahrt denn doch schon quälend elend fühlte.

Voß brütete in sich hinein und suchte sein Herz endlich durch die Bemerkung zu entlasten, wenn man ihn damals in Eutin zu halten gewußt, — wenn man ihn etwas würdiger gestellt hätte, wäre er vielleicht trotz allem nicht gegangen. Aber freilich — Heidelberg habe doch das weit regere geistige Leben, es habe eine große Vergangenheit und sei ein wirklich schöner Ort. Sie brauchten sich nicht zu beklagen. Und Eutin habe er etwas gegeben, das nicht vergehen könne, das der Geschichte angehöre.

Gleich darauf besann er sich auf verschiedene Zänkereien, die er in Heidelberg

mit einigen Gelehrten und Dichtern durchfocht, und verwühlte sich mit zunehmendem Eifer dahinein. Es waren kleinlich persönliche Händel und Kritteleien (über das Unzulänglichste, wobei man sich boshafte Stöße und Tritte versetzte und einer den andern in bezug auf beleidigende Wortwendungen zu überbieten suchte.

Seine Frau versuchte vergebens ihn davon abzuziehen.

So kamen sie am späten Nachmittag, beide recht erschöpft, vor Lübeck an.

Als die Post unweit der Gartenpforte zur Latzenburg hielt und das Ehepaar unter Beihilfe der zwei Mitreisenden und der herbeieilenden Bediensteten des Bürgermeisters, die schon eine geraume Weile an der Pforte lauerten, das Gepäck losgebunden hatten, sah Voß Overbeck selbst herankommen. Ihm folgten vier Frauen und eine Anzahl Kinder. Es waren Frau Elisabeth mit ihren drei Töchtern und den Enkelkindern.

Voß umarmte den alten Freund bewegt. Dann schob er ihn mit steifen Armen an den Schultern von sich weg, um ihn aufmerksamer betrachten zu können, und schüttelte den Kopf.

„Ja, du lieber Gott! Overbeck! Auch weiß geworden!“ murmelte er wehmütig — und nun ließ er seine Blicke auf die Frauen abgleiten, die sich schon Ernestines bemächtigt hatten. Das waren die jungen Kinder von damals? Und die schon fast erwachsenen jungen Menschen, die dort standen — schon wieder deren Kinder?

Dieweil rumpelte die alte vierspännige Kutsche dem Stadttore zu, und der Postillon schmetterte lustig ins Horn. In die Stadt zurückkehrende Spaziergänger grüßten am Wege munter nach den Einfahrenden hinüber. Drüben am Tor sah man zwischen dort haltenden Lastfuhrwerken und ihren Fuhrleuten Wachsoldaten. Die Sonne aber blitzte ihre goldenen Pfeile in die dichtbelaubten Lindenwipfel hinein, und hinter dem Torgiebel und den Wällen erhob die Stadt ihre mächtigen Türme und badete sie im schrägen Licht, daß sie wie etwas traumhaft Unwirkliches leuchteten. Hohe Fenster funkelten wie geschmolzenes Gold.

„Lottchen bleibt mit ihrer Kleinen über Nacht hier draußen bei uns“, erklärte die Frau Bürgermeister. „Aber meine Älteste muß mit ihren Kindern noch vor Toresschluß wieder in die Stadt. Vielleicht holt ihr Mann sie ab. Sie haben auch ihren eigenen Garten vor dem Burgtor.“

Frau Ernestine nickte aus der Schute, deren Kopf ein Busch Straußenfedern überwölkte, eifrig lächelnd heraus; aber ihre Augen hatten einen seltsam fiebrigen Glanz und ihre Wangen brannten. Sie murmelte: „Ich sehe noch das niedliche lustige Lottchen vor mir — und nun diese elegante schmucke junge Frau?“

„Ach! bin ich so elegant?“ rief schmollend Frau Leithoff.

„Und dieses wäre unser Madönnchen — —? Und die Söhne?“ — Aber das wußte sie als Mutter ja: die Söhne sah man kaum noch ab und zu, wenn sie einmal Männer geworden waren. Sie wirkten irgendwo in der weiten Welt.

Voß, eng eingeknöpft in seinen alten blauen Rock, noch immer wie einst einen niedrigen, breitrandigen Zylinder auf dem Kopfe, knurrte in sich hinein: es sei eben wie es sei. Die Erde hätte für alte Leute keine Zeit mehr. Sie müßten sich schon selbst in Erinnerung bringen. Freilich käme es ihm so vor, als wisse man

von Johann Heinrich Voß in Deutschland — und selbst in Eutin — überhaupt nichts mehr. Man rede von Goethe — man rede von Jean Paul und von Kotzebue. Neue Dichter holten ja wohl etwas Neues aus den alten Dingen heraus — man sage so — und man urteile, was er getan habe, das sei von gestern. So gehöre er denn wohl der Geschichte an und nicht mehr dem Leben.

Das wurde nun lebhaft bestritten. Doch Voß blieb niedergedrückt und wortkarg. Es war wohl zu beklagen, daß auch seine Frau ihn diesmal nicht aufheitern konnte. Frau Ernestine hatte es nicht mehr verhehlen können, daß sie sich ernstlich krank fühlte und hatte sich ins Bett legen müssen. Der junge Plessing war in die Stadt geschickt worden, den Herrn Doktor Leithoff herauszuholen. Die Kranke lag im Fieber und redete irre. Sie glaubte, in eine Puppenstube hineingeraten zu sein, in der sie sehr behutsam ihre Röcke zusammenraffen müsse. Auch fürchtete sie, daß ihre Hutfedern das Dach vom Hause streifen könnten.

In der Tat hatte sie sich gleich beim Betreten des Gartens darüber gewundert, daß das Haus so zusammengeschrumpft sei. Sie hatte behauptet, sie habe die Stuben — die Veranda als viel geräumiger in der Erinnerung, und meinte, auch das Stadttor sei näher herangerückt und sähe aus wie aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel aufgebaut.

Nun saß Voß unten bei dem Freunde und schien doch immer nur in Angst nach oben zu lauschen. Schon sah man die Bürger eiliger durch die herabsinkende Dämmerung dem Tore zustreben. Die Jugend, die auf dem Wiesenland draußen Ball gespielt oder sich sonst vergnügt hatte, kehrte in fröhlicher Unterhaltung und unter munterem Gelächter in die Stadt zurück. Da langte der Arzt an und wurde sogleich nach oben geführt. Als er dann nach geraumer Zeit herunterkam und mit Voß bekannt gemacht worden war, erklärte er, daß es sich um eine nicht unbedenkliche Entzündung der Lunge handle. An eine Fortsetzung der Reise sei vorläufig nicht zu denken.

Der Bürgermeister stellte dem Freunde sogleich anheim, über sein Haus und seine Mittel zu verfügen. Es wurde beschlossen, daß Frau Voß hier im Landhause ihre Genesung abwarten solle. Für diese Nacht quartierte sich der Arzt zur Beruhigung des ganz verzagten Gastes bei seiner eigenen Frau und seinem Töchterchen ein. Unter dem Schutz der Kettenhunde konnte man es schon wagen, auch über Nacht hier draußen zu bleiben.

Es kamen Tage voll Unruhe und Sorgen. Overbeck suchte Voß nach Tunlichkeit aufzuheitern. Er erzählte von dem furchtbaren 6. November 1806, als das geschlagene preußische Heer unter Blücher sich hier vorbeigewälzt habe, um dann hinter Schwartau beim Dorfe Ratekau vor den nachrückenden Franzosen die Waffen zu strecken. Die Planken des Gartens waren niedergebrochen, der Rasen zertrampelt, das leere Haus mit Trupps französischer Soldaten belegt worden. Was an Gerät hier eingeschlossen gewesen war, das war mitgenommen, zerstört oder besudelt worden.

Voß hörte ihm jedoch kaum zu. Ihn berührte Deutschlands Schicksal nicht stark. Und als eben Frau Lottchen eintrat, fragte er sie, ob sie bei seiner Frau gewesen sei. Lottchen Leithoff vermochte mehr über ihn als irgendein anderer. Deshalb

war sie fast täglich draußen auf dem Garten. Und ein paarmal hatte er sie auch in ihrem Hause in der Stadt besuchen müssen. Wenn sie ihm heiter und sorglos etwas erzählte, dann wurde auch er guter Zuversicht voll, als könne es oben im Krankenzimmer unmöglich übel stehen, wenn sich in den freundlichen Augen dieser jungen Frau keine Schatten zeigen wollten.

Overbecks Geburtstag ging in aller Stille vorüber. Man hatte sogar die größere Anzahl der zu erwartenden Gratulanten fernzuhalten gewußt.

Als dann aber die Gefahr vorüber war und Frau Ernestine sich auf dem Wege der Besserung befand, da entspannte sich die Seele Vossens, die sich den dunkelherabsinkenden Lasten mit Anspannung aller Kräfte starr entgegengestemmt hatte, zu einer fast weichen Hingabefähigkeit. Dankbar streckte er dem treuen Freund die Hände entgegen. Er weinte fast. Wie sehr war er ihm zur Last gefallen! In dieser Zeit der Teuerung! Und hatte ihn doch nur einmal wiedersehen und seinen Ehrentag mit ihm feiern wollen! Der Bürgermeister beruhigte ihn lächelnd, er fühle sich nur beglückt, wenn er ihm seine Freundschaft und Verehrung habe dartun können.

Und eines Tages saß Ernestine wieder unter ihnen, noch ein wenig körperlich matt, aber geistig munter wie nur je.

Im Zimmer schien die Abendsonne durch die weißen Tüllgardinen und schuf blendende Glanzlichter auf Mahagoniplatten. Ein Kristallglas blitzte, und die Blumen darin leuchteten wie purpurner und gelber Samt, wie weiße und rosa Seide.

Da gedachte man des Sohnes Fritz, des Malers in Rom. Und es entstand eine Stille. Voß hatte seine Schnupftabakdose hervorgezogen, schlug sacht auf den Deckel, starrte gegen den Boden vor sich nieder und nahm bedächtig seine Prise.

Overbeck begriff, daß wohl allerlei Gerüchte schon zu dem Freunde gedrungen sein mußten.

„Jaja!“ sagte Voß ganz unvermittelt, „die alten Wunden! An allem war doch nur Stolberg schuld. Auch du hast es nun am eigenen Fleisch und Blut erfahren.“

„Also er weiß auch das“, dachte Overbeck und schwieg.

„Wie kommst du denn mit einem Male darauf, Mann?“ fragte Ernestine. „An allem? Der ganzen Weltentwicklung wohl gar noch? Da nimmst du den Herrn Grafen doch wohl etwas zu wichtig.“

Voß klappte seine Dose bedächtig zu, und ohne auf die Bemerkung seiner Frau einzugehen, hub er an: „Da darf man denn wohl darüber sprechen. Damals mochte er davon nichts hören. Meinst du nun nach siebenzehn Jahren auch noch, Overbeck, daß uns andere der Glaubenswechsel eines Nächststehenden nichts anginge?“

„Ich bin noch immer ganz der nämlichen Ansicht, lieber Voß“, erklärte sehr ruhig der Bürgermeister.

Voß sah ihn verdutzt und ungläubig an. „So?“ meinte er dann, und das triumphierende Blinkern erlosch in seinem Blick. Er saß da wie eine störrische Larve. „Auf dem Gebiet findet man also so leicht nicht Ohr und Herz. Es bleibt schließlich doch nichts übrig, als daß man sich noch auf seine alten Tage damit an die Allgemeinheit wendet. Ich sagte mir schon in Eutin: du mußt noch öffentlich in einer

Schrift mit Fritz Stolberg abrechnen. Man sollte so etwas nicht mit ins Grab nehmen. Man fände keine Ruhe darin."

Overbeck und seine Frau starrten ihn an, als verständen sie nicht gleich. Frau Ernestine, die immer wenigstens eine Handarbeit in Händen haben mußte, beugte sich tief über ihre Stiche.

„Jetzt nach siebenzehn Jahren wolltest du noch — —", brachte endlich der Bürgermeister hervor und brach dann ab.

„Warum nicht nach siebenzehn Jahren? Es ist mir alles klar wie gestern. Ich dachte es mir unterwegs gründlich zurecht. Wo es um ewige Werte geht, lieber Freund, da sind tausend Jahre wie *ein* Tag. Was in den Tagen des Esau eine Schuld war, das ist auch heute noch eine; du sollst dein Recht der Erstgeburt nicht für ein Linsengericht verschachern."

Der Bürgermeister seufzte nur. Niemand aber sah es, daß Frau Ernestine, die den Kopf immer tiefer senkte, eine Träne über die Wange rollte und auf die bunten Stiche niederfiel. —

„Trotz der tiefen Not des Vaterlandes und all der schwer überstandenen dunklen Zeiten — trotz des Gefühls seines unaufhaltsamen Hinwelkens — trotzdem ihm das Schicksal eben erst seine gute Gefährtin erhielt und er dafür wirklich dem Himmel Dank wußte — — trotzdem! trotzdem!" sagte der Bürgermeister, als seine Gäste sich bald nachher zurückgezogen hatten, kopfschüttelnd zu seiner Frau. „Und er will es nicht einmal mitfühlen, wie er mich damit verwundet!"

„Ach!" flüsterte Frau Elisabeth, „Ernestine fühlte es wohl. Sie weinte ja. Ich sah sie noch niemals weinen."

* * *

Bis Ernestine sich für die weite Reise wieder gekräftigt hatte, genoß sie im Hause der Freunde eine unbegrenzte Gastfreundschaft und nie ermüdende Pflege. Man machte bald kleine Ausflüge nach den benachbarten Gutshöfen Krempelsdorf und Padelügge. Auch Besuch stellte sich wieder reger ein. So von dem Hirten der reformierten Gemeinde, dem Pastor Johannes Geibel, dessen Bethaus in der Nähe vor dem Tore lag, da innerhalb der Stadtmauern nur die Bekenner der evangelischen Lehre ihre Gotteshäuser haben durften. Dann von dem Dichter und Arzt Georg Philipp Schmidt, genannt von Lübeck, und von manchem andern klugen und erfahrenen Manne mehr.

Ernestine hatte ihren Voß vermocht, die „alten Geschichten mit Stolberg" sowohl wie die neue vom Übertritt des Sohnes von Overbeck auf sich beruhen zu lassen. Sie empfände solches Anbohren und Piesacken als Undankbarkeit und ertrüge es nicht, sagte sie.

Einmal auf einem Heimweg durch die Felder hängte sich das Madönnchen an des Vaters Arm. Sie pflegte auf Wanderungen etwas abseits zu gehen und in sich hineinzusinnen, und ihr war es dann, als zögen an ihr Bilder des Lebens wie an den Sinnen der andern die der Landschaft vorüber.

„Fritz hat unter der heißen römischen Sonne auch nur die heimatlichen Dämmerungen gesucht, als er sich — verirrte, Papa", sagte sie, als sei das ihren Augen soeben offenbar geworden. „Davon bin ich nun doch überzeugt."

Sie war still und tief und da, wo sie ein Eingehen erhoffte, gern zutraulich. Auch verstand sie sich auf die heimlichsten Nöte des Vaters, ohne daß er ihr davon gesprochen zu haben brauchte.

„Meinst du?“ erwiderte nach einer Weile Overbeck. „Er verirrte sich — in die Romantik hinein?“ Und wieder nach einem stummen Wandern fügte er hinzu: „Die Heimat macht stark — was immer uns zur Heimat ward — oder wer immer. Auch unser Voß glaubte ja nur, sich eine Seele gefunden zu haben, die ihm Heimat hätte sein können und fühlte sich enttäuscht. Das trägt er nach — wohl bis ans Ende seiner Tage — als habe nur Stolberg ihn um seiner Seele Kraft und Lebensmut betrogen. Aber so ist es nun doch nicht. Wer eine Heimat wahrhaft sucht, der findet auch eine — wenn auch nicht immer die, die er sich erträumte und nicht immer da, wo er suchte. Voß suchte seither leider gar nicht mehr — er haderte — und hadert alles Behagen aus seinem Leben heraus — es wäre denn, daß seine Frau ihm einiges davon immer wieder rettete.“

Als die Postkutsche die Heidelberger Gäste endlich wieder davonführte, sah Overbeck den Scheidenden und immer wieder Zurückgrüßenden lange nach. Fuhr der alte Freund nun für immer fort aus dieser norddeutschen Welt? Hatte er zum letztenmal seine Jugend gegrüßt? — und unversöhnt? „Es sollte sich jeder seines eigenen Vermögens wie seiner Beschränktheiten voll bewußt werden“, sagte er sinnend zum Madönnchen. „Das allein ist der Weg zum Frieden.“ —

Voß kam nicht zur Besinnung — er kam nicht zu dieser Erkenntnis. Einige Jahre später gab er wirklich seine berüchtigte Schrift heraus „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier“, in der er die intimsten Geheimnisse der einstigen Freundschaft dem profanen Haufen unadlig preisgab. Overbeck, der ihn noch einmal mit seiner kränkelnden Betty in Heidelberg aufgesucht hatte, las dieses Pamphlet, legte es über, bevor er ganz ans Ende gelangt war, mit einer Geste des Bedauerns beiseite und erwähnte es fortan nie mehr. Voß hatte ein Erlebnis nicht in sich zu verarbeiten vermocht; so hatte er es durch solche Äußerungen wieder von sich geben müssen. Wen aber konnte die Sache jetzt noch interessieren? Wen hatte sie am Ende je interessiert? Und wen würde sie je interessieren?

Stolberg starb noch im nämlichen Jahr. So war auch er dem Gehader entrückt. Nicht allzu lange nachher legte sich droben in der alten Hansestadt auch Overbeck selbst zur ewigen Ruhe nieder.

Als Voß in Heidelberg von des Freundes Ableben erfuhr, sah er lange still vor sich hin und seufzte endlich. Dann bemerkte er zu Ernestine: „Er war ein guter Freund — ein nobler Mann, weich, liebevoll und immer bereit, mit allem, was er war und hatte, für seine Freunde einzutreten; nur von Stolberg wollte er nichts hören. Das war so eine Eigenheit — eine Marotte von ihm.“ Und seine Stimme schrillte zänkisch auf, als er Ernestines erschrockene und vorwurfsvolle Miene wahrnahm: „Er ging einer Aussprache darüber ängstlich und starrköpfig aus dem Wege. Was will man solchem Eigensinn gegenüber machen? Zumal wenn dieser noch durch ein eigenes peinliches Erleben gesteift und gestärkt wird, dessen lastende Schwere man nicht zugestehen wollte, als könnte es durch eine solche Unwahrhaftigkeit leichter überwunden werden? Man mußte ihm seinen Willen lassen, so leid es einem tun mochte.“

Ernestine schwieg lange. Dann sagte sie: „Vielleicht, Voß, trat in dem allen gerade sein liebenswürdigster Zug zutage — und auch sein tiefster Schmerz. Er dachte immer: ‚Was weiß ein Mensch vom andern?‘“

„Ach bewahre!“ wehrte der hartköpfige Voß sich verstimmt. „Wäre Overbeck nur zugänglicher gewesen! Man verlangte ja von ihm nur Zugänglichkeit — auch in solchen Fragen. Da hätte ich meine Schrift gegen Fritz Stolberg gar nicht mehr geschrieben. Wahrhaftig! nein! das hätte ich nicht. Aber wenn man durch sein ganzes Leben durch einen sonst hochgesinnten Freund gereizt wird — —“

Ernestine wiegte nur traurig den Kopf und starrte vor sich hinaus, aber sie sagte nichts weiter als: „Ja — wenn das einen reizen kann — daß er anders ist —“

Die beiden alten Gatten saßen unzufrieden — voneinander weggekehrt. Bis sich des Mannes Hand ängstlich zu der seiner treuen Gefährtin hinübertastete und er kleinlaut fragte: „Kann man was dafür, Ernestine, daß man so ist — daß es einen reizen mußte — —? Laß wenigstens uns beide zusammenhalten. Wir haben uns doch so lange, lange Jahre leidlich vertragen und verstanden.“

Da nickte sie heftig und wischte schnell eine Träne aus dem Auge.



Selig sind die Barmherzigen

Von Gustav Schüler

**Wirf in dieses Meer von Blut
Des Erbarmens seid’ne Netze,
Wirke mit bereitem Mut
Starker Liebe Lichtgesetze,
Bring’ durch Sturm und Wetterschein
Irrgegangne Seelen ein!**

**Laß dir nicht durch Nacht und Tag
Deiner Liebe Flügel müden,
Ob den gläubigen Schwingenschlag
Bleigewichte auch belüden,
Sei getrost und fürchte nicht,
Daß dir Sturm die Flügel bricht.**

**Ob gleich Licht in Finsternis,
Wie in Wassern, will ertrinken,
Sei getrost und ganz gewiß,
Du wirst stehn und nicht versinken,
Bringst durch Sturm und Flammenschein
Irrgegangene Seelen ein.**



Ferdinand Gregorovius und Malwida von Meysenbug

Unveröffentlichte Briefe, mitgeteilt von Berta Schleicher

Wenn die Vergangenheit sich von uns weiter und weiter wird entfernt haben, werden die guten Tage allein noch als Gipfel schön uns herüberleuchten. Dann wollen wir des Guten und des Dauernden froh gewiß sein. Über dem Strom der Zeit schwebe uns dies, werlierbar und unzerstörlich. So gedenken Sie meiner."

Dieses Wort, diese Bitte fand sich auf einem losen Blatte zwischen den Briefen n Ferdinand Gregorovius, dem Geschichtschreiber der Stadt Rom, an lalwida von Meysenbug, die Idealistin. Beide waren sich durch den gemeinmen Londoner Freund, Friedrich Althaus, nahegetreten — brieflich vorerst, bis nn Malwidas Reise nach Italien Anfang der sechziger Jahre auch die persönliche ekanntschaft ermöglichte. Und gerade über diesem ersten römischen Aufenthalt nnte das Wort von Gregorovius als Motto stehen; denn die guten Tage haben s zuletzt als Gipfel schön herübergeleuchtet und über dem Strom der Zeit unrlierbar und unzerstörlich geschwebt. Malwida widmet ihnen in ihrem „Lebensend einer Idealistin" die begeisterte Schilderung: „Man war lange genug beimmen, um engere Freundschaftsbande anzuknüpfen, und so fanden auch wir uns ld in einem Kreise heimisch, zu dem unter anderen auch Ferdinand Gregorovius hörte, der damals schon eine hochgeachtete Stellung in der römischen Gesellschaft nnahm, und mit dem uns bald herzliche Freundschaft verband. Wie fröhlich und ht römisch waren die Sonntage, wo wir mit ihm, mit einigen Künstlerfamilien d munteren Kindern, Gefährten der noch im Kindesalter stehenden Olga [Olga rzen, Malwidas Adoptivtochter], hinauszogen in die Campagna, uns in irgendner der vielen Osterien, die sich da finden, niederließen und bei trefflichem Landein und ländlicher Kost bis spät am Abend die Poesie des von allem modernen eben so verschiedenen Daseins genossen. Oder wenn wir uns auf der alten Fähre dem damals, außer dem Ponte S. Angelo, einzigen Verbindungsmittel der iden Ufer — über den Tiber fahren ließen und nach dem Monte Mario hinaufnderten, wo dann bei dem nächtlichen Rückweg die Gebüsche von Leuchtkäfern nkelten, die die Kinder sich in die Haare setzten und mit dem glänzenden Brillantmuck entzückt heimwärts zogen. O Poesie des Lebens, wie wenig bedarfst du des ichtums und Luxus, um deine holden Blüten zu treiben!"

In jene zauberisch schönen römischen Tage versetzen uns die Briefe von Gregovius zurück. Er selbst tritt uns aus ihnen lebendig entgegen in der ganzen Eigentigkeit seines Wesens: Düster pessimistisch und in trotziger Entsagung und Abnung sich zurückziehend, und dann doch wieder warm und treu in seiner Freundaft und gern und dankbar dem jugendlich frohen Element Raum gebend, das n einsames Leben damals erhellte durch die liebenswürdigen Herzenschen Kinder

Natalie und Olga, die Töchter Alexander Herzens, deren er so liebevoll in fast allen Briefen vom Juni 1864 an gedenkt.

Auch jener Brief findet sich in der Sammlung, den Malwida in ihren Briefen an Augusta von Stein-Rebecchini erwähnt [„Briefe von und an Malwida von Meysenbug", Seite 20. (Schuster & Loeffler, Berlin.)], und der in seiner etwas schroffen Art gerade damals, wo Malwida in schmerzvollen Kämpfen um die Neugestaltung ihres Lebens stand, begreiflicherweise keinen freundlichen Widerhall bei ihr finden konnte. Es ist der Brief vom 24. August 1865, dessen Vorschläge in einer Malwidas Wünschen und Bedürfnissen ganz entgegengesetzten Richtung sich bewegen, und dessen Prophezeiung, sie würde bei einer Rückkehr nach Italien nur Einsamkeit, Enttäuschung und das Gefühl eines unpraktischen Zustandes ernten, glücklicherweise sich in ihr Gegenteil verwandelte.

Für Schreiber und Empfängerin gleich bezeichnend sind die Zeilen vom 23. Juni 1864, und mit zum Schönsten der ganzen Sammlung gehört der letzte Brief, in dem Gregorovius mit wenigen aber auserlesenen Worten die Bedeutung Alexander Herzens umschreibt.

Leider fehlt bei drei Briefen der Schluß — offensichtlich ist in zwei Fällen das Ende des Blattes mit der Unterschrift für Autographensammler ausgeschnitten worden. Fraglos umfaßt das in Malwidas Nachlaß vorgefundene Material überhaupt nicht sämtliche Briefe, die Gregorovius an Malwida geschrieben hat; denn es ist kaum anzunehmen, daß ihr Briefwechsel schon mit dem Jahr 1870 endete. Malwida siedelte 1874 nach Rom über — gerade in dem Winter, da Gregorovius nach zweiundzwanzigjährigem römischen Aufenthalt Italien verließ, um sich in München niederzulassen. Aber fast jedes Jahr kehrte er zu längerem oder kürzerem Aufenthalt nach Rom zurück. 1878 traf Malwida mit ihm beim deutschen Gesandten Robert von Keudell zusammen, 1888 erwähnte sie seinen Besuch in einem Brief an Alexander von Warsberg. Aber es war nicht mehr das Rom der sechziger Jahre, das die beiden Italienschwärmer einst so entzückt hatte. „Ich gehe in den Straßen umher, auf den Spuren meiner Leidenschaft und Begeisterung, fühle diese nicht mehr, und mir ist, als schauten alle diese einst so begierig von mir durchforschten Monumente geisterhaft tot auf mich herab", bekennt Gregorovius schon 1870, und vollends entsetzt über die Wandlung Roms war er 1885, wo auch Malwida über die Veränderungen schrieb: „Es macht mir solchen Schmerz, daß es wahrhaftig ein Grund für mich werden könnte, von Rom wegzuziehen."

Dennoch blieb die Idealistin bis zu ihrem Tode in Rom, um zwölf Jahre den Freund aus der Zeit der ersten Rombegeisterung überlebend, dem 1891 die Erfüllung seines Wahlspruchs geworden war: Parva domus, magna quies!

* * *

Rom, 7. Mai 1859.

Verehrte Freundin,

(denn dies schöne Recht, Sie so zu nennen, nehme ich mir aus dem Wohlwollen, welches Sie mir schenken):

Ihren Brief habe ich durch Madame Schwabe erhalten, und Sie erhalten meinen wärmsten Dank durch den Sohn dieser ausgezeichneten Frau. Ihre Wünsche in

betreff des Landes Italien gehen nun in Erfüllung; während ich dieses schreibe, ist die Mitte Italiens in hellen Flammen des Aufstandes, und die Armeen Frankreichs und Österreichs schlagen sich wahrscheinlich auf dem Gefilde von Marengo und Alessandria. Auch meine Wünsche für die Befreiung der Italiener sind warm und lebhaft, da ich sieben Jahre unter ihnen gelebt habe, aber meine Hoffnungen sind sehr klein. Im günstigsten Falle werden sie ein Joch mit dem andern vertauschen. Und das uralte Spiel italienischer Geschichte, welches ich gründlich aus ihren Annalen studiert habe, wird sich in infinitum wiederholen. Ich liebe die Italiener nach meinem Vaterlande am meisten, aber ich traue ihnen nicht die Kraft zu einer neuen Organisation zu. Diesem unglücklichen und völlig demoralisierten Lande ist nicht anders zu helfen als durch einen energischen Diktator, einen Absolutismus im Sinne der Freiheit. Politische Revolutionen, Republiken und dergleichen Komödien schwimmen nur auf der Oberfläche und lassen keine Resultate zurück. Wenn Frankreich, wie es den Anschein hat, Italien zu einem Vasallenstaat herabdrückt, wird es wenigstens die Klöster, die Reste der Konventwirtschaft, aufheben und Eisenbahnen bauen. Sonst aber werden die italienischen Verfassungen recht schlecht mit dem Napoleonismus fahren. Die Zeiten sind schwer und ernst; die bonapartische Periode will sich erneuen, und Deutschland wird von Frankreich und Rußland zugleich bedroht werden. Es wird jeder vollauf seine Pflicht zu leisten haben. Sobald ich die Situation klar erkenne, werde ich auch der meinen nachkommen.

Ich habe lange nichts von Althaus [Friedrich Althaus in London] gehört; hoffentlich geht es Charlotte wohl; sollten Sie diese trefflichen Menschen sehen, so bitte ich, sie herzlich zu grüßen.

*

Neapel, 23. Sptb. (1859).

Meine beständige Elendigkeit ließ mich nicht zum Schreiben kommen. Frau L. [Frau Lindemann-Frommel] hat Ihnen geschrieben und erzählt, wo und was wir waren; ich werde Ihnen davon in Rom erzählen. Wir werden Sie mit Freude empfangen, wenn Sie kommen. Bringen Sie gute englische Bücher mit. Italien ist in eine neue Epoche getreten, welche mich sehr aufregt. Eilen Sie hierher, um Merkwürdiges zu erleben.

Wir reisen in wenig Tagen nach Rom ab. Der Tod der guten und gerechten (?) [im Original unleserlich] war mir schmerzlich. Oft müssen Sympathien, wo sie am reinsten sind, ungehört oder unbeachtet vertönen — und so war es hier. Ich habe so nichts ihr sein können und in nichts ihre Lebenswege zu mildern vermocht.

Grüßen Sie Althaus und seine Familie. Ich erwarte Nachrichten von ihm.

Meine Feinde unter den Pfaffen und Konvertiten, auch unter Fachmenschen, fahren fort, mich mit Schmähungen und Verleumdungen anzugreifen, und ich schweige voll Verachtung.

Sehen Sie doch, ob sich nicht eine englische Übersetzung der Geschichte von Rom realisieren läßt, und tun Sie etwas für meine Affären.

Sie herzlich und alle grüßend
F. Greg.

*

Roma, 29. Nobr. 59.

Ich glaube wohl, verehrteste Freundin, daß wenn ich die Freude hätte, Sie persönlich zu kennen, wir uns in derselben Richtung nach den höchsten Gütern des Lebens zusammenfinden würden. Ich bin von Kindesbeinen an in republikanischen Grundsätzen aufgewachsen, die ich von den Alten kannte, und ich behaupte sie fortdauernd auf meine eigene Hand in neuer Zeit, wo es keine Republikaner gibt. Mein langes Studium der Geschichte, zumal der Roms und Italiens, hat mir eine kühlere Ansicht von Menschen und Dingen gegeben, als viele haben, die im Grunde mit mir eins sind. Meine Kenntnis der Italiener wird nicht einmal durch den Aufschwung bestochen, den die Dinge hier vermittelst der französischen Waffen genommen haben. Diese Erscheinungen haben sich hundertmal fast in derselben Weise wiederholt, und öfters sind größere Charaktere aufgetreten, als die Gegenwart aufzustellen vermochte. Denn Viktor Emanuel werden Sie gewiß nicht höher stellen, als er verdient; Garibaldi ist nichts als ein geschickter Guerillas-Kapitän ohne Genie, wie solche Männer, tapfer und kühn, zu Hunderten in Italien aufgewachsen sind. Cavour — nein! weiter schreibe ich nicht, denn ich fange an zu lachen.

Haben Sie tausend Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Wie gerne würde ich Sie in Rom willkommen heißen. Nach Paris kann ich nicht — reisen kann und darf ich nicht; ich bin darauf beschränkt, mich zu freuen, wenn andere froh sind und die Fülle des Lebens genießen. Ich muß die Steine wälzen oder klopfen, wie die an der Chaussee arbeiten, und den schönen Wagen nachsehen, die auf dieser Chaussee fahren. Ich darf die lockenden Stimmen des Lebens nur hören wie einer, der von ferne nur Musik vernimmt und sich erinnert, daß er auch einmal jung, glücklich und voll Liebe war. Diese Zeit liegt hinter mir, wie viele Illusionen, welche im Vorhof zum ernsteren Menschenleben stehen.

Ich freue mich, daß Sie in Paris in einem lebhaften und gastlichen Hause sich zerstreuen. Es ist nichts belebender, als mit Sinn vieles zu sehen und zu hören, wie Sie nun dort Gelegenheit haben. So belebte mich mein Ritt durch das neapolitanische Land, an den Ufern des smaragdgrünen Liris durch die neapolitanische Armee hinauf nach San Germano. Da habe ich viele Menschen, Städte und Berge gesehen. Anders freilich Sie in Paris, wo Sie die ganze und die halbe Welt sehen; da wird man zur Philosophie gedrängt, um beide loszuwerden.

Ist es Ihr Bruder, der in Zürich Bevollmächtigter Österreichs war? Ich lernte hier den österreichischen Gesandten kennen, Herrn v. Bach, einen feinen Advokaten. Aber diese Herren wissen gerade soviel von dem Organismus der Welt wie wir andern.

*

München, 4. August 63.

Wenn alle Menschen Ihren Traum besäßen, verehrte Freundin, so würden keine Kriege mehr geführt werden, die Wölfe mit den Lämmern weiden, und Phöbos würde nur Glückliche bescheinen. Dies meine ich in bezug darauf, daß Sie so schön Wort gehalten haben. — Ich denke Sie mir jetzt in dem märchenhaften Capri, einer Insel der Seligen oder Stern, der vom Himmel dicht neben das Tollhaus Neapel niederfiel. Ich kenne jeden Punkt dort, und grüßen Sie, wenn Sie auf der kleinen Marina sitzen, die Möwen auf das beste. Am Sonntag, des Morgens, eh

ie Sonne aufgeht, können Sie diese meine Geschwister besonders schön singen ören. Ihre Stimme ist wie die einer Harfe. Fanden Sie nicht von mir den Bericht neiner Wanderfahrten durch die Schweiz und längs des Vaters Rhein? Frau Lindemann wird Ihnen überdies davon mitteilen. Ich fühlte mich so jammervoll lend, daß ich um den Genuß selbst der großartigsten aller Naturszenen, den Sankt Gotthard, kam. Erst am Rhein lebte ich wieder auf; ich wohnte zehn Minuten vom Rheinfall acht Tage und saß am Ufer, die Füße in das Wasser hängend, was ganz vundervolle Wirkung hatte. Das Land um Schaffhausen ist anmutig, das Grün ntzückend, viel heimatliche Wälder voll wehmütigem Rauschen, und dazu der onnernde Rhein.

Seit dem Sechsundzwanzigsten lebe ich in München. Es gefällt mir gar wohl. — ie tägliche Arbeit auf der Bibliothek (nur vier Stunden lang) schützt mich vor dem erfall in mir; in der Stadt gibt es manches, was zerstreut; sie tönt von Musik an len Enden; die Luft ist frisch, wenn auch ohne jenen balsamischen Hauch des üdens. Es ist eine biedere und ehrliche Luft; nichts Verräterisches in ihr. So sind uch die Menschen; ihre Gutmütigkeit, die Freundlichkeit der Frauen und Kinder, abe ich sehr gern. Ich lasse das alte gute Vaterland auf mich wirken und habe jede Waffe des Angriffs auf seine Blößen weit von mir gelegt. Glauben Sie immerhin, es ist ein herrliches Land. Ich bleibe hier den ganzen August und gehe dann viel-icht nach Salzburg und erst spät im September in das Land, wo das dolce si klingt. Solange als möglich will ich mein Vaterland genießen.

Grüßen Sie Frl. Natalie und Olga von zwölf Jahren recht freundlich. Schreiben ie noch einmal hieher. Leben Sie glücklich in der sonnigen Verklärung jener Zone, o Luft, Licht und Farbe eine so selige Harmonie erzeugen, daß, wenn unser Geist s ein Mitklang darin könnte aufgenommen werden, dieses eine wunderbare xistenz der Freude darstellen müßte. Aber den wenigsten ist das durch die an den ohlen haftenden kleineren Schicksale vergönnt. Ich ahnte wohl diese Stimmung, ch hatte ich sie auf keinem Punkt meines Lebens, welches nur schwermütig und einvoll gewesen ist.

Wenn auch die Jugend vorüber ist, so ging mit ihr zugleich jene plötzliche Blüte s Moments verloren, die wenigstens ein Sonnenstäubchen vom Glück ist und dies anchmal erfaßt. Eh bene! pazienza!

Leben Sie wohl, und gedenken Sie meiner bisweilen! G.

Es ist gut für Fräulein Natalie, Himmel, Erde und Meer in solcher sonnenhaften uhe anzuschauen, als sich dort auf dem Eiland darstellt. Dies ist ein Blick in mo-lische Horizonte und ideale Fernen, wo all das Eiferartige und Kleine, was uns Leben bedrängt, vollkommen aufgelöst wird. Es gibt dort keinen Widerspruch — d das wundervollste Geheimnis liegt so offen da, wie jeder sonnige Tag auf dem eer. Einmal zur Belohnung möchte ich noch Capri wiedersehen.

Man sollte doch einmal an Althaus schreiben; aber ich komme nicht dazu. Ich ürde Ihnen gern und den beiden Schwestern [Natalie und Olga Herzen] die rrlichen Nürnberger Pfefferkuchen schicken, die hier auf dem Dultmarkt sind, und ie schickten mir die kleinen Feigen dafür.

*

Heiden in Appenzell, 13. Sptbr. 63.

Auch Ihren zweiten Brief, verehrte Freundin, habe ich in München erhalten, ihn aber wegen tausenderlei Konfusionen, auch kleiner Reisen nach Salzburg und ins Hochgebirg, noch nicht beantwortet.

Nun will ich Ihnen heute mit ein paar Zeilen anzeigen, daß ich das gute Vaterland am 10. d. M. verließ, hieherging, die treffliche Familie v. Thile zu besuchen, und morgen den Kranichen südwärts weiter nachfolge. Ich gehe über Chur und den Splügen nach Mailand, weiter nach Bologna und bin um den 22. September in Florenz, wohin ich mir Nachricht zu geben bitte: Palazzo Ungher Sabatier ai Renai.

Wenn ich Sie in Rom wiedersehe, will ich Ihnen vieles aus dem Vaterlande erzählen, wie es vorgeschritten ist, und wie es uns, die von Schicksalsmächten, nicht von politischen Mächten Verbannten, so wehmütig schön dort überkommt. Ja, recht ungern ging ich wieder fort in das Land des Äthers — es ist Nebeldunst und Finsternis vonnöten, um in dem nordischen Menschen jenes Gefühl des traulichen Behagens zu erzeugen, welches wir gründlich verloren haben, wie ich glaube, und auf dessen Spuren ich wieder einmal in den deutschen Wäldern ging.

Ich möchte allen Wissenskram und Alfanzerei gern dahingeben, könnte ich mich in die einfachen Zustände eines gesunden Naturlebens noch einfügen, wie es hier gefunden wird; weil aber dies nicht mehr möglich ist, so soll denn doch die Seele der Sonnenblume gleichen und von dem römischen Licht wieder soviel in sich nehmen, daß diese germanischen Reiseschatten schwinden. Es lebe demnach das schrankenlose und das allgemeine Licht, worin wir als Eintagsfliegen weiter uns sonnen wollen, nirgends zu Hause, als wo man nicht wohnen darf.

Ich denke mir, daß Sie ein schönes und reiches Bild von Capri mit sich nehmen, was Ihnen noch in langen Winternächten nachleuchten wird. Nun werden Sie und wohl auch Lindemanns, an die ich zum zweiten Male nach Capri schrieb, in Neapel sein, vielleicht mit Herrn Herzen, und so doppelt schöne Tage genießen.

Ich denke in Rom einzutreffen um den 8. Oktober und Sie dort zu erwarten. Denn es ist gut, wenn Sie noch den herrlichsten Monat, einen zweiten Jahresfrühling, draußen sich bewegen.

Herzlichen Gruß an Sie alle! In Treue Ihr G.

*

Rom, 23. Juni 64.

Ich würde Ihnen auf Ihren Wunsch nach Paris geschrieben haben, wenn der Brief Sie dort noch hätte erreichen können, was nach meiner Berechnung unmöglich war. Heute nacht, wo die Hexen auf dem Besen vom Lateran nach dem großen Nußbaum von Benevent reiten, nehme ich mir einen Augenblick Freiheit, Ihnen diese Zeilen und Ihnen allen von uns allen herzliche Grüße zu senden.

Am Abend, da Sie abgereist waren, las ich die Blätter, welche Sie mir hinterließen. Sie sollen mir ein wertes Dokument Ihres Vertrauens bleiben; mehr Aufschluß über Ihren Lebensgang gaben sie mir nicht, als ich aus Ihrer Richtung und Erscheinung mir bereits entnommen hatte.

Ich begegnete solchen Naturen bisweilen, wie es die Ihrige ist, wenn auch nicht mit dieser Konsequenz unpraktischer und durch Idealität verschuldeter Geschicke. Als ich noch jünger war, fühlte ich mehr für diese im Edlen sich selbst verträumenden und generös hinwegopfernden Wesen, die, wie man von den Paradiesvögeln sagt, ohne Füße in dem Äther schweben und unpraktisch bleiben, auch wo sie denken, im Irdischen auf das menschliche Geschlecht zu wirken.

Ich habe ein Verständnis für dies humanitäre Priestertum aus Liebebedürfnis behalten, aber mein heißer Lebensgang durch einsame Not, spartanischer Kampf mit den Verhältnissen und endlich eine mich ummauernde Arbeit, welche mir schwer geworden ist, minderten meinen Anteil an solchen hinter mir liegenden Richtungen und setzten meinen eigenen Idealismus auf die gute Freiheit in der Notwendigkeit herab. Das Priestertum von uns Menschen steht im Wirken auf das Einzelne, Nahe und vielleicht Nächste — und das Ziel vom Lebensgange der meisten ist am Ende jene parva domus, magna quies, wovon wir das Monument vor den Toren Roms sehen.

Ich will Ihnen gratulieren, wenn Ihr Leben in Rom eine wahrhafte Pilgerfahrt war, welche Sie für immer von der Pilgerung nach dem in unbestimmbaren Zonen liegenden Isistempel befreite. Ich würde froh sein, erreichten Sie einst auf diesem schönen Umwege durch die Mitte der Menschengeschichte, in welcher der denkende Mensch sich selber verklärt, auch das deutsche Vaterland und den heimischen Boden Ihrer Persönlichkeit wieder. Einst und vielleicht, oder gewiß.

Sie drei haben mir anfangs täglich und sehr gefehlt. Ich lasse aber keine Lücke mehr aufkommen; ich bewälze solche öde Stellen mit dem großen Steinblock der Geschichte von Rom. In dieser zauberischen Stille, welche jetzt eingetreten ist — es ist wie ewiger Mittag, worin die Welt stillzustehen und der große Pan zu schlafen scheint — arbeite ich mit Entzücken an jenen wilden und dramatischen Geschichten des Mittelalters. Ich bin des Morgens täglich im Archiv des Herzogs Gaetani, wo die Ausbeute gar groß ist. Um die späte Nachmittagszeit wandere ich. Heute war ich mit dem Legationsrat Schlözer in S. Saba auf dem Aventin — kein Mensch war in der verschlossenen Kirche; wir drangen durch die Hintertüre ein; sie fiel zu und verschloß sich; wir befanden uns in Gefahr, dort zu übernachten. Endlich brachen wir mit einem alten Eisen die Türe gewaltsam auf, wobei alle Nägel des Schlosses ausgerissen wurden — es war ein köstliches Wesen dort; wir feierten unsere verbrecherische Heldentat nachher auf jenem Platz am Monte Testaccio in heiterster Laune.

Ich weiß noch nichts über meine Abreise nach Perugia. Ich entschließe mich dazu erst in der letzten Stunde. Wahrscheinlich bleibe ich bis tief in den Juli hier. Lindemanns werden Ihnen schreiben und mehr, als ich weiß oder kann. Hier sehe ich sonst niemand.

Sagen Sie Olga, daß die letzte Pantomime von der Königin und der Flehenden eine reizende Erinnerung in mir zurückgelassen hat.

Grüßen Sie Fräulein Natalie und sagen Sie ihr, daß ich mit dauerndem Anteil an sie, Olga und ihren Bruder denken werde und aufrichtig wünsche, ihrem Vater einmal zu begegnen. Schreiben Sie mir von jenen Ufern, den Tannenwäldern,

wo ich gerne wäre und mich im grünen Moose einmal ausruhte, derweil Freundinnen mir Sandwiches präparierten, welche jetzt von der Tagesordnung verschwunden sind.

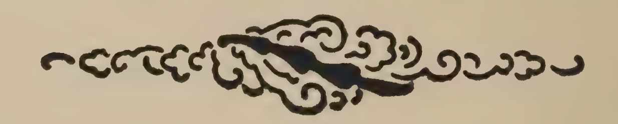
Herzlichen Dank für das Album. Nun fare well — adieu! Remember me.

G. vom alten Rom.

Sehen Sie Pfotenhauer, so grüßen Sie ihn von mir. Vielleicht donnern bald die Kanonen von old brutal England gegen seinen natürlichen Bundesgenossen, was eine große Unnatur sein wird und wahrscheinlich eine Demarkationslinie in der Geschichte der englischen Machtverhältnisse selbst. Dies wird uns zur Allianz mit Frankreich treiben, auch mit Rußland, und England isolieren.

Ich werde Ihnen noch im Laufe des Sommers einmal Nachricht geben.

(Schluß folgt)



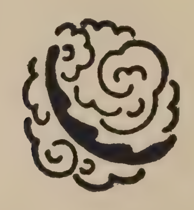
Erwachen!

Von Julius Koch

**Neu an der Sonne mütterlichen Brüsten
Schlägt seine Augen auf der junge Tag.
Verdämmernd fliehn des Traumes holde Küsten,
Drauf unsrer Sehnsucht stilles Leuchten lag.**

**Nun binden uns Gesetz und strenge Regel,
Und jede Stunde drängt zu ihrem Ziel.
Nicht jedem Wind gehorcht mehr unser Segel,
Nicht jeder Strömung fügt sich unser Kiel.**

**Ein unsichtbarer Mund herrscht uns Befehle
Und raunt von Pflichten und von Werk und Brot.
Und zitternd stirbt in aufgescheuchter Seele
Der Kuß, den der Erlöser Traum ihr bot —!**



Die Verlobung im Münster

Von Friedrich Lienhard

Aus der neuen Auflage der „Helden"

„Vater, ist's denn wahr? Vetter Philipp will schon wieder hinaus?"

„Freilich will er wieder in den Kriegsgreuel hinaus, der Trotzkopf! Und zwar heut abend noch, obschon wir diesen Johannistag besser mit einer Flasche Molsheimer beschlössen. Doch kann ich ihn halten? Nein! Ich nicht und du auch nicht! Versuch's nur!"

Verdrossen ob der Beharrlichkeit seines entfernten Verwandten warf der Straß-burger Kaufherr die schwere Eichentür hinter sich ins Schloß. Sabine stand allein vor dem Vetter.

Der hagere Gast aus den elsässischen Forsten saß mit schmal gepreßtem Mund am Fenster und nähte sich Goldstücke in die breiten Pluderhosen. Letzte Tagesglut umrandete des jungmännlichen Predigers Schattenriß.

„Es geht also wieder hinaus, Herr Vetter?"

„Zu meiner Gemeinde, Sabine."

„Aber draußen ist ja alles voll Kriegsnot, Hunger und Pest!"

„Eben darum. Meine Gemeinde braucht mich."

„Ihr seid ja kaum dürftig herausgefüttert."

„Meine Gemeinde noch weniger."

„Wo ist sie denn jetzt?"

„Die kampiert in den Waldungen hinter Wörth und Niederbronn und wartet, daß ich ihr Geld bringe. Dann wird man sie auf den Burgen Schöneck und Winstein verpflegen."

„Wagt Ihr Euch denn wieder unter all die Kroaten und Schweden und Franzosen und —"

„Muß halt versucht werden! Gott ist mit den Mutigen, nicht mit den Schlafmützen."

„Lieber Himmel, was habt Ihr Schweres ausgestanden!"

„Ja, Kind, mit Gottes Zulassung. Doch unser armes Elsaß erst recht. Und haben's beide dennoch bestanden. Dennoch! Im Hagenauer Forst haben mich die Franzosen ausgezogen bis auf die Knochen, haben mich blutig geschlagen, schließlich ein Paar Schnallenhöslein zugeworfen, hätten mich wohl auch erschossen, wenn nicht etliche Fouragierer sich meiner erbarmt hätten. Und die Kroaten in Morsbronn! Diese mörderische Rotte hat mir mit einem Knebel den Kopf gebunden, bis mir das Blut zur Nase herauslief! Wollten wissen, wo ich mein Geld und Gut verscharrt hätte! Ach, Geld und Gut! Das besteht aus fünfundsiebzig mir anvertrauten Seelen, die von meinen verhungerten und durch Pestilenz dahingestreckten Gemeindegliedern übriggeblieben. Seht, Sabine, und bin doch von Gottes Engeln behütet worden. Andren ging's noch schlimmer. In Mitschdorf erzählte mir die Müllerin, daß sie in einem Vierteljahr kein Brot gesehen, sondern mit Roßhäuten den Hunger gestillt."

Sabine kauerte auf einem Schemel, stützte das schmale bräunliche Gesicht in beide Hände und starrte mit dunklen, heißen Augen auf den Sprecher, der nun mit großen Schritten hin und her ging. Welch ein mutiger, natürlicher, warmherziger Mann! Wie wußte der mit dem Schicksal zu ringen! Und wie dumpf das Dasein in dieser satten, sichern Stadt!

„Ihr könntet Euch hier ausruhen, Vetter" — —

„Das wäre! Sind wir dazu auf der Welt? Zudem hab' ich meine zwei Maidle noch auf Schloß Schöneck, meine mutterlosen Kinder —"

„Warum habt Ihr sie nicht mitgebracht?"

„Zwei Mädchen aus jenen weiten Forsten durch die Soldateska hindurchbringen nach Straßburg? Geht nicht. Ich bin zu Fuß gegangen — und Ihr habt ja vernommen, was ich durchbeißen mußte. Auf dem Heimweg werd' ich meist bei Nacht wandern. Unser Elsaß ist ja ein Mordfeld. Unglückseliges Land! An Stelle des allzufrüh dahingerafften Herzogs Bernhard von Weimar kommandiert nun der Franzos."

„Wenn Ihr aber die Kinder in Knabenkleider gesteckt hättet?"

Philipp Kirchner blieb stehen.

„In Knabenkleider?"

„Ja, ja", nickte sie heftig. „Da wäret Ihr leichter hindurchgewischt. Das hab' ich oft im Spaß getan."

„Nun, schlank genug seid Ihr dazu, Sabine", sagte der Geistliche und überschaute ihre rassige Gestalt mit lächelndem Wohlgefallen. Er stand in der getäfelten Stube, ein großer Mann, in der Blüte der Jahre, abgemagert, doch mit freiem, kühnem Gesicht und glutvollem Blick. „Mit Euch, Sabine, und Euren zwanzig Jahren — ja, das ließe sich wagen. Ihr habt Mut. Auch ich hab' einst Soldat werden wollen, kein Pfarrer."

„Wagt Ihr's mit mir?!" fuhr es ihr heraus. Und sie schnellte steil empor in ihrer herrlichen Jugendkraft, leicht und flink und sehnig. „So laßt mich mit!"

„Da sei Gott vor!"

Philipp erschrak heftig und streckte abwehrend die Hand aus. Hatte sie den Gedanken gelesen, den er in seinem geheimsten Herzen liebkosend hegte? Diese vollblühende, spannkräftige zwanzigjährige Maid, deren Augen funkelten, wenn sie ihm zuhörte — ach, sie war ihm in diesen Tagen lieber geworden als je. Es war eine magische Glut zwischen ihm und ihr. Es zwang ihn fast, diese anatmende Weiblichkeit in seinen eigenen Odem zu reißen. Doch fort aus der Versuchung! Nicht weich werden!

Schroff griff er nach dem Hut und schwang sein Ränzel auf den Rücken.

„Ich breche auf. Von drei Dingen, die mich nach Straßburg führten, sind zwei erfüllt. Nun noch das dritte: eine stille Stunde im Münster! Dann hinaus!"

„Drei Dinge? Was für drei?"

„Das eine, daß ich Geld zu beschaffen hatte für meine Gemeinde. Dies ist mit Eures Vaters Hilfe gelungen. Das zweite, daß ich Stärkung holen wollte — durch einen Blick in ein Gesicht, das mir lieb ist. Jetzt lebt wohl!"

Er nahm sie plötzlich mit beiden Händen am Schopf und küßte ihre Stirn. Es brannte eine Sekunde lang Aug' in Auge. Und schon war er draußen.

Welches Gesicht? Wer ist Euch lieb?

Sie wollte fragen, festhalten, nachspringen, doch sie hielt sich wie betäubt am Lehnsessel. Er hatte sie bei jenem Worte mit so unaussprechlicher Wärme angesehen, daß eine Glutwelle durch das nunmehr wissende Weib rann.

Ein Augenblick unbeschreiblicher Wonne — ein kurzer Seelenkampf — — sie hörte, von weitem gleichsam, Vater und Mutter unten von ihm Abschied nehmen — hörte das Haustor zudröhnen — und schon war sie mit jähem Sprung im Nebengemach. Kleider ab! Wie zum Bade! Was war denn dies Leben, wenn man es nicht heldisch packte?! Was dieser unerträgliche Alltag ohne eines tatkräftigen Mannes mit emporreißende Liebe?!

Sabine zog sich um, zitternd vor Erregung, doch gänzlich Glut und Kraft und Entschluß.

* * *

Johannisnacht im Münster zu Straßburg!

In der Woche Johannis des Täufers, im Jahre des Heils 1439, hatte Dombaumeister Hans Hültz den letzten Hammerschlag getan. Erwins Münsterbau ragte nun vollendet über alle Giebel und Gassen der ehrwürdigen Reichsstadt, über das ganze jungsommerlich leuchtende Land am Rhein. Und so war der Johannistag von jeher ein besonderer Straßburger Festtag.

Nicht minder die Johannisnacht. Da sammeln sich in den hohen heiligen Hallen all die Geister und Meister, die je an diesem gotischen Kunstwerk mitgewirkt. Erlauchte Versammlung! Erwin von Steinbach und die Seinen führen den Festreigen. Mit Meisterstab und Zirkel schweben die alten Werkmeister; um sie her ihre getreuen Steinmetzen, mit dem Richtscheit in der Hand; es fehlen nicht die Bildhauer und Maler, die Prediger und Organisten, die Meister der überaus kunstfeinen astronomischen Uhr. Das wogt und weht, das schwebt und kreist, das schwirrt und saust hinauf und hernieder und aus und ein, um die Portale, um farbige Fenster, durch alle Seitenkapellen, bis hoch hinauf zu der Spitze des einzigen Turmes. Sie segnen diese geweihte Stätte, dieses geistvolle Sandsteingebilde, diese Welt voll Schönheit und Frömmigkeit, voll Musik und Gebet. Denn hier blieb ein unberührbarer heiliger Hain mitten im notvollen Elsaß des furchtbar verwüstenden Dreißigjährigen Krieges . . .

Philipp Kirchner, der Pfarrer von Morsbronn, lehnte an einer Säule. Er schaute zu den Fenstern empor, in das Farbenspiel des scheidenden Tages. Ein Abendgottesdienst in dem damals evangelischen Bau war zu Ende. Der Kantor verlor sich noch in träumerischem Orgelspiel. Der Mann im Dunkel stand und staunte.

In seiner leidverfeinerten Seele waren seherische Kräfte. Nie war ja sein Hunger nach Schönheit gestillt worden. Sein Leben war Pflicht, Entbehrung und rückhaltlose Hingabe an sein Amt. Und doch — wie bebten die Harfenstränge seiner melodischen Seele! Er hatte stets gern den Gemeindegesang gepflegt. Wenn er mit kräftigem Tenor voransang, stimmte die prächtig geschulte Gemeinde schwungvoll mit ein, durch Choräle die Drangsal der Zeit von innen heraus überwindend.

So hatte sich diese Künstlernatur, die zugleich eiserner Wille war, nach Straßburg durchgeschlagen, um Geld zu holen und eine Handvoll Schönheit: die Schön-

heit jenes jungen Wesens, das er nur schauen, nicht begehren wollte — und die Schönheit dieses unvergleichlichen Domes. Noch einmal die Seele volltrinken, in tief einschlürfenden Zügen, und dann heitren Mutes wieder hinaus in die Not!

Heiter? Ach, heiter! Nun kostete es doch etliche Tränen, als er da an seiner Säule stand, in dieser hoheitvollen Dämmerung, umspielt von geheimnisvollen Tönen, die auf das majestätische Dunkel abgedämpft waren. Ach, und diese Fensterfarben! War nicht die Luft voll von unfaßbaren Gestalten — oder war es der Widerschein jener Fensterfiguren? Dort, über dem Hochaltar, Köpfchen in wogender Überfülle, hervorquellend und wieder verhauchend — sie schauten ihn mit innigen Blicken an, sie nickten, lächelten — aber sie schwanden wieder — himmlische Lichtwesen, die ihn wie alle Schönheit nur von fern grüßten, nie besuchten, nie faßbar an seine Seite traten. Ihm war dies Schöne nicht beschieden, nur die rauhe Welt der Pflicht. Er spürte, wie sehr er seelisch erschöpft war. Die Tränen liefen und liefen über sein hagres Gesicht; er merkte es kaum. Gibt es denn noch Engel auf Erden? Ist nicht die ganze Welt im dämonischen Bann von Haß und Roheit? ... Engel! ... Überwältigend schoß ihm jenes Mädchenbild ins Herz: Sabinens wissend aufflammender Blick, als sie vor ihm stand, als er ihren Herzschlag spürte, ihren Duft und Odem ... Es gibt wohl noch Engel — es gibt einen Engel ... aber — —

Die Orgel verklang. Der Gast aus den elsässischen Waldungen vernahm es kaum. Ihn füllten seine Tränen und Träume ganz und gar. Er war übervoll von Wehmut. Der Abschied von Sabine, äußerlich so knapp und einfach, hatte alle begrabenen Wünsche unsagbar aufgerührt. Es brannte in seinem inneren Auge, in seinem Blute nur noch dieses einzige Bild — dies holde junge Menschenwesen ... Und als nach unbestimmter Zeit mit leichtem Schritt ein Mann zu ihm trat und ihn leise an der Hand nahm, erschrak er nur wenig ... Es mochte sich nun doch wohl eine dieser Lichtgestalten mitleidig gelöst haben, ein Gesell nur ...

Da ward er inne, wie warmlebendig diese weiche, schmale Hand war, wie schlank und zart die Gestalt, die sich an ihn lehnte. Jäh fuhr er auf und umfaßte mit einem einzigen Blick die Erscheinung, die durch seine Wunschkraft herangezaubert schien, mit einem einzigen vollbewußten Gedanken sein Glück. Sabine in Mannestracht!

„Ich geh' mit." Weiter nichts. Nur dies Flüsterwort, nur ein leidenschaftliches Umschlingen, ein heißes, stoßendes Atmen unter engem Wams, Hingabe einer in den Tiefen aufgerührten jungfräulichen Seele, die sich ihren ersten großen Lebensentschluß abgerungen hatte.

Es war in dieser Minute eine solche Fülle von Glück und Schönheit, von Frömmigkeit und Opferfreude zusammengedrängt in die Küsse dieser Johannisnacht, daß alle Worte in ohnmächtigem Stammeln untergingen ...

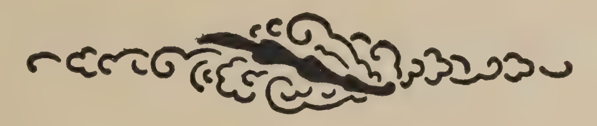
Die Geister der geweihten Stätte segneten die Verlobten.

* * *

Zu Brumath wurden sie getraut. Sabines Vater knurrte, die Mutter war außer sich; doch sie widersprachen nicht dem willensstarken Kinde. Die Patrizier horchten auf; die Straßburger Frauen hatten unendlich zu reden und lästerten über Leichtsinn, statt sich über des Mädchens ungewöhnliche Tapferkeit zu freuen.

Sabine aber warf sich wieder in männliche Tracht und gelangte mit dem Gatten kühn bis Wörth. Da gerieten sie in einen wilden Trupp, wurden auf den Turm an der Sauer gejagt, sprangen Hand in Hand hinab und wateten ans Ufer, wo sie in den Wald entkamen, in einer Höhle ihre Kleider am Feuer trockneten und unter Kosen und Küssen ihr letztes Brot verzehrten.

Frühmorgens, unter überhangenden Felsen, fanden sie die Gemeinde. Unbeschreiblicher Jubel und Tränen erschütternder Dankbarkeit waren ihr köstlicher Empfang.



Gott ist....

Von Emma Böhmer

Gott ist um dich, wenn Heiliges und Großes dein Herz erschauern macht. Wenn du hinaufschaust zu den Sternen des Himmels und ihre große Schönheit und leuchtende Klarheit deine Sehnsucht, der du keinen Namen zu geben vermagst, ins Unermeßliche anschwellen läßt. Wenn die Sichel des Mondes zauberhaft vor deinem Fenster steht, und du dich zurückerinnerst an gute Stunden.

Du fühlst Gott, wenn dir ein Mensch begegnet mit reinem Herzen und tiefer Seele, und er in Treue mit Dir wandert über das Leben hinaus! Die heilige Nähe deines Gottes spürst du im Gelingen deiner Arbeit, im ernsten, frohen Schaffen, das Kraft zum Ausharren gibt.

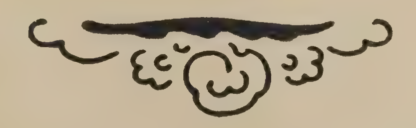
In einer lichtdurchtränkten Blume siehst du ein göttliches Mysterium; die Laute der Nächte klingen wie hehre Rätsel.

Dein Herzeleid führt dich zu Gott . . . In dunklen Stunden, die deine Seele stumpf und müde machen, steigt eine allmächtige Sehnsucht, aller Schwermut zum Trotz, in dir auf.

Und wenn ein Tag kommt, der dir Freude bringt, fühlst du das Gottesgeschenk in dir selber.

Allem Grauen zum Trotz bewahre deine Melodie in deiner Seele und erfühle große Herzen, die sich dir nahen!

Dann wird das Leben dir ein neues Lied singen von Hoffen und Kraft, von Blühen und Sieg!



Seelsorge

Von H. Schröer

Sie war eine begabte „höhere Tochter“, aus der sich bald ein munterer, liebenswürdiger Backfisch entwickelte. Sie hatte kein häusliches Leben. Mit dem vielbeschäftigten Vater, an dem sie mit zärtlicher Liebe hing, kam sie meist nur flüchtig zusammen. Zwischen ihm und ihr stand die herzlose, eitle, lebenslustige Stiefmutter. Was Wunder, daß sie ihre eigenen Wege ging! Kleine Liebschaften wurden ihr zum Lebensbedürfnis. Als sie später die Gattin eines um viele Jahre älteren Mannes war, der ihr wenig Zeit widmete und kein seelisches Verhältnis mit ihr zu finden wußte, ließ sie sich von Hausfreunden umschwärmen. Es kam zu einem öffentlichen Ärgernis, dem mehrere Männer zum Opfer fielen; die beutegierige Aufsehenspresse hatte einen neuen „Fall“; bei Tee und Kaffee und gar am Biertisch gab es ein lebhaftes Für und Wider. Weite Kreise entrüsteten sich über die schlechte Moral dieser Frau, die man mit der unzweifelhaft nachgewiesenen Hysterie in Verbindung brachte. Die Presse stellte allerhand geistreiche Betrachtungen über den Fall an. Ein Arzt forderte gar in einem angesehenen Blatte gesetzlichen Schutz gegen hysterische Weiber und die Verwüstungen, die im gesellschaftlichen und häuslichen Leben von ihnen angerichtet würden . . . Sie aber „liebte“ und heiratete bald einen anderen Mann. Von Jugend auf hatte ihre Seele, wie jegliche Menschenseele, nach Liebe gedürstet, nach reiner Liebe. Wer stillte ihren Durst? Kein Mensch! Die „Liebe“, in der nachher so viele zu ihr entbrannten, war etwas anderes als was der Name besagt; und so wandelte sich ihre Sehnsucht in unreine, sinnliche Glut. Was hat endlich sie, wie so viele andere Menschen, zugrunde gerichtet? Die Not der Seele! . . .

Er ist jetzt 20 Jahre alt, arbeitet sich in das Bankfach ein und ist von dem Gedanken erfüllt, einmal ein tüchtiger Mann zu werden. Das abschreckende Beispiel seiner Eltern verweist ihn eindringlich auf den Weg der Ehre und Pflichterfüllung. Vater und Mutter hatten diesen Weg verlassen, als er noch klein war; sie trennten ihre Ehe und verheirateten sich anderweitig, ohne eine innere Läuterung durchgemacht zu haben. Der Vater, dem der Knabe zugesprochen war, starb, die inzwischen verwitwete Mutter nahm den zum Jüngling herangewachsenen Sohn zu sich. Sie beichtete ihm und verlor seine Achtung. So tritt er allein, vereinsamten Herzens hinaus, so taucht er in den Strom des Lebens. Eine Verirrte des anderen Geschlechts angelt nach ihm. Sein Kopf und sein Herz widerstreben tapfer; aber das junge, stürmisch erwachte Blut in ihm lehnt sich wider ihre Herrschaft auf. Wer wird in dem Kampfe siegen, wer unterliegen? Was wird das Los des Jünglings sein: Ekel vor sich, Selbstvernichtung? Oder Sieg und Glück? Und was ist der Grund, wenn das Unglück ihn ereilt?

Seine Seele leidet Not! Nähme jemand sich ihrer an zur rechten Stunde, so würde er sicher ein nützliches Glied der Gesellschaft werden . . .

Die junge, gesunde Seele ist ein zartes Pflänzlein. Sie muß gepflegt werden. Nimmt eine andere, ältere Seele sich liebevoll ihrer an: wärmt, biegt, stützt, schützt

sie, härtet sie planvoll, so ist es wie mit der gesunden Pflanze, die in gutem Boden steht und zum sturmfesten Baum heranwächst.

Wem liegt es denn aber eigentlich ob, die Sorge für die Seelen zu übernehmen? „Seelsorger“ nennt man mit Vorliebe den Diener der Kirche. Mit Recht; denn keiner hat es so wie er mit dem Seelenleben der Menschen zu tun. Doch ist es schwer gefehlt, wenn man ihm allein die Seelsorge überläßt. Wir alle, die wir körperlich und geistig herangereift sind, haben die heilige Pflicht, Seelsorge zu treiben.

Wieviel Not, Verderben und Jammer gäbe es weniger auf Erden, wenn wir alle mehr Verantwortungsgefühl füreinander hätten, wenn wir, durch edle Lebenskunde erzogen, uns gedrängt fühlten, der Seelen derer zu gedenken, denen wir Kraft spenden könnten: Eltern und Lehrer der Seelen unserer Kinder und Zöglinge — Dienstherren, Vorgesetzte und Regierende der Seelen ihrer Unterstellten!

Da schelten Vorgesetzte und Dienstherren über die Gleichgültigkeit und Pflichtvergessenheit der Untergebenen und des Gesindes, Lehrer über den Undank ihrer Schüler. Ob sie selbst aber um deren seelisches Gedeihen sich hinreichend bemüht, durch Beobachtung ihr eigenes Verständnis für deren Seelenleben geschärft, zu den Seelen sich liebevoll herabgelassen und deren Regungen feinfühlend gelauscht, oder ob sie nur immer kalt und von oben herab gefordert haben, was sie fordern durften: — wer fragt danach?

Und ach, die lieben Eltern! Zwar, wie sorgt namentlich in den „besseren“ Ständen der Vater früh und spät für das Wohl seiner Kinder! So wenigstens wähnt er selbst, und wir glauben es gutmütig und gedankenlos. Durch Erwerb und Beruf ist seine Zeit so in Anspruch genommen, daß er in der Regel nur während der Mahlzeiten und im besten Falle während des Sonntags oder in der Sommerfrische mit ihnen zusammen ist. Nach des Tages Arbeit aber muß er sich natürlich bis gegen Mitternacht „erholen“ — nicht etwa im Kreise der Seinigen, sondern am Stammtisch bei Skat, Zigarre und Alkohol. Während er so unablässig für die Familie „sorgt“, achtet die sorgsame Mutter peinlich darauf, daß ihren Lieblingen nur ja nichts abgehe. Sie müssen hübsch gekleidet einherstolzieren und gut genährt sein. Freilich hat auch Mama ihre „Verpflichtungen“: Sie muß abends „in Gesellschaft“. Natürlich ist sie am Tage abgespannt und ruhebedürftig. Aber man hat ja das „Fräulein“, und dem schärft die gewissenhafte Mama aufs strengste ein, sorgfältig der Kinder zu achten. Und daß diese auch ja in der Schule gut fortkommen, um versetzt zu werden — man müßte sich ja sonst schämen —; daß sie vor Bekannten und Freunden sich zu benehmen wissen! Es fehlt darum weder an der üblichen Nachhilfe-, noch an der geradezu unerläßlichen Tanzstunde. Ist das nicht Erziehung? Ist das nicht elterliche Fürsorge im reichsten Maße? Kann man mehr tun? O, gewiß nicht! Nur eins fehlt bei all dem: Eltern dieser Art haben nicht die geringste Ahnung von den Seelenbedürfnissen ihrer Kinder. Das Innere der Knaben und Mädchen ist ihnen ein Buch mit sieben Siegeln. Was wissen die meisten Eltern vom innersten Wesen ihres Backfischchens, über dessen Benehmen sie heute lachen und morgen sich ärgern? Wie kämen sie dazu, Seele zu geben — wo sie doch selber keine haben?!

O, könnte man es allen in Herz und Gewissen schreiben, wie sie sich versündigen! Wieviel besser würden wir uns verstehen, wieviel wahre Freude würden wir mehr empfinden, wieviel reicher an innerem Glück wären wir alle — und wieviel Kummer in Familie und Gemeinde und Staat, wieviel Not und Verderben könnte verhindert werden, wenn wir alle mehr Seelsorge trieben!

Seelsorge ist Glückssaat und Jätung. Wer keine Saat ausstreut und wer nicht jäten mag, der soll nicht klagen, wenn er so viel Unkraut wachsen sieht.



Die stillen Tage · Von Ad. Holst

Auch hab' ich meine stillen Tage,
Wo ich, im Innersten beglückt,
Mich aufwärts in die Wälder schlage,
Dem dumpfen Lärm der Welt entrückt;
Wo über mir in bunter Fülle
Sich sprenkelt das belaubte Dach,
Und bin ganz Lauschen nur und Stille,
Stein, Wolke und Bach.

Manchmal ein Reh, ein Birkenreislein,
Ein Flöckchen, das vorüberschwebt,
Im Schlehdornbusch ein Zwitschermeislein,
Dem süß die kleine Kehle bebt.
Verschwistert bin ich allen Dingen,
Die lächelnd mein Beglücken schaun,
Den Quellen und den Schmetterlingen,
Weiß, rosig und braun.

Beim Rosmarin bin ich zu Gaste,
Ein grüner Käfer lädt mich ein,
Das Amselnest am Ulmenaste
Will meiner Seele Tröster sein;
Der Tau am Halm, das Sträußchen Heide,
Der Windhauch, der vorübertrieb —
Ach, alle tränken mich mit Freude
Und — haben mich lieb.

Steig' ich dann als ein Sel'ger wieder,
Dem wunderfroh das Auge glänzt,
Zum Staub der Alltagskinder nieder,
Und wie von heil'gem Duft gekränzt,
So bin ich wohl den vielen andern
Ein Träumer und ein leiser Spott,
Ich aber weiß beim Heimwärts-Wandern:
Ich war bei Gott.





Auswandern?

Der traurigste Eindruck für uns Auslanddeutsche, die wir uns nach harter Not im Feindesland die Heimkehr schwer erkämpft hatten, war die Auswandererlust, der wir im Vaterland begegneten. Und zwar gerade in jenen Kreisen unserer Lands-
:ute, in die wir uns müde und wund von der Fremde, voll Freude über unser Daheimsein
urückfanden: bei Gelehrten, Offizieren, Beamten. Es war bald nach unserer Landung auf
eutschem Boden, daß uns in einer Gesellschaft in meiner Vaterstadt einstimmig der Wunsch
ach Auswanderung entgegenklang. Zwölf deutsche Frauen und Männer wollten ihr Vater-
and verlassen, wo wir eben voll Glück und Dankbarkeit neu zu leben begannen. Nie werden
ir den Abend vergessen. Was hatten wir in den Jahren draußen gelitten und gekämpft um
nser Deutschtum! Was hatten wir geopfert und gewagt, wie hatten wir gearbeitet und ge-
angt, um nur Deutsche zu bleiben, nur nach Deutschland zurückzukommen! Und nun wollten
nsere eigenen Brüder dies teure Land, diese herrliche Heimat (noch dazu, da dies Land in
lot und Trauer lag!) verlassen — aufgeben womöglich!

„Was soll man noch hier?“

„Hier verhungern oder verkümmern wir doch nur alle miteinander!“

„Lieber raus! Weg, so weit wie möglich! Schlimmer als hier kann es nirgends sein!“

Ich weiß noch genau, wie ich an meinen Tränen schluckte, und mein Mann ganz weiß im
esicht ward.

Dann aber fingen wir an zu reden. Und — Gott sei Dank! — uns kamen ja wohl die rechten
Borte. Keiner von den Zwölfen, die mit uns waren, wollte nachher mehr über die deutsche
renze. Denn wir berichteten, wie es hinter dieser Grenze für Deutsche aussah.

Das war spät im Jahr 1920. Aber in den zwei Jahren seither ist die Sachlage nicht anders
:worden.

Noch immer wollen viele unserer Landsleute auswandern und setzen alle Hebel in Bewegung,
n nur fortzukommen. Wir haben seither begreifen gelernt, was uns zuerst entsetzlich un-
greiflich war, daß überhaupt Deutsche zu dem Gedanken kommen konnten, ihr Vaterland
: fliehen. Verstehen können wir die Bitterkeit, die tiefe Qual der vielen, die nur immer ge-
pfert haben und nun alles zertrümmert sehen, für was sie gestritten und gelitten haben. Aber
lligen können wir noch heute nicht, daß sich ein deutscher Mann und eine deutsche Frau von
:utlosigkeit und Verbitterung so weit überwältigen läßt, um das Beste auf der Welt aufzu-
ben.

Denn das Vaterland ist und bleibt wirklich das Beste, was wir haben im allertiefsten Sinne.
icht etwa nur das staatliche Wesen, der Erdenfleck, der patriotische Gegenstand. Das Vater-
nd ist zugleich eine geistige Heimat, das seelische Lebensreich, woraus unser Wesen ge-
achsen und in dem es verankert ist: unser eigentliches, in die Ewigkeit deutendes Wesen mit
ner Religion und Sittlichkeit, seiner Kunst, seiner Wissenschaft, seiner Art der Freude und
:auer, seiner Sprache als Lebensausdruck einer Entwicklungsstufe.

Und als ob man dies Vaterland überhaupt je verlassen und aufgeben **könnte**! Versucht es und überschreitet die irdischen Landesgrenzen, dann fühlt ihr, daß ihr euer Vaterland, euer Deutschtum **dennoch** mit euch tragt in alle Welt! Es geht mit euch, denn **ihr seid** es. Und wenn ihr alle Erstickungsmethoden anwendet und euch mit tausend Vergessenheitstränken betrügt: es nützt alles nichts. Es sei denn, daß jenes Beste schließlich tatsächlich erwürgt wird. Aber was bleibt euch dann noch? Es gibt aller Arten **Gespenster** in der Welt: Menschen, die einst ein Vaterland hatten . . .

Um im Ausland wirklich vorwärts zu kommen, muß man Bürger des betreffenden Landes werden. Das gilt wohl mit am unbedingtesten jetzt in Nordamerika. Die Zeiten, in denen es nicht darauf ankam, zu welcher Fahne man schwor, sind dort endgültig vorbei. Mit der ganzen zielsicheren Energie, mit der geschlossenen Front, mit der die Amerikaner alle nationalen Fragen aufnehmen und erledigen, ist das Amerikanisierungswerk begonnen und wird es weiter betrieben. Jeder Einwanderer oder Fremde, der sich im Lande aufhält, wird zum hundertprozentigen Amerikaner er- oder gezogen. Sträubt er sich, so hat er sich sein Los drüben selbst zuzuschreiben. Er bleibt ein „darned (für damned) foreigner" („verdammter Ausländer") und wird danach in allen möglichen Abstufungen behandelt, von der korrektesten Höflichkeit bis zur brutalsten Ablehnung. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Auch in Amerika gibt es selbstverständlich die edelsten, weitherzigsten, vorurteilsfreiesten Menschen, wie man sie überall in der Menschheit trifft. Aber sie geben nicht den Ausschlag und haben keinen Einfluß auf die Allgemeinheit.

Schon als wir 1912 in einer kleinen Neuenglandstadt eine Wohnung suchten, sagte man uns in einigen Häusern mit kühler Höflichkeit, man bedaure: „Americans preferred" (Amerikaner vorgezogen). Wir kamen schließlich bei Irisch-Amerikanern unter.

Unablässig sind wir in den neun Jahren unseres Aufenthalts in den Vereinigten Staaten gefragt worden, ob wir schon unser „erstes Papier herausgenommen", d. h. uns um das amerikanische Bürgerrecht beworben hätten; und es ist uns nicht gelungen, einem einzigen Amerikaner klar zu machen, daß es unser Recht und unsere Pflicht sei, deutsch zu bleiben selbst bei langjährigem Verweilen auf amerikanischem Boden. Gewiß liegen die Verhältnisse drüben anders als bei uns in Deutschland, und man darf nicht ohne weiteres dasselbe von beiden Ländern verlangen. Wenn in Deutschland viele Amerikaner viele Jahre lang leben, arbeiten, verdienen, ohne daran zu denken, ihr Vaterland aufzugeben und Deutsche zu werden, so ist damit noch nicht gesagt, daß es in Amerika ebenso selbstverständlich und möglich ist, Deutscher zu bleiben. Das ist eine große und tiefgehende Frage, die für sich zu untersuchen ist. Eines schickt sich nicht für alle. Dennoch sind wir persönlich zu der Überzeugung gekommen, daß Amerika mit der Lösung, zu der es selbst für sein Einwanderungs- und Amerikanisierungsproblem gekommen ist, einen gefährlichen Weg geht. Zwangsmittel sind allezeit ein zweischneidiges Ding; und was mit Gewalt zusammengeschweißt ist, hat niemals gut gehalten.

Tatsache bleibt, daß man in Nordamerika so schnell wie möglich Bürger zu werden hat, um überhaupt zu etwas im Leben zu kommen. (Das gilt übrigens — wie gesagt — auch im übrigen Ausland.) Es bedeutet für den Deutschen einen Eid auf amerikanische Ideale, amerikanische Einrichtungen; es bedeutet jetzt den Fahneneid auf Amerika, den Eid, einem andern Land gegen das eigene Vaterland beizustehen: — es bedeutet wahrhaftig nicht bloß, ein Gewand zu wechseln. Machen sich die Deutschen mit Auswandererwünschen das von vornherein klar? Vom Einwanderer verlangt jedes Land, daß er sich möglichst schnell an Sitte und Gebrauch, an Denkart, Sprache usw. des gewählten Landes anpasse, daß er alles, was ihm bisher Eigenart und Lebensgewohnheit, Gegenstand von Liebe und Treue gewesen ist, möglichst zugunsten des anderen Neuen aufgebe.

Und nun abgesehen von dem, was aufzugeben ist: **was wird gewonnen?**

Ein neues Vaterland? Das ist ein Widerspruch in sich. Das gibt es nicht. Es war stets ein

Selbstbetrug für denkende Menschen. Erst der zweiten Generation wird das fremde Land ein Vaterland, weil sie darin geboren und erzogen ist, das heißt geistig zu ihm gehört.

Was wird gewonnen? Ein Land mit besseren Lebensmöglichkeiten? Wenn das nun einmal die Hauptfrage sein soll — wie ist sie zu beantworten?

Wer in Nordamerika Bürger geworden ist, wer also über fünf Jahre im Lande war und das „zweite Papier", das Bürgerrecht, in der Tasche hat, dem stehen nun alle Türen zu den großen Geschäften und Einkünften des Landes offen. Tun sie das wirklich? Auch noch nicht ohne weiteres. Es gehört dazu, daß die Sprache genügend beherrscht wird, die Art und Weise des Volkes zur eigenen geworden ist, sonst bleiben selbstverständlich noch überall Hemmnisse da. Man kann sein Bürgerpapier nicht als Plakat an der Stirn tragen, sondern hat sich als Amerikaner unter Amerikanern zu beweisen, um vorwärts zu kommen. Wie stellt sich der Auswanderer dies alles vor?

Wie denkt das „greenhorn", der Neuling, die ersten Jahre als Prüfling im fremden Land durchzukommen? Hat er ein kleines Vermögen (es müßte jetzt ein beträchtliches deutsches Vermögen sein) für den Anfang, für Notfälle? Nordamerika verlangt zur Einwanderung eine bestimmte Summe. Was bedeutet solche Summe jetzt im Vaterland! Kann man sie nicht ebensogut hier in Deutschland anlegen und fünf Jahre harte Arbeit dazu tun? Es wäre fast unmöglich, dann nicht nach fünf Jahren in Deutschland ebenso weit zu sein wie drüben mit dem schwererworbenen Bürgerpapier in der Tasche, selbst bei unseren jetzigen schwierigen Verhältnissen. Das gilt für Männer wie für Frauen. Frauen können drüben, z. B. als Lehrerin, auch nur als Bürgerin nach Ablegung eines amerikanischen Examens angestellt werden. Mehr als fünf Jahre ohne Anstellung oder doch nur unsichere, zufällige Stellungen müßten stets zuerst überwunden werden, nicht allein im Lehrfach, sondern auch in allen möglichen sonstigen Berufen. Nichtamerikaner müssen überall mit der geringsten und unbeständigsten Arbeit fürlieb nehmen, wenn sie überhaupt zugelassen werden, was bei der augenblicklichen schlechten Geschäftslage und großen Arbeitslosigkeit in Nordamerika an sich schon sehr schwierig sein wird. Geht man jetzt ohne besonderen Anhalt im Lande selbst nach den Vereinigten Staaten, so setzt man sich dem einfachen Elend aus. Die kleine Summe des Mitgebrachten reicht nicht weit bei den hohen Preisen drüben. Schon vor dem Krieg war man mit seinem deutschen Geld bald zu Ende. Wieviel mehr heut!

Ist aber nun das Ziel erreicht, und ist man endlich Amerikaner, so sieht es auch mit dem Dollarstrom noch keineswegs so aus, wie es sich die meisten lieben Deutschen hier im Vaterland einbilden. Der ganze amerikanische Mittelstand hat es gerade so sauer wie der unsere. Überall z. B. ein Proletariat der Geistesarbeiter! Unter der Predigerschaft z. B. fast unglaubliche Zustände. Pfarrer, die mit 900 Dollar im Jahr leben sollen! Wie, danach fragt kein Mensch. 900 Dollar sind drüben so viel wie bei uns etwa 1200 ℳ vor dem Krieg. Wir haben Geistliche gekannt, die „Mädchen für alles" im eigenen Hause spielten, wuschen, Kinder pflegten usw. Allerdings wirkt das in Amerika nicht so, wie es das bei uns tun würde.

Die amerikanischen Lehrer und Lehrerinnen spinnen auch nirgendwo Seide. Wir lernten gerade in diesem Beruf die Verhältnisse im ganzen Land gründlich kennen. Am besten stehen sich die unverheirateten Lehrerinnen nach etwa 20 Dienstjahren, am schlechtesten die jungen verheirateten Lehrer (von der Universität bis zur Volksschule). Und wie können sie von ihrem Gehalt leben? Die jungen Lehrer gar nicht. Die müssen zusetzen, borgen oder hungern und in altem Khakizeug gehen (wir haben Beispiele erlebt). Die Unverheirateten mit Höchstgehalt können sich recht gut nähren, kleiden, nett wohnen, ins Theater gehen — ab und zu! — und ihre Sommerreise machen. Das ist alles. Ein besonderes Kapitel ist das Privatlehrertum und Erzieherinnenwesen. Wir haben viel Trauriges auf diesem Gebiet erfahren. Erbarmungslose Ausnutzung! Auch in besseren und besten Fällen ist nirgends etwas Glänzendes herauszuholen.

Viele Klagen hörten wir auch von Ingenieuren. Schon 1911 trafen wir mehrere Deutsche, denen es drüben auf diesem Gebiet gar nicht gelingen wollte. Sie konnten sich nicht in die amerikanische Art gewöhnen, die sich von heut auf morgen umorientiert, alles einfach anfaßt und nicht lange fragt, was daraus wird, ob die rechten Vorbedingungen, Fähigkeiten usw. da sind. Zugreifen, anpacken und gut oder schlecht durchführen, diesen amerikanischen Grundsatz muß sich jeder zu eigen machen drüben oder er kommt glatt unter die Räder. Und er ist im Grunde nicht schlecht, dieser Leitsatz. Wenn wir ihn uns als Deutsche aneignen und ihn deutsch vertieft anwenden, finden wir in ihm eine große Hilfe im Leben und besonders im heutigen deutschen Chaos.

Wir haben auch gutsituierte deutsche Techniker und deutschamerikanische Ingenieure getroffen, die es zu recht beträchtlichen Vermögen gebracht hatten; aber wenn wir ihre Geschichten und Erfahrungen hörten, so waren das keine lustigen Dinge; und die Dollars waren nach viel bitterer Mühe, schweren Enttäuschungen und immer nach harter, anspannendster Arbeit gekommen, nach Jahren der Entbehrungen, nach einem Leben, das — wie uns manche versicherten — „schon kein Leben mehr war“.

Stellen sich die deutschen Auswanderer dies alles vor? Denken sie daran, daß vor ihnen in der Fremde Mühsal, Entbehrung, Enttäuschung, Heimweh liegt? Sie kommen nur in ganz großen Ausnahmefällen um eine oder mehrere der erstgenannten Härten herum. Vielleicht um allzu große Mühsal und Entbehrung in bestimmten Geschäftszweigen, die günstig liegen. Vielleicht um allzu schwere Enttäuschung bei leichter Gemütsanlage, liebevollem Herzen, das überall das Gute herauszufinden weiß.

Aber um das Heimweh —? Nimmer! Und da verstehe ich unter Heimweh wieder nicht allein die Sehnsucht nach einem Erdenwinkel, nach Personen, sondern die Leere der fremden Kultur und das Verlangen nach dem Lebensinhalt, nach den Werten, die das eigene Wesen aufgebaut haben.

Es ist nicht leicht, selbst auf eine Zeit mit dem allein zu stehen, was ich zutiefst als unser Deutschtum betrachte. Wer als Deutscher in Feindesland gelebt hat, hat das Äußerste solchen Alleinstehens erfahren.

Wie aber, wenn man in aller Zukunft leben soll in fremdem Volk, aufgehen soll darin, doch niemals aufgehen kann, doch niemals als voll anerkannt wird, doch stets ein Bürger zweiten, dritten Ranges bleibt, in weiten Kreisen sogar mehr oder weniger versteckt als „darned foreigner“ (verdammter Ausländer) betrachtet wird bis ans Lebensende —?!

Vielleicht schüttelt mancher den Kopf und meint, ich übertreibe. So schlimm könnte es doch nicht sein. Es ist so. Aber es gibt der vielen viel zu viele, die es nicht wahr haben wollen, die es nicht vor sich selbst aushalten können, die Dinge zuzugeben wie sie sind.

Wie viele Deutsche haben uns, die wir nicht als Auswanderer, sondern als Forscher in die Welt gegangen waren, gestanden: „Hätten wir es uns so hart werden lassen im Vaterlande wie hier, hätten wir so alle Vorurteile und alle Hemmnisse törichter Überlieferungen über den Haufen geworfen wie hier, dann hätten wir es auch im Vaterlande zu etwas gebracht und hätten doch — gelebt dabei!“

Und sollte jetzt nicht nach all dem furchtbaren Leid die Zeit da sein, wo jeder Deutsche die törichten Überlieferungen über den Haufen würfe und nach den besten Überlieferungen treu „für Gott und Vaterland“ in unserem deutschen Vaterlande diente und arbeitete, jeder nach seiner Kraft?

Toni Harten-Hoencke



Der Gefangene Friedrichs des Großen

Im Jahre 1786 wurde die rührselige Teilnahme des Publikums erregt durch ein Memoirenwerk, das den umständlichen Titel trug: „Des Freyherrn Friedrichs von der Trenck merkwürdige Lebensgeschichte. Von ihm selbst als ein Lehrbuch ür Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch guter Vorbilder für alle Fälle ur Nachfolge bedürfen.“ Der Titelkupfer zeigte einen jungen Mann, der mit schweren Eisenetten an eine Kerkermauer geschmiedet war. Das Buch, das bei seinem Erscheinen ein ähniches Aufsehen hervorrief wie Casanovas Schrift über seine Flucht aus den Bleikammern Venedigs, ist, gekürzt und bearbeitet, jetzt wieder herausgegeben worden (Carl Reißner, Dresden) und weckt von neuem das Interesse an der abenteuerlichen Gestalt eines Mannes, dessen entcheidendster Lebensabschnitt zugleich eine noch immer nicht völlig entschleierte Episode des ufgeklärtesten Herrschers Europas, Friedrichs des Großen, darstellt.

Den Lebenslauf Trencks in wenigen Worten zu schildern, ist bei der Fülle der Ereignisse, urch die er sich, oft schwankend und haltlos, oft mit bestaunenswerter Energie seinen Weg ahnte, keine leichte Aufgabe. Aus uraltem fränkischen Adel stammend, Ostpreuße von Geburt, wurde er schon mit 13 Jahren Student an seiner Vaterstadt Königsberg, entdeckte aber bald eine Neigung zum Soldatenberuf und siedelte nach Potsdam über, wo er sehr bald dem König uffiel, ins Garde du Corps gesteckt und binnen kurzem zum Leutnant befördert wurde. Die länzendsten Aussichten schienen ihm offen zu stehen, als das unselig-selige Ereignis eintrat, as ihm zum Verhängnis werden sollte. Bei einem Fest zur Feier der Verlobung der Prinessin Luise Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger machte Trenck, der als wachthabender Offizier für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen hatte, die Bekanntschaft der Prinessin Amalie, einer jüngeren Schwester Friedrichs des Großen, die sich durch große Schöneit auszeichnete. Es heißt, die Wahl des schwedischen Hofes sei ursprünglich auf sie gefallen, och habe die ältere und weniger hübsche Schwester Ulrike es verstanden, ihr zuvorzukommen. Mitten in dieser Stimmung des Grolls und der Enttäuschung kreuzte der bildhübsche, junge Gardeleutnant ihren Weg und es entspann sich zwischen beiden ein Herzensroman, der bei er Unvorsichtigkeit der Liebenden sehr bald dem Hofklatsch Nahrung gab und auch Friedrich elbst nicht verborgen blieb. Der König sah sich in einen schweren Gewissenskonflikt versetzt. Seine Sympathie für die beiden von der Leidenschaft gepackten Menschen war groß, aber m der hohen Politik willen durfte er ein solches Verhältnis nicht dulden. Er versuchte zunächst, Trenck durch Drohungen und Arreststrafen zu warnen. Es half nichts. Da tauchte die, durch inen angeblich gefälschten Brief Trencks gestützte Behauptung auf, Trenck habe während es schlesischen Feldzugs verräterische Beziehungen zu seinem Vetter, einem österreichischen Pandurenobersten, unterhalten. Ob es sich lediglich um eine Intrige handelte, ob ein Vorwand geschaffen werden sollte, um den unentwegten Liebhaber hinter Schloß und Riegel zu etzen, muß dahingestellt bleiben. Trenck wurde in die Festung Glatz gesperrt. Nach mehreren mißglückten Versuchen gelang ihm mit einem Leidensgefährten zusammen die Flucht über ie böhmische Grenze.

Und nun beginnt in Trencks vielbewegtem Leben der abenteuerlichste Abschnitt, den man n seiner sonst vielfach recht weitschweifigen und, dem damaligen Zeitgeschmack entsprechend, on moralischen Sentenzen überfließenden Lebensbeichte auch heute noch mit Spannung est. In Begleitung seines Gefährten wanderte er in der Winterkälte des Jahres 1746 nicht weniger als 169 Meilen über Meseritz, Thorn nach Elbing. Nach mannigfachen Kreuz- und Querfahrten, die ihn über Warschau und Krakau nach Wien führten, faßte er in Moskau eine Zeitlang festen Fuß. Er war dank seiner blendenden Fähigkeiten auf dem besten Wege, in Rußland ein angesehener Mann zu werden, da traf die Nachricht ein, daß der Pandurenoberst, ein Vetter, gestorben sei und ihm ein Millionenvermögen hinterlassen habe.

Allein statt des glänzenden Lebens, das er in Wien erhofft, warteten seiner nur Mißhelligkeiten: ein endloses Prozessieren um das Testament verbitterte ihm alle Freude. Um Familienangelegenheiten zu regeln, begab er sich ahnungslos und unbedacht nach Danzig, und hier ereilte ihn das Schicksal: er wurde unter einem ziemlich fragwürdigen Vorwand verhaftet und an Preußen ausgeliefert. Nach kurzem Verhör sperrte man ihn in die Kasematten von Magdeburg. Schaurige 10 Jahre hat er in seinem düsteren Kerker verbracht, beschwert mit 68pfündigen Ketten, an die Mauer geschmiedet und bei kläglichster Ernährung. Daß er nicht in Wahnsinn verfiel, ist ein Wunder, das nur in der erstaunlichen Energie des Mannes seine Erklärung findet. Er dichtete sogar: — Blut, das er sich aus dem Daumen quetschte, diente ihm als Tinte. Auch vertrieb er sich die Zeit mit dem Gravieren von Zinnbechern. Er benutzte dazu einen einfachen Nagel, lernte ihn aber so geschickt handhaben, daß unter seinen Fingern Bilder und Sprüche in großer Zahl und von nicht abzuleugnender Grazie entstanden sind. Endlich, unmittelbar nach dem Hubertusburger Frieden, schlug ihm die Befreiungsstunde, und zwar, wie es scheint, durch Fürsprache Maria Theresias.

Es würde zu weit führen, Trencks weitere Schicksale zu schildern. Er endete auf dem Grèveplatz in Paris, ein sicherlich schuldloses Opfer der Guillotine wie so viele andere. Aber ein Ereignis verdient noch hervorgehoben zu werden: das Wiedersehen mit der geliebten Prinzessin nach mehr als vierzig Jahren. Trenck hat es im dritten Bande seiner Memoiren geschildert. Beide waren inzwischen alt, weiß und gebrechlich geworden, aber ein Funke jugendlicher Schwärmerei hatte sich in den morschen Körpern lebendig erhalten.

Wie um den Mann mit der Eisernen Maske, so hat sich um den „Gefangenen Friedrichs des Großen" eine ganze Literatur bemüht. Restlos aufgeklärt sind die Zusammenhänge auch heute noch nicht. Erst kürzlich hat der Berliner Professor Dr. Volz in einem Vortrag im „Verein für Geschichte der Mark Brandenburg" auf Grund des noch in den Archiven ruhenden reichen Aktenmaterials den Beweis zu führen gesucht, daß der ganze Liebesroman der Prinzessin Amalie nur eine Erfindung Trencks wäre, der sich dadurch von dem Vorwurf des Hochverrats entlasten wollte. Der Bearbeiter des vorliegenden Bandes, Friedrich Wencker, tritt dieser Hypothese mit Schärfe entgegen. Uns will scheinen, daß beide Anschauungen zu stark von der politischen Einstellung ihrer Verfechter beeinflußt sind und schon aus diesem Grunde der historischen Wahrheit nicht gerecht zu werden vermögen. Zurückweisen muß man es, wenn Wencker sich ohne weiteres in bezug auf den Großen Friedrich die gänzlich unzulängliche Behauptung des Herrn Magnus Hirschfeld zu eigen macht, der bekanntlich so ungefähr jeden berühmten Mann von Alexander dem Großen an des Urningtums bezichtigt. Die Familie der Grafen von der Trenck hat sich noch nicht entschließen können, die Briefe Amaliens an Trenck zu veröffentlichen, die das Dunkel vielleicht etwas auflichten könnten. Trencks Selbstbekenntnisse haben für die Beurteilung der Schuldfrage nur einen bedingten Wert, da sich Trenck in ihnen so schildert, wie er sein Bild vor der Nachwelt erhalten sehen möchte. Es steckt bei aller Neigung zum Außergewöhnlichen etwas in ihm von Schulmeister, Moralisten, Pedanten. Seinem ostpreußisch schwerfälligen Naturell fehlt jener Schuß südlichen Lebensleichtsinns, der den meisten anderen Abenteurern zu eigen war. Am Anfang seiner Laufbahn schien es, als habe ihm das Schicksal eine Heldenrolle in den Haupt- und Staatsaktionen der Weltbühne vorbehalten. Er selbst glaubte es und konnte sich niemals ganz entschließen, von diesem Glauben zu lassen. Allein es war ein Irrwahn. Der hochbegabte, aber innerlich unausgeglichene Mann, der sich einmal in aufblitzender Selbsterkenntnis zerknirscht als ein „kauderwelsches Quodlibet" bezeichnete, hat es nur zum Statisten gebracht. Schm.



Relativitätslehre

Wie steht's mit dieser vielumstrittenen Frage? Ist schon ein ruhiges Urteil möglich? Oder ist noch alles im Fluß? Wir begnügen uns für heute damit, einige Schriften möglichst knapp anzuzeigen:

1. Einsteins Relativitätslehre. Allgemeinverständlich dargestellt von Prof. Dr. phil. R. Düsing. Leipzig, Dr Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. 63 und VIII S. Wer sich leicht und schnell über dieses Stoffgebiet informieren will, dürfte dazu schwerlich ein besseres Hilfsmittel finden als dieses Büchlein. Es gibt in übersichtlicher Darstellung und mit pädagogischem Geschick unter Anknüpfung an die bisherige Physik das Wesentliche wieder, unter Auslassung allerdings des Kapitels über die Euklidische Geometrie. Nur an kritischer Beurteilung der Relativitätslehre selber dürfte dem Leser nicht gelegen sein. Der Verfasser versichert zwar einmal über das andere, daß die Relativitätslehre logisch richtig aufgebaut sei, macht dabei aber ganz getreulich die logischen Fehler derselben mit, wie sie ihm gerade in die Feder kommen, ohne sie zu bemerken und ohne von bereits geschehener Nachweisung derselben Notiz zu nehmen. Um z. B. zu zeigen, daß die Gültigkeit der Zeitangaben vom Bewegungszustande des Bezugskörpers abhängig sei, nimmt der Verfasser in einer Ausdeutung des Michelsonschen Versuches zwei Uhren auf verschiedenen Welten an, einer ruhenden und einer bewegten, und zeigt dann umständlich, wie infolge der dabei vorkommenden Verkürzungen und Verlängerungen der Strecken das Eintreffen der Lichtsignale verschoben werde — übersieht dabei aber gänzlich, was Einstein auch übersieht, daß die Bewegung als solche noch gar keine Änderung dieser Strecken bedingt! In dem Kapitel über „Grenzgeschwindigkeit“ gibt der Verfasser die Lorentzsche Formel für die Verkürzung der Stablänge und fährt dann fort: „Der Stab würde demnach zu Null verkürzt und verschwinden. Hieraus schließt Einstein, daß die Lichtgeschwindigkeit die größte erreichbare Geschwindigkeit der Welt ist.“ So schließt Einstein allerdings. Nur begreife ich nicht, wo in diesem Schlusse und überhaupt in diesem ganzen Kapitel die Logik steckt!

2. Die philosophische Bedeutung der Relativitätstheorie. Vortrag, gehalten im . Zyklus gemeinverständlicher Einzelvorträge, veranstaltet von der Universität München. Von Moritz Geiger, Professor der Philosophie. Halle 1921, Max Niemeyer. 46 S. Der Verfasser nimmt einige Ergebnisse der Relativitätstheorie her und untersucht nun die Frage, wie sich drei heutige philosophische Richtungen, der Positivismus, der empirische Realismus und der Apriorismus, ihren Prinzipien nach zu diesen Ergebnissen stellen. Die Herleitung der Ergebnisse selber wird nicht geprüft, sondern als richtig vorausgesetzt. Das wäre ganz schön, wenn die Voraussetzung stimmte; aber das Beifallsklatschen einer großen Menge war für den Philosophen doch noch niemals ein beweiskräftiges Argument. Eines dieser Ergebnisse wird in dem Satze ausgedrückt: „Für die Relativitätstheorie gibt es eine objektive Zeitordnung der Ereignisse nicht.“ Die Begründung dieses Satzes, sagt der Verfasser, könne hier nicht gegeben werden, die gehöre in die Physik. Im allgemeinen ist es wohl richtig, daß physikalische Untersuchungen nur von Physikern angestellt und auch nur von solchen nachgeprüft werden können; aber diesmal liegt die Sache anders. Hier nämlich handelt es sich um ein gedachtes Experiment, in welchem aus angenommenen Voraussetzungen gewisse Folgerungen gezogen werden, und diese Folgerungen bilden das Ergebnis der physikalischen Untersuchung. Da kann der Philosoph die Prüfung der Sache nicht mit dem Hinweis darauf ablehnen, daß er Philosoph sei und nicht Physiker; denn gerade des Philosophen Sache ist es, zu sehen, ob Folgerungen auch logisch richtig gezogen worden sind. In dem vorliegenden Falle begeht Einstein den argen Denkfehler, daß er das aus der Bewegung ableitet, was aus der Ungleichheit der Strecken folgt. Der Ausdruck „vierdimensionales Kontinuum“ für raumzeitliche Körperwelt ist für physikalischen Gebrauch doch reichlich pathetisch und dabei logisch nicht einmal richtig; denn die Zeit ist gar nicht den einzelnen Dimensionen des Raumes koordiniert, sondern dem Raum als Ganzes; die Zeit

als vierte Dimension neben die drei Dimensionen des Raumes stellen, ergibt gar keinen Sinn. Heutigen Tages reißen sich schon die Physiker mit den Spiritisten um die vierte Dimension! — „Ob die Winkelsumme im Dreieck gleich zwei Rechten ist, das kann man nicht a priori wissen, so behauptet der empirische Realismus, das muß man durch Erfahrung feststellen. So hat der große Mathematiker Gauß ein großes Erddreieck ausgemessen, das Dreieck Inselsberg—Hohenhagen—Brocken, um festzustellen, ob der Satz von der Winkelsumme im Dreieck wirklich genau gilt. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die Winkelsumme sicherlich nicht allzu weit abweicht von zwei Rechten." Das verstehe, wer will. Was hat denn die Größe eines Dreiecks mit der Winkelsumme zu tun? Wie kann man denn meinen, durch Ausführung einer physikalischen Messung, die doch von sehr vielen Zufälligkeiten abhängig und damit der Möglichkeit sehr vieler Irrtümer unterworfen ist, einen logischen Beweis bestätigen oder stürzen zu können? Was heißt denn das, daß die Winkelsumme nicht „allzuweit" von zwei Rechten abweicht? Was den empirischen Realismus anbetrifft, so ist es eine ganz unrichtige Auslegung desselben, wenn man annimmt, daß derjenige, der den Apriorismus verneint, auch die Geltung logischer Schlüsse verneine, also verlange, daß die Winkelsumme im Dreieck durch Messung festgestellt werde.

3. Gegen Einsteins Relativierung von Zeit und Raum. Gemeinverständlich. Von Dr. Rudolf Weinmann. München und Berlin 1922, R. Oldenbourg. 37 S. Eine lebhafte Kanonade gegen die Relativitätslehre. Interessant ist sie in allen Phasen, daß sie aber überall sehr wirksam sei, kann ich leider nicht behaupten. Eingangs versichert der Verfasser in seinem besonderen Kapitel, daß die Logik hier das entscheidende Wort habe. So lange einem das nicht ausdrücklich bestritten wird, kann man es ruhig stillschweigend als selbstverständlich nehmen; wird es einem jedoch bestritten, dann nützt alles Versichern nichts, dann gibt es eben gar keine Verständigung mehr. Mit großer Breite bemängelt Weinmann dann, daß Einsteins Einstellung auf die Welt eine rein optische sei: die gebe kein vollständiges Bild der Welt. Allerdings gibt sie das nicht; aber was wird denn viel gewonnen, wenn die optische Einstellung auf eine physikalische im allgemeinen erweitert wird? Man nehme die ganze Physik und lege ruhig noch einige verwandte Wissenschaften dazu: die Mathematik, die Geographie und die Astronomie, letztere natürlich mit Einschluß der kopernikanischen Lehre — was hat man dann von der Welt? Nicht mehr, als etwa in einem Drama die Szenerien, die mechanischen Bühneneinrichtungen und die Lichtwirkungen ausmachen; die Hauptsache fehlt: das Bewußtsein und sein Träger: der lebende Mensch mit seinem Denken, Fühlen, Wollen, Begehren, Handeln, Fürchten und Hoffen, mit seiner Geburt und seinem Tode! Aber daraus kann man doch dem Physiker keinen Vorwurf machen, daß das Wesentliche der Welt ganz außerhalb seiner Wissenschaft liegt. Anders als optisch ist Kopernikus mit seiner Lehre auf die Welt auch nicht eingestellt, und mehr als ein zweiter Kopernikus will Einstein vorläufig im allgemeinen doch nicht sein, nur Moßkowsky macht ihn zu einem neuen Messias. Wenn dann also das „Weltgesetz" nur wenigstens nach optischer Einstellung ein richtiges ist! Nun folgert aber der Verfasser gerade aus der optischen Einstellung Irrtümer der Relativitätslehre. Darin irrt er jedoch selber, seine logischen Geschosse treffen nicht. Er führt folgenden Satz an: „Zwei Lichtblitze, für einen ruhenden Beobachter gleichzeitig, sind für einen dazu bewegten ungleichzeitig." Dazu bemerkt er: „Selbstverständlich! Denn die Lichtstrahlen erreichen den bewegten Beobachter infolge der Dauer der Lichtausbreitung später oder früher als den ruhenden." Wenn das stimmt und sogar selbstverständlich ist, dann nützt alles Reden von optischer Einstellung dagegen nichts! Dann ist die Bewegung die Ursache der Ungleichzeitigkeit! Es stimmt aber eben nicht; Einstein begeht hier einen logischen Fehler, alle Ausleger machen diesen Fehler mit — und nun auch sogar der Verfasser dieser Gegenschrift! Die Bewegung als solche bedingt noch durchaus keine verschiedene Dauer der Lichtausbreitung, bewirkt also auch noch keine zeitliche Differenz bei der Wahrnehmung der Lichtzeichen. Das Nähere hierüber kann in meiner Schrift (Zur Relativitätslehre. Eine kritische Betrachtung von H. Gartelmann. Verlag der Neuen Weltanschauung, Berlin, 1920)

nachgelesen werden. Eine ausführliche Besprechung der ganzen Schrift, deren Inhalt trotz der geringen Seitenzahl ein sehr reicher und weitläufiger ist, würde einen weiten Raum in Anspruch nehmen; das Gesagte möge eine Aufmunterung sein, die Schrift selber in die Hand zu nehmen.

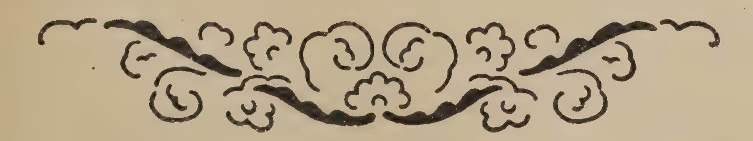
4. Die wahre Relativitätstheorie der Physik und die Mißgriffe Einsteins. Allgemeinverständliche, systematische und grundlegende Darstellung. Von Joe Stickers. Verlag Dr. W. Breitenbach, Bielefeld 1921. 57 S. — Der Verfasser stellt sich in seiner ausführlichen Schrift eine doppelte Aufgabe: einmal die Aufstellung einer neuen Relativitätslehre auf Grund des Relativitätsprinzips, wie es schon bei Galilei und Newton vorhanden ist, und sodann die Kritik der Einsteinschen Relativitätslehre. Im ersten Teile fällt all das Paradoxe und Groteske, welches die Einsteinsche Relativitätslehre an sich hat und das sie durch scheinbare, von fast der ganzen Gelehrtenwelt angenommene, aber trügerische Argumente zu stützen sucht (die dem Logiker natürlich besonderes Interesse abnötigen) weg, und es bleibt gute plane Physik übrig, die nun freilich nicht so interessant, dafür aber solider ist. Im zweiten Teile zeigt sich der Verfasser als gewandten Fechter. Die Schrift sei allen empfohlen, die sich für die Sache interessieren.

* * *

Ein physikalischer Gegenstand, aber von solcher Allgemeinheit, daß er in das Gebiet der Philosophie hinübergreift: das ist es vielleicht, was das große Interesse erklärt, welches man der Relativitätslehre entgegenbringt. Für den Grundgedanken der Relativitätslehre halte ich die Identität der wirklichen und der scheinbaren Bewegung. Aber gerade dieser Grundgedanke ist nicht richtig. Man läßt sich hierbei durch einen Trugschluß täuschen. Nimmt man an, ein Eisenbahnzug bewegt sich auf einem Bahndamm nach Westen, und nennt man diese Bewegung die „wirkliche“, dann bewegt sich in derselben Zeit der Bahndamm unter dem Eisenbahnzug nach Osten, und diese Bewegung ist dann die „scheinbare“. Nun hat die scheinbare Bewegung genau dieselbe Geschwindigkeit wie die wirkliche, und weil die Geschwindigkeit nun gerade dasjenige Moment an der Bewegung ist, welches mit physikalischen Mitteln erfaßbar ist, so ist es psychologisch erklärlich, daß der Physiker von hier aus auf die Identität der beiden Bewegungsarten im ganzen schließt. Aber nur psychologisch ist dies erklärlich, logisch durchaus nicht; denn es steht ihm der Satz des Widerspruchs entgegen, der hier in folgender Weise anwendbar ist. Man denke sich auf besagtem Bahndamme zwei Eisenbahnzüge auf verschiedenen Gleisen in entgegengesetzter Richtung laufen. Für den Zug, der nach Westen läuft, läuft der Bahndamm scheinbar nach Osten, für den andern scheinbar nach Westen. Ist nun die scheinbare Bewegung identisch mit der wirklichen, fällt also jeder Unterschied zwischen wirklicher und scheinbarer Bewegung weg, wie die Relativitätslehre behauptet, dann läuft in diesem Falle der Bahndamm nach Westen und zugleich nach Osten. Das ist aber ein logischer Widerspruch und kann folglich nicht richtig sein. Der Widerspruch löst sich, wenn man die wirkliche und die scheinbare Bewegung etwas Verschiedenes sein läßt. Läßt man diese aber etwas Verschiedenes sein, dann fällt die Grundlage der Relativitätslehre weg.

H. Gartelmann

Nachwort des Türmers. Es ist Sache der Fachleute, sich zu dieser wichtigen Frage in Fachblättern zu äußern; unsrerseits können wir dieses schwierige Gebiet nur streifen. Der Verfasser der obigen Anzeigen hat selber eine Schrift veröffentlicht: „Zur Relativitätslehre. Eine kritische Betrachtung“ (Verlag der „Neuen Weltanschauung“, Berlin W. 66).





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur Shakespeare-Frage

Karl Bleibtreu, der Vertreter der Rutland-Theorie, erbittet Alois Brandl gegenüber noch einmal das Wort. Wir nehmen zu dieser Sache keine Stellung, möchten aber doch wünschen, daß die berufsmäßige Shakespeare-Forschung sich mehr als bisher mit der Outsider-Literatur der Bacon- oder der Rutland-Verfechter beschäftige und sie wissenschaftlich widerlege. D. T.

„Tatsachen mögen brutal sein": diese feine Ironie gebe ich Brandls Hypothesen zurück. Er scheint so unkundig der einschlägigen Entdeckung über die Folio-Gravüre, daß er mißversteht, sie habe nicht den Autor vorstellen sollen. O nein, wohl aber Inkognito des Autors. Das Gesicht trägt eine deutliche Flormaske, die Ohren sind unnatürlich, das Kostüm (wohlgemerkt eines Edelmannes, sehr verschieden vom Bürger der Stratfordbüste) ist laut sachverständigem Schneiderurteil verkehrt angezogen, als hänge man einen umgestülpten Rock auf einen Kleiderständer und setze den Kopf einer Wachspuppe darauf. Deshalb Jonsons spöttische Warnung „An den Leser", er solle nicht aufs Bild, sondern aufs Buch blicken. Die Unterstreichung von „Unser" d. h. der uns Eingeweihten Bekannte steigert sich in der Vorrede zur Druck-Ungeheuerlichkeit, „Unser" in Riesenlettern und dahinter den Namen in Kleinschrift zu setzen. Deutlicher konnte man die Mystifizierung nicht machen. Die ominösen Verse „Du bist ein Monument ohne Grab", „Wenn die Zeit dein Stratfordmonument auflöst" gewinnen jetzt bei mir noch eine besondere Bedeutung, da ein pseudonymer Bashe, dessen Identität auch Malone nirgends aufspürte, Shakespeare unter „skulptiertem Marmor" begraben sein läßt, nämlich Rutlands Grabstätte in Bottesford. — Wenn das elende Drecknest Stratford sich einen Lateinlehrer mit hohem Gehalt leistete (wirklich? damals?), so belastet dies den Shakspere doppelt, dessen Kinder notorisch weder lesen noch schreiben konnten! Noch in späterer Beschreibung Stratfords werden zwei hervorragende Abkömmlinge des kleinen Provinzfleckens genannt, der „berühmte" Shakespeare ist nicht darunter trotz seines Monuments, das übrigens ursprünglich eine ganz andere Büste trug, das heutige feiste Falstaffgesicht ward erst bei Renovierung eingeschmuggelt. Das alles sind Tatsachen, neu dagegen die Behauptung, daß damals auch Schreibkundige unter Urkunden „Kreuzchen" setzten. (Beiläufig wieder irrig, das Zeichen des Analphabeten war in England kein Kreuzchen.) Ein Schreibkundiger hätte sich gewiß verbeten, daß man für ihn unterschrieb „Shaxpr" „Shaxbere", noch unterm Testament „Shackspere", wenn er sich je Shakespeare schrieb. (In Revels Account 1611/12 heißt er Shaxberd.)

Aus allem tritt klar zutage, daß Brandl es nicht der Mühe wert hielt, die Baconargumente zu studieren, geschweige denn die Rütlandtheorie, von deren zahllosen Beweisstücken, die ich selbst jetzt noch beträchtlich vermehre, er offenbar in glücklicher Ahnungslosigkeit nicht einen

blassen Schimmer hat. Doch wie darf ich dies den Stratfordiern vorwerfen, deren Tobsucht in England allen Ernstes gegen die Baconier nach Irren- und Zuchthaus schrie, wenn ich die Baconier als gleiche vorsätzliche Totschweiger und Niederbrüller der Wahrheit belächeln muß! Keiner dieser Parteimänner für und wider besitzt die „Sauberkeit“, wie Nietzsche sie forderte, ehrlich und redlich die Rutlandentdeckung zu „widerlegen“. Denn als ich in längerem Aufsatz in den „Hamburger Nachrichten“ den stärksten Stratfordier und den stärksten Baconier herausforderte, ein kritisches Turnier mit mir abzuhalten, hic Rhodus, hic salta, da schwieg alles, obschon ein bekannter Baconier mir darauf sein neuestes sinnloses Elaborat sandte mit der geschmackvollen Widmung „Herrn Streitbold und Unhold“. Wie betrübend, daß ein Holländer schon den „Julius Cäsar“ übersetzte „von Lord Roger Rutland, genannt Shakespeare“ und so mancher andere felsenfest an meine Entdeckung glaubt! Caveant consules!

Karl Bleibtreu



Antwort an den „Schweizer“ in den „Hamburger Nachrichten“

Ein Schweizer, der seinen Namen nicht nannte, hatte mit Bezug auf den „Türmer“ in den „Hamburger Nachrichten“ Herrn Prof. J. Boßhart, den Erzähler, angegriffen. Wir nahmen im Briefkasten (Dezember) davon Notiz und baten Herrn Boßhart um Antwort. Hier ist sie. D. T.

Ich muß in mir einen starken Widerwillen überwinden, um auf den Angriff in den „Hamburger Nachrichten“ zu antworten. Ich fordere vor allem den anonymen „Landsmann“ auf, hinter dem Busch hervorzutreten. Dann wird man wahrscheinlich die edeln Motive, die ihn zum Schreiben veranlaßten und die man jetzt nur ahnt, deutlich erkennen. Ich stelle an ihn die Frage, woher er mich kennt und wie er zu seinen Ansichten über meine politische Gesinnung gekommen ist. Ich habe mein Leben wissenschaftlichen Studien, der Schule und der Kunst gewidmet und wohne fast seit Beginn des Weltkrieges, durch Krankheit gezwungen, in einem kleinen Bergdörfchen fern vom Weltgetriebe. Im politischen Leben bin ich nie hervorgetreten. Es wird mir denn auch leicht fallen, nachzuweisen, daß mein Landsmann von mir sehr wenig weiß, und daß sein Artikel ungefähr so viele Verdrehungen, Verleumdungen und Unwahrheiten als Sätze enthält. Wie leichtfertig er verfährt, zeigt schon der Anfang seines Artikels, wo er einen dreizeiligen Satz zu einer „Sympathisch gehaltenen Besprechung meiner Werke“ anschwellen läßt. Die Frage drängt sich auf, ob er das Septemberheft des „Türmers“ überhaupt genauer angesehen hat.

Doch nun zum Wesentlichen! Er glaubt seine Leser darauf aufmerksam machen zu müssen, daß ich vor dreißig Jahren als Lehrer der französischen Sprache am Gymnasium in Zürich wirkte. Lieber Landsmann, es ist viel schlimmer, ich habe nicht *vor*, sondern, horribile dictu, *während* beinahe dreißig Jahren als Französischlehrer gewirkt. Daß das von einem Schweizer, d. h. von dem Bürger eines Landes, in dem, wie Sie vielleicht wissen, Menschen deutscher, französischer, italienischer und romanischer Zunge einträchtig nebeneinander leben, etwas politisch Anrüchiges ist, leuchtet auch mir jetzt völlig ein. Ich möchte nur in aller Bescheidenheit die Frage aufwerfen, ob in Deutschland, sogar dem Deutschland der Nachkriegszeit, kein Französisch gelehrt wird, und ob es nicht in der Hauptsache gute Reichsdeutsche sind, die diesen ver-

dachterregenden Unterricht erteilen? Hätte mein Landsmann übrigens meinen Lebensabriß im Septemberheft des „Türmers" gelesen, so hätte er über meine Berufstätigkeit noch mehr erfahren, aber auch gesehen, daß ich in meinen Studien durchaus nicht einseitig vorging, sondern neben romanistischer auch germanistische Philologie getrieben habe, ja, diese sogar in erster Linie. Ich will nicht ihm, aber den Lesern des „Türmers" hier den Schlüssel zu diesem Studienprogramm geben: Das Menschenverbindende hat mich immer viel näher berührt, als das Menschentrennende. — Weiter schreibt der „Schweizer", ich hätte aus meiner Sympathie für Frankreich nie ein Hehl gemacht. Ja, lieber Miteidgenosse, haben Sie mich, den abseits der Politik Lebenden, denn einmal über Frankreich sprechen hören? Oder welches sind Ihre Zuträger? Sagen Sie mir ferner, ob Sie von der Sympathie für die französische Literatur und Kunst und die französischen Denker oder für die staatlichen Einrichtungen und die Politik Fankreichs reden. Wahrscheinlich aber wollen Sie an meinem Unterricht Kritik üben, und da muß ich Ihnen folgendes sagen: Ich hatte es in der Schule mit dem geistigen Frankreich zu tun und brachte es, vielleicht aus Einsichtslosigkeit, nicht über mich, Michel Montaigne, Descartes, Pascal, Molière, Montesquieu, unsern nach Frankreich ausgewanderten Landsmann Rousseau und Flaubert, um nur einige zu nennen, als Dummköpfe und Nichtskönner hinzustellen. Auch ist es mir bedauerlicherweise nicht eingefallen, die französischen Künstler, von Claude Lorrain bis Cézanne oder Rodin, als Stümper zu bezeichnen. Gehen Sie doch einmal zu einem reichsdeutschen Französisch-Professor und fragen Sie ihn, wie er es in diesem Punkte halte.

Nun aber kommt das Hauptbeweisstück: ich hätte nämlich während des Weltkriegs mehrfach Aufsätze mit „deutlich ententistischer" Tendenz in der „giftig deutschfeindlichen Neuen Zürcher Zeitung" veröffentlicht. Woher mein treuherziger Landsmann das nun wieder hat? Diesmal kann ich es, so rücksichtslos es ist, nicht mehr unterlassen, ihn der Unwahrhaftigkeit zu zeihen. Ich habe während des Weltkriegs nicht einen einzigen Artikel in die „Neue Zürcher Zeitung" oder in ein anderes Blatt geschrieben. Seit Kriegsende sind von mir drei Aufrufe erschienen, alle im Namen der Humanität. Macht das vielleicht auch anrüchig? Im Frühling und Sommer dieses Jahres schrieb ich je einen Aufruf für das hungernde Rußland und einen für die schweizerische Bundesfeier, die beide in verschiedenen Zeitungen erschienen sind. Von Deutschland oder Frankreich war in diesen Artikeln mit keinem Wort die Rede. Es bleibt ein Artikel, den vor Weihnachten 1919 die „Neue Zürcher Zeitung" veröffentlichte. Die Redaktion dieses Blattes hatte mir ein Büschel ergreifender Briefe deutscher Soldaten aus französischen Gefangenenlagern geschickt, und ich forderte darauf in einem eindringlichen Appell Frankreich auf, die deutschen Kriegsgefangenen endlich, gewissermaßen als Weihnachtsgabe, ihrer Heimat wieder zu schenken. Meine publizistische Tätigkeit als „Apostel des Deutschenhasses" besteht also darin, daß ich für 400 000 deutsche Kriegsgefangene ein warmes Wort einlegte. Ich hoffe, man hat in Deutschland so viel Humor und Sinn für Ironie bewahrt, daß man bei dieser Feststellung noch lachen oder lächeln kann.

Am Schluß seiner Anschuldigungen kommt der „Schweizer" auf meinen Roman „Ein Rufer in der Wüste" zu sprechen. Der Umstand, daß er nicht einmal den Titel genau kennt, und daß er behauptet, ich hätte die „niederträchtigste und unsympathischste Rolle einem reichsdeutschen Fabrikdirecktor" zugewiesen und ihn in Gegensatz zu den „biderben und ehrlich schlichten Eidgenossen" gestellt, verrät eine recht oberflächliche Kenntnis des Buches. Ich bin in dem Roman mit unsern Schweizerverhältnissen sehr scharf ins Gericht gegangen, und die unerquicklichste Figur des personenreichen Werkes ist denn auch ein charakterloser schweizerischer Politiker und Streber. Wer das Buch kennt, wird über die „biderben ehrlich-schlichten Eidgenossen" des Artikelschreibers nicht wenig den Kopf schütteln! Richtig ist, daß ich als Nebenfigur einen für seine Aufgabe wenig geeigneten auslanddeutschen Geschäftsmann eingeführt habe, wie man deren vor dem Krieg in der Schweiz und anderwärts oft genug antraf und die dem deutschen Namen und Ansehen in der Welt viel mehr geschadet haben, als man in ihrer Heimat wohl ahnte. Wer

es mit jemand gut meint, macht ihn auf seine Schädlinge aufmerksam. Meine Kritik an schweizerischen Verhältnissen ist denn auch von niemand als antischweizerisch empfunden worden, so wenig wie bis jetzt in den zahlreichen Besprechungen, die meinem Roman in Deutschland zuteil wurden, meines Wissens jemand an der Charakterisierung jenes Geschäftsmannes Anstoß nahm. Das war meinem Landsmann vorbehalten.

Damit glaube ich den Angriff in den „Hamburger Nachrichten“ in seiner ganzen Plumpheit und Unwahrhaftigkeit gekennzeichnet zu haben.

Ich wende mich von dem Buschschweizer ab und gestatte mir noch eine Bemerkung allgemeiner Art. Wir Schweizer schaffen mit am Geistesleben unserer Nachbarn, aber in *unserer* Weise. Mögen Franzosen Deutschland und Deutsche Frankreich hassen, mir verbietet mein Schweizertum in irgend einem Völkerhaß mitzutun, und meinen Schweizer Kollegen wird es gleich ergehen, denn d.e Schweiz sucht ihrer Tradition gemäß mit allen ihren Nachbarn in Frieden und in geistigem Austausch zu leben. Ich zolle meine Sympathie und Verehrung dem Schönen, Großen und Humanen, wo immer ich darauf stoße, heißen seine Träger nun Goethe, Shakespeare, Molière oder Dante, und ich halte mich an die Worte Gottfried Kellers: „Achte eines jeden Mannes Vaterland, das deinige aber liebe.“ Dagegen wird niemand etwas einwenden können

Jakob Boßhart



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Neues und Altes von der alten Romantik

Der volkstümliche Glaube, daß irrtümliches Totsagen langes Leben zur Folge habe, erscheint nicht bloß hinsichtlich einzelner Personen zuzutreffend, sondern auch für ganze Richtungen und Parteien Geltung zu besitzen. Wie oft ist doch die überlebte Romantik totgesagt und totgeschlagen worden, seit 1839 die heute längst vergessenen Junghegliancr Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer in den „Halleschen Jahrbüchern" ihre Achtserklärung gegen die „mondbeglänzte Zaubernacht" erlassen haben! 1857 ist zu Neiße „der scheidenden Romantik jüngster Sohn", wie Joseph von Eichendorff in einem der literargeschichtlichen Porträtssonette Paul Heyses bezeichnet wurde, gestorben. Aber 1922 konnte man aus Konrad Wandreys Streitschriften lernen, daß erst Hans Pfitzner und seine Legende „Palestrina" wirklich „das Ende der Romantik" seien. Sie scheint demnach den letzten Romantiker vorerst noch um mehr als sechzig Jahre überlebt zu haben. Und da Vertreter der in der „Frankfurter Zeitung" verkörperten Weltanschauung bei ihrer „großen Revision des 19. Jahrhunderts" die Bekämpfung der „schleichenden Infektion der Romantik", wie sie im Fortwirken Schopenhauers und Richard Wagners offenbar wurde, sich zur besonderen Aufgabe gestellt haben (1922 Nr. 163), so muß dieser soviel schweres Ärgernis hervorrufenden deutschen Romantik doch ein außergewöhnlich zähes Leben eignen. Ja, ein so unzweifelhaft Moderner wie Herbert Eulenberg hat im September 1922 bei der Tagung der rheinischen Kunstfreunde gar eine Rede gehalten über den „Triumph der Romantik heute, morgen und in Ewigkeit". Freilich dürfen wir dabei nicht übersehen, daß sich die Verschiedenen unter dem Schlagworte Romantik oftmals auch recht Verschiedenes vorstellen.

Der charaktervolle Begründer einer wirklich historischen Betrachtung unserer Literaturentwickelung, Georg Gottfried Gervinus, hat seinerzeit der Darstellung der „romantischen Dichtung" in den fünf Bänden seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" nur 149 Seiten eingeräumt. Daß er gemäß seiner ganzen Auffassung, welche ihm nach Abschluß des mit Goethe endenden ästhetischen Zeitalters nur mehr politische Betätigung wünschenswert erscheinen ließ, der Romantik nicht gerecht zu werden vermochte, das wurde soeben von Max Rychner trefflich auseinandergesetzt in seiner tiefgreifenden Studie „G. G. Gervinus. Ein Kapitel über Literaturgeschichte" (Bern, Verlag Seldwyla 1922. X, 136 S.). Gervinus' Einseitigkeit ist zu erklären aus der besonderen Kampfstellung des deutschen und europäischen Liberalismus während der Restaurationszeit. War er, der als einer der gefeierten Göttinger Sieben die damals schon wie noch ungleich schlimmer heute von allzu wenigen gehütete politische Ehre und Überzeugungstreue deutscher Universitätslehrer vertrat, doch derart in die Theorien der dreißiger Jahre eingesponnen, daß er im Gegensatze zu seinem wandlungsfähigeren Schüler Hermann Baumgarten völlig verständnislos, ja feindselig verharrte, als der preußische Junker Otto von Bismarck den alten Kaisertraum der Romantiker durch seine Tatkraft verwirklichte. Dennoch möchte ich die Schwächen von Gervinus etwas weniger, seine Verdienste um die deutsche Literaturgeschichte schärfer betonen, als dies Rychner getan hat. Man muß zu solcher günstigerer

Beurteilung kommen, wenn man die in philosophischen Konstruktionen sich bewegende Literaturgeschichtschreibung eines Hegelianers wie Rosentranz der doch überall nach geschichtlichem Erfassen strebenden Darstellung von Gervinus gegenüberstellt.

Für die Romantik aber, deren bloßer Name schon längere Zeit fortschrittlich gestählte Kulturkämpfer mit Abscheu erfüllte, begann eine geschichtlich abwägende Beurteilung und Auffassung erst, seit Rudolf Haym 1870 „Die romantische Schule" als einen „Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes" aus den Quellen selbst, nicht aus willkürlichen Zerrbildern, zu uns reden machte. Wie aber gerade in den zwei letzten Jahrzehnten die Teilnahme für ernstes Studium der Romantik andauernd zugenommen hat, das erhellt schon aus der einen Tatsache, daß von Hayms grundlegendem Werke erst 1902 ein frischer Abdruck, dagegen zwischen 1906 und 1920 drei neue, durch Literaturverzeichnisse bereicherte Auflagen nötig wurden. Ricarda Huch hat es dann verstanden, durch ihre selbst poetisch angehauchten, das Psychologische in den Vordergrund rückenden Charakteristiken der Träger von Blütezeit, Ausbreitung und Verfall der Romantik für sie die Anteilnahme weitester Leserkreise derart zu wecken, daß von ihren beiden Bänden in kurzer Zeit bereits je eine 9. Auflage erscheinen konnte. (Leipzig, H. Haessel Verlag 1920.) Und daß auch das Ausland dem „Romanticismo in Germania" (Bari, Guis. Laterza & Figli 1911) lebhafte Aufmerksamkeit zuwendet, dafür zeugen zur Genüge die mit reicher Bibliographie ausgestatteten „Lezioni introduttive" des in der deutschen und englischen wie in den romanischen Literaturen gleich gründlich bewanderten, stets geistvoll anregenden Turiner Professors Artur Farinelli.

War indessen früher die Abneigung und das Mißtrauen gegen die Romantik „ein Erbstück aus den politischen Kämpfen in der Mitte des 19. Jahrhunderts", so ist sie jetzt in Gefahr, aufs neue in den politischen Tagesstreit gezerrt zu werden. In seiner Mahnung zum Festhalten an „historischer Objektivität" gegenüber den jüngsten Versuchen, mit Hilfe von Peitsche und Zuckerbrot eine „parteiamtliche neue Geschichtsauffassung" durchzusetzen, hat der tapfere Georg von Below als Historiker den Dank dafür bezeugt, „daß es wesentlich die Romantik war, die die Vermittlung zwischen der nationalen Bewegung und der Wissenschaft durchführte". Was man ihr bisher zum Ruhme angerechnet hatte, sollte nach dem November 1918 auf einmal in eine Schuld verkehrt werden, und gegen solche Ungerechtigkeit nimmt denn Below die neuerdings unbillig und töricht angefeindete kräftig in Schutz. (Fr. Manns Pädagogisches Archiv Heft 801. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne, 1920.) Aber Angriff wie Verteidigung offenbaren, daß die Romantik noch immer, ja erst gerade recht eine lebendig fortwirkende Kraft und Macht ist. Und entschiedener Einspruch muß dagegen erhoben werden, wenn Robert Riemann in der neuesten Bearbeitung seines Buches „Von Goethe zum Expressionismus" (Dichtung und Geistesleben Deutschlands seit 1800. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage des „Neunzehnten Jahrhunderts der deutschen Literatur". Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1922. XI, 553 S. 8°.) in dem ersten seiner sechs großen Abschnitte (Die Romantik, Pessimismus, Epigonen und Realisten, Naturalismus und Impressionismus, Der Expressionismus) die Romantik beim einzelnen Menschen als Ermüdungszeichen, bei ganzen Völkern als Ausdruck der Erschöpfung und des wirtschaftlichen Niedergangs anklagt. Für Deutschland waren doch die Jahre, in denen das die Schlachten der Befreiungskriege schlagende Geschlecht heranwuchs, die Zeit Fichtes und Jahns weder geistig noch körperlich ein Zustand der Erschöpfung, und nach 1815 ging mit Ausbreitung der Romantik gleichzeitig ein wirtschaftlicher Aufschwung vor sich.

Man geht ja gerne krebsen mit dem einmal im augenblicklichen Unmute gesprochenen Worte Goethes, klassisch sei das Gesunde, romantisch das Kranke. Der wirklichen Meinung des Dichters von Fausts Vermählung mit Helena entspricht solche Verurteilung indessen keineswegs. Und wie gerade die entschiedensten Vertreter romantischer Lebensanschauung im Gegensatze und in Überwindung von lange vorherrschender, ungesunder, frivoler und empfindsamer Verirrungen eine nach Harmonie zwischen Geistigem und Sinnlichem strebende Lösung auf einem

wichtigsten Lebensgebiete erfolgreich verfochten haben, das hat soeben Paul Kluckhohn überzeugend entwickelt in seinem ein ungeheures Material aus französischer, englischer und deutscher Kultur- und Literaturgeschichte übersichtlich und höchst anziehend verarbeitenden, grundgelehrten Werke „Die Auffassung der Liebe [und Ehe] in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik“. (Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer 1922, XIII, 640 S. gr. 8⁰.)

Riemann dagegen setzt sich in Widerspruch mit jeder geschichtlichen Auffassung, wenn er (S. 188) den Satz aufstellt: „Die Romantik läßt sich entbehren, die Kritik der Romantik nicht.“ Wie könnte man sich eine Bewegung, welche die Entwickelung der Geschichts- und Sprachwissenschaften, der politischen Ideale und Forderungen während des ganzen 19. Jahrhunderts, zeitweise die Malerei vollständig beherrschte, hinwegdenken, selbst wenn man von romantischer Fortwirkung in der Dichtung absehen wollte! Ist nicht Richard Wagner, auch wenn er über die romantische Oper Webers und Spohrs weit fortgeschritten ist, doch im Grunde durchaus Romantiker? Graf Platen, der sich selber freilich in völliger Verkennung für einen Überwinder der Romantik gehalten hat, wird von Riemann mit Recht unter die Romantiker gereiht. Aber wenn er auch bei modernsten Artisten wie Eulenberg und Rilke „romantischen Unfug“ findet, so muß er damit eben das Fortwirken der alten Romantik anerkennen, ohne die ja auch die ganze Neuromantik von Hofmannsthal und Genossen nicht möglich wäre. Novalis hat in den letzten Jahren eine ständig anwachsende Anhängerschaft gefunden, bis hinein in die Reihen der Expressionisten, denen ich allerdings nicht die von Riemann gezollte Anerkennung und Verwandtschaft mit Goethe zugestehe. Ich möchte weit eher in Stefan George einen „Gipfel der Unnatur“ sehen, als mit Riemann in Rückerts „geharnischten Sonetten“, deren starke Einwirkung auf die Dichtung des Weltkriegs doch zu ihren Gunsten sprechen dürfte. Auch mit seiner Ablehnung Heinrichs von Kleist setzt sich Riemann in Gegensatz zu der offenkundigen Bedeutung des Dichters der „Hermannsschlacht“ für unsere trübe Gegenwart. Mag das Geschmackssache sein, so schlägt es doch allen Tatsachen ins Gesicht, Schillers „Wallenstein“ als Schicksalstragödie zu verurteilen und für die Verirrungen der Müllner und Houwald verantwortlich zu machen. Man mag Ibsen, der so tiefsinnig das Dichten als Selbstgericht bezeichnete, noch so hoch einschätzen, so darf man im Hinblick auf Schiller, Kleist, Hebbel, Wagner unmöglich behaupten, kein Dichter der Weltliteratur reiche an den Ernst des Norwegers heran, der übrigens nicht bloß in seiner „nordischen Heerfahrt“ selber nicht wenig der deutschen Romantik verdankt. Aus Friedrich Schlegels Empfehlung der Ironie zu folgern, er hätte „die Forderung des Ernstes als eine unerträgliche Pedanterei“ überhaupt abgelehnt, heißt doch in Nicolaischer Beschränktheit den das Paradoxe liebenden Führer der Romantik mißverstehen wollen. Wieviel Ernstes sogar aus Schlegels „Lucinde“ mit Schleiermacher zu holen ist, hat Kluckhohn dargelegt, der nun freilich seinerseits in der Rettung des „erotischen Traktates“ mir zu weit geht. Bei einer neubearbeiteten dritten Auflage hätte Riemann nicht so zahlreiche Irrtümer stehen lassen dürfen. So war z. B. Fichte niemals Landwehrmann, noch stammt Chamisso aus einer Mischehe. Geibels Zugehörigkeit zur dichterisch-gelehrten Tafelrunde König Max' II. berechtigt doch nicht dazu, den Lübecker einen „Höfling“ zu schelten (S. 283). Das Gerede von Hebbels unehelicher Abstammung sollte nach Bartels gründlicher Widerlegung nicht mehr vorgebracht werden. Unter den „Klassikern des Weltschmerzes“ fehlt gerade der dichterisch Größte: Leopardi, während Spengler hier wie unter den „reaktionären Romantikern“ wohl zu entbehren wäre.

Bis zu welchem Grade Riemann darauf aus ist, den Romantikern am Zeuge zu flicken, verrät sein mehr wie seltsamer Tadel (S. 123), Eichendorffs dichterische Begabung sei durchaus nicht unbeschränkt gewesen. Unbeschränkt war auch nicht jene eines Dante und Goethe, der bekanntlich selber sich die besondere Begabung für die Tragödie abgesprochen hat. Was soll also die Hervorhebung von Selbstverständlichem? Offenbart nicht vielmehr die Gründung und Ausdehnung des Eichendorffbundes, die wir dem Herausgeber der ersten kritischen Gesamtausgabe, Wilhelm Kosch und seiner prächtigen Monatschrift „Der Wächter“ zu danken haben, welche

Aufgabe Eichendorff für die Gegenwart als einem unserer Führer zufällt? Die Schilderung von „Eichendorff. Sein Leben und sein Werk“, wie Hans Brandenburg sie nun in der Reihe der trefflichen Beckschen Biographien gegeben hat (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1922. XIII, 531 S. 8⁰), lehrt uns, daß wir bei ihm doch weit mehr finden können und sollen, als nur den Nachhall von dem „einen Ton“ aus des Knaben Wunderhorn. Brandenburg meint, die Zeit für den Erzähler Eichendorff sei „erst jetzt gekommen, wo der Naturalismus verebbt und die Frage nach Lebenswirklichkeit und Psychologie nicht mehr als die entscheidende Frage nach Wesen und Wert der Kunst gelten darf, wo vielmehr das Kunstwerk als Form, als Architektur, als Ornament und Arabeske, als zweckloses, sich selbst genugsames Gebilde, als Leben über dem Leben in seine alten Rechte tritt“. Gleich dem Münchener Maler Spitzweg, der auch neuerdings wieder so stark in Aufnahme gekommen ist, leite Eichendorff die Romantik in den Impressionismus über, während Achim von Arnim „unausgegorenen Expressionismus“ aufweise. Eichendorff wie Spitzweg seien beide ebenso erstaunlich modern wie altmodisch. Dem entspreche es, daß erst ein ganz Moderner, Hugo Wolf, es verstanden habe, Eichendorffs Eigenart musikalisch restlos zu veranschaulichen. In dieser Zuspitzung scheint mir eine Ungerechtigkeit gegen Robert Schumann zu liegen, wogegen Brandenburgs These: „Heine ist ein unmusikalischer Dichter, obwohl auch er ein Dichter der Komponisten ist, Eichendorff ein musikalischer, der dichterische Komponisten braucht“, zur Berichtigung alter Vorurteile der Beherzigung zu empfehlen wäre. Die Frage nach dem Verhältnisse der einzelnen Lyriker zur Vertonung ihrer Gebilde ist ja noch eine wenig geklärte. So behauptet ganz neuerdings Martin Bodmer in seiner wertvollen Veröffentlichung der ursprünglichen Fassung einer Reihe von Konrad Ferdinand Meyers frühesten Balladen (Leipzig, H. Haessel Verlag 1922), nichts sei unorganischer und geschmackloser als die Vertonung Meyerscher Gedichte, was wir beim Anhören von Hugo Wolfs „Fingerhütchen“ doch bezweifeln müssen. Wenn Brandenburg den anderen Liebling Wolfs, Mörike, an Tiefe des Gefühls und Leidenschaft hoch über den Schlesier stellt, so ist dem wohl zuzustimmen; aber für den Lyriker Uhland — ein anderes ist wieder der Epiker Uhland — möchte ich Brandenburgs höherer Bewertung nicht beipflichten. Und eine bedauerliche Unterlassung scheint mir vorzuliegen, wenn bei einer von Eichendorff ausgehenden Vergleichung lyrischer Dichter Martin Greif völlig unerwähnt bleibt. Eichendorffs dramatische Literatursatiren „Krieg den Philistern!“ und „Meierbeths Glück am Ende“ stehen nicht bloß hinter seiner leider Bruchstück gebliebenen politischen Komödie „Inkognito“ zurück, sondern sind auch an sich recht schwach. Aber gegen Brandenburgs Bevorzugung der Grabbeschen Dichtung „Scherz, Satire, Ironie“ als der einzigen wirklichen Literaturkomödie von dramatischer Kraft und echtem Leben muß ich in unentwegt warmer Verehrung der „verhängnisvollen Gabel“ und des „romantischen Oedipus“ doch schärfsten Einspruch erheben. Auch ich habe, als ich diesen Sommer im Münchener Künstlertheater die ausgezeichnete Aufführung von Grabbes Einfällen sah, bei allen Teufelsszenen — die übrigen sind matt — tüchtig gelacht; aber der „tieferen Bedeutung“, auf welche das Stück nach dem Titel Anspruch erhebt, ermangelt es in seiner planlosen Fratzenhaftigkeit und groben Übertreibung durchaus.

Tiefere Bedeutung dagegen leuchtet aus Eichendorffs epischem Schaffen in Versen und Prosa hervor, wenn man, wie ich im Maihefte des „Wächters“ 1921 versucht habe, den seine Werke von der Jugenderzählung „Die Zauberei im Walde“ bis zum Julian-Epos durchziehenden Gegensatz von „Sinnenglück und Seelenfrieden“ klarlegt. Brandenburg hat leider das höchst lehrreiche Verhältnis der für die Überwindung der sinnlichen Anfechtungen wichtigsten Dichtung, des „Marmorbildes“ zu ihrer Quelle, E. G. Happels „Größeste Denkwürdigkeiten der Welt“ (Hamburg 1687), außer acht gelassen. Und doch erhält das gesamte Dichten und Leben des frommen Sängers einen tieferen Zug, wenn wir seine immer aufs neue in Angriff genommene Behandlung jenes aus Schillers „Ideal und Leben“ uns vertrauten Motives nun auf streng christlichem Boden ins Auge fassen. Daß Eichendorff, der Lützower von 1813 und Ordo-

nanzoffizier Gneisenaus im Jahre 1815, zu den Sängern der Befreiungskriege gehört, wird meistens über der Bevorzugung der Wald- und Wanderlieder übersehen. Am Sockel des Breslauer Eichendorff-Denkmals wurde eigens ein Rundbild angebracht, welches an den freiwilligen Jäger erinnern sollte. Aber das Eichendorff- und Körner-Denkmal, wie die Büste Holteis mußten nach der Revolution und dem Diebstahl des Erzbildes am Gustav-Freytag-Brunnen in Breslau in Schutzhaft genommen werden, um sie der Einschmelzung durch tatenlustige, gewinnfrohe Republikaner zu entziehen. Und doch hätte gerade durch den Verlust der oberschlesischen Heimat Eichendorffs sein Breslauer Denkmal die neue erhöhte Bedeutung einer fortwährenden Mahnung an uns entrissenes deutsches Gut gewonnen. (Max Koch, Das deutsche Oberschlesien und Joseph Freiherr von Eichendorff: Unser Schlesierland. Ein Volkskalender auf das Jahr 1922. Görlitz, Emil Glauber d. J.)

Vom vaterländischen Standpunkte aus, „im Spiegel der nationalen Entwicklung" will Wilhelm Kosch die „Geschichte der deutschen Literatur von 1813 bis 1918" darstellen. (München, Verlag Parcus & Co. 1922 f.) Das bis jetzt allein vorliegende Heft behandelt Arndt, Schenkendorf und die Gründung der Burschenschaft. Und wenn, wofür Koschs bisherige Arbeiten, von denen sein ausgezeichnetes Buch über „Das deutsche Theater und Drama seit Schillers Tod" soeben in „zweiter, völlig umgearbeiteter Auflage" erschienen ist (Leipzig, Vier Quellen-Verlag 1922. VIII, 342 S. 8°), uns genügend Bürgschaft bieten, die Fortsetzung des auf breiter Grundlage geplanten Werkes der ersten Lieferung entsprechen wird, so werden wir ein uns gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen dringend nötiges Buch erhalten. Entgegen den mit dem verwerflichsten Terror wühlenden Bestrebungen, das nationale Element in unseren Literaturgeschichten zu unterdrücken und zu verfolgen, ist Koschs entschiedene Durchführung des vaterländischen Standpunktes, über dem die streng geschichtliche und rein ästhetische Betrachtung keineswegs zu kurz kommt, doppelt verdienstlich. Vor allem in seiner Schilderung von Ernst Moritz Arndt ergeben sich überall die Beziehungen auf die Gegenwart von selbst. Wir danken es der zeitweiligen Franzosenherrschaft am deutschen Strom, der niemals deutsche Grenze werden darf, wenn die Stadt Bonn ungeachtet der wirtschaftlichen Notlage 1922 das von Joseph Loevenich so verdienstvoll gegründete Arndt-Museum angekauft hat, um durch seine öffentliche Ausstellung Arndtschen Geist zu verbreiten. Ähnliches würde heute wohl kaum eine Stadt im unbesetzten Gebiete aus Angst vor ihren demokratischen Stadtverordneten gewagt haben.

Wenn Kosch behauptet, die deutsche Erhebung von 1813 wäre nicht möglich gewesen ohne die deutsche Romantik, und dabei die Romantiker am Neckar als „die eigentlichen Entdecker des nationalen Staates" rühmt, so wiederholt er ein bereits vom Freiherrn vom Stein den Heidelberger Romantikern ausgestelltes Ehrenzeugnis. Sie hätten, meinte der große Organisator der Befreiung, als die ersten Holz zu dem Feuer gesammelt, das dann die französische Herrschaft verzehrte. Und so ist es als erwünschte Ergänzung zu Koschs umfassendem Werke zu begrüßen, wenn als gekrönte „Preisschrift der Korps-Suevia-Stiftung der Universität Heidelberg" Herbert Levin in einer sorgfältigen Monographie „Die Heidelberger Romantik" schildert (München, Verlag Parcus & Co. 1922. 153 S. gr. 8°), wie im engeren Rahmen einer Einleitung ich selber dies zum ersten Male 1891 im 146. Bande von Kürschners „Deutscher Nationalliteratur", der vielfach mehr benutzten als erwähnten Sammlung, versucht habe. Es sind in der Hauptsache Joseph Görres und das Freundespaar Klemens Brentano und Achim von Arnim, deren Taten, und zum Teil auch die Heidelberger Jahrbücher, die Bedeutung der zweiten romantischen Schule ausmachen. Doch treten dazu Graf Leoben, die noch sehr jugendlichen Brüder Eichendorff (der ältere heißt übrigens Wilhelm, nicht Hermann, wie Levin ihn nennt), der Übersetzer Gries und ein Teil der Professoren der zu frischem Leben erweckten altberühmten Hochschule unter Führung des Symbolikers Creuzer, während andere mit dem alt und unduldsam gewordenen ehemaligen Göttinger Haingenossen Johann Heinrich Voß an der Spitze sich zur Bekämpfung der Romantiker verpflichtet fühlten. Die Abhängigkeit der Burschen-

schaft von den romantischen Zeitstimmungen betonen Kosch und Levin. Neben dem durchaus berechtigten Rühmen von Görres Rezensionen wäre hervorzuheben gewesen, daß seine Einleitung zum frühesten Drucke des „altdeutschen Gedichtes Lohengrin“ (1813) noch auf Wagners „Parsifal“-Dichtung bestimmend eingewirkt hat.

Einen eigenen Abschnitt hat Levin den Brüdern Boisserée und ihrer gerade in Heidelberg von Goethe so eifrig benutzten, durch König Ludwig I. für München gewonnenen Sammlung gewidmet. Über die „Deutschen Maler der Romantik“ ist, seit dem Drucke von Kurt K. Eberleins sieben Vorlesungen (Jena bei Eugen Diederichs 1920. 126 S. 8⁰) eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen erschienen, wobei besondere Liebe Kaspar David Friedrich zugewendet wurde. Allein Eingehen auf die Romantik in der bildenden Kunst würde eine selbständige Betrachtung fordern. Ich muß mich statt dessen begnügen, zum Schlusse noch kurz auf zwei manches Neue bietende und die Fragen vertiefende Werke hinzuweisen: Georg Mehlis „Die deutsche Romantik“ (München, Rösl & Co. 1922. 358 S. 8⁰: Bibliothek der Weltgeschichte, herausgegeben von Alexander v. Müller und Otto Westphal. Dritter Band) und Fritz Strich, „Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit“) München, Meyer & Jessen Verlag, 1922. 256 S. 8⁰).

Gerade Heidelberg wird auch von Mehlis besondere Bedeutung für die Romantik, dieses „ihrem innersten Wesen nach Erzeugnisses des deutschen Geistes“ zugeschrieben. War Jena ihre Wiege, so sei sie in Heidelberg von neuem erwacht und habe erst von dort aus sich weit über die deutschen Lande verbreitet, um durch die Glut ihrer Begeisterung nicht bloß schöne Erlebnisse zu formen und zu bilden, sondern „eine neue Epoche der Kultur heraufzubeschwören“. Habe „die romantische Bewegung“ neues Lebensgefühl und ein neues „Kulturbewußtsein“ erzeugt, so war ihr Zeitalter auch das der „höchsten Blüte des künstlerischen Lebens in Deutschland“. Erst durch die Romantik sei die Kunst und mit ihr „die ästhetische Vernunft“ auch in der Betrachtung der hier von Schelling angeführten Philosophen den anderen Formen des Geistes übergeordnet worden. Dazu ist denn doch zu erinnern, daß bereits Schiller den Künstler allein als den wahren Menschen bezeichnet. Aber wieviel haben ja die Führer der Romantik ungeachtet aller ihrer zur Schau getragenen Abneigung von dem Sonderer und theoretischen Vereiniger naiver und sentimentalischer, also klassischer und romantischer Dichtung, oder wie Strichs Schlagworte lauten „Vollendung und Unendlichkeit“, herübergenommen! Die romantische Philosophie, der Mehlis den dritten Abschnitt seines Buches, wie den vierten der romantischen Dichtung gewidmet hat, ist nicht, wie man ersterer gerne vorwirft „Verwirrung der Spekulation, sondern die berechtigte Erweiterung der idealistischen Fragestellung zum Problem der Lebensphilosophie“, die ihren Ursprung in der Romantik habe. Wenn von allen Bildungsmitteln die Beschäftigung mit der Geschichte am wertvollsten sei — eine wichtigste Erkenntnis, welcher unsere Prüfungsordnungen für das höhere Lehrfach mit ihrer einseitigen Bevorzugung der Philosophie leider noch immer nicht Rechnung tragen —, so hat Friedrich Schlegel dies zuerst verkündet. Wie die ohne Sehnsucht nicht denkbare Romantik ihrem Wesen nach immer versuchen muß, „die Wirklichkeit zu überwinden und alle Dinge mit Geist und höherem Leben zu erfüllen“, so ist sie mit dem geistigen Gehalte ihrer Dichtung „ein unverlierbares Element unserer modernen Kultur geworden“, und wenn man sie gestorben glaubte, so war es nur, weil sie im verborgenen neue Kräfte sammelte. In ihrer Verwertung des Mythos, den der Romantiker Schelling als den fruchtbaren Boden aller poetischen Gestaltung nachgewiesen habe, bekundeten Calderon, Dante, Goethe und Richard Wagner „das Wehen des romantischen Geistes“.

Die Bedeutung der Mythologie für den Gang der deutschen Literatur von Klopstock bis Wagner hatte Strich bereits 1910 in zwei Bänden (Halle, Max Niemeyer) in dankenswerter Weise darzulegen gestrebt. Die Verwendung der Mythologie ist eines der Stilmittel des Dichters, deren Untersuchung Strich nunmehr nachgeht in den acht Abschnitten seiner jüngsten Arbeit: Grundbegriffe, der Mensch, der Gegenstand, die Sprache, Rhythmus und Reim, die innere

Form, Tragik und Komik, die Synthese. Ich vermag trotz der Berufung auf Heinrich Wölfflin nicht Strichs Losung zu folgen, Geistesgeschichte sei notwendig Stilgeschichte. Stellt er aber im Anschluß an Friedrich Schlegels Forderung progressiver Universalpoesie als Eigenheit der romantischen Poesie hin, daß sie unendlich bleiben müsse im Widerspruche zur klassischen „Vollkommenheit" (Abgeschlossenheit), so sollte zugleich bemerkt werden, daß Schiller dies ja als Merkmal, zugleich Überlegenheit und Schwäche, der sentimentalischen gegenüber der naiven erkannt hat. Bei besserer Heranziehung Schillers würde wohl auch der von Strich gerügte Fehler vermieden werden, daß man „die romantische Dichtung immer noch unter die Gerichtsbarkeit der klassischen Anschauung" stelle. Daß die Romantik durch Hinwendung zur Vergangenheit und deren Ruinen ein neues Erlebnis dessen hatte, was Vaterland ist, „wurde für das politische Schicksal Deutschlands entscheidend wie für die Dichtung". Die Romantik habe überhaupt eine früher nicht erreichte „Tiefe der Weltauffassung" gegeben. Wenn aber Strich mit vollem Rechte die deutsche Natur als ihrem innerlichsten Triebe nach für romantisch erklärt, so bleibt es unverständlich, wie er zugleich in Heine den Vollender der Sendung romantischer Dichtung ersehen will. Mag Joseph Nadler das schon von Arndt aufgeworfene Problem der Ableitung der deutschen Geschicke aus der Eigenheit der Stämme und Landschaften in dem Nachtrage zu seinem einen Markstein literargeschichtlicher Forschung bedeutenden Hauptwerke (Regensburg, J. Habbel) auch gerade hinsichtlich der Romantik zu einseitig auf die Spitze getrieben haben (Die Berliner Romantik 1800 bis 1814. Berlin, Verlegt bei Erich Reiß. 235 S. 8°), so hat doch gerade die nunmehr zum Abschluß gekommene Gesamtausgabe der Heineschen Briefe wieder aufs schärfste geoffenbart, wie wenig gerade der mit romantischen Motiven spöttisches Spiel treibende Verfasser des „Atta Troll" und der „romantischen Schule" nach seinem innersten Wesen zu einer solchen Sendung und Vertretung deutsch-romantischer Poesie sich eignet. Man wird Heine trotz alles Kokettierens mit der blauen Blume doch richtiger dem jungen Deutschland, jener unpoetischen Gegenströmung zur Romantik, als dieser selber zuweisen, geschweige den bitteren Zerstörer zu ihrem Vollender stempeln.

Wie lebendig die oftmals totgesagte Romantik auf die Gegenwart wirkt und damit auch als eine Macht nächster Zukunft erscheint, das dürfte schon erhellen aus unserem Überblick über einige — denn nur einzelnes wurde aus einer weit größeren Menge herausgegriffen — der neuesten Schriften über die sowohl Dichtung wie Malerei, Philosophie wie Geschichte und Politik nun länger als ein Jahrhundert beeinflussende, ja öfters umgestaltende, noch heute an Früchten und Keimen überreiche Romantik.

Max Koch (Breslau)



Neue Romantik

Jahre rohester Gewalt, grausamster und häßlichster Verzerrung der Begriffe Mensch, Leben, Gott waren und sind in grelleren Farben noch immer. Nicht mehr darf es heißen: Volk in Not! Über die Erde zieht gleich einem ungeheuerlich bösen Wetter der wirre Ruf: Mensch in tiefster Not! Leibliche und seelische Not in unerhörten Ausmaßen sehen und erleben wir blutenden Herzens, unfähig, dem Unwetter Halt zu gebieten.

Daß aber der Geist der Menschenfreundlichkeit tiefer und tiefer eindringe in geöffnete Herzen, daß er Zagende mitreißt zu erlösendem Mitleid, zur Mit-Tat, und alle Quellen bloßlegt, die eine zerbrechende Zeit verschüttet, daß neuen Menschen in neuer Landschaft diese Quellen wieder rauschen und klingen, denen Goethe und Schiller, Novalis und Eichendorff, Hölderlin und Nietzsche ihre Lieder und Hymnen abgelauscht, sollte Wollen und Ziel aller Romantik sein.

Möchte dieser lebendige Begriff neuer Romantik nicht unter dem literarischen Firmen-

schild „Neuromantik“ erstarren zur Markenware! Denn darüber keine Täuschung: die erschlafften Adern der Menschheit wollen Blut, lebendiges Blut, das zermarterte Gehirn will nach all dem Tumult und Verworrenen Klarheit und Frieden, die flügelmüde Seele will nach aller wüsten Erdenhaft Glaubenskraft und Tal der Stille, Höhe und Gott. Dies zu bringen, vermag nicht seiltanzende Wortakrobatik, dieser neue Lebensodem kann nur aus Seelentiefen und von Geisteshöhen kommen, die ganz erfüllt sind von reinem, reichem Leben, von Klarheit und Frieden, von Glauben und Stille und Gott. Und auch hierüber keine Täuschung: was an Dunkel und Schwere leiblicher und seelischer Not der einzelne trägt — kein Dichter wird es ihm abnehmen können, denn es ist in ihm und aus ihm gewachsen. Aber in dies Dunkel das warme Licht einer hohen Stunde am Buch erhellend tragen, das schwere durch die starken Flügel seiner geistigen Seele, durch die starke, gütige, Weg weisende Hand tragen helfen, kann der reine, wahrhafte Dichter. Und vor allem: Licht wird aus ihm strahlen und die Dunkelheiten der Zeit und des Menschlichen erhellen, daß uns allen Land der Seele und hohes Ziel wieder sichtbar wird.

Möchten neue Menschen, durch die Hölle der Zeit erlebend gegangen, sich tief versenken in die Klänge, die immerdar unhörbar Zeit und Sein durchfluten.

Neue Romantik: Geöffnet sein allem Hohen, Ewigen, aller Schönheit dieser Erde, aller ragenden Sehnsucht, aller tiefen Menschlichkeit, allem, was Menschen erst zu Menschen, Leben erst zu Leben macht.

Geöffnet sein der schöpferischen Stille in uns und außer uns, allem Tätigen, Wirklichen mit hellen, klaren Augen zugewandt. Es muß jeden einzelnen durchdringen und sein Ich bezwingen: Goethes große Erfüllung: Alles um Liebe und tätiges Leben!

Wieder Frühlingsabende voll blühendem Werden im ewig-reinen Mondlicht vergehend, wieder Gottes lohende Fackel am ewig-reinen Blau über sommerseliger Flur — o, daß aus allem Wollen und Werden doch wieder Seligkeit und Wärme auflebe, und Frucht, reife, reiche Menschenfrucht trage!

Franz Alfons Gayda



Sturm und Stille

Die Geschichte der Kriegsliteratur wiederholt sich einigermaßen in unsern Tagen: auf der einen Seite lockt das aufregende und aufreibende Erleben unseres Volkes, lockt auch die Erinnerung an große Vorbilder des Zeitromanes, auf der andern läßt das rasende Zeitmaß der Ereignisse den Dichter kaum den Abstand gewinnen, der nun einmal nötig ist, um die Dinge künstlerisch gestalten zu können. Da liegt die Gefahr eines Mißverhältnisses nahe zwischen der Romanfabel und dem Rahmen: jene kann uns nicht gewichtig und bedeutsam genug erscheinen für den schweren Ernst der Fragen, die uns durch sie nahe gebracht werden sollen. Wie schlägt uns doch das Herz höher, wenn wir in Paul Enderlings Roman „Stürme in der Stadt“ (Berlin, Scherl) vom Ausmarsch der deutschen Regimenter aus Danzig lesen, wenn wir mit ihm wandern durch die Straßen der alten Hansestadt, in denen auf Schritt und Tritt die Wahrzeichen ihrer deutschen Art ragen, wie lebendig wird uns das Gefühl für die Not der Menschen, die hier zäh und trotzig für uns alle ein gefährdetes Bollwerk deutschen Wesens verteidigen. Aber leider lassen uns die eigentlichen Romanereignisse kühl: es ist sehr schön, daß das altangesehene Handelshaus gerettet wird, aber nicht jeder Kaufherr hat einen amerikanischen Bruder, mit dem er sich zur rechten Zeit nach langem Zwist wieder vertragen kann, und die Geschichte der polnischen Mutter und des deutschen Sohnes ist alles andere als überzeugend. Einen hoffnungsvollen Ausblick in bessere Zukunft gibt der Zeitroman sehr begreiflicherweise gern — nur sollte er sicherer begründet werden als auf gar zu romanhafte Verwicklungen und Lösungen.

Mißverhältnis zwischen Rahmen und Inhalt wird niemand einem zweiten Zeitroman vorwerfen können; wenn wir trotzdem auch bei Ernst Wiecherts „Der Wald“ (Berlin, Verlag G. Grote) nicht ganz froh werden, so liegt es an einer andern Folge derselben Not. Ernst Wiechert ist ein starker Dichter mit allem Zauber einer eigenen Sprache, in seiner Schilderungskunst einem Stifter verwandt, in seiner Art ihm freilich entgegengesetzt. Sein Wald — irgendwo in Ostpreußen liegt er — das Erbe eines alten Geschlechts, das mit ihm in Gedeih und Verderb verwachsen ist zu einer geheimnisvollen Einheit, steht da, unberührt, sich selbst genug, der Lebensinhalt und -zweck seiner Menschen, und wenn je einer Waldesweben und Waldesgeheimnis im Raunen der Wipfel, im Dämmer des Dickichts hat lebendig werden lassen, dieser junge Dichter kann sich neben ihm sehen lassen. Nach dem alten Besitz langt die neue Zeit; sie will den Frieden des Waldes stören, ihn zum Allgemeinwohl „erschließen“ — der letzte Erbe rettet sein Heiligtum, indem er es vernichtet; im Feuer stirbt der „grüne Gott“: Hauptmann Henner aber sucht mit seinem getreuen Isegrim die neue Heimat in der Moorsiedlung. Kein Zweifel: Wiechert hält uns im Bann bis zum letzten Blatt, aber dann melden sich die Bedenken. Es hat doch am Ende mit Zusammenbruch und Revolution nichts zu tun, wenn die größere Gemeinschaft des Volkes den Wald nicht mehr als den Alleinbesitz eines Einzelnen ansehen kann; sie wird auch dadurch nicht ins Unrecht versetzt, wenn ihr Wortführer ein grotesker Phrasenheld ist. Und wenn alle Lächerlichkeit auf seinen Scheitel gehäuft wird, wenn er einem Brief, in dem er um die Hand der Empfängerin bittet, eine Antwortmarke zur gefälligen Bedienung beilegt, in der Sache hat er halt doch recht, und aus all den Tannen, die Henner im weiten Moor pflanzen mag, als irgend eines Mannes ganz persönlicher Besitz wird da nimmer ein Wald mehr wachsen. So vermissen wir bei dieser in ihrer Art ergreifenden Dichtung doch auch den Abstand des Dichters vom Zeitgeschehen: mit Liebe und Haß steckt er noch zu tief mitten drin, um es anders als einseitig darstellen zu können.

Die Geschichte gibt von selbst solchen Abstand — es ist nicht unmöglich, daß Lulu von Strauß und Torney an die Stürme gedacht hat, die unsere Zeit durchwehen, als sie eine Schwärmerbewegung der Vergangenheit in ihrem Roman „Der jüngste Tag“ (Jena, Eugen Diederichs) schilderte. Die Meisterin der Ballade steckt klug Ort und Zeit ab: einige Wochen aus dem Leben eines Dorfes, nicht allzu weit von Münster, wo die Heiligen das neue Jerusalem gegründet haben. Unfaßbar geht heimliche Botschaft durchs Land, daß die Zeit erfüllet sei, und erweckt sich den Propheten. Sind die Zeichen nicht da? Die Sonne versengt die Felder, die Brunnen versiegen, und wo noch Zeichen fehlen, da mag man nachhelfen. So ergreift der Wahn eine ganze Gemeinde und verzehrt Schuldige und Unschuldige — die Erde aber geht weiter ihre Bahn, und am Abend des jüngsten Tages rauscht der Regen. Unheimlich nah kommt uns das alles: das ganze leidenschaftliche Geschehen ist herausgeboren aus der dörrenden Hitze der Tage, dem schwülen, undurchdringlichen Dunkel der Nächte, und wie es hier kein Mittleres gibt, so auch nicht im Wesen der Menschen: harte Kanten haben sie alle, kennen nur ja oder nein, gehen verschlossen aneinander vorbei — schwerer niedersächsischer Schlag, im tiefsten Innern aber empfänglich für mystische Träume. Ganz leicht zu lesen ist das Buch freilich nicht: es sind leise Atemzüge, aus denen der Sturm sich zusammenbraut; man muß sie erhaschen, wie sie kommen und gehen; dazu blendet der Wechsel zwischen grellem Sonnenlicht und der Finsternis der Dorfnächte schier die Augen: nicht immer sind dabei die Begebenheiten leicht zu verfolgen — am nachhaltigen Eindruck ändert das nichts.

War hier in der Stimmung einer aufgewühlten Zeit noch eine Verbindung gegeben zu unsern Tagen, so wendet mancher Erzähler der Gegenwart überhaupt den Rücken und kommt dabei sicherlich einer weit verbreiteten Stimmung entgegen, die wie einst vor Krieg und Kriegsgeschrei, jetzt vor den Sorgen des „Friedens“ zu dem flieht, „was sich nie und nirgends hat begeben“. Clara Ratzkas Buch „Sie, die ich nicht kenne“ (Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt) ist ein rechter Romantikerroman bis zur symbolischen Verkörperung des

Lebens, die im Pelerinenmantel durch die Erzählung schreitet, bis zum Kunstgriff der Romangestalt, die plötzlich ihrem Schöpfer entgegentritt. Ein Dichtertraum ist in eine Rahmenerzählung gestellt, der Traum von der schönen Yvonne, die eines Tages tot in die Pariser Morgue eingeliefert wird und deren Schicksal dem Dichter lebendig wird. Ach, für das harte Leben war sie nicht geschaffen, so wenig wie vor ihr ihr Vater, der so scheu vor dem Leid sich duckende Meister Herwethe; gierig langt die Welt hinein in ihr Sehnen und vermag sie doch nicht ihrem eigensten Wesen untreu zu machen; sie ahnt, daß für sie es kein Besitzen, kein Festklammern an irgend einen Wunsch geben kann, nimmer kann sie im Alltag alltäglich werden — selbst als sie im bürgerlichen Sinne entgleist ist, nippt sie immer nur vom Schaum des Lebenskelches und findet sich heim, ehe ihr Schmelz dahin ist. Weich und verdämmernd wie ihr Name klingt das Lied von der schönen Yvonne, und so ganz umsonst hat jener nicht seinen fremden, fernen Klang: wir mögen wohl eine Weile mit ihr träumen, aber wir erschrecken fast bei dem Gedanken, sie zur Tochter oder Schwester zu haben (an Frau und Mutter denkt man gar nicht bei ihr) — das harte deutsche Leben, das unser Los ist, hat nichts mit ihr zu tun.

Da steht es anders mit den Erzählungen, die Helene Voigt-Diederichs in dem Bande „Mann und Frau" (Jena, Verlag Eugen Diederichs) vereinigt hat und die zwar nicht durchweg, aber überwiegend um das Verhältnis der Geschlechter kreisen. Auch das sind leise Geschichten, selbst wenn die Kriegerfrau, die zum erstenmal ihrer schweren Stunde entgegensieht, ihr Häuschen ansteckt, um dem Gatten Urlaub zu schaffen, oder wenn der „Heimkehrer" sein Weib, dessen Hausfreund er sich doch monatelang gefallen ließ, mit einem Hammerschlag niederstreckt, selbst dann handelt es sich nicht um die „unerhörte Begebenheit", sondern vor allem um ihr stilles, aus dem Unterbewußtsein heraufwachsendes Werden. Denn gerade in das Innenleben der kleinen Leute und der Kinder will die Verfasserin führen, sie will von dem Tag erzählen, da irgend ein Ereignis — es kann tragisch, es kann an sich bedeutungslos sein — den Schlummer des Ich aufstört. Hier gibt es keine zeitlose Romantik, mit Kindern unserer Tage haben wir es zu tun, für deren persönliches Ergehen gutenteils das Geschick des Volkes bestimmend war — keiner und keine denkt daran, in ihm eine Rolle zu spielen, es sind die Blätter des Baumes, den der Sturm schüttelt, aber auch sie gehören zu seinem Leben. Ein Buch für besinnliche Leute, die gern beim Kleinen verweilen, weil es doch Mutterschoß des Großen ist.

Und wieder finden wir auch bei der Erzählung die Flucht vor der Not unserer Zeit. Anders kann ich mir Will Vespers Novellensammlung „Porzellan" (Leipzig, Verlag H. Haessel) nicht erklären — mit ziemlichem Erstaunen liest man diese Geschichten, die meistens dem Titel entsprechend in die galante Zeit des Rokoko führen, eigentlich genügt es schon zu sagen, daß einige sich als Erlebnisse Augusts des Starken und seines Sohnes, des Marschalls von Sachsen, geben. Erzählt sind sie in der Art italienischer Novellen, haben auch stoffliche Berührungen mit ihnen, manche sind nicht mehr als Anekdoten; und wenn Vesper nicht mehr wollte, als an etwas heiklen Stoffen vergnügte Fabulierkunst zu zeigen, so hat er das erreicht. Nur: was gehen uns diese Geschichten an? Ich kann nicht finden, daß sie irgendwie bedeutsame Züge tragen, und wenn wir schon unsere Freude an Porzellankunst haben sollen, so ziehen wir am Ende das richtige Rokoko vor, das aus seiner Zeit als ihr rechtes Erzeugnis erwuchs.

Der Schweizer Jakob Schaffner hat jede Zeitfärbung in den beiden Novellen seiner „Fragen" (Berlin-Lichterfelde, Verlag Runge) vermieden; für die Rätsel seiner Menschen braucht er sie auch wohl nicht. Denn hier soll im Gegensatz zu Helene Voigt-Diederichs die besondere Begebenheit und die besondere Art der Menschen wirken: charakteristisch ist, daß die erste die Rechtfertigungsschrift und zugleich das Schuldbekenntnis eines Muttermörders aus Liebe und Mitleid ist, in der zweiten liefert ein Raubmörder unmittelbar nach der Tat seine Beute ab und stellt sich der Polizei: also abseitige Menschen, die nur als einzelne verständlich gemacht werden können — sicherlich ist das ältestes Recht des Novellisten; aber irgendwie wird man hier nicht warm. Dem Muttermörder, diesem kalten Erfolgsjäger, glaubt man seine Mutterliebe

nicht recht, und für den zweiten hat Schaffner entweder zu wenig oder zuviel getan: ich habe das Gefühl, der Vorfall wäre erträglich als Episode eines Romans oder aber als Gegenstand einer ganz anders ausladenden Novelle — so ist die Vorstellung, daß ein braver Kommis, der Gelder einkassiert hat, um nichts und wieder nichts totgeschlagen wird, schwer erträglich und stört sehr wesentlich die Teilnahme an den Empfindungen des Herrn Mörders.

Zwiespältige Empfindungen erregen die meisten dieser Werke erzählender Kunst; und ist es ein Wunder? Wir sprachen von der künstlerischen Schwierigkeit der Zeitdarstellung — wenn der Dichter sich seine Stoffe abseits der Gegenwartskämpfe sucht, macht er sich's darum noch nicht leichter. Wir würden ihm schon gern folgen, aber er muß es der Mühe wert machen, denn, ob wir wollen oder nicht, von der Welt des Buchs schweifen die Gedanken immer wieder zu der, die uns umgibt. Schön ist die wahrlich nicht; aber es ist die Welt unserer Not, die uns eine heilige Not ist — mir scheint, als sollte der Dichter versuchen, daß uns seine Welt nicht als etwas Fremdes, Gleichgültiges erscheint, sondern als neue heimliche Heimat, die nur im Lärm des Alltags uns für eine Zeitlang versank.

Dr. Albert Ludwig

Eine neue Reichsmusikzunft

Das deutsche Mittelalter hatte seinen vielfach bewährten Organisationsgedanken auch auf die tonkünstlerischen Bezirke ausgedehnt. Soweit das die Musik selbst betraf, wurde es der Sache nicht heilsam, denn kaum irgendwann hat sich so deutlich wie an den Meistersingern erwiesen, daß Kunstfragen sich auf Vereinswegen am allerwenigsten lösen lassen. Wohl aber haben die auf den Musikerstand zielenden Zusammenfassungsbestrebungen viel Gutes und Fruchtbares gezeitigt.

Wenn wir in den Büchern von Pfeiferkönigreichen der elsässischen Herren von Rappoltstein, von der Reichstrompeterzunft in Dresden oder wandernden Geigerfürsten des fünfzehnten Jahrhunderts lesen, so wirkt das vor allem auf die romantisch-künstlerischen Gebiete unserer Phantasie. Aber die Sache hatte weit nüchternere Seiten: in Zeiten allgemeiner Rechtsunsicherheit mußte ein Stand von Menschen, denen die Kirche wegen ihres „gottlosen“ Berufs die Abendmahlsfähigkeit absprach und der Staat als „unseßhaftem Gesindel“ keine Notwehrwaffe zugestand, durch Zunftbildungen seine Ehre und seine Lebensmöglichkeit neu zu begründen versuchen. Es war eine Tat von jahrhundertelanger, das ganze deutsche Volk berührender Tragweite, als während des Basler Konzils der Kardinallegat Julian Cesarini auf Veranlassung Schmaßmanns v. Rappoltstein und des Zürcher Rats eine „Musikantenbulle“ erließ, die allen Tonkünstlern die Teilnahme an der Kommunion gestattete, wenn sie einer Marienbruderschaft beitraten und alljährlich eine gewisse Zeit vor der von ihnen zu stiftenden Messe das „gaukeln“ ließen. Daneben errichteten die weltlichen Großen Spielgrafenämter, die in einer Art von Selbstverwaltungsverfahren die Aufsicht über die Musiker eines Bezirkes übernahmen, Kunstscheine ausstellten und sozusagen Gewerbesteuern erhoben. Endlich fanden sich die „verbürgerten Spielleute“ größerer Städte zu Zünften zusammen, die auf ehrbare Lebens- und Berufsführung achteten und eine gemeinsame Witwen- und Waisenkasse unterhielten.

Bald ergab sich die Notwendigkeit, solche kleinen Einzelvereine zu Landesverbänden zusammenzuschließen, und die Kaiser verliehen den Vorsitz, das „Königtum“, seit Karl IV. ihren besonders geschätzten Hofmusikanten. Aber natürlich waren das mehr Fiktionen, denn die territoriale Zerrissenheit des Reichs und die mangelhaften Verkehrsverhältnisse machten die Gesamtverwaltung so weiter Gebiete von einer Stelle aus unmöglich, selbst wenn der Pfeiferkönig lebelang nur auf Fahrt zu seinen Unterbezirken gewesen wäre. Wieviel Wackeres und Erfreuliches solche Körperschaft aber doch hat bewirken können, zeigen die erhaltenen Statuten

der vereinigten Musikantengilden des ober- und niedersächsischen Kreises von 1653, allein schon in dem schönen Satz z. B.: „Kein Bruder schmähe des andern Kunst.“ Da haben sich künstlerischer Sinn und bürgerliche Tüchtigkeit zu rühmlicher Harmonie vielfach gepaart. Aber natürlich ging es hier wie stets, wenn an die Stelle des lebendigen Geistes der Zwang sacht verstaubender Satzungen tritt — die Bildungen veralteten, verkalkten, und es wurde als allgemeine Wohltat begrüßt, als die Aufhebung der Zünfte infolge des Reichsdeputationshauptschlusses auch den Musikergenossenschaften das Lebenslicht ausblies. Es trat ein knappes Jahrhundert des „freien Wettbewerbes“ ein, das aber vielleicht noch weniger Heil gebracht hat, weil das Darwinistische Experiment des „Kampfs der Arten“ sozusagen ein neues Zeitalter des Faustrechts schuf. Die wirtschaftlich Schwachen wurden erbarmungslos zerrieben, aber dies sind im Reich der Kunst oft gerade die allerwertvollsten Mitglieder, so daß es wahrlich nicht bloß „Humanitätsdusel“, sondern auch einfaches Gebot der Klugheit war, wenn man hier bald wieder an wirksamen Minderheitsschutz zu denken begann.

Das beste Erhaltungs- und Kräftigungsmittel aber umschließt die alte Binsenwahrheit „Einigkeit macht stark“: man schloß sich erneut zu Körperschaften mit bald mehr künstlerischer, bald mehr wirtschaftlicher Grundrichtung zusammen. Das notwendige Ziel dieser Entwicklung wird die Zwangsinnung sein, wie ein einfaches Beispiel zeigen kann: Eine einzelne, alte Musiklehrerin hat vor dem Krieg für ihre Stunde vielleicht 2,50 Goldmark bekommen. Heute ist die Lebenshaltung auf das Hundertfache der Anzahl Papiermark gestiegen, also müßte sie 250 Papiermark erhalten. Sie hat es bisher trotzdem nur bis zu einer Steigerung auf 7,50 Papiermark gebracht, d. h. gibt die Stunde jetzt dreißigmal so billig, müßte also dreißigmal soviel arbeiten, um die gleichen, bescheidenen Bedürfnisse zu decken wie 1914, aber der Tag hat bekanntlich heute auch nur wie früher 24 Stunden. Wenn jetzt diese Lehrerin ihre Stunde auf 10 Mark steigert, springt ihr die denkfaule Kundschaft ab, denn ein Heer von ungelernten Pfuschern unterrichtet die Kinder der Mittelstandsfamilie zu 7,50 Mark — die tüchtige Lehrerin aber verhungert. Gehört sie aber einem Berufsverband an, der alle „etwas gelernt habenden“ Musiklehrkräfte der Stadt umfaßt, so kann einmal mit Hilfe der Regierung das Pfuscherwesen abgestellt werden, so daß das Publikum eine Garantie erhält, sein Geld nicht zwecklos zu verschleudern, und eine von der Gesamtvertretung angezeigte Preiserhöhung verliert die persönliche Schärfe — daß damit die Elternschaft nicht übermäßig finanziell angespannt werden wird, verbietet sich von selbst durch die Gefahr, daß man andernfalls überhaupt auf Musikunterricht verzichten würde. Doch weit über die heute gewiß für den Musikerstand lebenswichtige Frage von Mindesttarifen hinaus erstreben die neuen Vereine (die übrigens z. T. auch schon ein halbes Jahrhundert alt sind) Dinge, die in allgemeinem Interesse liegen: so Hebung der Standesehre, Fortbildungskurse, Einrichtung von Lehrmittelbibliotheken usw. Die Regierung unterstützt diese Entwicklung in erfreulichster Weise.

Nun ist es lebhaft zu begrüßen, daß in den Julitagen letzten Jahres in **Frankfurt** am Main ein „**Reichsverband deutscher Tonkünstler und Musiklehrer**“ gegründet worden ist, der die bisher schon bestehenden Großorganisationen (Vereinigte Tonkünstlerbünde, Organisation deutscher Musiklehrkräfte, hoffentlich nächster Tage auch die Musikgruppe des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins) umfassen wird und den geeigneten Rahmen bildet, um immer weitere musikalische Standesvertretungen, etwa den Verband konzertierender Künstler, die gehobenen Orchestermusiker, den Chordirigentenverband usw. in sich aufzunehmen. So wird sich allmählich eine Selbstverwaltungskörperschaft entwickeln, die auch der Regierung, den Parteien, dem Reichswirtschaftsrat, den Musikverlegern, Provinzialschulkollegien usw. gegenüber eine wahrhaft würdige Standesvertretung der deutschen Musiker darzustellen vermag und hoffentlich Ersprießliches für die Pflege der Tonkunst leisten wird.

Dr Hans Joachim Moser



Türmers Tagebuch

Lebensmeisterung · Der großdeutsche Gedanke Die politische Gesamtlage

Lebensmeisterung! Das war das Wort, mit dem wir unser Dezember-Tagebuch geschlossen haben. Wir erwarten jetzt, wo von außen und innen Chaos droht, daß Regierung und reife Einzelmenschen Ordnungsmeister seien. Meisterschaft ist des Lebens Sinn und Ziel. Nicht etwa als ein athletisches Niederringen des Nebenmenschen oder der Nachbarnationen, obwohl auch Kampf an der rechten Stelle ins Gesamtbild gehört, sondern im Sinne stetigen Reiferwerdens, wie der Lehrling zum Gesellen und zum Meister emporwächst. Das Leben ist ein kosmisches Geheimnis, das man nicht erklärt, wohl aber verklärt, indem man es liebend ordnet und beseelt mittels einer uns innewohnenden, in den meisten Menschen nicht zu voller Wirkung entfalteten Lichtkraft. Diese Kraft schöpferischer, verklärender Liebe entzündet sich an den Meistern, und sie übt sich an den Menschen, die für unsere Liebe erreichbar und empfänglich sind. Heldentum und Liebe — das Starke und das Zarte — das ist das Geschwisterpaar, das uns führen muß.

Das ist es, was wir der Jugend unseres zusammengebrochenen Deutschlands ans Herz legen. Auch in der Jugenderziehung wird immer wieder beklagt „ein starkes Nachlassen der Glaubenskraft, eine Lähmung der seelischen Kräfte und als Folge aller dieser Umstände ein Erblassen des Bewußtseins der menschlichen Würde" (vgl. „Jugendführung", Zeitschrift für Jünglingspädagogik und Jugendpflege, Düsseldorf, in einem bemerkenswerten Aufsatz von Bernhard Baak). Wir glauben an die Macht guter und aufbauender Gedanken, wie wir ja auch die Macht der bösen Gedanken bitter genug gekostet haben. Gedanken sind Kräfte: man übe sich in reinen Strahlungen dieser Art!

Edeldeutsch im Innern — großdeutsch nach außen: das ist demnach unser einfaches Programm.

Das Edeldeutsche ist das Edelmenschliche in deutscher Form; also die Eindeutschung des Fremdwortes Humanität. Das Großdeutsche ist die — wenigstens zunächst von Sprache und Kultur aus vollzogene — Umfassung aller deutschredenden Brüder, auch der Auslandsdeutschen. Sobald das Großdeutsche allein, ohne jene sittliche Ergänzungskraft, Programm wird, gibt es einen seelenlosen Imperialismus, an dessen nüchterner Machtpolitik jetzt die ganze Kulturwelt krankt. Hingegen das Edeldeutsche allein, nur sittlich erfühlt, ohne den Willen auch der äußeren Selbstbehauptung, müßte in kümmerlicher Ideologie hinsiechen. Auf den rechten Gleichgewichtszustand beider Kräfte kommt es an.

Hier sind demnach die Gesichtspunkte Republik oder Monarchie in den Hintergrund getreten. Wir müssen vor allem einmal wieder auf die Kraftquellen des Lebens hinweisen, auf jene Quellen, aus denen auch die Politik ihre Ordnungskraft empfängt. Politik ist Lebensgestaltung eines Volkes. Gelingt es uns, einzelne Menschen von Wert und Einfluß, oder einzelne Gruppen mit dieser ruhigen Seelenkraft anzustecken, so haben wir Inseln der Kraft geschaffen, die jedem Andrang des Chaos oder der Vermassung nicht nur standhalten, sondern auch ordnende Gegenwirkung hinaussenden.

Ich lese eben das neueste Büchlein von Meister Bô Yin Râ „Das Buch der Liebe" (München, Verlag der Weißen Bücher), das mit folgenden Sätzen beginnt: „In einer Zeit, in der des Hasses schlammdurchwühlende Wellen aller Menschheit Fluren schänden, soll dieses Buch dir von der Liebe reden! Du, der sich selbst erleben will, sollst hier die höchste Freiheit finden! Die Freiheit, die du brauchst, wie deine Lungen Luft zum Atmen brauchen, kann dir nur die Liebe geben, und ohne Liebe stirbt in dir der Lebenskeim, aus dem du dir erstehen sollst zu einem Wachstum, das in sich kein Ende kennt. Hier wird die Rede sein von einer Kraft, die alle Kräfte dieser Erde meistert — von einer Kraft, die nur die wenigsten in sich erleben, da sie zwar vieles kennen, was sie ‚Liebe' nennen, jedoch zu leicht befriedigt sich begnügen, ohne ihre tiefste Tiefe zu ergründen . . . Wüßte man, was die Liebe in Wahrheit ist, dann hätte längst das Antlitz dieser Erde sich gewandelt."

Auch dieser Weise betont, daß schöpferische Liebe in unserem erlauchten Sinne weder Gemütlichkeit noch Süßlichkeit ist, sondern verwandt mit „Freiheit" und mit „Kraft": eine den ganzen Menschen durchflutende Kraft der Harmonisierung. Wann wird dies von den Besten in Deutschland erkannt werden? Dann wird das törichte Gerede, daß wir nächstens mit Sowjet-Rußland zusammen Frankreich schlagen werden, unmöglich sein; dann wird Hetze von rechts oder links machtlos am bestimmenden Teil des Volkes abprallen: dann hat Deutschland den Weg zur Selbstbesinnung gefunden, die weder Pazifismus noch Machtpolitik ist, sondern Goethes „weise Beschränkung" auf das Erreichbare.

Der Deutschösterreicher Karl Postl, der unter dem Namen Sealsfield bedeutende amerikanische Romane schrieb, schildert in einem dieser Werke eine wahre Prachtsgestalt: den Squatter-Regulator Nathan in Texas, der aus Urwäldern eine Siedelung schafft und diesen Besitz sogar gegen soldatische Übermacht behauptet. Wir schauen den Alten als eine „Ehrfurcht gebietende Gestalt, an der wenigstens achtzig Jahre vorübergegangen sind, wahre Riesentrümmer, die Züge stark hervortretend, massig, antik, beinah grandios; die Stirn, Wangen wie mit Eisenrost überzogen, aber nicht abgelebt, nicht widerlich, im Gegenteil, man sieht mit einer Art Ehrfurcht in dieses bemooste, wie rostige Antlitz und in die grauen Augen, deren fester Blick noch zahllosen Squatter-Fährlichkeiten ruhig die Stirn bieten zu können glaubt." Dieser wuchtige Hinterwäldler ist ein Charakter „noch aus der alten Zeit, nicht durch das Geldmäkeln, Wuchern der heutigen Tage verdorben. Es ist etwas Patriarchalisches in seinem ganzen Wesen. So müssen die alten Patriarchen gedacht, gesprochen, gehandelt haben, mit dieser Kraft, Natürlichkeit und Gott vertrauendem Sinne."

Sealsfield schildert diesen Patriarchen, der ganz Wucht und Wille ist, als einen

„echten Republikaner“; und man kann in der Tat diese Lebens- und Notgemein schaft da mitten im Urwald als einen Freistaat empfinden. Aber man darf den Alten der in diesem Zellenstaate die belebende, beseelende Mittelpunktskraft bildet, ebens gut als Volkskönig bezeichnen. Ob ihre Verfassung monarchisch oder demokratisc zu nennen sei, ist belanglos; Demokraten solcher Art sind zugleich Aristokraten; de einzige wahre Freund des wuchtigen Hinterwäldlers ist ein Graf aus altem Ge schlecht. Der Schwerpunkt liegt nicht auf der Verfassung, sondern durchaus auf den persönlichen Wert der Beteiligten und auf der Wucht und Würde des ge borenen Führers.

Verstehen Sie uns, Thomas Mann? Verstehen Sie, daß dies mit Empfehlun der Republik ebensowenig zu tun hat, wie mit Rückschau auf die Monarchie?

Und so halten wir es mit dem alten Ernst Moritz Arndt, der „Einfalt und Festigkei die Kinder der Kraft“, immer wieder empfiehlt, und sagen mit ihm: „Ewig soll de Mensch, dessen Kräfte der Staat nicht alle binden darf, höher stehn als der Staat.“ Denn Lebenskraft erhält der Staat erst durch Wert und Würde seiner Menschen

* * *

Der großdeutsche Gedanke, den wir im Oktoberheft („Tagebuch“) anschlugen hat Widerhall gefunden. Es sei uns gestattet, eine dieser Zuschriften aus denkenden Leserkreise hier zum Abdruck zu bringen. Ein Kapitänleutnant a. D., jetzt Stu dierender, äußert folgende Gedanken:

„Es war mir sehr sympathisch, gerade von Ihnen hier meine eigenen Gedan ken über Großdeutschland, die sich mir einst auf Grund geschichtsphilosophische Betrachtungen von selbst ergaben, ausgesprochen zu finden. Es besteht für mic kein Zweifel — die tiefere Begründung muß ich mir hier ersparen —, daß di Wehen, in denen jetzt das staatliche Deutschland liegt (vom geistigen soll hie nicht die Rede sein, obwohl auch hier eine Neugeburt im Anzuge ist), durch da werdende Großdeutschland bedingt sind. Deutschland hat auch politisch, ode besser als Reichskörper, seine letzte Form und höchste Stufe noch nicht erreich 1870 war nur eine Stufe, keine Vollendung. Das Reich Bismarcks umfaßte j nicht ganz Deutschland; die „Alpen- und Donaudeutschen“, wie Sie die Be wohner der österreichisch-bayrischen Grenzlande nennen, konnten auch durch ein Bismarcksche Staatskunst damals noch nicht einbezogen werden. Jetzt aber i die Zeit hierzu gekommen — verschiedene Anzeichen sprechen deutlich hierfür — und es scheint somit, als ob das staatliche Werden Deutschlands auf der Stuf zu seiner Vollendung sich in genau den beiden gleichen Wellen vollzieht, wi das geistige Werden, wo wir ja jetzt auch das Herannahen der zweiten Wel deutlich verspüren (Erste: Weimar — Jena)! Was aber so im Plane der Vo sehung vorgesehen ist — und es ist meine feste Überzeugung, die mit einer bloße Meinung durchaus nichts zu tun hat, daß Deutschlands Weg in diesem Sinn staatlich und geistig (Reichskörper und Reichsseele) vorgezeichnet ist, — vollzie sich auch, und zwar unter allen Umständen, ob wir wollen oder nicht!

„Aber wir müssen uns auch hüten, seine Mittel, die zur Erreichung solche Zweckes notwendig eingesetzt werden müssen, zu kritisieren, sie mit menschlic sittlichem Maßstab zu messen. Als Napoleon 1806 in Deutschland einbrach u mordend und brennend durch die Lande zog und uns mit harter Gewalt seine

Fuß auf den Nacken setzte, da gab es wohl im ganzen deutschen Lande kaum einen, der nicht dieses Handeln aus tiefster Seele verurteilt hätte. Und doch! Sub specie aeternitatis dieses geschichtliche Geschehen betrachtet, müssen wir heute zu anderen Ergebnissen kommen, wenn auch die rein-menschliche Beurteilung dieselbe bleiben muß. Napoleon war in der Hand der Vorsehung genau so ein Mittel, wie später Bismarck oder andere hervorragende Persönlichkeiten, wenn auch ihre Art eine ganz andere gewesen sein mag. Ohne Napoleon, ohne 1806 — kein 1813, kein 1870, welch letzteres Jahr ja nur den Schlußstein einfügte zu dem deutschen Einheitsbau, dessen Grundstein 1813 gelegt wurde. Das erkannten auch schon die Männer um Hardenberg: ein Altenstein, Fichte, auch Stein, als sie die philosophische Grundlegung zu den neuen staatlichen Reformen entwarfen, indem ihnen Napoleon in dem gleichen Lichte erschien, wie oben. Und es ist ja gerade das Wesen deutscher Geschichtsauffassung, das geschichtliche Geschehen in diesem Sinne sub specie aeternitatis zu betrachten, weil nur so Sinn und Zusammenhänge offenbar werden. Und so meine ich auch: wir wissen nicht, ob nicht Poincaré, den Sie eine Hauptgefahr auf dem Wege zu Großdeutschland nennen, in seiner zerstörenden Art nicht eine gleiche Notwendigkeit ist auf dem Wege hierzu, wie einst Napoleon auf dem Wege zu Kleindeutschland.

„Deshalb neige ich persönlich in dieser Frage zu allergrößter Zurückhaltung. Und es scheint mir vielmehr Frankreich im Verhältnis zu Deutschland auf dem geschichtlich-politischen Schauplatz schon von jeher die Rolle des Mephistopheles zugefallen zu sein, des Geistes, der das Böse will und doch das Gute schafft. Und wenn schon die Geburt Kleindeutschlands nicht ohne die schweren und langen Wehen von 1806 — 1870 möglich war, so, vermute ich, wird das größere Gebilde Großdeutschland zu seiner Geburt noch viel schlimmere Schmerzen bereiten müssen. Es wird aber die Zeit kommen — sie wird allerdings noch sehr lange auf sich warten lassen —, wo wir schließlich auch den Geburtshelfern, wenn wir uns auf ganz objektiven Boden stellen, zum mindesten nicht undankbar sein werden. Zu diesen Geburtshelfern scheint mir aber auch Poincaré zu gehören, auch wenn, als Einzelnes betrachtet, sein Handeln nur zerstörend erscheint. Von Türmers Warte aber aus — was ja gleichbedeutend sein sollte mit dem vorhin gebrauchten Ausdruck Spinozas: „sub specie aeternitatis" — ist es ermöglicht, das Ganze zu überschauen und seine tieferen Zusammenhänge. Und ich vermute, wenn der so wohlbewährte Türmer dort oben auf seinem einsamen, aber schönen Posten noch einmal in dieser angedeuteten Richtung durch sein langes Rohr sehen wird, dann wird er auch dort hinter den Vogesen Kräfte und Gestalten entdecken, deren Hilfe für sein geliebtes Land, trotz allen scheinbaren anderen Aussehens, ihm schließlich doch unverkennbar sein wird. Freilich, wie und in welcher Gestalt er sie dann seinem Land vermelden wird, bleibt auch dann noch dahingestellt."

Gern haben wir dieser durchaus im Geiste des „Türmers" gehaltenen Zuschrift Raum gegeben. Deutschland braucht noch Druck und Drohung von links und rechts, von Poincaré und Sowjet-Rußland nebst Kommunismus. Aber wir wollen den Unterschied zwischen geschichtsphilosophischer Betrachtung und praktischer Politik scharf im Auge behalten. Poincaré ist und bleibt eine Gefahr, eine Feindschaft,

ein Widerstand: aber diese Dinge sind dazu da, daß sie überwunden werden — dann erst enthüllen sie ihren Segen, eben durch den Kräfte entfaltende Kampf. Nur können wir jetzt nicht mit dem Schwert kämpfen, sondern müsse Waffen des Geistes schmieden. Eine geniale Führung — und ein seine Glut i strenger Selbstzucht sammelndes Volk: ja, das wäre das Rechte!

* * *

Im Anschluß an eben dieselben großdeutschen Gesichtspunkte (die noch viel Zei zur praktischen Ausreife brauchen) verdient eine Betrachtung über Staats- un Volksgedanke Aufmerksamkeit, die uns Archivrat Dr Hans Witte (Neustrelit zusendet:

„Friedrich Lienhards Wort von einem trotz allem künftig vielleicht einma kommenden Großdeutschland (‚Türmers Tagebuch‘, Oktoberheft, S. 61) for dert von der Linken die Ehrlichkeit, den offenbaren Mißerfolg des Marxismu einzugestehen, von der Rechten die Kühnheit, in unserm bisherigen Reiche ‚kei endgültiges Gebilde‘ zu sehen.

Diese Kühnheit wäre wohl nicht gar so groß, wenn nicht das politische Den ken unseres so unpolitischen Volkes durch die mehrhundertjährige Einwirkun der Kleinstaaterei derart verkümmert wäre, daß selbst im wiedererrichtete Deutschen Reich der Deutsche sich kaum anders zu benehmen wußte, als in einen vergrößerten Partikularstaat. Durch die neuen Reichsgrenzen blieb er geschiede von den nach Millionen zählenden draußen gebliebenen Deutschen, wußte teil von ihnen nichts, teils wollte er von ihnen nichts wissen. Ein die Gesamthei des Deutschtums umfassender Volksgedanke, wie ihn schon Ernst Moritz Arnd und der Freiherr vom Stein gedacht hatten, war ja trotz der inzwischen ver flossenen Menschenalter erst in kümmerlichen Anfängen vorhanden.

Neben dem partikularistischen Staatsgedanken, der uns ins neue Kaiserreic verfolgt und auch jetzt in der Republik noch immer nicht die längst verdient Grabesruhe gefunden hat, kam allerdings der allgemeiner eingestellte Staats gedanke, der die Einheit der vielen Partikulargebilde betonende Reichsgedanke zur Geltung. Aber wie fern war er noch von dem, was Ernst Moritz Arndts hoffent lich prophetisches Auge geschaut hatte! Wie weit blieb er hinter dem ‚Sowei die deutsche Zunge klingt‘ noch zurück! Arndt hätte in dem neu errichteten Kaiser reich, so dankbar wir für dies Geschenk des Himmels sein mußten, sicherlich nich die Erfüllung seiner Träume gesehen, bestenfalls eine immerhin annehmbare Ab schlagszahlung.

Hätte die Bismarcksche Reichsgründung mehr im Sinne Arndts erfolgen kön nen, so würde der zum Reichsgedanken erhobene und geläuterte Staatsgedank wenigstens bis zu einem gewissen Grade den Volksgedanken haben ersetzen ode ihn bei annähernder Deckung ihres räumlichen Umkreises stärker beleben können Nun aber das neue Kaiserreich nur einen Teil — wenn auch den größten — de deutschen Sprachgebietes umfaßte, im Südosten, Süden und Westen aber viel Millionen Deutscher außerhalb seiner Grenzen ließ, war das nur in äußerst be scheidenem Maße möglich.

Sah doch der staatlich eingestellte Deutsche, auch wenn er sich aus der klein staatlichen Enge auf den Reichsstandpunkt erhoben hatte, nur zu leicht in allem

was jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle lebte und webte, schlechthin Ausländer. Dem Durchschnitts-Reichsdeutschen waren die Balten der russischen Ostseeprovinzen trotz ihres vielhundertjährigen Heldenkampfes für das deutsche Wesen eben — Russen. Wer wußte etwas von dem nicht minder kühnen und zähen Aushalten der Sachsen im fremden Siebenbürgen, wer von der Unterdrückung der niederdeutschen Vlamen in Belgien? Deutsch-Österreicher und Deutsch-Schweizer waren gleich ihnen eben Ausländer, um deren Kämpfe und Nöte der reichsdeutsche Philister sich grundsätzlich nicht bekümmerte.

Immer noch ein so schwach entwickeltes Nationalbewußtsein, das nur erst bei einzelnen klar und fest die Gesamtheit aller Menschen deutschen Blutes und deutscher Sprache im Sinne Arndts umfaßte, das darum im jungen Kaiserreich nicht erst die Vorstufe der Erfüllung von Arndts Hoffnungen zu erblicken vermochte, sondern verfrüht schon die Erfüllung selber in endgültiger Gestalt in Händen zu haben wähnte! Hierdurch erzeugte sich stumpfsinnige Sattheit, die außer vielleicht in die Kolonien nicht über die Grenzen des Reichs hinausblickte, die in nicht wenigen partikularistisch eingestellten Kreisen selbst dieser kleindeutschen Errungenschaft gleichgültig, wenn nicht gar ablehnend gegenüberstand! Dazu die gefährliche Unterwühlung unseres ganzen politischen Lebens durch unüberbrückbare, gehässige Parteigegensätze! Wie konnte eine so ziellose, zerrissene und zerklüftete Geistesverfassung der furchtbaren Belastungsprobe dieses Krieges fast gegen die ganze Welt auf die Dauer standhalten? Wie mit unseren noch längst nicht zu unbedingtem Gemeingut gewordenen deutschen Staatsgedanken (Reichsgedanken) und dem erst in den Anfängen steckenden Volksgedanken der erdrückenden Übermacht unserer Feinde unerschütterlich widerstehen, die in ihren festgefügten Nationalstaaten und in dem eisenhart geschmiedeten nationalen Willen alle die unwägbaren, aber entscheidenden Güter in Hülle und Fülle besaßen, die bei uns bestenfalls noch im Werden waren?!

Der immer noch nicht überwundene Partikularismus, d. h. der einer vollkommenen, restlosen geistigen Einigung unseres Volkes im Wege stehende Staatsgedanke der Einzelstaaten, die Schwäche des Volksgedankens und zuletzt, aber nicht zum wenigsten der blöde Parteigeist haben das Emporwachsen eines einheitlichen und festen nationalen Willens im deutschen Volke bisher noch verhindert.

Und dennoch, vielleicht hätte unser Volk, das im August 1914 diese wundervolle Einigkeit und einen so starken Willen zeigte, sich emporhalten und über die bangen schweren Jahre an ungebrochener Einheit und Kraft hinüberleiten lassen, wenn es starke Führer gehabt hätte, wie sie England und Frankreich beschieden waren. Auf militärischem Gebiete hatten wir sie, aber auf dem schließlich entscheidenden politischen Gebiet klaffte bei uns nur eine große Lücke!

Es hat wohl unser Schicksal sein sollen. Das deutsche Volk, das in dieser großen Prüfung — wir dürfen es uns nicht verhehlen und bemänteln — trotz seiner unsterblichen Waffentaten zu leicht erfunden wurde, muß nun durch noch schwerere Prüfungen hindurch, um im Feuer des Leidens endlich zu dem harten Stahl ausgeglüht und zusammengehämmert zu werden, als welcher allein es fähig sein wird, die Aufgaben zu erfüllen, die ihm die göttliche Vorsehung gestellt hat.

Noch ist die Prüfung nicht vorüber. Wir stehen erst mitten drin. Vielleicht erst im Anfang! Wer kann es wissen? Wir dürfen nicht einmal ihr Ende wünschen. Denn sie hat ja noch lange nicht vollbracht, was unserm Volke allein Heil bringen kann."

Die Türmerleser werden überrascht sein, wie sehr hier — und unabhängig voneinander — die Grundgedanken dieser beiden Leser zusammenklingen. Wir sind in der Tat in einer zu bestehenden Prüfung, aus der ein reineres, ein von innen heraus erstarktes Deutschland hervorgehen soll. Wieviel fruchtbarer und tiefer ist solche Betrachtungsweise als die sonst umlaufenden Schlagworte, sei es „der Feind steht rechts" oder „der Dolchstoß von hinten", die uns wahrlich nicht vom Flecke bringen.

* * *

Wie ist die gegenwärtige politische Gesamtlage?

Ein neuer Reichskanzler wirbt um Vertrauen. Er kommt von der Arbeit, nicht vom Parteidogma; wir warten also seine Arbeitstaten ab. Selbstverständlich bittet auch er zunächst um „Vertrauen". Die Männer der Erfüllungspolitik haben diese Bitte besonders nötig. Ihre Vorgänger haben in entscheidender Stunde das Händlertum dem Heldentum vorgezogen, weil sie dem zermürbten deutschen Volke die Kraft zu einem trotzig beharrenden „Nein" auf Tod und Leben nicht mehr zutrauten. Sie schufen mit jener Unterschrift von Versailles eine Stimmung der Unaufrichtigkeit: denn wie will man „erfüllen", wenn man's nicht hat! Aber die nationale Entrüstung der rechtsgerichteten Deutschen muß als Ausgleich die Tatsache ins Auge fassen, daß dieselbe Verlogenheit bei unseren Gegnern herrschte, als sie mit vorgehaltenem Revolver unsere Vertreter zur Unterschrift zwangen. Auch sie wußten, daß wir so phantastische Lasten nicht erfüllen konnten; aber Frankreich erhoffte sich aus dem Shylok-Vertrag von Versailles eine Fortsetzung des Krieges in anderer Form bis zur Lähmung oder Zertrümmerung des Deutschen Reiches. Seitdem ist die französische Drohung mit dem Einmarsch und die Drangsalierung des besetzten Rheinufers nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische und weltwirtschaftliche Qual geworden. Allmählich durchschaut die ganze Welt diese Hemmung des Weltfriedens; besonders die Fachleute der wirtschaftlichen Welt brandmarken die zerfahrene Lage.

Männer wie Nitti, Keynes, Mac Kenna, Morgan, Vanderlip und andere betonen immer wieder die Einheitlichkeit des weltwirtschaftlichen Körpers. Gelingt es, diese Einsicht zum Allgemeingut der Kulturmenschheit zu machen, so ist ein wirklicher Friedensschluß überhaupt erst möglich. Wollte Deutschland jedoch nachträglich mit einem trotzigen „Nein" oder „Bis hierher und nicht weiter!" auftrumpfen, wie es Heißsporne der Rechten verlangen, so würde das nur wie Pose wirken und weder das Gesamtvolk hinter sich haben, noch bei den Feinden entscheidenden Eindruck machen. Diese Gelegenheit ist nun vorerst verpaßt. Die Erfüllungspolitik war auf allen Seiten eine Lüge; wir müssen nun gemeinsam aus dieser Verstrickung herauszukommen versuchen. Auch Frankreich würde durch einen Einmarsch nichts Entscheidendes gewinnen als einen augenblicklichen Rausch mit nachfolgender schärfster Entzweiung gegenüber der angelsächsischen Welt.

Wie weit Mussolini als temperamentvoller Dilettant rasch abwirtschaften wird, wie weit er etwa als großzügiger Staatsmann zu werten sei, muß man abwarten.

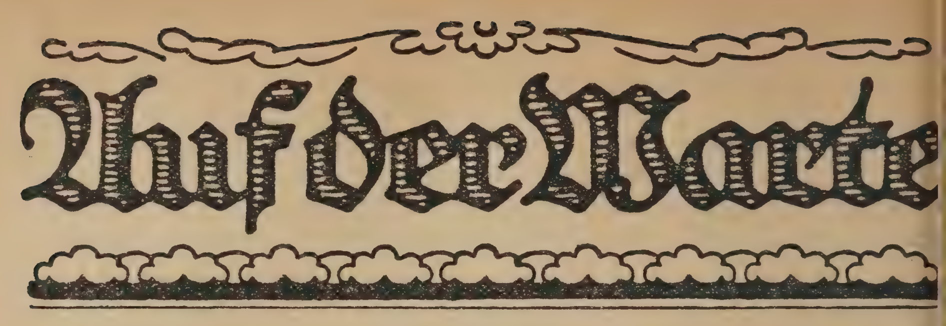
In Sowjet-Rußland feiert die rote Diktatur glänzende Paraden und Kongresse; und ebenso schimmernd und ausführlich berichten darüber das „Berliner Tageblatt“ und die „Frankfurter Zeitung“. Die Kommunisten werden sich freuen an diesen Bildern; aber ein denkender Leser von der Rechten müßte diese beiden Berichterstatter — die besonders Trotzki und Lenin mit gleichsam elektrisch vibrierender Feder verherrlichend zeichnen — als Stimmungsmacher für den Bolschewismus beanstanden, wenn nicht plötzlich Folgendes zu lesen wäre („Frankf. Ztg.“, 10. Dez.): „Die Einnahme von Wladiwostok hat die Situation blitzartig beleuchtet. Der russische Riese reckt die Glieder. Die Großmacht Rußland ist wieder erwacht. Der moralische Eindruck innerhalb des russischen Volkes ist hierbei die wesentlichste Seite dieses Ereignisses. Vor einigen Tagen hielt Lenin in der großen Moskauer Oper vor 4000 Zuhörern eine Ansprache. Als er die Einnahme Wladiwostocks erwähnte, sagte er lachend: ‚Man hat uns Wladiwostok lange vorenthalten. Das Städtchen ist aber dennoch unser eigenstes.‘ Ein erschütternder Sturm der Begeisterung erdröhnte. Er hatte seine Zuhörer an ihrer nationalen Seite gepackt. Das Nationalgefühl haben die Bolschewisten durch ihre Siege mächtig entfacht. Hierin liegt letzten Endes auch eine der Erklärungen ihrer Popularität, ihrer Stärke. Und für den Kommunisten ist selbst der Moskauer Kommunismus, der sich von hier aus über die Welt verbreiten soll, ein Objekt russischen Nationalstolzes, so paradox auch das klingen mag. Nationale Bestrebungen sind schwer zu hemmen. Die Russen haben Wladiwostok zurückerhalten. Doch nun fordern sie auch ihr Sachalin, das noch von Japan besetzt ist. Und sie werden es mit der Zeit erhalten....“

Was lesen wir denn da? Man bestätigt da von unbefangenster Seite her, was wir im letzten Türmerheft (S. 199) und sonst gesagt haben: daß jede der jetzt durch die Welt schwingenden Freiheitsbewegungen zugleich national ist. Auch der deutsche Sozialismus kann sich dieser Welle nicht entziehen. Er wird zwischen Imperialismus und Bolschewismus eine edle Vaterlandsliebe herausarbeiten müssen.

* * *

Indem ich dieses Tagebuch abschließe, kommt mir eine Nummer der Pariser Zeitung „L’Éclair“ zu Gesicht, von der Redaktion direkt von Paris nach Weimar gesandt. Eine Stelle ist mit grünem Bleistift umrandet. Die Zeitung erwähnt dort sachlich unsren „Türmer“ („le fameux guetteur“) und sein Jubiläum, weist auf unsre Veröffentlichung ungedruckter Briefe der Fürstin Bismarck hin und bemerkt dazu, daß sich die ganze Leichenrede dieser Frau in das Wort zusammenfaßt: „Die Liebe war ihr Leben.“ Diese einzigen Worte, in deutscher Sprache mitgeteilt, mitten in einer französischen Tageszeitung — ich gestehe, es hat mich mit Wehmut erfüllt, besonders im Hinblick auf den übrigen Inhalt der interessanten Nummer, der für die französische Denkweise überaus bezeichnend ist. Wir sind gewohnt, daß uns von Paris nur Haß und Drohung zuströmt. Da wir uns gleichzeitig mit einer neuen Veröffentlichung von Romain Rolland beschäftigen, werden wir im nächsten Heft einiges dazu sagen. L.





Elſaß-Hilfe

Dem Herausgeber des „Türmers", Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar, Karl-Alexander-Allee 4, iſt von Auslandsdeutſchen (Chile), die ehemals an der Univerſität Straßburg ſtudiert haben, eine anſehnliche Summe für notleidende ausgewieſene Elſaß-Lothringer zur Verfügung geſtellt worden. Er bittet die Türmerleſer, ihm bedürftige Elſäſſer zu nennen oder ſie auf dieſe hochherzige Spende aufmerkſam zu machen. Die Gabe wird teils in Beratung mit dem Hilfsbund für Elſaß-Lothringer im Reiche, teils unmittelbar an einzelne Gruppen oder Bedürftige, beſonders auch Kinder, zur Verteilung kommen. Dem Geſuch iſt ein Bedürftigkeits-Zeugnis beizulegen, etwa von einem Geiſtlichen oder ſonſt einer Vertrauensperſon. Wir danken den edlen Spendern auch an dieſer Stelle, daß ſie dem unglücklichen Elſaß und ſeinen Vertriebenen eine ſo dankbare Liebe bewahren.

*

Bürger und Proletarier?

Ein kleiner Verweis wird dem Herausgeber in zwei ausführlichen Zuſchriften zuteil: weil er im November-Tagebuch den Gegenſatz „Bürger" und „Proletarier" hinſichtlich der allgemeinen deutſchen Not als praktiſch ſinnlos erklärt hat: „Proletarier? Wo ſind ſie denn heute? Verelendung? Welcher Stand geht denn dem Elend entgegen? Doch wahrlich nicht die Organiſierten, die ſtreiken können — und die dem neuen, von ihnen geſchaffenen Freiheitsſtaat bereits Milliarden an Streikſchäden aufgebürdet haben?!" So ſchrieb ich dort. Und in dieſem Zuſammenhang war eine Wendung gefallen, die — an ſich betrachtet — in der Ta zum Widerſpruch reizen kann: „bei den un geheuren Löhnen der Angeſtellten". Welch „Angeſtellte" bzw. Arbeiter aber gemein waren, geht aus dem Vorausgehenden her vor; das Wort kann allerdings irre führer es hätte durch ein anderes (z. B. die „Organi ſierten") erſetzt werden ſollen.

Nun zählen mir da zwei junge Freund unſeres Türmer-Kreiſes ihre und ihrer erreic baren Umgebung geringen Löhne auf un ſtellen mich ein wenig zur Rede, gleichſam ſ als ob ein Dichter von dieſen Dingen halt nic viel verſtehe, während ſie ihn auf dem Seeler gebiete dankbar gelten laſſen. Hier ein paar – nur ein paar — der Beiſpiele, die mir etw dabei vorſchwebten:

Berlin, 25. Novbr. (Priv.-Tel.) Der Be liner Kohlenarbeiterſtreik iſt heute a der Grundlage des vom Schlichtungsausſchu gemachten Vermittlungsvorſchlages beend worden. Die Stundenlöhne werden vo 240 auf 335 Mark erhöht.

Hamburg, 25. Novbr. (Priv.-Tel.) In Lübe ſind die Hafenarbeiter, obwohl ſie den tari mäßigen Tagelohn von 2400 Mark erha ten, in den Streik getreten, um für die Kra führer und Kaiarbeiter den gleichen Verdien herauszuholen. Infolgedeſſen herrſcht im Lü becker Hafen faſt völlige Ruhe.

Eine dritte Notiz gleicher Art ſteht unmitte bar darunter (Ausſtand der Danziger Bu drucker). Ebenſo erreichten ſogar die Berlin Schauſpieler durch einen lärmenden Strei daß der Mindeſtgehalt für November a 62 400 Mark, der Mindeſtgehalt für D zember auf 125 000 Mark feſtgeſetzt wurd Man leſe auch die neugeſtaffelten Stunde löhne in der Metallinduſtrie! Nur noch ei Notiz dieſer Art: Jena, 11. Dezember. Vo

den Landeskliniken erzählt man, daß eine alte Schwester mit zehn Dienstjahren, einer strengen Lehrzeit, einem schweren Examen mit staatlichem Diplom im vorigen Monat ein Gesamteinkommen von 7000 Mark bezog. Ein Hilfspfleger aber, d. h. ein Lehrling, der als Schüler den Beruf beginnt, bezog ein Einkommen von 25000 Mark! Wer eine Reihe von Tageszeitungen täglich an sich vorüberziehen läßt und im Lesen Übung hat, der könnte Seiten füllen mit solchen Notizen. Das sind also die hungernden „Proletarier". Und nun die „Bürger", die nicht streiken können, die in aller Stille hungern und verhungern! Grade die beiden Zuschriften mit ihrem Tatsachen-Material stammen aus bürgerlichen Kreisen, denen die Massen-Wirkung des Streiks versagt ist; sie bestätigen also unsren Hinweis auf das Unzulässige, auf das Phrasenhafte, das sich ausdrückt in der hartnäckig wiederholten Ausspielung des „hungernden Proletariers" gegen den „prassenden Bürger". Aus meiner eigenen täglichen Erfahrung in Fragen der Wohltätigkeit unter den „Bürgern", besonders Kleinrentnern und Schriftstellern, sind mir erschütternde Zahlen bekannt — erschütternd durch ihre Geringfügigkeit im Verhältnis zu jenen oben genannten Löhnen. Doch wir wollen uns nicht in Einzelheiten verlieren. Worauf es ankommt, ist klar: dort Lohnerzwingung durch Streik — hier stilles Hinsiechen.

In einem freilich stimme ich mit meinen jungen Freunden wärmstens überein: daß es viel zu viel an Liebe fehlt. Und zwar auf beiden Seiten: bei Arbeitgebern wie bei Arbeitnehmern. Wäre dort wie hier mehr herzliche Anteilnahme am Wohl und Wehe der Herrschaft oder der Dienstboten: die Hälfte der Not wäre durch treues Zusammenhalten getilgt. Es gibt schöne Beispiele dieser Art. Nur den „Herrschaften" die Schuld aufbürden, daß nicht beide Teile eine so herzliche Einheit bilden wie einst Oberlin und seine unbesoldet bei ihm wirkende Magd Luise Scheppler, das wäre ebenso verkehrt, wie das einseitige Schelten auf „die Dienstboten" schlechthin.

Während ich diese Betrachtung abschließe, wird in Weimar wieder in ruchlosester Weise gestreikt. Die Folge ist auch hier wieder: Verbitterung und Millionenschaden für alle Beteiligten — und für die Unbeteiligten dazu.

L.

*

Paul Burgs Goethe-Roman

Schon in seinem Erstlingswerke „Da ist Heimat" schreibt Burg dem Genius von Weimar einen begeisterten Hymnus. Da lesen wir den Satz: „Goethe! Bei deinem Namen ist's, als klänge noch ein ander Wort in diese inhaltschweren Silben hinein: Liebe!" Wenn nun der Dichter in reifen Schaffensjahren das kühne Wagnis unternimmt, Goethes Leben in einer Roman-Trilogie („Alles um Liebe", verlegt bei Max Koch, Leipzig-Stötteritz) seinem deutschen Volke nahezubringen, so ist es uns, als leuchte jener in Jugendtagen geschriebene Satz über das Werk, das, wie Burg im Vorspruch des eben erschienenen ersten Bandes „Freudvoll und leidvoll" sagt, „Goethe im menschlichen Querschnitt, sein Werden durch Weimar jeden Schritt, sein vielfältig Leben und heimlich Leiden, inbrünstiges Suchen und bitteres Meiden aus Goethes Zeit heraus" beschreiben soll.

Wilhelm Bode hat mit unermüdlich spähendem Fleiß das Menschliche und Allzumenschliche aus Goethes Leben in ungezählten Kleinigkeiten zusammengetragen. Burg ist Dichter, der all dies reiche Material der Goetheforschung wie in einem Brennspiegel auffängt, um es von dort künstlerisch geläutert hineinstrahlen zu lassen in seines Volkes Herz. Die gründliche Kenntnis der kulturgeschichtlichen Grundlagen jener Zeit hat seine dichterische Arbeit aufs glänzendste unterstützt. Wie weiß er die vielen Mosaikstücke dieses wundersamen Lebens zu sichten und zu einem festumschlossenen Ganzen zusammenzufügen! Goethe in seiner edelnatürlichen Menschlichkeit — das ist Burgs Thema. So will sein Roman verstanden sein. Dieses Reinmenschliche des Genius ist aber verstanden aus einer unserer seelenlosen Weltstadt-Zivilisation wie ein lichtgetränkter Märchentraum erscheinenden Zeit. Der vorliegende erste Band der Trilogie läßt dem Leser kein anderes Gefühl aufkommen als das ehrlicher Bewunderung und Hingerissenseins

von der schöpfungskräftigen Gestaltungsgabe eines neudeutschen Dichters, der uns in diesem Buch aus dem Zerrbild modernen Menschentums hinaufführt zu Goethes Geistesadel. Seine Welt rauscht farbentrunken und voll heißen Erlebens an uns vorüber.

Der Roman setzt ein mit den feurigen, ungezügelten Jünglingsjahren Karl Augusts in Paris und schließt mit der Flucht Goethes nach Italien. Manch unbekannte oder überraschende biographische Neuigkeit erregt unsere Aufmerksamkeit, so die mit besonderer Liebe herausgearbeiteten Herzensbeziehungen Goethes zu der schönen Marchesa Antonia di Branconi. Immer findet Burgs Gestaltungsgabe ihre stilvollendete Form: sei es für das Liebesabenteuer mit der Weimarer Bäckerstochter, sei es für die edle Schönheit jener Episode des Wiedersehens in Sesenheim oder für den Kreis Wielandscher Familienbehaglichkeit. Goethes Weimar in seiner reichen Menschlichkeit und geiststrahlenden Kultur steigt wie ein fernes Himmelsleuchten mahnend über unsere unheilvolle düstere Zeit empor. Diese Gestaltung erhabener Gemütswerte in dem von ihm so verheißungsvoll begonnenen, von Staßens Meisterhand geschmückten Roman ist Burgs Verdienst. Sein Werk bedeutet ein beachtenswertes Ereignis in der neudeutschen Dichtung, mit dem sich Publikum und Kritik auseinanderzusetzen haben. Wir danken dem Dichter einstweilen für den Mut zur Durchführung einer so schönen und schweren Aufgabe und rufen ihm für die Weiterarbeit ein „Glückauf“ entgegen! Dr. Paul Bülow

*

Hanns Johst an Thomas Mann

Einer der jüngeren Dichter, der Dramatiker Johst (geb. 1890) hat auf das Bekenntnis Thomas Manns zur Republik, das wir im Dezemberheft des „Türmers“ von unsrem Standort aus beleuchtet haben, in einem Offenen Briefe geantwortet. Wir bringen daraus, nach dem „Hannov. Courier“, folgende Stellen:

„Werter Thomas Mann! Wir Jungen — so stilisieren Sie überlegen und mit der Ironie, die einem Gratulanten von Geist ziemt, zu Hauptmanns, des jüngeren Bruders von Carl, allmählich mythischem Geburtstage —, wir Jungen sollen die Ohren spitzen. Wir taten dies, jedoch ohne daß Sie es vermocht hätten, uns zu Langohren zu betören. Es entspricht weder meinem Wesen noch der Weltanschauung, zu der ich mich bekenne, Beweis gegen Beweis zu stellen. Sie werden als erfahrener, ja routinierter Dialektiker wissen, daß durch Beweise immer nur eine sogenannte geistige Haltung gewonnen werden kann, nie sich eine persönliche Natur zu offenbaren vermag.

Rhetorisch ist die Sache der Demokratie längst gewonnen, denn jeder, der einer anderen politischen Gesinnung lebt, und tue er es noch so still und persönlich, ist längst als Dummkopf erwiesen. Denn ist der nicht töricht, mit Recht töricht zu nennen, der das Pflichtbewußtsein seines staatlichen Daseins aus der Tatsache schöpft, daß Tausende und aber Tausende ohne Organisation und ohne Tarif aus großem Gefühl heraus ihr Leben für eine Sache opferten? Dieser Schlag Menschen, der ohne Rede und Antwort einer problematischen Sache das ganze Gut seiner Existenz gab? Die viel gefeierte Republik neigt dazu, diese Menschen als Opfer einer toten Zeit anzusprechen, wir dagegen feiern sie als Helden, die durch die Tatsache ihrer Opferung und ihres Opfers diese Zeit unsterblich machten.

Uns Jungen wird Novalis triumphierend als Beweis geboten. Wie schade, daß wir von vornherein und prinzipiell gegen die Kraft des Argumentes stimmen mußten. Sonst wäre es so leicht und lohnend gewesen, aufzuzeigen, wie die Romantik sich demokratisch gebärden mußte aus Widerspruch zu einer vermittelnden, pazifistischen, feigen Regierung, aus einem Widerspruch heraus, aus dem wir Jungen heute geneigt sind, eine pazifistische, humanistische, völkerverbrüdernde, international-nationale Regierung ohne sonderliche Liebe zu sehen. Das Volk damals ballte sich 1813 entgegen, und zu diesem Volke bekannte sich die romantische Gesinnung. Das Volk heute? Es bedarf der heroisch geschulten Persönlichkeit mehr denn je, soll es nicht restlos an Interessenpolitik beredter Kasten und Klassen zergehen. Der Blickpunkt der Ro-

mantik war Idee und Ewigkeit; Ihr Blickpunkt ist Zeit und Vater Ebert; damit ist ein für allemal der Entscheid für uns Junge gefallen.

Wir verzichten auf das Wort, weil wir an die Tat glauben. Seit vier Jahren hat die Republik das Wort, sie hat Argument auf Argument gehäuft, daß sie zu Recht besteht, und wahrlich, Sie sind nicht ihr schlechtester Lobredner geworden. Nur ist uns der radikalste Utopist von links und rechts wahlverwandter als der literarisch gewichtigste Sprecher der Vernunft, des Geistes, des Rechtes, der Menschlichkeit, der Humanität. Und er ist es, weil seine harte und blutrote Existenz dem wahren Christenglauben näher steht, als er es selbst zu erfassen vermag. Wir Deutsche sind so tiefe und erlebniswahre Christen nur geworden, weil Christus der Gott der Tat und des Gleichnisses und nicht der Rede und des Argumentes war. Wir Jungen sind nicht reaktionär — diese Schlagworte sind billig! Wir sind das lebendige Vermächtnis jener Zeugen, die für Deutschland fielen. Sie fielen nicht auf eine Rede hin, sondern auf einen Befehl, sie fielen nicht, weil man sie überredete, sondern weil sie glaubten. Sie fielen als Christen und Deutsche. Und sie verpflichteten uns an ein Deutschland, das zurzeit nicht existiert! Mögen Sie und Ihre neuen Freunde noch so redselig von einem neuen, tatsächlichen Deutschland zu erzählen wissen, unser Deutschland ist eine Religion, Vergangenheit und Zukunft in eins. Die Schlachtfelder aller Zeiten sind und bleiben ewiger Altar. Das Schwert ist uns sakral wie Ihnen und Ihresgleichen der Federhalter. Ich habe mich ungeschlachten bekannt. Erkennen Sie, geliebter Thomas Mann, daß diese Absage an Ihre Wendung, oder nennen Sie es Vertiefung, Zorn erwecken mußte in einem Menschen, der wie ich auf Thomas Manns unzweideutiges Deutschtum eingeschworen war. Sie haben Ihr Deutschtum an die Zeit verraten, an den Kompromiß, an die politische Praxis, das aber dünkt mich eines Dichters weheste Absage an seinen ewigen Beruf."

*

Nachklänge zur Gerhart Hauptmann-Feier

Man schreibt uns:

„Hauptmann hat viele Dramen geschrieben und Romane und sogar Novellen. Selbst Verse. Aber wagen wir es und lüften wir da und dort den Schleier von seinen Werken, nehmen wir mit behutsamen Fingern das Milieu fort, das einmal als deutscher Märchenwald, als Glasbläserhütte, als mexikanische Sonnenwelt, als Bahnwärterhäuschen und sonst in vielfältigen Verkleidungen um seine Gestalten als ein mehr oder weniger demonstrativer Mantel gewickelt ist: — so bleibt eigentlich nur der halbe, ziellose, schwächliche, melancholische, am Leben verzagende Mensch zurück, der gedemütigt begreift, daß er nie das Ziel seines Wollens erreichen wird, vielleicht nicht einmal die starke Kraft des Wollens selber besitzt.

Dieser wie ein Gespenst immer wieder heraufbeschworene Schwächling ist das Problem Hauptmann.

Man könnte sagen: alle diese Darstellungen zerrütteter Existenzen sind nichts als ein Vorhang, um das eine qualvoll geheimgehaltene Drama zu verbergen: daß in des Dichters Brust eine Seele wohnt, die zu erlösen ihm nicht gelungen ist, noch je gelingen wird. Wer hört sie nicht wie ein geängstigtes Kind im Dunklen aus dem „Hannele" weinen, aus den „Webern" klagen, aus der „Pippa" weltverlorene und törichte Worte sagen? Sie stöhnt in „Gabriel Schilling", sie treibt Peter Brauer und die Kramers, Vater und Sohn, zur Verzweiflung. Sie ist der dunkle Gott, der mit tränengeblendeten Augen täppisch und unheilvoll ins Schicksal der Seelen greift, der keine von ihnen zur vollen Auswirkung ihres Menschentums gelangen läßt, der sie von vornherein unbrauchbar macht und ideenlos, sie furchtsam in Symbolik ersäuft, ihnen alle Degenerationsmerkmale der Vielzuvielen mit auf den Lebensweg gibt.

Es ist nicht zum erstenmal, daß man den Dichter Gerhart Hauptmann mit mehr oder weniger wohlriechenden Weihrauchwolken fast erstickt. Aber gönnen wir es ihm! Gönnen wir

es ihm mit dem tieferen Wissen dessen, der hinter tausend Masken die eine nie heilende Wunde erkannt hat. Es ist die Wunde dessen, aus dem seine Zeit durchaus einen Führer machen wollte, während er doch weder Führer noch Held, nur ein gefesseltes Opfer ist.

Warum hat Hauptmann keine Entwicklung? Warum wuchs nichts aus ihm, was der Erfüllung gleicht? Warum hat er uns nicht ein einziges wirkliches und zeitloses Kunstwerk geschenkt, er, der wie ganz wenige die Möglichkeit hatte, nur seiner Kunst leben zu dürfen? Nie hat ihn Sorge berührt, nie haben seine Mißerfolge ihm ernstlich Unannehmlichkeiten bereitet. Die Clique, die ihn von Anfang an empor- und dann immer mehr in sein Volk hineintrug — so lange, bis dieses Volk glaubte, er sei sein von ihm erwählter Held und Mittler zwischen der eigenen Dumpfheit und dem fremden Geistigen — diese Clique hat ihn zeitlebens wie eine Zauberwolke behütet. Nennt sie Partei, nennt sie eine bestimmte Journalistik, nennt sie Theaterdirektoren, Verleger, nennt sie das alles zusammen: — es läßt sich nicht leugnen, daß sie es war, die vielleicht das Beste in Gerhart Hauptmann durch den unaufhörlich auf ihn niederprasselnden Erfolg erschlagen hat. Macht euch doch nichts vor, laßt euch doch nicht von eurem eigenen Weihrauch die klare Wirklichkeit verhüllen!

Er ist ja gar nicht der deutsche Dichter, er ist ja gar nicht der Unerreichbare, er ist ja gar nicht der Göttliche, als den man ihn euch auf Goldmosaik gezeigt hat! Er ist ein Begabter unter vielen, der viel zu früh und ganz unreif in die Tretmühle des Erfolges geworfen wurde und dort wie ein armseliger Sklave nun Dienste leisten muß, deren Gewinne vielen anderen mehr zukommen als ihm selber. Beneidet ihn nicht — bedauert ihn! Denn täglich, stündlich wird von ihm mehr verlangt, als er leisten kann und als der Gott in seiner Brust ihm vorschreiben würde. Ist er nicht ein Schaustück geworden?

So entwertet und profaniert dieser Zeitgeist seine Opfer. Es wird eine andere Zeit kommen — denn nur die Zeit besitzt die unbestechliche Gerechtigkeit, die den Lebenden fehlt —, die auch Gerhart Hauptmanns Ruhm auf jenes Format zurückschraubt, das ihm gebührt. Aber in demselben Maß, als diese nicht mehr künstlich angeblasene Flamme kleiner und stiller werden wird, in demselben Maß wird man die Imponderabilien dieses durch Überforderung aus der Bahn geworfenen Talentes richtiger einschätzen. Vielleicht wird es dann gar nicht so schwer sein, die natürlichen Grenzen festzustellen, in denen Gerhart Hauptmann ein zwar weit weniger umhuldigter, aber glücklicher und mit sich selbst zufriedener Schaffender gewesen wäre, der, nicht in unbarmherziger Hetzjagd zur Produktion so vieler halber und schwacher Werke gezwungen, sich so hätte auswirken können, wie seine Begabung es ihm gewährleistet hätte.

Ein mit Erfolg gleichsam wie mit Diamanten gesteinigter Dichter ist doch eigentlich die bitterste Tragikomödie, die Menschenwitz erfinden kann." A. H.

*

Schaufensterqualen

Eine Errungenschaft dieser Nachkriegszeit sind die Schaufensterqualen. Es sind Tausende, die sie täglich fühlen und mit einer gewissen müden Resignation ertragen, wenn sie an den Verkaufsläden vorbeipilgern müssen, ohne als Käufer eintreten zu können. Die Bitterkeit des Entsagens ist für viele Deutsche — für den ganzen Mittelstand — ein eisernes Muß geworden, mit dem sich jeder auf seine Art abzufinden sucht.

Im Kriege — o wie besser waren wir dran: man konnte nichts haben! Die Läden gähnten leer, als wollten sie den Käufer verschlingen. Man konnte sich schließlich gar nicht mehr vorstellen, daß alle diese Borde, Schubläden und Schaufenster einmal voll von Waren gewesen seien. Waren, die man kaufen konnte, ohne Marken, für wenige Pfennige! Gute Sachen, die man einmal gedankenlos verspeist hatte, als Alltagsgenuß!

Tauchte im Kriege da und dort, auf unnennbaren Zufallswegen, einmal wieder einer dieser kleinen Alltagsgenüsse auf, er wurde wie eine Festerscheinung begrüßt. Dinge, die man sonst gering geachtet oder gar verschmäht

hatte, erlangten Beliebtheit und Bedeutung. Der Krieg wurde ein merkwürdiger Zauberer. Ein kleines Weißbrot machte er zu einer Delikatesse, ja zu einem Ereignis!

Jetzt aber — ja jetzt ist alles wieder da. Nicht nur die knusperigen Weißbrötchen, auch all die anderen herrlichen Sachen, wie wir sie früher gewöhnt waren. Die Schaufenster wetteifern um den Vorrang der lockend-leckeren Ausstellung. Es kommt einem vor, als ob sie nie so lukullisch überfüllt gewesen wären. Sie wirken wie ebenso viele Lockrufe, diese Torten und Konfekte, die Würste, Schinken und die erlesenen Delikatessen, die wir im Kriege nur noch dem Namen nach kannten.

Aber, wehe, nun ist es noch schlimmer! Wir feiern Wiedersehen mit ihnen, aber wir können sie nicht kaufen. Die Teuerung hat es unmöglich gemacht.

Solch ein Schaufenster ist ein Ort der Qualen. Man beachte das nur einmal! Große und kleine Kinder stehen davor und recken gierig die Hälse. Sie flüstern sich leise die Namen der Köstlichkeiten zu. Sie essen mit den Augen.

Es ist wie in einem Märchen. Die Köstlichkeiten werden von einem bösen Dämon bewacht. Der Dämon heißt: Teuerung.

Mit wie wenig konnte man sonst eine kleine Kinderfaust füllen! Wenn so ein kleiner Kerl sehnsüchtig in ein Schaufenster blickte, ging man hinein und befriedigte seinen Sehnsuchtsblick mit einem Apfeltörtchen. Auch das Wenige ist den Vielen jetzt nicht mehr möglich.

Und dabei zu denken, daß die Erde genug produziert, um uns Menschen alle mit ihren Gaben zu erfreuen, mit ihrer verschwenderischen Fülle!

Mutter Erde wird von einem Gespenst beherrscht, das heißt: Teuerung!

Und dabei zu denken, daß es nur die Geldgier ist, die den Hunger in die Welt geschickt hat und die Not für den Mittelstand! Daß es der Unverstand ist, der den Menschen Lebensmöglichkeiten nimmt, der Haß, der ihnen das Letzte versagt!

Es ist wie ein Hexentanz. Die Valuta sinkt — die Teuerung steigt, wie es einzelne bestimmen, denen Menschlichkeit ein leerer Schall ist. Tausende hungern und verelenden, damit einige prassen können. Wucherer und Schieber sind die Herren des Tages.

Unsere schönen, freien, republikanischen Volksrechte und Menschenrechte — wo geben sie sich kund? Man möchte ihnen gern einmal begegnen, in dieser Zeit der Schaufensterqualen. Hero Max

*

Die drohende Verslawisierung der deutschen Seele

Die Ermordung Erzbergers und Rathenaus ist ein Zeichen dafür, daß dem Charakter des deutschen Volkes eine bedenkliche Änderung droht. Der politische Mord und vollends der organisierte Meuchelmord ist etwas, was dem deutschen Wesen von Hause aus völlig fremd ist. Die Königsmorde von denen unsere ältere Geschichte meldet, gehen auf persönliche Motive zurück. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach erschlug Philipp von Schwaben, weil er sich in seinen Heiratsplänen betrogen glaubte; und aus Schillers Wilhelm Tell ist allgemein bekannt, daß Albrecht I. in letzter Linie hauptsächlich das Opfer persönlicher Rachsucht wurde. Selbst der erbitterte Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht hatte unserer Geschichte keinen Märtyrer wie der englischen in Thomas Becket geschenkt. Noch schärfer tritt der Unterschied des deutschen Volkscharakters von dem seiner Nachbarn in der neueren Geschichte mit ihren Religions- und Bürgerkriegen hervor. Neben die grausige Bartholomäusnacht und das Schicksal Heinrichs IV. könnten wir höchstens Wallensteins Ermordung in entfernten Vergleich bringen, wobei noch zu erinnern wäre, daß die Hauptakteure „fremdstämmig" waren: Oberst Butler ein Ire, Gordon und Lesley protestantische Schotten, Devereux ein irländischer Kapitän. Völlig fehlen bei uns Beispiele gekrönter Häupter und ihrer Diener, die der Empörung ihrer Völker zum Opfer gefallen sind.

Freund und Feind haben diesen Zug im deutschen Wesen anerkannt. In einem Brief Napoleons an den Marschall Davoust vom 2. Dezember 1811 lesen wir: „Spanien und die Provinzen Deutschlands haben nichts miteinander gemein. Spanien wäre längst

unterworfen — ohne seine 60000 Engländer, ohne die tausend Meilen Küste, die für unsere Armeen immer eine Grenze sind, und endlich ohne die hundert Millionen, die Amerika ihm geliefert hat... Aber weil es in Deutschland weder ein Amerika, noch ein Meer, noch eine ungeheure Zahl fester Plätze noch auch Engländer gibt, so ist nichts zu befürchten, selbst wenn der Deutsche so müßig, so faul, so meuchelmörderisch, so abergläubisch und ebensosehr den Mönchen ausgeliefert wäre wie das Volk von Spanien, wo es 300000 Mönche gab. Urteilen Sie doch selbst, was zu befürchten ist von einem so braven, so vernünftigen, so kalten, so geduldigen Volke, das von jeder Ausschreitung so weit entfernt ist, daß kein einziger Mann während des Krieges in Deutschland ermordet wurde." Wie hier Napoleon, so hat auch Bismarck den Meuchelmord selbst im Kriegszustande, das Franktireurwesen, als etwas Undeutsches gebrandmarkt. Mit seinem deutschen Empfinden nimmt er schon als Knabe sogar an dem sagenhaften Freiheitshelden Tell Anstoß, weil er Geßler auf meuchlerische Weise tötet. „Das Verstecken und Auflauern gefällt mir nicht, das paßt sich nicht für Helden", äußert er noch 1870.

Woher stammt nun dieser fremde Tropfen im deutschen Blut? Er macht sich von dem Augenblick an bemerkbar, wo sich durch die Entwicklung unserer vaterländischen Geschicke das politische Schwergewicht vom altdeutschen Boden nach dem einst von Slawen bewohnten Kolonisationsgebiet des Ostens verschiebt, d. h. seit den Freiheitskriegen. Es ist kein Zufall, daß die Spuren Karl Sands in die Nähe der einstigen Grenze zwischen Germanentum und Slawentum zurückführen: nach Jena, wo Karl Follen den Tyrannenmord predigte. (? Und wo Kant-Fichtes Philosophie so starke Pflege fand! D. T.) Heute aber stehen wir mitten inne in russisch-slawischen Stimmungen, wo ja politisches Leben und organisierter Meuchelmord überhaupt nie voneinander zu trennen waren.

Unsere Rassenfanatiker führen einen wahren Kreuzzug gegen die Fremdstämmigen und werden nicht gewahr, wie fremdes Wesen den deutschen Charakter in den Reihen der Nationalen selber zu vergiften droht! Wenn aber das Salz faul wird, womit soll man salzen? Soll an solchem deutschen Wesen die Welt genesen?

Prof. Dr. Walther Hoch

Nachwort. Der süddeutsche Verfasser sucht einem sehr düstren, uns alle tief beunruhigenden Problem von einer Seite beizukommen, die für unsre preußischen und slawisch-gemischten Volksgenossen kränkend wäre. Daß es grade Rechtsnationale sind, die zum Meuchelmord greifen — also zu einem undeutschen Kampfmittel — hat ihn mit Recht erschüttert. Es ist da und dort schon die Vermutung aufgetaucht, daß russische oder russisch gestimmte Spitzel, deutschnational maskiert, den jungen Leuten das Gift des Mordgedankens eingeflößt haben könnten. Aber des Verfassers Beantwortung (z. B. Hinweis auf Sand und Follen) scheint uns unannehmbar. Wertvoll ist freilich immer wieder die Betonung der Tatsache, daß Frankreich, Rußland, Italien und die Balkanvölker den Meuchelmord — einzeln und in Geheimbünden — kennen und üben, während in germanischen Ländern diese mörderische Politik selten ist. Daß wir uns von dem Gift anstecken ließen und wie das geschehen: wer will's beantworten! D. T.

*

Haussammlung und Opfertage

Das Reich hat kein Geld; also — —

Es ist schön, zu denken, daß die private Mildtätigkeit sich all der gemeinsamen Nöte einer verarmten, um ihr Volkstum und hohe Kulturideale kämpfenden Nation annimmt. Es gibt aber auch da Grenzen der Eintreibung des Scherfleins. So menschlich befriedigend und vaterländisch tröstend der Gedanke ist, daß aller äußeren Armut und Bedrängnis zum Trotz Hunderttausende von Volksgenossen erst recht bereit sind, von ihrem Wenigen abzugeben, weil in ihnen der Allgemeinheitsgedanke obenan steht — so stark vermögen die Formen, in denen diese Gebefreudigkeit beansprucht wird, den einzelnen zu verstimmen.

Auf dem Lande mag es wohl so schlimm icht sein. Aber in den Städten wird der Hausewohner und Straßenpassant doch oft auf ine harte Geduldsprobe gestellt.

Handelt es sich um die Linderung großer Nöte ganzer Volksklassen und Menschenalter, ann kennt das deutsche Mitleid noch immer ein Wenn und Aber: Für die Armen und lten, für die Kriegerwitwen und -waien, für die Krüppel- und Siechenheime, twa nach Art der Oberlin-Häuser, ist noch de Hand zur Tasche gefahren, die ein menschch und vaterländisch fühlendes Herz leitet.

Diese Opferwilligkeit des schaffenden, erverbstätigen Menschen erfährt aber Einbuße, venn fortgesetzt Anforderungen an seine Güte estellt werden, die stark nach Bettelei und Aufringlichkeit schmecken. Da soll bald eine Karte bgenommen werden für das Konzert eines linden Pianisten oder zum Besten einer veremten Frau aus Franz Schuberts Familie — ald zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum er städtischen Feuerwehr (die auf einem otten Ball mit Tombola bei einem Hektoliter ier der gütigen Geber gedenkt), oder zum au eines Sportplatzes, Kinderhortes, der schaffung einer Bücherspende — und so fort! Sagen auch die „beauftragten“ Sammler chts, wenn man so frei ist, abzulehnen — re Mienen sprechen zur Genüge, was ihr nneres bewegt und worauf es schließlich bei m Sammelwerk abgesehen ist. Dabei ist man neigt, sich hinterdrein Vorwürfe zu machen, ß man nicht doch einen Beitrag spendete: nn so ein armer Blinder, all die kleinen men Dinger, denen ein trautes Heim, ein rgendes Mutterauge und liebes Wort den nzen langen Tag fehlt, haben schließlich auch spruch auf Mitgefühl und Hilfe. Aber wo fhören, wenn man selber rechnen muß!

Es erwächst aber dem Staat, der den ungrenzbaren Begriff „private Wohltätigkeit“ nen Untertanen überläßt (um nicht zu sagen nheimgibt“), die moralische Gegenpflicht, für zu sorgen, daß Menschengüte nicht bemmten Teilen der Gutgesinnten aufgebürdet rd, sondern daß er bis zu gewissem Grade che Volksgenossen, die viel eher in der Lage d, zu geben, aber sich ihrer Menschen- und ungeschriebenen Staatspflicht entziehen, wenn auch nicht zur Hergabe zwingt, so doch durch Namhaftmachung dem Urteile ihrer Mitmenschen aussetzt. Besser noch sollten Staat oder Gemeinden von solchen Leuten, die Geld genug zur Befriedigung übertriebener Bedürfnisse haben, einen mittelbaren Notzins erheben, indem sie auf Luxusstätten und Schlemmerlokale (Bars, Dielen, Likörstuben, Tanzhäuser) einen Sonderzuschlag legen, der aber nicht dem allgemeinen Steuersäckel zuflösse, sondern der Notkasse, aus der von Fall zu Fall nach behördlich festgestellter Würdigkeit und Bedürftigkeit ein Hilfswerk zu bestreiten wäre. Wer es gut meint mit Land und Volk, wird seine Bedenken gegen steuerliche Überbürdung zurückstellen. Und wem der Zuschlag zu hoch erscheint, wer also nicht geneigt ist, aus seinem Überfluß darbenden Volksbrüdern abzugeben: der kehre um, gehe nach Hause und — lese ein gutes Buch zur Vertiefung und Anregung seines Innenmenschen! Denn da fehlt's am meisten.

Hans Schoenfeld

*

Ein neuer Unfug

„Bitte, ich möchte ein Buch über Molières Tartüffe haben.“

„Ein Buch, das ausschließlich von Molière oder gar nur von Tartüffe handelt, haben wir nicht.“

„Das ist aber furchtbar unangenehm. Ich muß nämlich einen Vortrag darüber halten. Haben Sie wenigstens eine ausführlichere französische Literaturgeschichte da?“

„Gewiß. Aber was darin steht, wird für Ihren Zweck zu summarisch sein.“

„Den Abend wird man allerdings nicht damit füllen können. Dumm — wirklich zu dumm! Immerhin geben Sie nur! Es ist besser als gar nichts.“

„Sie würden natürlich in einer wissenschaftlichen Bibliothek erheblich mehr finden.“

„Ich weiß, ich weiß! Aber zu so einer Spezialsucherei habe ich nun wieder keine Zeit. Der Vortrag soll schon übermorgen steigen.“

„Da bleibt Ihnen allerdings wohl kaum etwas anderes übrig, als zu sagen, was Sie selbst im Tartüffe gefunden haben.“

„Ich? Aber dazu müßte ich ihn ja selber erst lesen!“

„Wie? Sie kennen Tartüffe gar nicht und wollen darüber reden?“

„Lieber Gott, man kann nicht immer an die Quellen steigen, wenn man so viel zu tun hat wie ich. Ich habe doch nicht nur über Molière zu sprechen! Von anderer Seite bin ich zu einem Ibsenzyklus aufgefordert. Und dann vielleicht noch über Hauptmanns „Anna“, wenn ich die Kritiken noch zusammenbringe. Sonst über Dante.“

Diese Szene hat wohl schon jeder und jede im Volksbüchereidienst Tätige erlebt. Es braucht sich dabei natürlich nicht immer um Molière zu handeln. Statt seiner wird auch Kleist oder Mörike, C. F. Meyer oder Raabe gewählt. Das bleibt sich völlig gleich. Denn der Fall ist immer derselbe:

Ein junger Mann — zuweilen auch ein junges Mädchen, das Kurse besucht — will einen Vortrag halten über etwas, was ihm unbekannt ist! Man sollte meinen, seine nächste Pflicht wäre, sich die fehlende Kenntnis des betreffenden Gegenstandes zu verschaffen. Aber gerade daran denkt er nicht. Wozu gibt es Bibliotheken? Da findet man immer jemand, der einem sagen kann, wo schon ein anderer etwas über dieselbe Sache gesagt hat. Zeitersparnis! Die Meinung dieses andern ist alles, was man braucht. Von der stellt man einen Absud her, der unter der beliebten Flagge „Volksbildung“ verfrachtet wird. Und wenn dann im Volke aller Schichten keine, aber auch gar keine Nachfrage nach dieser Wassersuppe ist, so — liegt die Schuld nicht am Vortragenden! Hat er nicht sein möglichstes getan? Hat er nicht ganze zwei Tage vor dem Vortrage ehrlich versucht, einen gedruckten Auszug über das Thema zu bekommen, das er behandeln will?!

Wäre diese ganze Unsitte nur bei geschäftstüchtigen Schwätzern im Schwange, die im Grunde ganz andere Ziele verfolgen als die Förderung ihrer Hörer, lohnte es sich nicht, darüber zu reden. Das Bedenkliche ist aber, daß sie auch bei unfertigen jungen Menschen in Übung kommt, von denen unbedingt Lauterkeit verlangt werden muß. Diesen erweist man nur eine Wohltat, wenn man sie darauf hinweist, daß es rechtlicher wäre, zuerst einmal selbst die Nase in das Buch zu stecken, über das man zu andern reden will, und sich eine eigene Meinung zu bilden. Will sich keine Meinung bilden, so wird der Betreffende dann von selbst auf den Ausweg verfallen, den Vortrag nicht zu übernehmen. Und wer verliert etwas dabei? Dr M. K.

*

Die kleinen Franzosen ...

Der „Rheinische Beobachter“ bringt die Übersetzung eines „Liedes der französischen Bleisoldaten“, das aus einer Gedichtsammlung Pierre Vérons „Hübsche Bilder und Geschichten für unsere Kleinen“ (Verlag „La Renaissance du livre“) genommen ist:

„Kein Mitleid im Herzen
für die Boches, für die Boches!
Für die Frauenschänder,
für die Kindermörder,
Niemals mehr dürfen die Räuber
unschuldiges Blut vergießen.

Heraus die Bajonette!
Die Schlacht sei uns ein Fest.
Schlitzt auf den Bauch
den verfluchten Henkern,
den infamen Schweinen!

Wenn der Poilu erwacht,
dann rötet sich die Erde
vom Blut erschlagener Feinde.
Heil euch, ihr tapferen Soldaten,
die ihr treu eure Pflicht erfüllt!

An unserer Seit' im Graben
stehn unsre Freunde und Brüder,
Wie werden wir uns freuen,
den feigen Boche zu schlachten.“

Ihr armen kleinen Franzosen!

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Der Kenner — Schneiderfranken



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. | Februar 1923 | Heft 5

Friedrich Schiller: Der Künstler

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist!

Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeiten von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis!

Gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen!

Kann ein Volk seinen Charakter ändern?

Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven,
General der Infanterie a. D., Dr. h. c.

Wer jetzt unser Volk aufmerksam beobachtet, dem drängt sich oft die bange Frage auf: Ist das noch dasselbe Volk, das sich vor anderen durch die Tiefe seines Gemüts auszeichnete, dessen hohe sittliche Eigenschaften, dessen Pflichttreue unerreicht waren, dem anzugehören uns alle mit Stolz erfüllte, das mehr als vier Jahre einer feindlichen Welt in Waffen getrotzt hat? Kann überhaupt ein Volk seinen Charakter ändern, auch zum Schlimmeren?

Wenn wir die Naturanlage des deutschen Volkes ins Auge fassen, wie sie sich in seiner langen, an tragischen Wechselfällen so reichen Geschichte gestaltet hat, so könnte man tatsächlich an eine Wandlung im deutschen Volkscharakter glauben, die schon vor dem Kriege mit dem Eindringen der Massenhaftigkeit in unser Dasein und dadurch der Freudlosigkeit in unsere Herzen begonnen und in der Herrschaft schrankenloser Demokratie mit ihren häßlichen Nebenerscheinungen infolge des unglücklichen Kriegsausgangs und der Revolution ihren Ausdruck gefunden hat.

Eine Betrachtung der Beziehungen zwischen Naturanlage und Charakter beim einzelnen und einem ganzen Volke wird uns in dieser Hinsicht größere Klarheit geben. Lagarde sagt: „Wenn der Charakter nicht erworben werden könnte und müßte, gehörte er gar nicht zum Ethos; die Naturanlage eines Menschen, eines Geschlechts, eines Volks gibt in verschiedener Weise den Boden für seinen Charakter ab, identisch mit diesem Charakter ist sie nicht.“ Man könnte einwenden, daß die Wechselwirkung von Naturanlage und Charakter beim einzelnen sich anders gestalte als bei einem ganzen Volke. Unzweifelhaft weichen denn auch einzelne Menschen oft durchaus von der Masse ihrer Volksgenossen ab, im guten wie im schlimmen Sinne. Es kann daher immer nur von vorherrschenden Eigentümlichkeiten eines Volkes die Rede sein. Gleichwohl ist Gustav Freytag im Recht, wenn er schreibt (Bilder aus der deutschen Vergangenheit. IV. Einleitung): „In dem unaufhörlichen Einwirken des einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielseitiger und origineller die Individuen ihre Menschenkraft entwickeln, desto mehr vermögen sie zum Besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluß ist, welchen das Leben des Volkes auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes.“ Auch für eine Nation gilt daher das Goethe-Wort aus dem Tasso: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“ Dieser Strom treibt die einzelnen wie die gesamten Völker. Alles Leben ist Entwicklung. „Anlagen können nur entwickelt, diese Entwicklungen können bis zur Verkümmerung gehemmt, bis zur bewunderungswürdigen Leistung gesteigert,

aber in ihrer Art und Grundrichtung nicht geändert werden", äußert Kuno Fischer. (Über die menschliche Freiheit. Prorektoratsrede. Heidelberg 1888.) In der Charakterentwicklung sieht er das eigentliche Wesen der menschlichen Willensfreiheit, die sich auch der Naturanlage zuwider durchzusetzen vermag. Das gilt ebensogut für die Völker. Daher ist, zumal in unserer jetzigen Lage, nichts weniger angebracht als Fatalismus. Nicht mit dem Achselzucken der Hilflosigkeit, sondern mit kräftiger Regung aller geistigen und körperlichen Kräfte haben wir dem augenblicklichen Tiefstande unseres Volkes zu begegnen.

Die Naturanlage eines Volkes ist im Vergleich zu seinem Charakter mehr etwas Gegebenes, sie ist das Primäre; gleichwohl ist auch sie der Veränderung unterworfen. Äußere Beziehungen, wie sie sich in der Geschichte der Völker ausdrücken, geographische und klimatische Bedingungen sprechen hierbei mit. Wesentlich mitbestimmend ist die Zusammensetzung des betreffenden Volkes selbst, der Grad seiner Vermischung mit fremden Rasseteilen. So ist bei den Russen der starke finnisch-tatarische Einschlag, bei den Franzosen die frühzeitige völlige Romanisierung der Gallier, die sich die späteren Herren des Landes, die germanischen Franken, assimilierten, von hoher Bedeutung gewesen. Die Briten stellen ein Gemisch dar aus einer keltischen Unterschicht mit übergelagerten germanischen Schichten, zuerst Dänen und Angelsachsen, dann Normannen. Aus Anlaß der nicht lange nach Beginn des Weltkrieges vom englischen Pöbel verübten Ausschreitungen gegen alles Deutsche schreibt einer der besten Kenner des Landes, Dr Karl Peters (England und die Engländer. 6. Auflage. Hamburg 1919): „Es ist mir persönlich nicht zweifelhaft, daß in diesen verschiedenen Volksausartungen mehr das zugrunde liegende keltische Element als das angelsächsische sich in der Völkermischung, welche das heutige England ausmacht, offenbarte. Ich bin überhaupt schon seit Jahren der Meinung gewesen, daß in der Britenwelt von heute sich von neuem mehr der keltische Einschlag zur Geltung gebracht hat, und daß der Engländer jetzt näher mit den Franzosen als mit uns verwandt ist." Mag dieses Urteil auch nicht völlig einwandfrei sein, so findet es doch eine Stütze in dem Niedergang der aristokratischen Verfassung, wie er sich in dem Schwinden des Einflusses der den alten Eroberergeschlechtern entsprossenen Gentry und der wachsenden Bedeutung der breiten Masse kundtut. Die vielfach so abstoßende Roheit der Briten, wie sie sich im Boxerkampf zeigt, dürfte ebenfalls mit in der keltischen Unterlage begründet sein.

Ziehen wir die Geschichte zu Rate, so gewinnen wir weitere Aufklärungen für die Wesensart der erwähnten Völker. Die Stumpfheit der Russen, ihr leidender Duldermut sind durch die jahrhundertelange Tatarenherrschaft und den Despotismus der alten Zaren entwickelt worden. Die Nation erträgt infolgedessen seit fünf Jahren den Bolschewismus, wie sie einst die blutige Willkürherrschaft Iwans des Schrecklichen ertrug. Gleich diesen Halbbarbaren sind ihre Freunde, die frühzeitig zivilisierten Franzosen, überaus beständig in ihrer Entwicklung gewesen. Die Eindrücke der Römerherrschaft waren so nachhaltig gewesen, daß in der französischen Nation das Streben nach einem zentralisierten Einheitsstaate bereits im späteren Mittelalter bemerkbar wurde. Richelieu hat das Einheitswerk der älteren Könige zur Vollendung gebracht. Von ihm führt eine gerade Linie über Ludwig XIV.,

die Revolution und Napoleon bis zu den heutigen französischen Machthabern. Wenn England darin Frankreich gleicht, daß sich bei ihm früh eine ausgesprochen nationale Richtung durchsetzt, hier noch begünstigt durch die insulare Lage, so liefern andererseits gerade die Briten den Beweis, daß sich der Charakter eines Volkes bei gleichbleibender Grundlage doch in mehrfacher Hinsicht zu ändern vermag. Zwar griff England im Mittelalter auf das Festland hinüber, wie die französischen Kriege erkennen lassen, aber trotz der für den Seehandel unvergleichlichen Lage des Landes sind sie erst unter Elisabeth zu Seefahrern und Kolonisatoren geworden. Im Mittelalter beherrschte die deutsche Hansa noch durchaus den englischen Handel. Während des Weltkrieges schien in England ein neuer Wandel eintreten zu sollen. Die allgemeine Wehrpflicht, die allen geheiligten Gewohnheiten des Landes und der Sinnesart seiner Bewohner widersprach, gelangte zur Einführung. Gleichwohl entsprang diese Maßnahme mehr hochgradigem nationalen Empfinden inmitten drohendster Gefahr, als einer Sinneswandlung des Volkes. Die Einrichtung fiel mit dem Friedensschluß. England lenkte wieder in die Bahnen ein, die ihm durch Jahrhunderte Erfolg gebracht hatten. Immerhin ist die allgemeine Demokratisierung durch den Krieg stark gefördert worden. Sie wird nicht ohne Einfluß auf den Volkscharakter bleiben.

Es erübrigt sich, im Rahmen dieses Aufsatzes näher auf die tiefen Spuren hinzuweisen, die der unglückliche Verlauf der deutschen Geschichte unserem Volkscharakter aufgeprägt hat. Die Ursachen der uns fehlenden einheitlichen Volkspsyche, wie sie die Franzosen und Engländer besitzen, sind allbekannt. Wie es dahin kam, daß sich die ursprünglichen Anlagen der Deutschen mit der Zeit in mannigfacher Hinsicht geändert haben, darüber sind letzthin genugsam Betrachtungen angestellt worden. Sie bleiben freilich meist zu sehr an der Oberfläche. Die volkstümlichen geschichtlichen Darstellungen und der Schulunterricht zeigen einerseits unsere Vergangenheit in viel zu trübem Lichte, so vor allem, soweit sie in das Mittelalter fällt, andererseits neigen sie wieder stark zur Idealisierung und betonen die eigene Schuld viel zu wenig. Jedes Volk gibt sich den Vorzug vor anderen. Es würde sein Volkstum verleugnen, wenn es anders wäre, aber vor Übertreibungen in dieser Richtung sollten wir uns hüten. Wohl neigen wir Deutschen zur Fremdländerei, darum jedoch nicht minder zu einer gewissen Ruhmredigkeit. Es ist etwas Schönes um die deutsche Treue, die Geschichte läßt jedoch nicht erkennen, daß wir diese Eigenschaft in höherem Maße besitzen als andere Völker. Nur insofern, als sie der zu erfüllenden Pflicht galt, war sie bisher ein Kennzeichen der Deutschen. Darüber sollten wir indessen nicht die vielen häßlichen Züge unseres Volkscharakters übersehen, wie Genußsucht, Neid und Kleinlichkeit, den beschränkten Doktrinarismus, der sich neben großartiger organisatorischer und wirtschaftlicher Befähigung breit macht.

Diese Schattenseiten unseres Volkscharakters treten naturgemäß in Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben, stärker hervor und fördern unliebsame Erscheinungen in Fülle an die Oberfläche. Sie dürfen uns gleichwohl nicht irre werden lassen an unserem Volke. Die allbekannten Auswüchse, die wir gewahren, sollen uns nur um so mehr eine Mahnung sein zur Arbeit am deutschen Volke, indem wir sie mit aller Macht durch Beispiel und Tat bekämpfen. Beruhigen mag uns dabei das eine, daß trübe Erschei-

ıungen dieser Art auch früher schon nach großen Katastrophen häufig waren, wenn ie sich auch vielfach in anderer Form äußerten und sich bei anderen Volksschichten eigten. Auch müssen wir bedenken, daß immer nur die Besten, die Führernaturen m eigentlichen Sinne, die Maßgebenden für das Volksganze waren. Sie müssen ıns auch jetzt helfen, die Krankheit zu überwinden, an der unser Volk in Gestalt es Sozialismus mit seinen Auswüchsen leidet, der mit sozialem Empfinden an sich ichts gemein hat. Ein solches besaß, wie jeder echte Aristokrat, in hohem Maße Treitschke. 1877 fragt er (Briefe III., 4. Buch): „Warum greift dieser durch und urch undeutsche Wahnsinn der Sinnlichkeit und Unfreiheit so gewaltig um sich? Soll es denn immer unser Fluch bleiben, daß wir auch den Unsinn mit Methode reiben?“ Dieser große Vorkämpfer echten Deutschtums erkannte bereits damals lar die Gefahr, die unserem Volkscharakter durch die international gerichtete Sozialdemokratie erwachsen mußte.

Unter der Einwirkung internationaler Berührungen leiden wir zurzeit im höchsten Maße. Sie drohen unser Volkstum in bedenklicher Weise zu schwächen. Um so mehr ollten wir uns auf die ursprünglichen Anlagen der Deutschen besinnen, und hier äßt uns die Geschichte nicht ohne Hoffnung. Immer wieder, wenn der deutsche Volkscharakter sich zu verflüchtigen drohte, hat er sich in alter Reinheit wiederhergestellt, so nach dem Dreißigjährigen Kriege, so unter napoleonischer Zwingherrschaft. Gewiß, wir sind ein politisch unreifes Volk, wie sich jetzt deutlich offenbart, ber vergessen wir nicht, daß die geschichtliche Entwicklung es so gefügt hat. „Der eutsche Staat war zwischen 1870 und 1914 noch zu jung, um eine eigene deutsche Form auszubilden“, schreibt Großadmiral von Tirpitz. (Erinnerungen. Leipzig 919.) Wir waren überhaupt noch nicht dahin gelangt, in der Neuzeit einen einheitlichen Volkscharakter auszubilden. Dennoch ist die Meinung irrig, daß wir einen olchen niemals besessen hätten. Von 950 bis 1250 waren wir unter der Führung räftiger Kaiser, wenn auch nicht ohne Schwankungen, die allerseits anerkannte Vormacht Europas. Und kann man einem Volk Charakter und politischen Instinkt bsprechen, das noch nach dem Zerfall seiner Kaisermacht Leistungen aufzuweisen at, wie die Kolonisation des Ostens, die Großtaten des Deutschen Ordens und der Hansa, das den großen Hohenzollern das Material lieferte für die Aufrichtung des reußischen Staats unter den schwierigsten Bedingungen? In solchem Sinne ist euerdings mit Recht gesagt worden (Hugo Preller, Die Weltpolitik des 19. Jahrhunderts. Berlin 1923), wir dürften nicht glauben, daß die gegenwärtige Generation as deutsche Volk sei, das Volk überdauere die Generation. Darum gilt es, den Blick on der Not des Augenblicks hinweg in die Zukunft zu richten. Er wird sich beben, wenn er zugleich die stolze Vergangenheit unseres Volkes betrachtet. Dann uß es uns gelingen, an der Größe der deutschen Geschichte nach Treitschkes Wort Historische und politische Aufsätze. Das deutsche Ordensland Preußen) „die Freieit des hellen Auges zu kräftigen, das über den Zufällen, den Torheiten und Sünden des Augenblicks das unabänderliche Walten weltbauender Gesetze erkennt.“



Der Traum

Novelle von Gustav Renner

Nein, die Geschichte war zu seltsam. Eigentlich kann man sie gar nicht erzählen. Oder erscheint das nur mir so, weil ich noch so jung bin und gar keine Erfahrungen in solchen Dingen habe? Kommt so etwas öfter vor? Aber wen soll ich danach fragen? Ich komme ja mit keinem Menschen zusammen und habe auch keine Sehnsucht danach; ich fühle mich in mir und mit mir allein so glücklich, daß ich keinen anderen brauche. Das sage ich nicht etwa aus Hochmut, sondern weil mir eben so zumute ist.

Und nun dieses Erlebnis! Jetzt bin ich ja darüber hinweggekommen, sonst vermöchte ich ja auch nicht, es niederzuschreiben. Wenn ich es recht betrachte, ist es doch wohl nichts so Außergewöhnliches, aber mir erschien es doch damals so, auch jetzt noch oft genug. Wie ein Begnadeter kam ich mir vor, wie eine jener auserwählten, frommen Gestalten der Vorzeit, zu denen Gott selbst im Traume sprach. Wurde ich hochmütig dadurch? Nein, eine tiefe Demut erfüllte mich vielmehr, das Gefühl, wie ein Unwürdiger dazu kommen konnte, auf diese Weise ausgezeichnet zu werden. Wie ein überirdisches Geheimnis trug ich es in mir herum, das ich sorgfältig vor der Außenwelt zu bewahren suchte, damit ich seiner nicht verlustig ginge oder damit es nichts von seiner Wunderbarkeit einbüße.

Oder war es doch nur eine gewöhnliche Liebesgeschichte? Aber ich habe doch nie etwas Ähnliches gehört oder gelesen. Eigentlich sind ja nur die Umstände, und wie ich dazu kam, das Seltsame daran; das gab den Erlebnissen jenen Regenbogenschimmer, der mir die Welt wie ein phantasievolles Wunder erscheinen ließ, oder mehr wie einen Traum. Oder habe ich es überhaupt nur geträumt? War es ein Traum? Aber das ist ja gleichgültig; um keinen Preis wenigstens möchte ich dieses Erlebnis oder diesen Traum missen, so schmerzlich, so bitter schmerzlich es war, als er zu Ende ging. Es war ja auch meine erste Erfahrung. Nie hätte ich ja daran gedacht, in diesen Fall zu kommen. Ich habe nie Sehnsucht danach gehabt. Wenn man arm ist und jung und es in seiner Kunst zu etwas bringen will, darf man ja auch nicht an so etwas denken. Ich habe es auch nie vermißt. Den Kopf voller Pläne, voller Bilder, die sich ungestüm drängen und alle gemalt sein wollen — wie sollte man an anderes denken können! Jede Minute möchte man ausnutzen, Schlafen und Essen erscheint einem als hinderliche und unangenehme Zeitverschwendung: man möchte ewig leben, um der Überfülle der Gefühle Herr zu werden.

Ach, nichts ist herrlicher, als Künstler zu sein! Wie nur die Menschen, die es nicht sind, leben können! Ich begreife es nicht. Wozu leben sie eigentlich? Da der Drogist an der Ecke, bei dem ich gewöhnlich meine Farben hole, ein großer, glatzköpfiger Mann mit verkniffenem Gesicht, der mich so ironisch belächelt, wenn ich ungeduldig bin, denn mir brennt immer der Boden unter den Füßen —: warum lebt er? Wie er mich manchmal spöttisch oder halb mitleidig betrachtet, wenn ich meine paar Groschen aus den Taschen zusammensuche! Aber er hat gar keine Ursache, über mich zu lächeln, denn ich lächle noch mehr über ihn. Tag für Tag steht

er in seinem vollgepfropften engen Laden, in dem es nach Seife, nach Petroleum, nach Kamillentee und wer weiß was riecht, und lauert wie eine Spinne im Netz auf einen Kunden, um ihm das Geld abzunehmen und Zahlen in ein großes Buch zu schreiben. So kenne ich ihn nun schon jahrelang. Was für ein Narr ist er! Was hat er davon? Nein, lieber möchte ich nicht geboren sein, so sehr ich diese Welt liebe, diese Welt, in der man täglich und stündlich Wunder erlebt, wo man sich nur umsieht, Wunder voll Licht und Glanz und Farbe, unerschöpflich und unbegreiflich! Und alles frisch und herrlich immer wie am ersten Tage! Und kein Ende! Jeder Garten, jeder Gemüseladen glänzt in der Sonne wie ein Wunder. Ach, alles ist ja Wunder, die ganze Welt, ein Wunder und Geheimnis voll unbegreiflicher Schönheit! Manchmal überfällt mich das mitten auf der Straße wie ein Rausch. Ein kleines rosa Wölkchen am Himmel, ein frühlingsgrüner Zweig über einer alten schwarzen Gartenmauer, und ich bin wie in einem süßen Taumel. Dann gehe ich wie verzaubert durch die Straßen, voll innerlichen Jubels und Glückes, so voll, daß ich es nicht zu bergen weiß und vor mich hin lache und spreche und die Leute, die an mir vorübergehen, mich verwundert ansehen.

Ja, wozu schreibe ich das? Was wollte ich eigentlich erzählen? Ach so! Ja, dann muß ich wohl ganz gesetzt und vernünftig verfahren, sonst glaubt man mir nicht.

Ich dachte nicht entfernt daran, daß mir so etwas bevorstände, als ich damals in die kleine Pension in der Dreifaltigkeitsstraße zog. Es gefiel mir ganz gut da, denn man ließ mich in Ruhe, und nach allem anderen frage ich nicht viel. Es wohnten noch drei Damen da — oder eigentlich vier; diese letzte aber war selten zu sehen. Das war mir ja auch gleichgültig, denn ich mache mir nichts aus Frauen. Überhaupt kümmere ich mich nicht viel um Menschen: ich habe anderes zu denken. Die Damen hatten ihr Zimmer vorn, und mein Stübchen lag nach hinten hinaus, ganz abgetrennt von den anderen. Das war mir gerade recht so. Ein Atelier konnte ich mir noch nicht leisten, und so war ich sehr froh, daß ich diese Stube bekam, die wenigstens ein hübsch großes Fenster hatte. Sie war sonst recht kahl, aber das machte ja nichts. Und außerdem gibt's überall etwas, woran man seine Freude haben kann, wenn man es nur mit rechten Augen betrachtet. Und meine Augen sind ja noch jung, und die ganze Welt ist so jung und schön. Wenn man mich bedauerte, daß ich von dem Fenster aus nichts als die leere Hinterwand eines Hauses sähe, so lächelte ich nur in mich hinein. Ich wußte das besser. Da gab's mancherlei zu sehen. Was für phantastische Bilder konnte man schon aus dem teilweise abgefallenen, gelbweißen und braunfleckigen Kalkputz, aus dem einige rote Ziegelsteine hier und da hervorsahen, herauslesen! Und nun erst die Sonne darauf zu beobachten, wie sie morgens, von der Ecke oben an, sich mehr und mehr Platz eroberte, wie die lange, dunkle Schattenlinie eines gegenüberliegenden Daches langsam zurückwich! Ich wußte ganz genau, wieviel Uhr es war, wenn der schräge Schatten eines Schornsteins erschien und langsam verschwand. Und die leisen Änderungen mit den vorschreitenden Wochen! Und der Wechsel der Stimmungen, morgens, mittags, abends, bei blendend hellem Sonnenschein, bei verschleiertem Licht, an wolkigen Tagen! Und nun gar erst der Kastanienbaum über dem Dache des Nebenhauses! Er schaute zwar nur mit seinem runden Wipfel darüber hinweg, aber das war völlig genug. Als

ich zugezogen war, hatte er noch kahle Zweige, aber es dauerte nicht lange und es lag wie ein zarter grüner Schleier über dem Gewirr der dunklen Äste. Und eines Morgens, nach ein paar warmen Tagen, stand er plötzlich ganz in sattem Grün, und nicht lange darauf leuchteten seine Kerzen über das schwarzgraue Dach, als hätte ein Engel sich in der Nacht ungesehen herabgelassen und sie angezündet.

Ach ja, ich habe schöne Stunden verlebt in jener engen, kleinen Stube! Und Besuch bekam ich auch manchmal. Dann und wann ließ sich eine Taube auf dem Fensterbrett nieder, drehte rucksend den gold- und grünschimmernden Hals und schaute mit den runden, rotberingten Augen neugierig zu mir hinein. Sie fanden ja auch immer ein paar Erbsen oder sonst etwas, das ich für sie erlangen konnte. Aber auch bei Regenwetter war es schön, am schönsten, wenn man so im Bette lag und im Dunkeln den Regen rieseln und von den Dächern tropfen hörte. Dann kamen mir oft die besten Gedanken.

Ich kam selten aus dem Hause. Was sollte ich auch draußen? Verwandte besaß ich nicht in der Stadt, und die paar Bekannten, die sich so anfinden, standen mir nicht nahe genug, als daß sie mich hätten besuchen sollen. Auch das war mir recht. Wen von den Menschen braucht man, wenn man die Kunst hat? Freilich, die Brotarbeiten! Aber schließlich langte es immer noch im Sommer zu einer kleinen Studienreise aufs Land. Ganz allein. Wer weiß überhaupt, was für eine Seligkeit darin liegt, so ganz allein mit seiner Kunst zu sein! Beinahe die einzigen Menschen, die ich regelmäßig zu Gesicht bekam, waren die paar Pensionsdamen. Am liebsten hätte ich auch allein auf meiner Stube gegessen, aber darauf ging die Pensionsmutter nicht ein. Es wäre ihr auch zu mühsam gewesen; sie war allein und auch schon bejahrt. Mürrisch war sie auch oft, aber das mußte man ihr nachsehen, denn wenn man alt ist, hat man gewiß seine Leiden aller Art. Ich möchte nicht alt sein, sondern freue mich alle Tage, daß ich noch jung bin und so viel des schönen Lebens noch vor mir habe. Selten sprach ich mit ihr, und auch mit den anderen Tischdamen nur, was man so sprechen muß. Was hätte ich auch mit ihnen reden sollen? Für Kunst interessierte sich, glaube ich, keine von ihnen, außer daß die eine, ein ältliches Mädchen mit einem sehr langen Gesicht und steiler, hoher Stirn, gelegentlich nach dem Essen etwas auf dem alten Klavier spielte. Dabei machte sie immer ganz seltsam verzückte Augen. Komisch sah das aus. Das sage ich nicht, um sie herabzusetzen, denn wer weiß, was sie Gutes und Schönes dabei fühlen mochte. Mich hielten die Damen wohl für einen Sonderling, und ich glaube, sie machten sich ein wenig lustig über mich, denn sie tuschelten und kicherten manchmal hinter mir her, wenn ich ging. Daran war wohl auch mein etwas hastiges, ungeschicktes Benehmen schuld.

Mir gegenüber saß gewöhnlich eine Dame, die Liselotte hieß — ich kannte nur die Vornamen, mit denen sie sich nannten, die anderen Namen wußte ich nicht oder hatte sie vergessen — und deren grüngrauen Augen ich immer begegnete, wenn ich vom Teller aufsah. Besonders in der ersten Zeit sah sie mich immer so seltsam und forschend an. Warum sie das tat, weiß ich nicht, es machte mich immer sehr verlegen, so daß ich die Augen niederschlug und fühlte, wie ich rot wurde. Was wollte sie eigentlich von mir? Sie war nicht mehr ganz jung und hatte eigentlich ein ganz hübsches, etwas rundes Gesicht, nur wenn sie lachte, ließ die Oberlippe

ie ganzen Zähne und das rote Zahnfleisch frei. Das sah nicht gut aus. Aber es ing mich ja auch nichts an. Später schien es mir, als wäre sie diejenige, welche nmer zuerst heimlich auf mich stichelte. Darum kümmerte ich mich nicht, mir war ur lieb, daß sie mich nicht mehr so mit ihren Blicken verfolgte.

Die dritte Dame war ein gedrücktes, ältliches Wesen; ich hatte manchmal Mit- :id mit ihr. Dennoch sah ich, daß in ihren Augen so etwas wie eine kleine Bosheit unkelte. Aber darüber konnte ich mich täuschen, und man soll nicht von einem Menschen übel denken, der einem nichts getan hat.

Das war meine tägliche Gesellschaft — nein, da war ja noch die vierte Dame, ie zuerst nur zum Essen kam, aber dann auch in die Pension zog. Sie war die ingste von allen, klein, zierlich — ich liebe eigentlich, wenn ich so sagen darf, nur roße, majestätische Frauen, wenigstens denke ich mir das so —, und schön konnte an sie eigentlich auch nicht nennen, allenfalls hübsch. Damals wenigstens schien s mir so. Sie hatte braune Augen, einen niedlichen, feinen Mund und ein kurzes, erundetes Kinn. Merkwürdig war, daß ihr Gesicht gewöhnlich ganz ruhig und nbeweglich aussah, fast wie eine Maske. Wenn sie sprach — sie sprach freilich lten —, zog sie immer die dunklen Augenbrauen hoch und die Stirn in Falten. as stand ihr nicht gut. Aber sie war mir gleichgültig, so gleichgültig wie die anderen. ie hatte so gar nichts an sich von dem, was ich, wie ich mir dachte, an einer Frau eben könnte, und was sie sprach, war ebenso alltäglich wie das, was die andern gten. Alles das war mir auch lieb so, denn ich fürchtete immer, mich könne etwas on meiner Kunst abziehen. Und besonders fürchtete ich die Frauen, hatte ich doch t genug gehört und gelesen, welche Macht sie über den Mann ausüben können. icht daß ich sie verachtete: sie erschienen mir vielmehr in meiner Phantasie als esen aus einer anderen Welt, wenigstens stellte ich sie mir so vor. Sie sind so anz anders als wir Männer. Alles an ihnen ist zart und weich und anmutig; ihre ewegungen sind so wohltuend zierlich und biegsam, wie wenn eine zarte Birke h im Morgenwinde wiegt. Es ist so viel Musik darin. Und auch in ihrer Seele uß diese Musik sein, eine köstliche, überirdische Musik.

So dachte ich mir die Frauen, wenigstens die Frauen, die in meiner Vorstellung bten; denn die, die ich täglich vor mir sah, betrachtete ich kaum als Frauen; es ar fast, als seien sie gar nicht vorhanden.

Sie hieß Thea, jene vierte Dame. Die Mädchen hier in der Großstadt haben ja e solche seltsamen Namen; bei mir zu Hause heißen sie einfach Marie oder Anna.

* * *

Und dann geschah das Wunder. Ja, wenn das jemals ein Mensch läse, so würde wohl darüber lachen, daß ich es so nenne; aber für mich war es doch eben ein under. Und es kam auch, wie ein Wunder kommen soll: ganz unvermutet, wider e Erwartung und Wahrscheinlichkeit, wie ein Blitz aus heitrem Himmel. Nein, ielmehr wie ein Blitz in stockfinsterer Nacht, wenn man sich verirrt hat im Walde d nicht weiß, wo man sich befindet, und dann plötzlich ein Blitz herniederfährt d die Bäume ringsum aus dem Dunkel hervortauchen, in einem seltsamen Lichte, unheimlich und unwirklich und doch auch so überwältigend schön, als wäre man f einen anderen, auf einen fremden Stern mit einem Male versetzt.

Es war gar nichts vorhergegangen, gar nichts. Nichts als daß die eine Dame Fräulein Liselotte, Geburtstag feierte. Man hatte ihr deshalb ihren Platz mit Blumen geschmückt und einige kleine Geschenke aufgebaut. Da ich von dem Geburtstag nichts wußte, war ich überrascht, als ich zum Abendessen eintrat. Die Bescherung fand abends statt, weil die Dame den Tag über beschäftigt war, des Morgens früh weg mußte und man wahrscheinlich am Abend noch eine Weile beieinander sitzen wollte. Mich ging das ja eigentlich nichts an, aber als ich mich gesetzt hatte, bekam ich auch meinen Anteil an dem Wein, dem Kuchen und den sonstigen Sachen. Wi mich das verlegen machte! Da mußte ich doch eigentlich auch ein kleines Geschen stiften. Aber was denn? Ich saß wie auf Kohlen, und der Kuchen schmeckte mi gar nicht. Mir sind solche Situationen über die Maßen peinlich. Plötzlich fiel mi etwas ein. Ich sprang auf — die andern sahen mich verwundert an —, lief nac meiner Stube und holte da eine kleine Aquarellskizze, ein Landschaftsmotiv. Da Blatt war mir immer lieb gewesen; überhaupt trenne ich mich nur ungern vo meinen Arbeiten, liegt doch oft so viel reinen Glückserinnerns darin. Aber ich hatt sonst nichts Passendes bei der Hand.

Die vier Damen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten, das Bild gefie ihnen offenbar nicht. Es tat mir leid, es aus der Hand gegeben zu haben, und ic wollte unter dem Vorwande, daß es noch nicht fertig sei, schon wieder darum bitten als Liselotte, eben das Geburtstagskind, aufsah und mir mit einem Lächeln dankte Sie hatte sich wohl besonnen, daß man sich nicht gerade höflich gegen mich benahm Ich hatte noch nie einer Dame ein Geschenk gemacht, und so kränkte mich da doch etwas.

Nach dem Essen gingen die Mädchen in das Zimmer nebenan. Die mit der langen Gesicht saß schon am Klavier und klimperte etwas. Auch ich stand auf un wollte zu meiner Arbeit gehen. Doch Fräulein Liselotte trat an der Tür auf mic zu und fragte, ob ich nicht mit hineinkommen wolle. Dabei sah sie mich mit eine jener Blicke an, die mich früher immer so verlegen gemacht hatten.

Was sollte ich darauf sagen? Ich schwankte. Meine Arbeit zog mich. Was sollt ich auch bei den Mädchen da drinnen? Unterhalten konnte ich sie nicht, denn das was mir allein am Herzen lag, meine Kunst, interessierte sie gar nicht. Ich erinnert mich, wie ich anfangs einige Male meinem vollen Herzen Luft gemacht hatte; di Damen hatten sich aber über meinen Enthusiasmus nur heimlich zugelächelt un am Ende, glaube ich, gar nicht so unauffällig hinter der Hand gegähnt. Da hatt ich denn wie mit kaltem Wasser übergossen dagesessen. War es denn möglich, fragt ich mich, daß jemand in der Welt kein Interesse für Kunst haben könne? Seitdem habe ich freilich hierin zugelernt.

Ich stotterte also: „Ich — ich — nein, ich kann nicht — leider! — ich habe ein dringende Arbeit. Entschuldigen Sie — ein andermal!“

Sie lächelte mich mit ihrem süßesten Lächeln an: „Schade! Es hätte mich seh gefreut, wirklich! Nun, wenn es nicht geht — — Also ein andermal, ja?“

Mir noch einen Blick zuwerfend verschwand sie durch die Tür. Ich war ver legen stehen geblieben. Es streifte mich jemand. Neben mir stand Fräulein Thea. Sie blickte zu mir auf. Zum ersten Male sah ich in ihre braunen Augen

Sie waren voll aufgeschlagen, aber ganz ruhig. Auch ihr Gesicht war ruhig wie nmer.

„Sie wollen schon gehen? Das ist wirklich schade. Aber ich kann es verstehen — in Künstler — ja —“

Sie drückte mir die Hand, nur ganz leicht, nur mit den Fingerspitzen. Ein selt- ımes Gefühl durchrieselte mich, wie ich es nie empfunden hatte. In diesem Augen- lick erschien der Kopf Fräulein Liselottens in der Türspalte. Sie streifte uns mit inem schnellen, forschenden Blick.

„Kommen Sie nicht, Thea?“

„Ich komme ja schon.“

Beide verschwanden in der Tür. Doch über ihre Schulter zurück warf mir Lise- otte noch einen Blick zu, der ganz in meine Augen zu tauchen schien.

Was sollte das alles heißen? Ich stand da, ganz verwirrt und seltsam aufgeregt. ollte das alles etwas bedeuten? Aber was denn? Wer vermöchte die Frauen zu erstehen? Sie sind oft so seltsam. Könnten sie nicht einfach sagen, was sie meinen? a hatte dieses Fräulein Liselotte gestern eine Blume angesteckt, die ich sehr schön der Farbe fand. Ich sagte es ihr, und als ich, verspätet, allein zum Kaffee kam, nd ich die Blume in der Nähe meines Platzes liegen. Hatte sie sie vergessen? arum lag sie dann nicht an ihrem Platze? Für mich konnte sie doch nicht bestimmt in; ich hatte sie ja gar nicht darum gebeten!

Ach, mein liebes Zimmer! dachte ich, als ich bei mir eintrat. Ich zündete meine eliebte Lampe an — sie war mir immer wie ein guter Freund, und wenn ich ıanchmal spät nach Hause kam und sie mir mit ihrem gütigen Licht meine Stube hellte, konnte ich nicht umhin, sie zu streicheln: Mein liebes Lämpchen! Du bist ch die Beste! — Aber das ist wohl recht närrisch! Ich zündete sie also an, atmete ie befreit auf, als sie brannte und wollte mich noch für ein Weilchen ans Zeichnen achen. Es tat mir ja leid um jede Minute, die ich versäumte. Freilich war es nur ne Brotarbeit für eine lithographische Anstalt, aber es macht ja schon so viel Freude, lein den Bleistift oder die Zeichenfeder in der Hand zu haben und sie über das eiße Papier spazieren zu führen. Doch heute ging es gar nicht recht. Die Hand tterte mir in fremder, seltsamer Erregung, und meine Gedanken irrten ziellos nher. Es gelang mir nicht, sie länger als für Augenblicke auf meine Arbeit zu nzentrieren. Ich wunderte mich über mich selbst: was sollte das heißen? Es war ie ein leichter Nebel um mich, aus dem mich Frauenaugen anschauten. Ich glaubte ch den leisen Fingerdruck Fräulein Theas zu verspüren und besah meine große and, als ob da — lächerlich! — etwas daran zu finden sei. Dann drückte ich sie it der andern Hand — ja, so, so war es gewesen, nur viel, viel feiner und leichter. leine Finger waren ja viel zu derb und hart dazu. Aber was hatte das überhaupt deuten sollen? Ich grübelte und grübelte. Liebte sie mich etwa? Nein, das war doch zum Lachen. Wie konnte sich ein Weib, ein junges Mädchen, in mich ver- ben? Ich hatte ja doch auch nicht das Geringste dazu getan. Und außerdem war sie ir ganz gleichgültig, so gleichgültig wie die andern drei Damen. Ja, wenn ich recht gen soll, so gefiel mir eigentlich Fräulein Liselotte besser. Das heißt, ganz objektiv sprochen, denn an sich war auch sie mir so gleichgültig wie die Wand da draußen.

Es war wohl besonders der Wein, den zu trinken ich nicht gewohnt war, d mich so verwirrte.

Nein, mit der Arbeit ging es doch nicht! Zu ärgerlich, so gestört zu werden Ich sah nach der Uhr. Schon so spät? Also die ganze schöne Zeit vertrödelt un vergrübelt! Es war wohl besser, schlafen zu gehen, um morgen um so frischer z sein. Oder war es genug, eine Stunde zu ruhen? Jede Stunde, die ich dem Schla abgewann, kam ja der Kunst zugute. Ich legte mich also, angekleidet wie ich wa auf das durchgesessene Sofa.

* * *

Seltsam: Was ist Traum? Was ist Wirklichkeit? Mir war die Welt eigentli immer nur wie ein Traumbild, bei dem ich nicht sicher war, ob es nicht plötzli vor meinen Augen verschwinde. Was sehen und erkennen wir von den Dinge als die bunte Oberfläche? Ist das nicht unsere ganze Welt? Mir wenigstens w es immer so. Und wenn diese Welt nur in meinen Augen lebt, was bliebe dan übrig, wenn sich diese schillernde Phantasmagorie unversehens auflöste? Das hal ich mir manchmal so ausgemalt, wenn es auch Unsinn sein mag. Aber ich bin auch kein Gelehrter und kein Denker. Gott sei Dank nicht! möchte ich sagen. I bin Maler, und mir genügt das, was ich sehe. Aber eben: ich sehe doch auch i Traum Gestalten und Dinge, genau so farbig und lebendig wie in dem, was m die Wirklichkeit nennt! Wodurch unterscheidet sich eines vom andern?

Schlief ich oder schlief ich nicht? Ich war meiner selbst ganz bewußt, ja bewußte als ich es je gewesen. Ein seltsamer Zustand! Ich fühlte, wie ich atmete, erregt als sonst, aber ganz gleichmäßig. Nur eine wunderliche Helle war in mir, in meine Hirn, in meinem ganzen Körper; eine Helle, die gleichsam aus mir ausstrahlte u das ganze Zimmer erfüllte. Und dieses ganze Zimmer war ich, der Stuhl war i und der Tisch mit dem unter den einen wackligen Fuß geklemmten Holzstück w ich, und in der Ecke der weißblinkende Ofen mit der funkelnden Messingtür w ich — alles das war beseelt von meiner Seele, atmete mit mir und bewegte si mit dem Heben und Senken meiner Brust. Dann ließ die seltsame vibrieren Helligkeit nach, und die Stube sah aus wie früher. Die Möbel standen fest auf ihr Beinen, die Lampe brannte auf dem Tische am Fenster und warf ihren Lichtkre auf das Reißbrett. Und ich selbst saß vor dem Brett und zeichnete. Ich sah nu von rückwärts, den gesenkten Kopf mit dem buschig gewellten Haar, aber ich wußt daß ich es war, und wunderte mich darüber, da ich doch wußte, daß ich zuglei auf dem Sofa lag. Dann aber war ich auf einmal ganz der, der vor dem Reißbre saß, ganz und gar, daß ich den Ärmel auf der Tischkante scheuern fühlte. Ganz a ob ich wachte. Und wachte ich denn nicht? War ich mir nicht vollkommen dess bewußt, was ich zeichnete? Nein, jetzt malte ich a. Den Aquarellkasten neben mi setzte ich Farbe um Farbe mit einer schauernden Andacht auf das Papier. Ein b seligender Rausch strömte von den Farbentönen aus und ließ die za testen Fibe meines Innern leise erzittern. Wie Musik wirkte jeder Farbent n: nein, es w geradezu Musik, und die Mel die des festlich heiteren Gelb, des träumerisch-seh suchtsvollen Blau, die Fanfare des roten Zinnobers, die hinsterbenden Zwischento des Gelbbraun, Grauviolett und Blaugrau wogten in- und durcheinander u

klangen zusammen in einem überirdischen Konzert. Aber was war es denn eigentlich, was ich malte oder was ich gemalt hatte? Denn ich hielt nun inne, und das kritische Urteil begann sich zu regen, Ich stand auf, schnitt das Blatt ab, nahm es in die Hand und betrachtete es prüfend. Noch immer erschien es mir über die Maßen gelungen und schön, aber von einer seltsam süßen Fremdartigkeit: eine Landschaft mit wunderlich geformten, unbekannten Bäumen, und einige Menschen darunter, die ebenso fremdartig waren. Ich schüttelte den Kopf. Was sollte das sein, und wo kam es her? Und plötzlich, ich weiß nicht, wie es zuging, schoß es mir durch den Kopf: Neuseeland! Eine neuseeländische Landschaft! Aber wie kam ich dazu? Ich bin nie in Neuseeland gewesen, habe auch keine Ahnung, wie die Landschaft dort aussehen mag. Und doch war ich davon ganz überzeugt. Merkwürdig! Ich stehe noch und sehe mir das Blatt an, das ich in der Hand halte, und suche dabei, ohne mich umzusehen, eine Stütze für den linken Ellbogen. Ich fühle sie, finde sie aber nicht, und drehe mich um nach dem Möbel, an dem ich lehne. Ja, wie kommt denn das Stehpult der Pensionsmutter hierher, an dem sie ihre Rechnungen zu schreiben pflegt? Das Wirtschaftsbuch liegt aufgeschlagen darauf. Ich sehe mich erstaunt um und bin wirklich in der kleinen Stube, die die alte Dame ihr Kontor nennt, und die ich nur dann betrete, wenn ich mein Monatsgeld bezahle. Richtig, da hängt ja auch der große Abreißkalender neben dem Pulte! Die spannengroße Zahl Fünfzehn darauf hat etwas Geheimnisvolles an sich, als hätte eine überirdische Macht sie als eine Art Menetekel hingeschrieben. Sie hat sich mir so fest eingeprägt, daß ich nur die Augen zu schließen brauche, um sie, aufdringlich deutlich, vor mir zu sehen. Was aber soll all das bedeuten? Wie kam ich hierher? Ich grübelte und grübelte. Träumte ich das alles? Aber daß ich in dem Geschäftszimmer meiner Wirtin war, daran war doch nicht zu zweifeln. Da, über dem Pulte, hing doch das schreckliche Kreideporträt ihres verstorbenen Gatten — und das Kontobuch und dort der Korbsessel mit dem gestickten Kissen darauf ... Dann aber schien mir, als ob es wieder halb mein Zimmer wäre, und zugleich erwachte ein Gefühl in mir, ein erwartungsbanges Gefühl, als müsse irgend etwas geschehen, irgend etwas Wunderbares sich ereignen, als werde gleich die Türe dort aufgehen und das Glück hereintreten. Was für ein Glück? Das wußte ich nicht; es war nur eine unbestimmte Vorstellung. Aber etwas Überschwengliches, wie eine Offenbarung von oben herab, würde es sein.

Doch die Tür, auf die ich über das Bild in meiner Hand hinweg gespannt blickte, öffnete sich nicht. Eben wandte ich mich enttäuscht wieder zu dem Pulte, als ich leicht, ganz leicht eine Hand auf meiner Schulter zu fühlen glaubte. Ich erschauerte, ohne zu wissen, warum. Was war es, das hinter mir stand? Das Glück selbst? Wie denn? In welcher Gestalt? Irgend eine Gestalt mußte es doch haben! Ich wenigstens muß mir Glück und Unglück, Mitleid, Furcht und alles das immer in Gestalten vorstellen. Geht mir das allein so? Doch darüber dachte ich nicht nach. Ich wagte nicht, mich umzuwenden, aus Furcht, das Glück, das hinter mir stand, zu verscheuchen wie einen Schmetterling, der sich lautlos von einer Blüte hebt. Nun fühlte ich noch einmal, etwas stärker, den Druck auf meiner Schulter, und eine zitternde Seligkeit durchrann mich vom Hirn bis in die Fingerspitzen. „Nun ist es da, das

Glück!“ sagte ich mir innerlich. Oh, nur nicht sich bewegen, es nicht berühren, nicht ansehen, nur fühlen, in ihm leben, sich von ihm umgeben und getragen fühlen wie von den Wogen des unermeßlichen Meeres, ganz hineintauchen in dieses kristallene Licht! Denn Licht, Licht voll unbegriffener Tiefe war dieses Gefühl selbst. Von wem aber ging es aus?

Dann aber hörte ich, wie es hinter mir sprach, über meine Schulter hinweg, mit Menschenstimme, ja mit einer Stimme, die mich im Ton an eine erinnerte, die ich schon irgendwo gehört haben mußte, aber nicht mit dem unnennbaren Reiz, der unbegreiflichen Süße wie diese. Was sie aber sagte, war gar nichts Besonderes. „Was haben Sie da?“ Jeder Mensch hätte das sagen können, und so sehr mich die Stimme bezauberte, ich fühlte doch — war das nun die Wirkung der Worte und der Wirklichkeit? —, daß sich die vorherige verzückte Erregung legte und sank, wie eine Lösung im Wasser, wie das Bewußtsein meiner selbst und der Situation sich durchrang. Langsam und zaghaft wandte ich den Kopf und sah in zwei Augen, zwei braune Augen. Hatte ich nicht auch diese schon irgendwo gesehen? Nie aber in diesem überirdischen Glanze der Seele, die wie ein Licht aus ihnen hervortrat. Nichts als diese Augen sah ich zunächst, aber unter ihrem Blick wuchs ein Gefühl in mir empor, das ich nie vorher gekannt und das mir doch wieder wie selbstverständlich erschien. Unter diesen Augen war mir — ja, ich weiß mich nicht anders auszudrücken —: es war, als wenn zwei Sonnen statt einer am Himmel ständen und nun aus der schlafenden Erde einen Frühling weckten, wie sie ihn nie gesehen, wie Laub und Blüte mit verdoppelter Kraft und Schnelle emporsproßten, in verdoppelter Größe, Farbigkeit und Schönheit. Ein stiller, drängender Jubel erfüllte mich.

Aber es waren doch Augen! Wessen Augen? Allmählich erst tauchte nun das Gesicht hervor, zu dem sie gehörten, und auch das hatte ich doch schon gesehen. Ich kannte diese Augenbrauen, die sich in zwei feinen dunklen Bogen über die Stirn spannten und über der Nasenwurzel durch einige feine Härchen verbunden waren, die kurze weiße Stirn mit dem glatt und schräg darüber gescheitelten dunkelblonden Haar. Und zog sich nicht jetzt diese Stirn in leichte Falten? Ja, war das nicht — ja, das war doch Fräulein Thea! Und doch war es wieder nicht sie, denn so hatte ich sie nie erblickt, so durchgeistigt, daß es schien, als sei die Seele sichtbar geworden durch das Körperliche. War das ihr innerstes Wesen? Hatte ich sie so verkennen können? Freilich, ich hatte mich ja nie um sie gekümmert, und wer weiß schließlich etwas von einem andern Menschen, wenn er sich nicht zufällig einmal offenbart durch ein gelegentliches Wort, durch eine zufällige Handlung, die dann dieses unbekannte Dunkel plötzlich erhellen wie die hervorbrechende Sonne eine nächtliche Landschaft. Stehen wir dann nicht schauernd still vor diesem Wunder, vor einem Menschen, an dem wir täglich gleichgültig vorübergegangen sind und der doch alle Himmel in seinem Busen trägt, ja vielleicht gerade den Himmel, der für uns geschaffen ist?

„Was haben Sie da?“ Keine Frage kann gleichgültiger sein; aber wie es der Ton ist, der die Musik macht, so auch die Resonanz der Seele, die einem Worte seinen Zauber gibt und es erst tief bedeutsam erscheinen läßt.

„Ein Bild", erwiderte ich mit gezwungener Fassung. Es machte mir Mühe, zu sprechen, denn ich war wie von einem schweren, starken Duft benommen und die Brust atmete heftig und wollte die Worte kaum hervorgeben.

„Haben Sie das gemalt?" Wieder dieser herzbetörende Ton.

„Ja", sagte ich beklommen und leise wie vorher.

Sie stand jetzt neben mir. Meine Hand mit dem Blatte war auf das Pult ge sunken. Nun beugte sie das Köpfchen auf das Bild, so dicht neben mir, daß ich das leichte Gekritzel ihres Haares an meiner Wange und Schläfe fühlte: eine seltsam erregende Empfindung. Ich sog den natürlichen Duft ihres dunkelblonden Haares, auf dem das Licht der Lampe in goldrötlichen Reflexen spielte. Ach, wie unsäglich herrlich war es, so neben ihr zu stehen in der süßen Beklommenheit, die wie ein schwerer, süßer Wein auf die Sinne wirkte!

„Wie schön das ist! — Und das... und das ... und das hier!" sagte sie nun, auf diese und jene Stelle deutend, und ich folgte entzückt dem zierlichen Finger mit dem gepflegten, zugespitzten Nagel, auf dem einige weiße Glückspunkte sichtbar waren. Und bei den leichten Bewegungen des Köpfchens huschte der gegitterte feine Schatten ihres gekrausten Schläfen- und Stirnhaares über das Blatt. Woher sie alles das bloß verstand? Nie hatte ich das in ihr vermutet. Sie empfand meine tiefsten Absichten, sie entdeckte diese und jene kleine Schönheit in der Farbe, die sich, zur eigenen Überraschung, manchmal ungewollt und zufällig beim Malen einstellt. Sie fühlte das zarte Entzücken oder die heimlich jubelnde Kraft heraus, die den einen oder anderen Pinselstrich begleitet hatte. Ja, was mir selbst bei der Arbeit unbewußt geblieben war, deutete sie mir. Denn wie oft begreift der Künstler erst hinterher, was er geschaffen, wenn er es nicht überhaupt erst erfährt durch den Eindruck, den es auf andere macht. Deshalb hatte ich ja so oft und so sehnlich gewünscht, einen Menschen zu haben, der mir Klarheit über mich selbst und mein Schaffen geben konnte, denn aus sich selbst weiß niemand, wer und was er ist und ob ihn nicht ein Irrlicht täuscht. Und nun hatte ich einen Menschen, der mich mir selbst deutete, der mich tiefer verstand, als ich es selbst vermochte, der das, was ich dunkel empfunden hatte, klar aussprach und in das Licht des Bewußtseins rückte. Vor innerem Jubel wagte ich kaum zu atmen.

Nun aber sah sie auf zu mir, und in ihren großen dunklen Augensternen, die so geheimnisvoll in dem bläulichen Weiß standen, lag eine staunende, hingebende, fast demütige Bewunderung. „Sie sind ja ein Genie", sagte sie, leise, schlicht und fast ehrfurchtsvoll.

Ich stand vor ihr und blickte auf sie hinab. Den Kopf zu mir erhoben, lehnte sie mit dem Rücken an dem Pulte. Wie schön sie war! Und daß ich das nie bemerkt hatte! Wie rührend das Oval ihrer mit einem ganz, ganz leichten Flaum bedeckten Wangen, auf denen ein zartes Rot feiner Erregung lag! Und wie die Flügel ihres leicht gebogenen Näschens kaum merklich zitterten! Und der Mund mit seiner feingeschwungenen Linie, die von einer verschwiegenen, reinen Mädchensehnsucht sprach! Nun wandte sie leicht den Kopf, und in dem Lichte der dahinter stehenden Lampe leuchteten die kleinen Ohren unter dem dunklen Haargekräusel purpurn durchsichtig auf. Unter der weißen Haut des Halses klopften die Adern und sah man das Leben

in diesem holden Körper auf- und niedersteigen. Ach, daß kein Bild, keine Kunst das nachschaffen kann!

Wieder begegnete ich ihrem aufwärts gerichteten Blick und sah, wie unter den langen, geschwungenen Wimpern, in dem kreisrunden Abgrund ihrer Augen, der ins Unergründliche hinabzureichen schien, ein Licht aufglomm, ganz von fern erst, ungewiß, schwach und schwankend, bis es wuchs und wuchs und näher kam und wie ein heiliges Feuer hervorbrach, nicht lodernd und flackernd —: still, umfassend, erwärmend. Und ich fühlte, wie mein ganzes Wesen in dieser Seelenglut schmolz, wie Glut in Glut überging und sich vereinigte.

Was für geheime Kräfte sind es, die den Mann zum Weibe ziehen? Denn ich fühlte, daß das Überirdische in ihr zurückwich und mehr und mehr das Weib hervortrat. Nie hatte ich mir das vorgestellt, und ich war immer fest überzeugt gewesen, daß ich, dessen Herz ganz und gar der Kunst gehörte, in solcher Lage stets Herr meiner selbst bleiben würde. Und nun war es doch, als ob mich eine unwiderstehliche, magische Gewalt zu dem Weibe vor mir zöge, und was ich nie gewagt, woran ich in meinen kühnsten Gedanken nie gedacht hatte: ich neigte mich über sie, noch immer näher, während sie den Kopf weit zurückbeugte, ich legte meinen Arm um ihren Hals, und indem sie, die Augen schließend, sich noch mehr zurückneigte, so daß ihr Haarknoten das Pult berührte, drückte ich meinen Mund auf den ihren, zaghaft erst, dann immer fester.

Ich hielt ein. Unsere Blicke tauchten ineinander. „Liebste Thea!“ Dachte ich es nur oder sprach ich es wirklich?

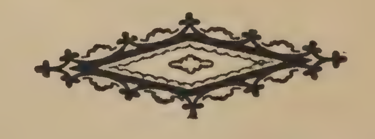
Einige Augenblicke Schweigen, während Auge in Auge ruhte.

„Ich dich auch!“ hauchte sie, kaum vernehmbar. Ich hatte nichts gesprochen, sie antwortete auf meine Gedanken, mein Gefühl.

„Ja, ich liebe dich!“ Ich sagte nun, was sie vorhin gehört zu haben glaubte oder aus meiner Seele gelesen hatte. Und wieder küßte ich sie, lange, lange, und ich fühlte in diesem Kusse, wie unsere Körper sich auflösten, meine Hand verlor das Gefühl ihres warmen Nackens, ihr Gesicht wurde immer durchsichtiger und nebelhafter, nur ihre Augen blieben bis zuletzt noch stehen, bis auch sie versanken und ich in einem unbeschreiblich milden Entzücken verging.

In diesem Augenblick erwachte ich. Überrascht fuhr ich auf. Die Lampe brannte noch auf dem Tisch mit dünnem und dürftigem Licht, und durch das Fenster sah ich an der Hauswand drüben schon einen Streifen Sonne. Mich überkam ein Gefühl von Schmerz und Trauer. Sollte das alles ein Traum gewesen sein? War das Glück zu mir im Traum gekommen und mit dem Traum wieder gegangen?

Aber dann dachte ich daran, daß sie ja doch lebte, drüben über dem Gange, kaum zwanzig Schritte von mir sie, in deren Seele mir ein Traum bis auf den Grund zu sehen vergönnt hatte. (Schluß folgt)



Ferdinand Gregorovius und Malwida von Meysenbug

Unveröffentlichte Briefe, mitgeteilt von Berta Schleicher

(Schluß)

Florenz, Palazzo Sabatier, 27. Juni 1865.

Sie haben sich so liebenswürdig der armen Kranken [Pauline Hillmann] angenommen und ihr so wohlgetan, daß mein erster Brief aus Florenz Ihnen gebührt. Man schilderte mir den Zustand der Freundin als so bedenklich, daß ich beschloß, Rom zu verlassen; obwohl ein Telegramm der Sabatier mir verbot, hieher zu kommen, aus Furcht vor zu großer Aufregung, fuhr ich dennoch ab, und dies war gut. Pauline hält sich wunderbar ruhig — ich hatte sie seit fünf Jahren nicht gesehen —, meine tägliche Gegenwart erfreut und belebt sie offenbar. Ich fand sie besser, als ich fürchtete; doch die Freunde halten ihren Zustand für hoffnungslos. Ich selbst hoffe nichts mehr — und im Grunde, ein schneller Tod ist besser als ein langsames Sterben in einer verödeten Welt, die ihre Reize und auch ihre Sprache verlor. Ich werde ruhig an dem Grabe dieses herrlichen Wesens stehen; ich konnte ihr noch etwas sein. Als ihre Welt in Trümmern zerfallen war, baute ich, so gut ich vermochte, ihr eine neue auf, und sie selbst ward ein guter Genius für mich. Sie widmete mir seit Jahren eine selbstlose Freundschaft voll unerhörter Seelengröße, und sie wird mit diesem Bewußtsein aus dem Leben gehen, aus dessen stürmischer Welle ich sie an ein ruhigeres Ufer zog. Die Gedanken graben noch in ihr — sie gehen, wie sie selbst heute sagte, ihre alten Pfade im Herzen. Davor fürchtet sie sich in der Einsamkeit — man scheuchte diese Geister auf, doch sie kehren ewig wieder, denn sie kennen eben ihre Pfade in dem dunkeln Labyrinth.

Ich habe mich hier eingerichtet im Hause auf Wochen, die ich der Kranken gerne widme — dies verändert meine Sommerpläne. Zwar begann ich im Archiv zu arbeiten, doch ist dies nur wesenloser Schein. Auch bin ich müde — ich schmachte nach Schatten und Landluft. Hier ist es so sehr heiß. Ich fand Florenz unverändert — eine nun inhaltlose Lokalbühne, von reizenden Kulissen umstellt, nichts darbietend einem alten Römer.

Die Frauen sind hier — Sabatier noch in Montpellier. Menschen oder Leute kommen viel.

Man umgibt mich mit allem, was Wohlsein erregen könnte, doch mir ist nicht wohl. Dies nichtige Possenspiel von Leben, mit seinem Kommen und Gehen, mit seinem Erscheinen und Scheinen widert mich tief in der innersten Seele an.

Ich grüße die freundlichen Kinder Natalie und Olga. Sagen Sie ihnen, daß die Stunde nicht kommt, wo ich ihrer vergäße. Sie stehen aufgeschrieben auf den bronzenen Tafeln. Sie waren immer gut zu mir, und sie verschönten mein Leben wie Epheu, der einen römischen Campagnabaum verschönt. Dem Baum war dies wohl zu gönnen.

Leben Sie wohl! Ich denke Ihrer mit freundlicher Anhänglichkeit. G.

*

München, 24. August 1865.
Liter. Artistische Anstalt Cotta.

Sie haben Frl. v. Stein geschrieben, daß Sie in Bern sehr leidend sind — was ist doch das für eine elende Welt, worin man nichts als von Krankheiten hört. — Die Lindemann elend, die arme Pauline zwischen Leben und Tod, die junge Oppenheim schon im Grabe — mir schrieb gestern von deren plötzlichem Tode Frau Sabatier aus Karlsbad —, dies Mädchen war also schon in Rom vom Tode gezeichnet, und wir ahnten es nicht. Wenn solche Rosenblätter vor unsere Füße gestreut werden, sollen wir die wenigen Jahre, die uns noch bleiben, um so mehr mit festem und ruhigem Schritte hinabgehen, jeder seine Aufgabe vollendend.

Eine Ihrer Aufgaben scheint durch Olgas sehr praktische Übersiedlung in ein Institut vollendet zu sein, und ich stelle mir vor, daß auch Ihr Leben in dem Herzenschen Hause dadurch einen Abschnitt gefunden hat. Auf meinen Wanderfahrten gedachte ich viel Ihrer, und wie Ihrem Leben eine heilsame Gestalt möchte gegeben werden — aber ich ersehe leider, daß Sie dem wärmsten meiner Wünsche für Sie nicht Wort geben, nämlich in die Arme Ihrer gewiß freundlichen und edel gebildeten Schwestern sich zu werfen und mit dem besten Vaterlande sich auszusöhnen.

Ich würde Sie aufrichtig beklagen, kämen Sie wieder nach Italien, wo Ihrer nur Einsamkeit, Enttäuschung und das Gefühl eines unpraktischen Zustandes wartete.

Ich trank wieder mit vollen Zügen die Luft der alten Heimat, die mich herrlich gestärkt hat. Ich gelobte, ins Vaterland zurückzukehren, wenn meine Aufgabe jenseits der Berge vollendet sein wird. Schöne Tage lebte ich in Kufstein am Inn, in völliger Einsamkeit, welche die Dämonen nicht gestört haben, zwölf gesellige Tage in Reichenhall mit trefflichen Menschen voll Güte und Geist. Die Deutschen sind doch das wahre Messias-Volk der Erde, so viel auch die Fremden uns schmähen.

Ich war in dem schönen Salzburg wieder, ging nach Gmunden, nach Linz, machte eine köstliche Nibelungenfahrt auf der majestätischen Donau bis Passau, wo ich ganz glücklich war, viel mit dem Volke verkehrte, einen Bürgerball besuchte und mehrere Stunden mit Handwerkern zubrachte. Ich könnte den heitersten Roman über meine Irrfahrten schreiben, denn sie waren schön und heiter, und ich meiner unverwüstlichen „Jugendlichkeit" mir froh bewußt. So will ich weiterleben und den Kopf nicht zur Erde hängen lassen. Auch mit Schauspielervolk trieb ich mich umher und mit einer Zigeunerbande — sie spielten ihre Lieder mir, von Rakoczy, dem Rebellen. Sie sehen, dies alles unternimmt noch mit Humor der Geschichtsschreiber der Römer und das, wie die arme Pauline sagt, mit dem Mammutsorden gezierte, höchst gravitätische Mitglied der hochgelehrten Akademie der Wissenschaften von München.

Sie werden erhalten oder erhalten haben den Band V [der Geschichte Roms] durch Cotta in Stuttgart, welchen ich Ihnen in Rom zum Dank für Ihre goldne Feder versprach, womit er abgeschrieben wurde — geschrieben ist er mit einer Schwanenfeder —, die goldne ist kaputt, wie man sagt; das heißt, ich wollte sie geradeklopfen, wußte nicht, daß eine Demantspitze daransaß und zerschlug diese in meiner Dummheit. Ich betrachtete dies als Schicksalszug und legte sie fort — sie hat ihre Dienste getan —, jetzt schreibe ich mit Sabatierschen Stahlfedern.

Ich bleibe hier acht Tage; will mich nur vergnügen — ich tue gar nichts, nicht einmal lesen, ich gebe nur Geld aus —, ich versenkte, was mich an nicht von mir heraufbeschworenen Geistern überkam, in die stillen Tiefen, die der Welt nicht angehören, und ich bin für sie nur Oberfläche. Ich gehe nach acht Tagen wahrscheinlich wieder nach Passau und von dort nach Verona zurück, für ein paar Stunden nach Florenz und sodann in mein geliebtes Rom, wo ich um den 10. September zu sein gedenke und mit Ernst an meine Arbeit gehen will. Ich schicke den Brief nach Genf, da ich Ihre Berner Adresse nicht weiß.

Grüßen Sie mir herzlich sweet Olga. Leben Sie wohl! G.

Nach Briefen aus Florenz ist Pauline unrettbar. Ich wünschte ihr einen baldigen Tod — dies ist doch die wahre Erlösung. Sie lebte genug. Ich will nicht klagen — wenn ich auch das Reinste und Schönste verliere, was mir im Leben nahestand. Nie trübte auch nur eine Stunde unsre Freundschaft. Dessen gedenke ich froh!

*

Rom, 2. März 1866.

Ich wünsche Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben, welche Ihnen ausdrücken sollen, daß ich den aufrichtigsten Anteil an dem nehme, was Sie jüngst betroffen hat [der Tod von zwei Brüdern Malwidas]. Ich habe mit Trauer von diesen beiden Todesfällen gehört, welche Sie auf das tiefste in Ihrer Einsamkeit müssen ergriffen haben — ich bin auch hier wieder jenes finstern Gesetzes gewahr geworden, wonach alles Unheil nie vereinzelt kommt. Ich war gestern bei Frau L., die noch nichts von dem zweiten Falle wußte und Sie der gleichen warmen Teilnahme versichern läßt. Ich habe nur den Wunsch, daß Sie hinlänglich Gesundheit besitzen, um diesen Gemütsbewegungen ruhig standzuhalten.

Ihre Freundinnen oder Fräulein v. Stein, welche ich selten aber doch sehe, haben mich von allem unterrichtet, was ihnen selbst über die Einrichtung Ihres Florentiner Lebens bekannt ist. Ich freue mich, daß Sie unter geistvollen Menschen angenehme Stunden zubringen. Ich höre auch mit Vergnügen, daß Sie Villari kennen, den fixen (um ostpreußisch zu reden) und beweglichen Neapolitaner, welcher mir manche angenehme Erinnerung zurückgelassen hat.

Unser römischer Winter war sehr still und schön, von einer mäßigen Geselligkeit, die mir noch Zeit genug läßt. Ich bin indes völlig von meiner Arbeit absorbiert und habe für nichts anderes Sinn mehr. Von 8 bis 5 Uhr läßt sich manches Blatt in der Weltgeschichte nachschlagen — doch leider wird man davon nicht klüger.

Ihre vier Bände der Stadt liegen jetzt bei mir, und werde ich sie der englischen Familie zukommen lassen, welche damit beauftragt ist, wie mir Frl. v. Stein schrieb.

Grüßen Sie beide liebenswürdige Schwestern, Olga und Natalie, auf das herzlichste von mir, und sagen Sie ihnen, daß ich gern und wohl täglich einmal an sie denke, auch daß sie mir stets teuer bleiben sollen, mag ich sie noch einmal wiedersehen oder nicht. Herrliche Kinder! Ihnen selbst freundlichste Grüße und die Versicherung unveränderter Anhänglichkeit. G.

Ich weiß nichts von Althaus — ich habe fast alle meine Korrespondenzen aufgegeben und daher an ihn erst nach vielen Monaten wieder geschrieben. Hoffentlich hat er sich jetzt ins Trockene gebracht.

*

Rom, 20. Mai 1866.

Ich danke Ihnen erst spät für Ihre freundlichen Worte, die Sie mir bei einer so trauervollen Gelegenheit geschrieben haben, doch soll deshalb meine Erkenntlichkeit nicht minder herzlich sein. Das Leben wird immer öder um mich her, und wohl darf ich sagen, und dies in jeder Hinsicht, daß alles, was im höchsten wertvoll darin für mich war, nun schon jenseits der Wirklichkeit liegt.

So dunkel das Persönliche, so tief verworren das Allgemeine und so aufregend der Schmerz um die abschreckende Lage des Vaterlandes, wo frevelvoller Übermut die schönsten Mittel der Lösung unbrauchbar werden ließ. Dies zieht nach Gesetzen der Natur chaotische Auflösung nach sich.

Unter den jetzigen Verhältnissen werden auch Sie keine angenehmen Tage mehr in Florenz haben, wo die Aufregung bei einer wie es scheint verfrühten Kriegsfurie, welche nicht aus dem Instinkt des Volkes, sondern nur aus politischen Verhältnissen entstanden ist, sehr peinlich sein muß. Ich wünsche wohl den Italienern einen guten und mannhaften Krieg, damit sie darin sich selbst erringen — ihre Erfolge von 1859 waren glückliche Geschicke, doch keine eigenen Taten zu nennen; und nur mit solchen wird das geschichtliche Leben das Eigentum der Nation.

Ich denke mir, daß Sie bald ein Asyl in der Schweiz aufsuchen werden, und würde Ihnen Glück zu einem ruhigen und ungestörten Leben in Genf wünschen.

Es wird nun bald ein Jahr, daß ich nach Florenz reiste — die Zeit stürmt vorüber, und Gras wächst schon über den Gräbern, wo diejenigen, welche uns teuer waren, eben versenkt worden sind.

Möchte es Ihnen und den Kindern Herzens wohlergehen, ich gedenke oft Ihrer aller in Freundlichkeit.

Wenn Sie etwas über das Schicksal von Althaus wissen, so bitte ich, mir davon mitzuteilen. Es beunruhigt mich, mir vorzustellen, daß er vielleicht in Bekümmernis und Sorge seine Tage hinbringt.

*

Rom, 12. April 1867.

Da ich annehme, daß Sie Herrn Verduschek häufig sehen und leicht erreichen, so bitte ich Sie um die Gefälligkeit dieser Mitteilung für ihn. Auf seinen oder Villaris Wunsch habe ich Brockhaus das Unternehmen der Übersetzung des Lebens Savonarolas ans Herz gelegt oder ihn dafür zu interessieren gesucht — obwohl ich freilich keinen Einfluß auf Brockhaus habe. Nun schreibt mir die Buchhandlung vor kurzem dieses: daß sie von jenem Unternehmen durch Herrn Verduschek bereits voriges Jahr in Kenntnis gesetzt sei und nur wiederholen könne, was sie damals geschrieben habe — nämlich, sie sei gar nicht abgeneigt, müsse aber das ganze Manuskript zur Einsicht vor sich haben; Herr Verduschek möchte es demnach ihm zusenden nebst den Forderungen, die er in bezug auf Honorar stelle. Dies haben Sie die Güte, Herrn Verduschek zu sagen, und daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als diesen Weg einzuschlagen. Brockhaus wird ihm an Honorar äußerst wenig bieten und dabei, der Natur solcher Übersetzungen gemäß, seine guten Gründe haben. Auf großen Absatz ist gar nicht zu rechnen. Man müßte auch das Buch dem deutschen Publikum ein wenig anbequemen, und namentlich durch Auslassung der langweiligen und für heutige Menschen, zumal unkirchliche Deutsche, ganz unlesbaren Predigten jenes mönchischen Träumers.

Wie geht es doch Ihnen in dem jetzt ganz verbabylonisierten Florenz, woraus die Grazien wohl mit stillem Jammer entwichen sind? Womit beschäftigen Sie sich? Ihre Freunde in Rom gedenken Ihrer und der guten Geschwister Natalie und Olga oft und gern und wünschen von Ihnen zu hören. Fräulein Natalie hat gewiß die Bälle von Florenz durchstrahlt, und Sie leben in Saus und Braus, zu Pferde, zu Wagen und zu Fuß. Wir hier sind still und tätig, nach gewohnter Art. Ich höre mit Vergnügen, daß Herzen junior jetzt ein großer Professor geworden ist, vozu ich ihm bestens gratuliere.

Die herrliche Lindemann hält sich zwar anscheinend wacker — doch ein Hauch ann ihr zartes Licht verlöschen — sie spricht jetzt oft von ihrem nahen Tode. Kurz und gut, wenig Lebensfreude ist im alten Rom zu finden. Ich grüße Sie alle herzlich und wünsche Ihnen freudige Tage. G.

*

Rom, Pfingsten 1867.

Diese Zeilen sind nur ein freundlicher Gruß und eine Anfrage, wie es Ihnen und Frl. Natalie und Olga ergeht. Ich bin in Wahrheit unfähig, Briefe zu schreiben. Die Hitze ist hier fast so groß wie in Florenz, und ich bin sehr überhäuft.

Sie werden gehört haben, daß auch die arme Emma ihrer Schwester nachgeeilt st in das stille Land. Sie ist nun begraben in dem Walde des Guts hart bei Polen, vo die Eltern ruhen. Ich gönne ihr diese Ruhe wohl.

Für mich ist nur überall Verlust und immer größere Einsamkeit.

Mein 6. Band wird nächstens fertiggedruckt. Dann folgt noch der Schlußband, er noch zwei volle Jahre in Anspruch nimmt. Ich werde dafür auch nach Florenz ommen müssen, doch weiß ich nicht wann, und Florenz ist mir seit dem schrecklichen Sommer 1865 tief verhaßt.

Was werden Sie in diesem Sommer tun? Ich gehe wohl nach Deutschland inüber, doch weiß ich noch nicht wann und wohin? Es hängt dies auch von meinem Bruder ab.

Frl. v. Stein ist in Fano und will nach Dresden. Leider bemerke ich, daß die Sucht, von allen Menschen und über alles zu wissen, eine Art krankhafter Neugierde, ei Frl. v. Stein sehr überhandgenommen hat. Dies entfernt mich von ihr. Sie pinnt Gewebe aus dem, was sie erhorcht. Ihre Philosophie ist nur affektiert — nd so kann der Mensch und das Menschliche nicht entbehrt werden.

Lindemann reist zu seinem Jungen. Sie zog gestern in eine neue Wohnung nach ritone und bleibt den Sommer über allein zurück.

Sonst hat sich in Rom nichts verändert; die Stadt bedeckt sich aber mit Pfaffheit; einer Viertelstunde begegnet man jetzt mindestens 80 Pfaffen — da würde rl. Natalie nicht in Verlegenheit sein, wenn sie sich noch einer Wette erinnert.

Schreiben Sie mir bald ein paar Zeilen. Ich habe jetzt sehr gut Englisch gelernt, ie ich mir wenigstens einbilde.

Wenn Sie Frau Althaus sehen, so grüßen Sie diese doch bestens — und daß ich re Photographie erhielt und meine auch schicken werde.

Es gehe Ihnen allen sehr gut. Freundschaftlich Ihr F. Gr.

*

Rom, 25. Juni 1867.

Sie wünschen, daß ich Ihnen von italienischen Bädern Kenntnis gebe, wie sie Ihrer Absicht entsprächen — aber ich weiß davon noch weniger als Sie selbst. Warme Moorbäder dürften Sie wohl nur in den großen Anstalten ohne Schwierigkeiten vorfinden, also in Livorno, Nizza, Genua, Venedig. Venedig bietet gewiß einen reizenden Aufenthalt auch im Sommer dar, wenn man das feste Land unter den Füßen, Wald und Feld entbehren kann und sich vor den Plagen der Moskitos nicht fürchtet. Ich dachte für Sie an Fano oder jene Küste, wo es gewiß idyllisch schön ist, doch schwerlich gibt es dort den Luxus warmer Bäder. Wie glücklich sind Sie, daß Sie in völliger Freiheit und mit Freunden monatelang ein so wonniges Leben führen können, dessen Ortswahl Ihre einzige Qual ist. Ich kenne hier eine Engländerin, welche schon dreißig Jahre lang ihr Bett nicht verlassen hat, worin sie ergraut ist. Ich besuche sie bisweilen, um von ihr zu lernen, daß der Mensch auch in Ketten frei sein kann.

Ich habe noch keine Pläne fixiert, weil ich erst Nachricht von meinem Bruder erwarte, mit dem ich irgendwo in Deutschland zusammentreffen möchte. Sie haben vielleicht die Güte, mir mitzuteilen, für welchen Ort Sie sich entschieden haben. Es ist hier sehr heiß; dazu watet man in Pfaffheit. Hier sind die großen Feste für Isis und Osiris und den Ochsen Apis. Glauben Sie mir, diese Götzen werden noch lange fest auf den Quadern der Unwissenheit und des Aberglaubens ruhen — zumal dies Land Italien in so innerer Verkommenheit versunken liegt. Ich betrachte dies mit Trauer — es ist wie Windstille, wo das Schiff nicht weiterkommt, trotzdem Matrosen zanken und lärmen. Fast waren die Italiener glücklicher, als noch der Fremde sie bedrückte — da galt es um hohe Ziele zu kämpfen —, nun sind sie mit Niederlagen unabhängig geworden und sehnen sich vielleicht selbst nach einem edlen Kampf zurück. Denn für den tieferen, der übrigbleibt, sind sie abgestorben. Es reitet sie jetzt der schwarze Pfaff, wie jener Dämon aus Sindbads Reisen. Ein trostloses Schauspiel ausgebrannten Lebens.

Ich sah eine Photographie von Olga, die nun groß geworden sein muß. Die herrlichen Kinder grüße ich beide viele Male. Es gehe Ihnen allen gut und besser.

G.

*

Roma, 6. Februar 1870.

Liebe Freundin,

Erst heute erhalte ich Ihre Adresse und sende diese Zeilen an Sie, welche schon längst hätten abgehen sollen. Möchten sie in Ihre Hände kommen, um Ihnen zu sagen, daß ich über den plötzlichen Tod des geistvollen Kämpfers [Alexander Herzen] für die Zivilisation schmerzlich betroffen bin. Sagen Sie seinen Kindern Natalie und Olga dies, und daß ich täglich ihrer gedenke und ihnen die herzlichsten Wünsche für die fernere Gestaltung ihres Lebens ausdrücke, von der ich keine Vorstellung habe, denn ich weiß nicht, ob Sie diese Mädchen noch ferner begleiten werden, oder ob der Tod dies Ihr langes Zusammensein auch gestört hat. Ich bedaure es jetzt wahrhaft, daß ich kein persönliches Bild von Herzen habe, denn ich traf ja im Leben nicht mit ihm zusammen. Er ist für mich nur eine Gestalt der modernen Zeit, gleich andern

Aposteln der Freiheit, die ich nicht sah, wie John Stuart Mill. Ich las nicht einmal alle seine Schriften, doch genug davon, um die Macht seiner Persönlichkeit zu empfinden, in welcher doch, wie es mir scheint, das glühende und für alles Große begeisterte Herz das wahre Prinzip gewesen ist, aus welchem sich die Welt seiner politischen und sozialen Ideen erhoben hat. Es war ihm gegeben, aus der Fremde her, vom Exil aus, auf sein ganzes Vaterland mächtig einzuwirken, ja fast mächtiger, als wenn er als Staatsmann in normalen Verhältnissen seine Nation in ihrem eignen Zentrum hätte lenken dürfen. Schon dies beweist die ganz ungewöhnliche Kraft, welche diesem Geiste zu Gebote stand. Ich denke, daß er durch ein paar Dezennien eigentlich das Gewissen seiner Nation gewesen ist. Wenn die Kinder um ihn bitter weinen, so sollen sie wohl bedenken, daß ihr Vater als moralische Kraft nicht gestorben ist, sondern in der Geschichte seines Vaterlandes weiterwirkt. Ein anderes ist aber der persönliche Schmerz; er gehört den Regionen der Religion an, und diese selbst wird jetzt auch ihre Rechte geltend machen; denn sie ist ja nicht ein Wesen, das nur erscheint, wenn Kirchenglocken läuten und der Weihrauch zu duften beginnt. Schreiben Sie mir etwas über die Kinder — ich weiß von der Krankheit der guten Freundin Natalie; beruhigen Sie uns, die wir Ihrer aller in treuer Freundschaft gedenken, durch ein paar Zeilen, und schreiben Sie auch von sich und Ihren Entschlüssen für diesen abbröckelnden Rest des Lebens, denn das ist er wohl für uns gleiche Altersgenossen.

Frau Lindemann schreibt hinzu. Alles Gute, in treuem Andenken

Ihr Gregorovius.



Der Eisvogel

Von Ludwig Bäte

Der Schneewind treibt vom harten Flusse her:
Wie lange sah ich seinen Glanz nicht mehr!

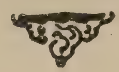
Die dünnen Weiden stehen starr und tot,
Fröstelnd vertropft das frühe Abendrot.

Doch ehe noch der kurze Tag zerspringt,
Ein huschend Licht vor meinen Augen schwingt:

Schillernd in Braun und Grün und tiefem Blau,
Wie im März die glückhaft erwachte Au.

Und ich schaue die frierende Welt nicht mehr,
Durch den stiebenden Schnee weht der Vogel her

Wie Duft der Primeln, wie Anemonenweiß.
Ging nicht ein ahnend Beben durch das Eis?



Freie Philosophie

Von Theodor Rühl

Wenn je das Welträtsel gelöst werden kann, so wird es durch eine freie Philosophie gelöst werden, die nicht nur Philosophie ist, sondern auch Weisheit.

Wie die Erfahrung lehrt, ist der Kosmos aus dem Chaos entstanden und hat sich durch das freiheitliche Spiel der Gegensätze des Willens und der Kräfte der Natur zur Harmonie entwickelt, die wir heute vor uns sehen. Es hat die Natur in ihre Entwicklung das unbedingte Gesetz der Freiheit gelegt, in der sie herrscht; und der Mensch wird ebenfalls herrschen von dem Tage an, wo er sich vollends den Gesetzen der Natur einordnet. Harmonische Einordnung ist der Grundsatz alles Seienden. Und so wird auch der Mensch erst eigentlich sein, eigentlich beginnen zu leben, wenn er sich die Natur durch Erfüllung ihrer Gesetze zu eigen gemacht hat. Der Mensch muß also, will er wahrhaft leben, beginnen, in Freiheit zu denken, in Freiheit zu fühlen und in Freiheit zu handeln; so wird er die Notwendigkeit erkennen, sich in den Willen der Natur einzuordnen. Der Mensch muß seine hemmenden Sonderneigungen aufgeben, muß sie den Grundgesetzen der Natur unterwerfen und Eingang finden in das Gesetz seines höheren Bewußtseins. So wird das moralische Sollen zu seinem eigentlichen Wollen; so bricht die Sonne aus dem dichtesten Nebel hervor; so erhebt der Mensch sich über sich selbst zu seiner wahren Persönlichkeit.

Natur und Freiheit zu verbinden, ist das eigenste Bestreben der freien Philosophie; in dem unbekannten Grund der Natur den Naturzweck zu finden, ihr höchstes Ziel. Es gibt keine Regel, die freie Philosophie „verstehen" zu können. Das Verständnis liegt in der Eigenart des Menschen selbst. Man sieht, man hört und fühlt alles, was um sich in der Welt geschieht, liest Bücher, hört Vorträge über diese und jene Fragen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Kurz, man verschließt sich nichts Unbekanntem noch Unangenehmem. Zur Erkenntnis des Eigentlichen und Wesentlichen des Lebens gehört aber nicht das eine oder andere, sondern alles: die Gesamtheit des Erlebens. Man sucht die Lösung im freien Spiel zwischen den in uns und außer uns schwingenden Gedanken, läßt das Gefühl in persönlicher Selbstbehauptung mitsprechen und fängt so an, auf Grund der vielfältigen Erfahrung eine Einheit zu finden.

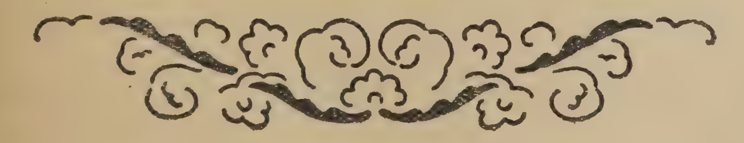
So ungefähr wird es den Menschen möglich werden, in das Reich der freien Philosophie einzudringen; möglich werden, in irgendeiner Form in den Rhythmus des eigentlichen Lebens zu gelangen. Der grenzenlose Relativismus führte begreiflicherweise zur Verzweiflung ernster Denker und Forscher. Zum mindesten aber sehen wir viele vermeintliche Überzeugungen, welche selbst Jahrhunderte bestanden, angezweifelt und schwankend auf den Wellen nur wissenschaftlicher Gelehrsamkeit. Ja zum großen Teil haben sie schon in sich jegliche Substanz verloren. Die freie Philosophie ist wie eine Sammellinse, die sämtliche Wissenschaften, Erfahrungen und Tatsachen vereinigt und nach den optischen Gesetzen an ihrem Brenn-

nkt Kraft und Wirkung jedes einzelnen Lichtstrahls erkennen oder berechnen läßt. h nenne diesen Punkt den kritischen Punkt des Urteils, weil in diesem entscheiden- n Punkt überhaupt nur das Ergebnis, das Resultat zu finden ist. Der Wert der hilosophie ist nicht aus ihren methodischen Bestrebungen zu erkennen, sondern s den Ergebnissen für das Leben. Wahr ist es, daß die übliche Philosophie an sultaten bis heute sehr wenige zu verzeichnen hat, obgleich sie an den größten schichtlichen Ereignissen regsten Anteil genommen. Fragt man, warum die Philo- hie bis heute so wenig von Bedeutung geblieben ist, so liegt die Antwort nahe. ie kann eine Philosophie überhaupt etwas lösen, so sie selbst ungelöst, selbst ht frei ist von dem wirren Gedankennetz der Welt, deren Lösung ihre Aufgabe ? Wesentlich anders wird es um die freie Philosophie für die Zukunft stehen. e wird die Fäden der schwer verknoteten Gedankenwelt lösen, weil ihre Gedan- selber gelöst, locker und lose — das heißt: frei schwingend sind. Sie wird ken und zur Macht gelangen, da sie nur von einer schöpferischen Persön- keit, aus der Ursprünglichkeit alles Geistigen ausgehen kann: von einer in geschlossenen und harmonischen Persönlichkeit, die sich selbst im Tiefsten treu bis zur restlosen Selbstopferung. Das ist das Entscheidende. Doch ist letzteres t ein Sich-Verlieren: vielmehr soll die Selbstopferung Selbstverwirklichung . Sinn der freien Philosophie ist, daß wir unsere höhere Pflicht erkannt und üllt haben, wenn auch durch die Selbstopferung.

Dieses Siegenwollen, dieses Sichopfernwollen, dieser höhere Lebenswille muß er starken Persönlichkeit innewohnen. Eine solche Spannung, eine solche Be- zung eines Menschen zeigt uns erst seinen Wert. Denn er erzeugt neue Be- zung zu neuem Rhythmus; er wirkt und schafft mit an der Unendlichkeit der ensbewegung. Denn es gibt nur ein wahres, ein bleibendes Erleben: die öpferische Teilnahme am Wirken und Weben der Unendlichkeit!

Der Mensch ohne Spannung, ohne auslösende Bewegung zum Rhythmus ist t Unendlichkeit, sondern ist Endlichkeit, ist ohne wahre Lebensfähigkeit und am für ewig tot. Jeder Erdenwanderer sollte es wissen, daß der Mensch aus der ndlichkeit geworden, für die Unendlichkeit geschaffen und daß Unendlichkeit in m wahren Menschen schafft und wirkt. Fühlt der Mensch den Willen des endlichen in sich, so lebt er in der Unendlichkeit: so hat er den Sinn seiner ren Natur erlebt, so hat er sich eingeordnet in die Natur — so ist seine Sehn- t erfüllt.

Daß die Menschheit nicht an diese hohe Erlebnis-Möglichkeit kraftvoll glaubt, dennoch theoretisch von ihr spricht und schwächlich auf ihre Erfüllung hofft, ist der tragische Zwiespalt unserer Menschengeschichte und der Geschichte unseres schen Volkes.



Die Glocken

Von Victor Rydberg

Es hebt sich aus des Zeitmeers gewalt'gem Wogenschwall
Ein Turm von ätherklarem, durchsichtigem Kristall;
Der senkt die starken Pfeiler bis in den tiefsten Grund,
Wie tief, ahnt keine Seele, verkündet keines Menschen Mund.

Doch seine Mauern streckt er zum Himmel hoch empor
Durch aller Wolken Schleier, durch aller Sterne Flor;
Die Kuppel über alle Welträume sich erhebt;
Den schwindelt, der zur Spitze wenn auch nur in Gedanken schwebt.

Zwei Glocken hängen oben, die eine strahlt und loht,
Als wäre sie gegossen aus lichtem Morgenrot.
Für göttliche Gedanken der goldne Klöppel schwingt
Im Takte mit dem Odem, der durch die weite Schöpfung dringt.

Als ob sie mahnen wollte, erklingt sie nah und fern;
Es zittern ihre Töne so sanft von Stern zu Stern,
Und wenn der Ton die Erde erreicht, verklingt er rein
In edler Seelen Sehnen, in purpurrotem Abendschein.

Sie mahnt die edlen Seelen so ernsthaft und so mild,
Zu träumen schön, zu wirken für ihrer Träume Bild,
Und sie erinnert abends, sobald die Sonne schwand,
An ferne Wahrheitsreiche, an unentdecktes Schönheitsland.

Sie schwingt in dem Verlangen, den Bruderbund zu weih'n,
Den stiften soll die Menschheit zu ewigem Gedeih'n,
Daß jedem Leidbeladnen noch Trost und Hoffnung winkt,
Wenn an die Brust des Freundes sein Haupt ermattet niedersinkt.

Sie schwingt in dem Verlangen, dereinst mit hellem Klang,
Volltönend zu begleiten des Volkes Freiheitssang,
Zu künden durch die Lande das selige Gebot:
Das Gottesreich ist nahe; drum suchet, und ihr findet Gott!

Doch in der andern Hülle, die einst zum Gusse floß,
Da brütet tiefes Dunkel, wie in des Chaos Schoß;
Kein Arm den schweren Klöppel aus seiner Ruhe weckt,
Die Glocke gleicht dem Himmel, den tiefe Finsternis bedeckt.

Es sitzt ein Dämon unten an der Arkaden Wand,
Das Glockenseil, das starke, hält er in seiner Hand;
Gleich einer Statue leblos so schaut er finstren Blicks,
Wie rings den Turm umbrandet die trübe Flut des Weltgeschicks.

Noch glänzt und glüht die Sonne, wenn manchmal auch verhüllt;
Doch wenn's am Himmel nachtet, die Meerflut brausend schwillt,
Wenn einst die letzte Welle im Brandungssturm erliegt,
Die lichte Seherträume in ihrem feuchten Schoß gewiegt;

Und wenn die Menschheit sinket in hoffnungslose Not,
Wenn schweigt der Freiheitssänger, weil Gunst er braucht und Brot,
Der Jugend Herz erkaltet, daß sie mit leichtem Mut
Empfindet, wie erloschen der Ideale lichte Glut:

Dann zieht der grause Dämon das Seil, das er umfaßt,
Und läßt die Glocke schwingen mit rasend schneller Hast,
Dann gellt der riesengroße, unheimlich finstere Mund —
Dann wankt das Weltgebäude und reißt bis in den tiefsten Grund.

(Aus dem Schwedischen übersetzt von Fr. Kunze)



Wie lange noch?

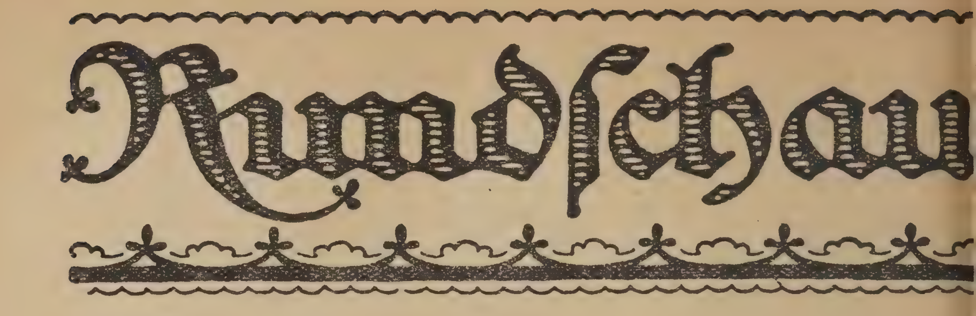
Von Anna Pawlick

In zehrendem, in heißestem Verlangen,
Den Blick zum Himmelszelt emporgericht't,
Mit Zittern und mit qualerfülltem Bangen
Leis fragend meine Stimme zaudernd spricht:
O guter Vater, sag mir doch:
Wie lange noch?

In wildem Weh krampft sich mein Herz zusammen,
Die arme Seele bettelt, ringt und fleht;
Sie ruft um Hilfe aus des Zweifels Flammen
Eh' sie verloren, ehe es zu spät.
Drum, guter Vater, sag mir's doch:
Wie lange noch?

Ich glaube felsenfest an deine Treue,
Ich glaube auch an deine große Kraft,
Die nie erlahmt und immerzu aufs Neue
Das Edle nur und alles Gute schafft.
Drum, Vater, bitte, bitte, sag' mir's doch:
Wie lange noch?!





Warum wir bleiben

Ein deutscher Gruß aus Polen

Ein grausames Schicksal hat uns Deutsche in den Ostmarken von unserm Mutterland getrennt. Mit uns sind große Gebiete deu schen Landes durch den Versailler Ve trag polnisch geworden. In weiten Kreisen unseres Vaterlandes wird man darüb kaum viel Schmerz empfinden; wissen ja die meisten gar nicht, um wie wertvolle Gebiete e sich hier handelt! Sie hatten von Posen und Westpreußen und Oberschlesien stets so unkla Vorstellungen, daß sie schon früher dazu neigten, diese Provinzen kulturell und wirtschaftli als Vorland von Sibirien anzusprechen. Wer aber etwa als Soldat Gelegenheit gehabt ha im Kriege gegen Rußland die ehemals preußischen Provinzen des heutigen Polen mit Russisc Polen oder Galizien zu vergleichen, dem wird aufgegangen sein, wieviel deutscher Fleiß, deutsc Tatkraft und deutsche Fürsorge gerade aus jenen gemacht hat.

Ebenso wertvoll sind aber die Menschen, die mit diesen Gebieten unter polnische Herrscha gekommen sind: deutsche Bauern, die in zäher Ausdauer so lange mit dem geizigen Boden g rungen, bis er sie ausreichend genährt, bis er ihnen gestattet hat, die elende Lehmhütte dur ein schmuckes Steinhäuschen zu ersetzen; Handwerker, die sich fleißig mühten, das, was sie a Kenntnissen und Erfahrungen aus andern deutschen Gegenden mitbrachten, den besondere Bedürfnissen dieses Landes anzupassen; Lehrer und Beamte, die mit deutscher Bildung au den Sinn für Ordnung, Sparsamkeit und Schönheit diesem Lande vermittelten.

Viele von ihnen sind gleich nach dem polnischen Aufstande im Dezember 1919, dessen G lingen wir dem schlappen Verhalten unserer militärischen Spitzen in Posen sowie der Ve trauensseligkeit der Soldatenräte in der Provinz „verdanken", nach Westen abgewandert, leid zu viele! Später hat der Versailler Vertrag noch bestimmt, daß nur diejenigen Deutschen i neu gegründeten Polen eo ipso polnische Staatsbürger sein sollten, die vor dem 1. Janu 1908 hier wohnhaft gewesen sind. Selbstverständlich sind die erst nach diesem Zeitpunkt hi Zugewanderten zum weitaus größten Teil aus Furcht, bei der ersten besten Gelegenheit a „lästige Ausländer" ausgewiesen zu werden, ins deutsche Vaterland zurückgezogen. Aber au von den „polnischen Staatsangehörigen deutscher Nationalität" hat ein beträchtlicher Prozen satz von dem ihm zug standenen Rechte, für Deutschland zu optieren, Gebrauch gemacht. Un so ergießt sich denn immer noch allwöchentlich ein Strom von Auswanderern aus Polen üb die deutsche Grenze. Unzählige haben ihre blühenden Wirtschaften und mustergültigen Betriel oft geradezu verschleudert, nur um möglichst schnell Polen „Ade" sagen zu können. Tausen von Besitzern sind rücksichtslos enteignet worden und abgewandert. Den Beamten wurde kurze hand gekündigt. So ist die Zahl der Deutschen hierzulande klein geworden. Insbesondere d gebildeten Deutschen sind fast vollständig verschwunden. Wir verstehen vollkommen, daß si viele in die veränderten Verhältnisse nicht zu schicken vermochten, beklagen es aber au tiefste. Manch einer von ihnen mag es auch schon bitter bereut haben.

Viele müssen bleiben. Viele wollen bleiben. Das vermag man im deutschen Vaterlande drüben oft nicht zu begreifen. Noch werde ich, wenn ich nach Deutschland komme, immer wieder gefragt: „Warum bleiben Sie denn in diesem Lande? Kommen Sie doch herüber! Für Sie wird sich auch noch ein Unterkommen finden!“ Erst kürzlich las ich in einem Leitartikel einer schlesischen Zeitung die gut gemeinte Aufforderung an die Deutschen in Polen, ihre wertvollen Kräfte und Fähigkeiten, die sie in mühevoller Kolonisations- und Kulturarbeit hier bewiesen haben, nicht fernerhin den neuen Herren zu schenken, von denen sie doch nur Undank ernten würden, sondern ins Vaterland heimzukehren, wo man trotz aller Wohnungsnöte gern noch etwas zusammenrücken wolle, um uns aufzunehmen. Wir gern kehrten wir heim, ihr lieben Landsleute, dahin, wo man noch auf den Straßen deutsche Laute hört, wo des Abends am Brunnen die Burschen und Mädchen deutsche Weisen singen, wo man, wenn auch noch so unzulänglich, doch wenigstens deutsch regiert wird! Wie gerne wären wir bei euch, um euch das große Leidenskreuz tragen zu helfen, das unsere Feinde euch auflegen! Aber es ist uns Pflicht, hier zu bleiben.

Daß die polnische Presse uns nachsagt, wir blieben nur, weil wir drüben nichts zu beißen hätten, trifft uns ja nicht. Sie sagen auch, wir blieben hier, um nach den Weisungen der deutschen Regierung Polen bis in den letzten Winkel hinein militärisch auszuspionieren, um eine Irredenta zu schaffen, um später einmal dem wiedererstarkten Deutschland Anlaß zu militärischem Eingreifen gegen Polen zu geben und bei bewaffnetem Konflikt deutschen Truppen die Operationen zu erleichtern! Sie haben sich auch nicht gescheut, unsern „Deutschtumsbund zur Wahrung der Minderheitsrechte“ zu verdächtigen, er empfange Gelder von Deutschland, um zu diesen Zwecken das Deutschtum im Lande zu erhalten. Das alles kümmert uns nicht. Solche Märchen glauben auch unter den Polen nur noch Kinder und Irre.

Viel mehr schmerzt es uns, daß man uns in Deutschland selbst, wenn wir drüben einmal unsre völkische Not klagen, mit dem häßlichen Wort: „fleischfressende Märtyrer“ bezeichnet. Gewiß: es sind die, denen der Braten und das Weißbrot — die übrigens auch hier auf den meisten deutschen Tischen fehlen — der Inhalt des Lebens ist; aber es sind doch Deutsche, die uns das sagen! Andere erwidern uns auf unsere Klagen: wir sollten nur fein stille sein! Wir oder unsere Väter seien einst um wirtschaftlicher Vorteile willen nach dem Osten gegangen, und trotz allen Jammerns blieben wir wohl auch nur, weil wir hier besser unsere Geschäftchen machen könnten als unter den „aufgeklärten“ Deutschen!

Nein, deshalb bleiben wir nicht! Wir bleiben aber, gerade wir, die wir zur Intelligenz gerechnet werden, weil die vielen Tausende Deutscher, die nicht abwandern können, uns brauchen! Sie hängen an der Scholle, die sie schon in der dritten oder vierten Generation bebauen, sie lieben das Land, das ihnen eine Heimat geworden. Und diese Deutschen brauchen Führer, brauchen Menschen, die sie ihrem Volkstum erhalten. Haben sie solche Führer nicht, dann vergessen sie es bald, deutsch zu sprechen, zu singen, zu beten, deutsch zu denken und zu fühlen. So sind schon viele Polen geworden drüben im ehemals russischen Polen! Die „polnischen“ Namen „Pilc“ (Pilz), „Szulc“ (Schulz), „Paszko“ (Paschke), „Wajs“ (Weiß) und andere mehr sprechen eine deutliche Sprache.

Dieser Prozeß vollzieht sich sehr schnell. Die Deutschen wohnen hier ja nicht in geschlossenen Kolonien, sondern einzeln und zerstreut in den polnischen Dörfern und Städten. Außerhalb des Hauses, im Verkehr mit den Nachbarn und Behörden, müssen sie trotz aller gegenteiligen Behauptungen und Zusicherungen die polnische Sprache gebrauchen. Die vielen deutschen Vereine haben zum größten Teil aufgehört zu bestehen; nur in der Kirche hören sie noch die Muttersprache. Es fehlt an deutschen Büchern, da die Polen sämtliche deutschen Büchereien, deren sie mit einem Schein des Rechts habhaft werden konnten, an sich genommen und zum Teil vernichtet haben, weil sie sie nicht verwerten konnten. Die geistige Verbindung mit der Heimat ist nur sehr schwer aufrecht zu erhalten, da deutsche Bücher und Zeitungen in polnischem Gelde

ungezählte Tausende kosten. Eine Reise nach Deutschland können sich gleichfalls nur sehr vermögende Leute leisten. Im Hause selbst hat man heute schon meist polnische Dienstboten, die mit den Kindern zeitig in polnischer Sprache verkehren. Die deutschen Schulen sind sehr dünn gesät —: so kommt's mit der Zeit (ich habe das in Kongreßpolen beobachten können), daß viele schließlich aus Bequemlichkeit die polnische Sprache im Hause erst dulden, dann selbst anwenden. Und mit der polnischen Sprache zieht polnisches Wesen in Haus und Herz ein! Es gibt nur noch polnische Bilder als Wandschmuck; der polnische Schneider fertigt Kleidungsstücke nur nach polnischem Schnitt; schon heute bekommt man auch im ehemals preußischen Polen fast nur noch die typischen Warschauer Schuhe zu kaufen: so gleicht ein deutsches Haus hier in Polen oft einer von gierigen Wogen umbrandeten kleinen Insel, die schließlich aufgezehrt wird, wenn man ihre Ufer nicht befestigt.

Seht: darum bleiben wir, um viele vor einem solchen Schicksal zu bewahren! Und je mehr den gewiß nicht leichten Entschluß fassen, zu bleiben und Auslandsdeutsche zu werden, desto besser werden wir uns auch dagegen wehren können, daß wir unserem Volkstum verloren gehen!

Aber dabei brauchen wir auch eure Hilfe, die Hilfe des Vaterlandes! Schickt euren Bekannten und Verwandten in Polen eure Bücher, die ihr gelesen habt, eure Zeitschriften und Zeitungen; schreibt ihnen Briefe; knüpft Fäden an mit uns, wo und wie ihr nur könnt! Erleichtert uns die Teilnahme an deutschen Kongressen durch Bereitstellung von Freiquartieren, wirkt auf die Regierung ein, daß sie allen Deutschstämmigen durch ihre Konsulate in Polen verbilligte Reisevisen erteilt; sorgt dafür, daß uns die wenigen Tage, die wir in ganzen Jahren in Deutschland sein können, Feiertage im höchsten Sinne des Wortes werden! Helft mit, daß wir hier nicht bitter werden, nicht an Deutschland verzweifeln!

Es ist reichsdeutsche, es ist volksdeutsche Schuld gewesen, daß wir früher so wenig von unsern braven, bejammernswerten Wolgadeutschen gewußt haben, bis ihr unsagbares Elend zu uns geschrien. Gebe Gott, daß das Reich nicht auch uns vergesse! Sonst sterben wir hier, sterben als ein paar Hunderttausend von den 20 Millionen Deutschen, die nach französischem Ausspruch „zu viel" sind, sterben uns und unserm Volk.

Vielleicht, daß wir euch auch einmal etwas zu geben haben, daß die Liebessaat, die wir von euch erbitten, reiche Früchte trägt. Wir Deutsche in Polen haben schon heute etwas, was ihr im Vaterlande entbehrt. Mit Wehmut sehen wir, wie ihr euch drüben in Uneinigkeit zerfleischt und schwächt. Uns ist manchmal, als sei den meisten von euch das Bewußtsein verloren gegangen, daß ihr nicht zuerst Parteileute, Angehörige dieses oder jenen Standes, sondern Deutsche seid! Seht: das kennen wir schon heute bei uns nicht mehr. Alle Tage wird uns von unsrer Umgebung eingehämmert, daß wir Deutsche sind. Das treibt uns zusammen, das verbindet uns alle, die wir darum leiden müssen. Bei euch im Reich hat die Not die Herzen wohl noch nicht so glühend, so weich gemacht, daß sie zu einer einzigen starken, unzerreißbaren Kette zusammengeschmiedet werden können. Solltet ihr euch wirklich erst finden, wenn der Feind in euren Städten und Dörfern sitzt, euch aus euren Häusern verdrängt, die Knute über euch schwingt? Bei uns hier ist nicht Bauer noch Edler, nicht Herr noch Knecht, nicht „rechts" noch „links" — hier sind wir alle Deutsche!

Das hat erst die Not uns geschenkt. Und es ist unser inniger Wunsch, daß es auch euch Deutschen daheim geschenkt werde als ein Segen der uns allen gemeinsamen Not. R.



Das Rätsel der Atome

Die Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Materie versucht die Atomtheorie zu geben. Sie ist in der Studierstube der Philosophie geboren worden und ist fast so alt wie die Philosophie selbst. Jedoch konnte sie als Kind der Philosophie nicht zur Entwicklung kommen. Das war erst möglich, als die Chemie die Lösung des in der Atomtheorie gegebenen Problems übernahm.

Im Jahre 1802 machte der Chemiker John Dalton in Manchester mit diesen Arbeiten den Anfang. Die von ihm aufgestellte Atomtheorie gründete sich auf die Resultate, welche er bei der Verfolgung der chemischen Reaktionen mit der Wage erhielt. Durch enge Anlehnung an Experimente gelang es ihm, seiner Theorie ein sicheres Fundament zu geben.

Jeder Grundstoff (chemisch nicht weiter teilbar) besteht aus kleinsten unter sich gleichartigen Teilchen. Soviel verschiedene Grundstoffe es gibt, soviel verschiedene kleinste Teilchen gibt es auch. An ein Sichtbarmachen dieser kleinsten Teilchen für die grobempfindlichen menschlichen Sinne war damals nicht zu denken. Die Theorie verlangte ein Phantasiegebilde: denkbar kleinste Teilchen sollten es sein. Und in der Überzeugung, daß eine weitere Teilung unmöglich war, führte man für diese hypothetischen Massenpartikelchen den Namen „Atome" ein.

Waren damals gegen 80 verschiedene Grundstoffe bekannt, so gab es auch ebensoviele voneinander verschiedene Atome. Das Eisenatom unterschied sich von dem Atom Schwefel, und beide waren wieder anders als z. B. das Atom Quecksilber usw.

Die Atomtheorie gewann bald an weiterem Boden. Überall arbeiteten die Chemiker mit diesen „gedachten" Atomen wie mit natürlichen Bausteinen. Mit ihnen bauten sie einerseits bei ihren synthetischen Arbeiten ihre verschiedenen Stoffe auf und analysierten andererseits unbekannte Stoffe bis auf diese letzten Einheiten. Immer erwies sich die Atomtheorie mit den Tatsachen vereinbar.

Bedeutungsvoll für die Atomtheorie waren die Methoden, mit denen man den Gewichtsunterschied der einzelnen Atome genau zu bestimmen lernte. Die denkbar kleinsten Teilchen mit der Wage in Grammen zu messen, war natürlich ausgeschlossen. Aber es war möglich, anzugeben, wievielmal irgendein Atom schwerer war als das leichteste, als das Wasserstoffatom. Das für den Schwefel angegebene Atomgewicht 32 bedeutet demnach, daß es 32mal schwerer wiegt als das Wasserstoffatom, dessen Gewicht = 1 gesetzt wird.

In den Atomgewichten hatte man ein Mittel gewonnen, eine Ordnung in die große Reihe der verschiedenen Atome einzuführen. Man schrieb sie in der Reihe auf, wie sie mit steigendem Atomgewicht aufeinander folgten. Mit Wasserstoff (= 1) begann die Systematik, an ihrem Schluß standen die schweren Metalle Blei (207), Wismut (208), Uran (238).

Bei diesen systematischen Arbeiten ermittelten 1869 der deutsche Chemiker Lothar Meyer und der Russe Mendelejeff gleichzeitig eine ganz wunderbare Gesetzmäßigkeit. In ihrem nach den Atomgewichten geordneten „periodischen System" fanden sie, daß einem Element nach einer gewissen Zahl von anderen Elementen wieder eines folgte, das ähnliche chemische und physikalische Eigenschaften hatte.

Eine Erklärung dieser merkwürdigen Tatsache konnte die Chemie damals nicht geben. Wohl mußte — das folgte aus dem periodischen System — irgendein innerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Elementen bestehen, aber die Natur dieser Verwandtschaft blieb ein Rätsel. Daß vielleicht alle Atome wieder aus kleineren Bausteinen sich zusammensetzten, das wagte man damals noch nicht ernsthaft zu denken. Damals fehlten für diese Gedankenrichtung auch noch völlig andere Unterlagen.

Die Chemie fragte überhaupt nicht viel nach dem Aussehen der Atome. Man begnügte sich damit, sie sich als kleine massive Teilchen vorzustellen. Die Fragen nach dem Aufbau und der Synthese der Körperwelt gaben der Chemie schon eine so ungeheure Fülle von Arbeiten,

daß die Frage nach einer Struktur der chemischen Atome selten gestellt wurde. Auch war die Chemie mit ihren Methoden gar nicht in der Lage, sich auf die Lösung dieses Problems einzulassen. Dazu war die Schwesterwissenschaft der Chemie, die Physik, berufen, der die Entdeckung der Radioaktivität den Anlaß gab, das Problem nach einer Atomstruktur überhaupt zu stellen.

Es ist das 20. Jahrhundert, das mit der Lösung dieses Problems beginnt. Die Atomtheorie, die im vorigen Jahrhundert zum Abschluß gebracht schien, ist heute wieder zu neuem Leben erweckt, und das, worauf die Chemiker des vorigen Jahrhunderts nicht weiter achteten, steht heute im Mittelpunkt der physikalischen Forschungen. Es ist die Frage: Wie sieht ein Atom aus?

Die physikalischen Arbeiten haben gezeigt, daß es heute nicht mehr richtig ist, ein Atom als unteilbar anzunehmen. In den radioaktiven Körpern waren Atome entdeckt worden, die ohne unser äußeres Zutun von selbst in andere Atome zerfielen. Warum sollte die Möglichkeit einer Atomteilung nur auf die radioaktiven Atome beschränkt sein? Nahe lag doch die Vermutung, die Eigenschaft der Teilbarkeit bei allen Atomen anzunehmen.

Die Wege, welche die physikalische Forschung gegangen ist, um einen Einblick in das Atominnere zu erhalten, können wir hier nicht im einzelnen verfolgen. Es muß diese Darstellung auf das Ziel, das die Atomphysik bis heute erreicht hat, beschränkt bleiben.

Die Vorstellung, ein Atom sei eine kleine massive Kugel, ist heute endgültig abgetan. Jedes Atom ist selbst wieder ein Gebilde von äußerst kompliziertem Aufbau. Es gleicht einem Planetensystem mit Sonne und darum kreisenden Planeten. Eine neue Wunderwelt beginnt sich vor unsern Augen zu öffnen, und staunend erkennen wir die Parallelität im Aufbau des Makrokosmos und des Mikrokosmos. Ebenso wie im Planetensystem der Astronomen nur ein winzig kleiner Raumteil des ganzen Systems mit Masse gefüllt ist, wie die Massenteile selbst, also die Sonne mit den um sie kreisenden Planeten äußerst winzige Gebilde sind im Vergleich zu den gewaltigen Dimensionen des Raums, den das ganze System einnimmt, so sind auch die Atom-Sonne und die Atom-Planeten verschwindend kleine Teilchen in dem sonst leeren Atomraum.

Das soeben gezeichnete Bild eines Atoms ist von dem Engländer Rutherford und dem Dänen Bohr gegeben. Besonders durch Bohrs Arbeiten, der sich auf spektralanalytische Untersuchungen stützte und auch die Quantentheorie des deutschen Physikers Plank mit heranzog, hat die Theorie dieses „Bohrschen Atommodells“ allgemeine Anerkennung gefunden. Auch der Münchner Physiker Sommerfeld hat ein großes Verdienst an der Fundamentierung dieser Theorie. Die heutige Physik ist in mühevoller Arbeit an dem weiteren Ausbau dieser Strukturtheorie beschäftigt. Die meisten physikalischen und chemischen Erscheinungen können auf der Grundlage der planetenartigen Atomstruktur erklärt werden — allerdings bleiben neben dieser auch Fragen ungelöst, so daß es heute noch verfrüht wäre, von einer Strukturlehre zu sprechen. Erst wenn alle Lücken in der Fragestellung geschlossen, wenn alle Arbeiten zum Abschluß gekommen sind, dann kann aus der Strukturtheorie eine Strukturlehre werden.

Welcher Art sind nun Sonne und Planeten in dem Atom? Am leichtesten sind die Planeten beschrieben. Es gibt nur eine einzige Art von Planeten, und diese kommen in allen Atomen vor. Es sind die kleinsten Elektrizitätsteilchen, die der Physik von den Kathodenstrahlen her bekannt sind, es sind die freien negativen Elektronen, freie negative Ladungen, die für sich existieren, die durch keine Masse getragen werden.

Diese Elektronen rotieren beständig um die Atomsonne, den positiv geladenen zentralen Atomkern.

Im großen Planetensystem der Astronomie ist es die allgemeine Massenanziehung, wodurch die Sonne ihre Planeten an sich fesselt und zwingt, in kreis- oder ellipsenförmigen Bahnen um sie herum zu kreisen. Im Planetensystem des Atoms ist es die Anziehungskraft zwischen positiven und negativen Elektrizitätsmengen, welche hier die parallelen Wirkungen auslöst.

Während die in allen Atomen vorkommende einzige Planetenart, die freien negativen Elektronen, an keine Materie gebunden sind, ist die positive Kernelektrizität immer fest mit der Kernmasse verwachsen. Der Kern ist das Wesentliche eines Atoms. Jedes Atom hat einen besonderen Kern. Durch seine Art unterscheiden sich die Atome alle voneinander.

Dadurch ist auch hier eine Systematik der vielen Atome möglich, eine Systematik, die sich ohne Schwierigkeit dem periodischen System zur Seite stellt. Das leichteste Atom, das Wasserstoffatom, hat auch den kleinsten Kern. Er trägt die positive Ladung +1, um ihn herum rotiert ein Elektron, dessen Ladung — 1 ist. Dann folgt das Heliumatom, dessen freie Kernladung um eine positive Einheit zugenommen hat. Um den Heliumkern kreisen zwei Elektronen.

Nach außen treten diese elektrischen Ladungen von Kern und Elektronen gewöhnlich nicht in Erscheinung, weil in jedem elektrischen neutralen Atom die Zahl der positiven freien Kernladungen genau so groß ist wie die Zahl der um den Kern kreisenden Elektronen.

Die Zahl der freien positiven Kernladungen heißt die Ordnungszahl des betreffenden Atoms. Die nach zunehmender Ordnungszahl aufgestellte Reihenfolge der verschiedenen Atome heißt das natürliche System, das in seiner Ordnung sich so ziemlich mit dem periodischen System des vorigen Jahrhunderts deckt. Zu Anfang steht das Wasserstoffatom mit der Ordnungszahl 1. Es ist das einfachste atomare Planetensystem. Mit zunehmender Ordnungszahl nimmt auch die Zahl der Elektronen zu. Das letzte Glied in dem natürlichen System ist das Uranatom. Es hat die Ordnungszahl 92. 92 positive freie Kernladungen trägt der Urankern, und 92 Elektronen rotieren um ihn als seine Planeten.

In dem Planetensystem des Uranatoms haben wir ein mikrokosmisches Gebilde von so komplizierter Art, wie wir es in der gesamten Astronomie überhaupt nicht kennen.

Die Vermutung, die das vorige Jahrhundert an sein periodisches System knüpfte, daß zwischen den verschiedenen Atomen verwandtschaftliche Beziehungen bestehen müßten, ist auch bei dem natürlichen System des 20. Jahrhunderts wieder laut geworden. Denn die Gleichartigkeit der Bausteine der Planetensphäre war ja erwiesen. Wenn wir uns auf diese Sphäre beschränken, dann liegt der Unterschied der einzelnen Atome nur in der Zahl der darin enthaltenen Elektronen.

Das Charakteristische aber, was die Atome voneinander unterscheidet, ist ihr Kern. Die Art dieses Unterschiedes wird besonders deutlich im natürlichen System. Die hier sichtbare Eigentümlichkeit, daß der Kern des folgenden Elementes regelmäßig um eine freie positive Ladung zugenommen hat, ist die Veranlassung gewesen, auch für den Kernbau ein Urmaterial anzunehmen.

Völlige Klarheit herrscht heute darüber noch nicht. Doch spricht man heute außer von der Atomstruktur schon lange von einer Kernstruktur. Den einfachsten Kern, den positiven Wasserstoffkern, hält man heute für die positive Baueinheit in allen Kernen. Doch ist zwischen den Baueinheiten der Planetensphäre und denen der Atomkerne noch ein wesentlicher Unterschied zu beachten. Die Atomplaneten sind freie selbständige Elektrizitätsmengen, während die positive elektrische Einheit der Kerne immer nur in Verbindung mit Materie bekannt ist. Wenn also der Wasserstoffkern der letzte kleinste Baustein aller Kerne sein soll, so ist er durch etwas Doppeltes charakterisiert, durch die Einheitsmasse und durch die positive Elektrizitätseinheit, die beide untrennbar verwachsen sind. Dann besteht der Unterschied aller Atomkerne nur in der Zahl der am Aufbau beteiligten Wasserstoffkerne.

Je weiter wir in der natürlichen Folge der Atome von Glied zu Glied kommen, desto größer wird die Zahl dieser den Kern zusammensetzenden Baueinheiten.

Schwer ist es, diesem atomaren Planetensystem mit unseren heutigen physikalisch-technischen Mitteln beizukommen. Wohl können wir mathematisch die Gesetze, denen dieses Mikroplanetensystem unterworfen ist, berechnen und dabei feststellen, daß es Gesetze derselben Art sind, wie sie Kepler für das astronomische Planetensystem aufstellte. Aber wir können noch nicht so,

wie wir es wünschen, in dies kleine Getriebe eingreifen. Dies aber muß das Ziel sein, auf das wir hinzuarbeiten haben. Wenn wir wissen, daß die Kerne sich aus dem einheitlichen Baumaterial der Wasserstoffkerne nach genauer Gesetzmäßigkeit aufbauen, dann muß es unser Wunsch sein, auch diesen Bau in unsere Hand zu bekommen. Kennen wir die Zahl der Kerneinheiten, die z. B. den Kern des Bleiatoms bilden, dann müssen wir anstreben, aus Wasserstoffkernen den Bleikern aufzubauen, aus Wasserstoff also Blei herzustellen.

Das Ziel liegt heute noch in weiter Ferne. Gelungen ist bis heute noch kein einziger Atomaufbau, wohl aber hat der Engländer Rutherford eine Kernteilung erreicht. Er konnte den Stickstoffkern in Wasserstoff- und Heliumkerne zerlegen.

Noch sind wir nicht hindurch durch den Urwald, den unsere Atomistik zu überwinden hat. Haben wir es aber erreicht, und können wir ganz nach unserm Belieben Akomkerne und damit die Atome selbst aufbauen und teilen, dann erfüllt sich jener Traum unserer Alchymisten des Mittelalters: aus unedlen Stoffen edlere herzustellen. Dann ist der Stein der Weisen gefunden

Studienrat W. Möller-Neustettin



Das Geheimnis der Menschenform

Kinder haben ein überaus feines Empfinden für das Wesen eines Menschen. Sie erfühlen mit seltener Sicherheit den Guten, dem sie mit grenzenlosem Vertrauen sich restlos schenken. Aber scheu gehen sie dem, der mit unlauterer Absicht kommt, aus dem Weg. — Wie sehnt sich da der Erwachsene, auch mit solch sicherem Gefühl den guten, wahren Gehalt eines Menschen zu erkennen und den Freund und Vertrauten aus seiner Umgebung auszuwählen! Aber seltsam: sein Gefühl leitet ihn nimmer so sicher wie einst, da er noch Kind war. Er hat denken gelernt. Und ohne es zu wollen oder zu wissen, glaubt er, sein Gefühl durch seine Berechnung unterstützen zu müssen. Und dann — es kommt der Erwachsene nicht mehr selbstlos dem andern entgegen. Darum ist sein Gefühl getrübt durch sein Denken und durch sein Begehren. Aus dieser doppelten Veränderung heraus erwächst ihm Unsicherheit, Täuschung, Irrtum und Sorge. Darum sehnt er sich — und wem unter uns geht es nicht so? — zurück zur Kindheit, vorwärts zum Menschenerkenner.

Gewiß, ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt. Doch wer ist gut? Und wessen Gefühle sind unbeirrt durch Denken, ungetrüb tvom Triebleben und selbstischen Begehren, wessen Gefühle sind nicht geschwächt und verwirrt durch Vererbung schon?

Darum sehnt sich die Menschheit seit Jahrtausenden, das Wesen des Menschen erfassen zu können. Es ist klar, daß sie dabei zuerst den kindlichen Weg ging. Gefühlsmäßig vermochte sie das Wesen des Menschen zu erfassen, und hoch stand diese Kunst einst bei den Ärzten und Priestern schon im grauen Altertum, wie auch bei den Künstlern aller Zeiten und Völker. Und was uns ein Phidias oder Leonardo da Vinci zu sagen vermöchte — das ahnen wir seit Lessing und Winckelmann. Aber dies gefühlsmäßige Erfassen fällt dem heutigen Menschen schwerer denn je. Sein Gefühl wird nur zu oft von Stimmungen beeinflußt und irregeführt. So mußte ein anderer Weg gefunden werden.

Der erste Versuch, die Beurteilung des Menschen auf Grund eingehender Beobachtung vorzunehmen, stammt aus der neueren Zeit von Lavater, also aus Goethes Zeit. Mit einem bewundernswerten Fleiß hat Lavater eine Fülle von Beobachtungen gesammelt, mit einer Sorgfalt, die vorbildlich ist für das Arbeiten auf diesem Gebiete. Dabei war er durchdrungen von der edelsten Menschenliebe, und es sollte keiner die Arbeit auf dem Gebiete der Menschenerkenntnis beginnen, wenn er nicht zuvor Lavaters Arbeit durchgearbeitet. Bezeichnend für

seine ganze Art sagt er im zweiten Band seiner physiognomischen Fragmente: „Menschen! Ich möchte auch den Menschen kennen und fühlen lernen, fühlen lernen, welch Glück und Ehre es ist, Mensch zu sein!" Und an andrer Stelle: „O Physiognomik, wann wirst du Schlüssel aller Geheimnisse, Ohr und Auge für alle Gotteswahrheit sein?"

Aber Lavater besaß auch schon jene Stellung zu der Menschenerkenntnis, die wir so notwendig brauchen und die den meisten Versuchen auf diesem Gebiete abgeht. Er sagt darüber: „Unerträglich wird mir das bißchen Menschenkenntnis oder Physiognomik, das mir zuteil ward, wenn ich die seligen Gefühle der Menschheit zertreten und allein die Fäden und Seile, woran sie hängen — statt ihrer — beurteilt, getadelt — oder bewundert sehe, wenn ich, was Mittel sein sollte, Zweck werden sehe, wenn ich mich als positive Veranlassung — nur zu kleinlichen, entziffernden Menschenrichtereien — denken muß. — Wo ich Gottes Weisheit in Schweigen und Wirken lehren, wo ich die reinste, edelste Menschenfreude wecken, ausbreiten wollte."

Das ist groß gedacht. Und wenn uns nur die Stimmung bliebe und die Anregung zu solch liebevollem Forschen — Lavaters Tat wäre unvergänglich. Denn das sollte jedermann klar werden: Wir lernen nur in dem Maße erkennen, als wir lieben. Aber wir lernen auch nur in dem Maße verstehen, als wir selbst verständig sind. Darum war Lavater auch seines Zieles klar: „Nichts als die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis bahnt uns den Weg zur Vergötterung." Und überaus klar erkannte er: Die Eigenschaften der Wesen machen sich durch äußerliche, sinnfällige Zeichen offenbar. Und alle Wesen besitzen in ihrer Form die Grenzlinie ihrer Eigenart und ihrer Eigenschaften. Darum ist kein Mensch dem andern gleich wie ein Ei dem andern.

Aber trotz der Fülle seiner scharfen Beobachtungen drang er nicht zum Gesetz durch. Niemand war sich darüber klarer, denn er selbst: „Kindische Einfälle und Bemühungen wird's mir einst scheinen. Denn jetzt sehen wir die Herrlichkeit des Menschen nur durch düstres Glas — einst von Angesicht zu Angesicht — jetzt abschnittweise, dann werde ich es durch und durch erkennen — wie ich — von dem erkannt bin, aus dem und durch den ich und in dem alle Dinge sind." Aber das macht ihn so groß, daß er seine Menschenkenntnis zur Selbsterkenntnis benützte. Und Größeres ist uns von keinem seiner Vorarbeiter erhalten, und keiner wird ihn darin übertreffen. Mit Recht durfte er seine Arbeiten so nennen: „Physiognomische Studien zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe."

Das ist der große Vorzug Lavaters: in kindlichem Sehen und Beobachten erfaßte er fühlend das Ganze. Und seine seelischen Erkenntnisse läßt er uns miterleben in seiner feinen Sprache, so daß wir den Mangel wissenschaftlicher Begründung und falsche Folgerungen gern übersehen. Weil er nur auf das Ganze gerichtet war, übersah er das Einzelne, blieb im kindlichen Fühlen und drang nicht vor zum Gesetz.

Eine Lösung in dieser Richtung zu finden, unternahm nach Lavater Gall mit seiner Gehirn- und Schädellehre. Im Gegensatz zu Lavater ist er der nüchterne Forscher, der über den Einzelheiten das Ganze vergißt. Er beschränkte sich selbst, weil er seinen Mangel an seelischem Einfühlungsvermögen deutlich empfand. Aber durch eingehende Forschungen auf seinem Sondergebiet vermochte er den Nachweis zu erbringen, daß das Gehirn aus verschiedenen Organen zusammengesetzt sei und daß jeder Teil seine bestimmte Tätigkeit habe. Er fand auch den Sitz der einzelnen Tätigkeiten der menschlichen Seele. Und die heutige Wissenschaft mußte ihm in manchem recht geben. So fand er beispielsweise lange vor ihr den Sitz des Sprachorgans. Aber Gall ging noch weiter und erklärte dies als Haupt- und Grundgesetz: Die Stärke einer geistigen Grundkraft ergibt sich aus der natürlichen Stärke der betreffenden Gehirnstelle. Dieser entspricht eine eigenartige Schädelwulstung, so daß die Stärke der Wulstung einen Schluß erlaubt auf die Stärke der betreffenden seelischen Grundkraft.

Es ist in der Tat ein großer Schaden, daß die Universitäten, die Galls Lehre eine Zeitlang weiterlehrten und ausbauten, nicht bei der Sache blieben. Durch Virchow lächerlich gemacht, ließ man seine Arbeit fallen, und Gall wurde vergessen.

Zwischen Gall und Lavater nun, größer als beide, steht **Karl Huter**. Er besaß die Kunst der Einfühlung in einem Maße, die ans Wunderbare grenzte. Auch die Ergebnisse seiner Forschungen gehen weit über Lavater und Gall hinaus. Was er uns durch seine Naturell-Lehre gegeben hat, das wird für alle Zeiten als eine Grundlage der Menschenerkenntnis gelten. Aber auch Huter war größer im Gefühl, und so fehlt ihm in der Darstellung die wissenschaftliche Form und Klarheit, die klare Trennung vom Gefühlten und Gesetzmäßigen. Darum muß seine Arbeit weiter ausgebaut werden. Daß die Naturell-Lehre weiter ausgebaut werden kann, das habe ich in „**Menschenerkenntnis**", Grundlagen zur Erkennung der menschlichen Eigenart (Stuttgart, Verlag Greiner & Pfeiffer) im Versuch gezeigt. Unendlich ist die Fülle von Huters Beobachtungen auf jedem Zweig der Menschenerkenntnis. (Vgl. Fünf Bände Menschenkenntnis oder die zusammenfassenden Schriften durch A. Kupfer, Schwaig-Nürnberg, Verlag der Huterschriften zugleich.) Erschütternd ist das Schicksal dieses Mannes, der zu Großem berufen war. Und nur die Vermischung seiner Schriften mit Geahntem, wohl auch Sonderbarem und der Mangel wissenschaftlicher Gründlichkeit und mathematischer Gesetzmäßigkeit kann einigermaßen erklären, warum die heutige Zeit fast nichts von seinen Arbeiten kennt. Aber Huter ist es wert, daß man sich mit seinen Schriften beschäftigt — mag man Stellung nehmen wie man auch will.

In einen neuen Abschnitt der Menschenerkenntnis treten wir mit dem Werk des Malers **R. Burger**, Berlin, Steglitzerstraße 32: „**Das Geheimnis der Menschenform**" (im Selbstverlag — 43 M, Volksausgabe 27 M). Er ist der erste, der mit mathematischer Gründlichkeit und scharfer Gesetzmäßigkeit einheitlich und umfassend darzustellen vermochte, was Carus und Emil Reichl im einzelnen versuchten und der Franzose Desbarolles im allgemeinen erfaßte. Das Neue von Burgers Findung ist ein in sich geschlossenes Gebäude, das die gesetzmäßige Formgliederung und Bedeutung des Kopfes zum erstenmal aufdeckt. Stets geht er von der Natur und dem Wesen des Menschen aus und sucht dann die letzten Folgerungen für den Zusammenhang von Form und Wesen. So erfaßt er für die Eigenart der menschlichen Natur den Zusammenhang mit der Formbildung, die er scharf, mathematisch genau zur Deutung abgrenzt. Und es ist von besonderem Reiz, zu fühlen, wie sich bei seiner Arbeit die Schwellengrenze der Kräfte und Fähigkeiten und ihr Ineinandergreifen zu einem lebendigen Ganzen gestaltet. Seine klare Einstellung ermöglicht die leichte Erfassung der seelischen Kräfte und der dafür ausgesetzten Formbildungen, die nicht minder klar sind. Während die Vorarbeiten mehr gefühlsmäßig den Zusammenhang erfaßten, geht er immer vom gesetzmäßigen Zusammenhang aus. Dadurch gibt er uns eine Gliederung der Menschennatur, die wir sonst nirgends finden. Erzieher und Ärzte, Künstler und Richter werden eine Fülle neuer Anregungen und Einblicke in das Wesen der Menschen empfangen.

Den Nachweis für die Wissenschaftlichkeit seines Formgesetzes vermochte Burger durch einen eigenartigen Apparat, den sogenannten Plastometer, zu erbringen. Durch ihn sind die Schädel- und Gesichtsmaße rasch festzulegen. Das macht das ganze Werk zu einem Markstein in der Entwicklung der Menschenerkenntnis, an dem die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der Menschen- und Rassenerkenntnis nicht vorbeigehen kann.

Wer immer sich mit Menschenerkenntnis beschäftigt, der möge diese gründliche Arbeit zum Vorbild nehmen; die liebevolle Einstimmung aber, wie sie uns von Lavater bekannt ist, möge hinzukommen. Beides zusammen wird uns das neue, bessere Verhalten zu unsern Nebenmenschen und damit neue Verhältnisse bringen; denn es wird dann Lavaters Wunsch in Erfüllung gehen: die Förderung der Menschenkenntnis sei eine Förderung der Menschenliebe.

Karl Wizenmann





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zeitungsnot — Volksnot

Eine Entgegnung auf den Artikel von Dr Kleinpaul

Im Dezemberheft des „Türmers" hat Herr Dr Johannes **Kleinpaul** ausführlich über die Nöte des deutschen Pressewesens geschrieben und dabei auch eine Reihe von Abhilfevorschlägen, namentlich nach der Richtung einer Rationalisierung, gemacht. Leider kann man seine Ausführungen, nach der theoretischen sowohl wie nach der praktischen Seite, vom fachmännischen Standpunkte aus nur mit einer größen Skepsis beurteilen. Herr Dr Kleinpaul hat meines Ermessens den grundlegenden Fehler gemacht, Zeitung und Zeitungswesen als „Ding an sich", völlig isoliert, zu betrachten, statt in der vielfältigen Verknüpfung und Verwebung mit Politik, Wirtschaft und Kultur. Es kann gar kein Zweifel sein, daß aus der Umwälzung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland ebenso wie aus unserer außenpolitischen Situation sich eine stärkere Bedeutung der deutschen Presse ergibt. Ich wüßte wenigstens nicht, wie die allmähliche Erziehung des einzelnen zur verständnisvollen Anteilnahme am politischen Leben auf demokratischer Grundlage, an der es doch unstreitig in bedenklichstem Maße mangelt, anders erfolgen könnte, als durch fortgesetzte geduldige Arbeit der Presse. Und ich wüßte wiederum nicht, wie sich das deutsche Volk in seinem Kampfe gegen feindliche Lügenpropaganda, für die Wiedergewinnung seines alten Ansehens in der Welt, ja schon für die Verbreitung der dringend notwendigen Kenntnis seiner augenblicklichen wahren Lage im Auslande durchsetzen sollte, wenn nicht durch fortgesetzte Aufklärungsarbeit seiner Zeitungen. Es ist einer der vielen, aber auch einer der schlimmsten Widersprüche in unserer Nachkriegsentwickelung, daß dieser gesteigerten Bedeutung der deutschen Presse statt eines Ausbaues stetiger Abbau gegenübersteht, daß das **Mißverhältnis** zwischen ihrer Aufgabe und ihrer **Leistungsfähigkeit** ständig wächst.

Geht man von solcher Grundeinstellung aus, so muß man freilich zu ganz anderen Folgerungen kommen als Dr Kleinpaul, der alles im wesentlichen nur auf die gegebenen Bedürfnisse des Leserkreises abstellt. Für die deutsche Presse, soweit sie diesen Namen verdient, erschöpft sich die Arbeit nicht in der Befriedigung des Nachrichten- oder Unterhaltungsbedürfnisses ihres Leserkreises; den Hauptton hat sie auf dessen fortbildende Beeinflussung und auf die Resonanz ihrer politischen und wirtschaftlichen Auffassungen jenseits der deutschen Grenzen zu legen. Deshalb ist auch mit dem Vorschlag Dr Kleinpauls, eine Rationalisierung auf dem Wege der Zusammenlegung zu suchen, für diese Presse nichts auszurichten. Gerade ihre **Vielgestaltigkeit** verbürgt ein stärkeres Echo. Zum Beweise dessen genügt ein Blick in die Auslandspresse. Und das Echo hinwiederum läßt sich auch nur dann erzielen, wenn die Presse zu jedem aktuellen Ereignis von Bedeutung auch sofort kritisch Stellung nimmt. Mit retrospektiven Übersichten über längere Zeiträume, wie sie Dr Kleinpaul vorschlägt, ist also gar nichts auszurichten. Das hieße auf den

größten Teil der politischen Wirkung überhaupt verzichten. Gewiß ist manches, an das heute in der Zeitung viel Arbeit und Geld gewandt wird, morgen bereits überholt durch eine neue Entwickelung der Dinge. Daraus aber der Presse einen Vorwurf zu machen, heißt ihr eigentliches Wesen verkennen. Ihre Arbeit ist auf den Tag eingestellt und soll an diesem Tag ihre Wirkung tun.

Worauf die Anregungen Dr. Kleinpauls bezüglich der redaktionellen Vereinfachung der Presse hinauslaufen, das ist schließlich und zuletzt die Vernichtung ihrer Individualität. Der Wert dieser Individualität wird aber von dem lesenden Publikum wenn nicht begriffen, so doch instinktiv gefühlt. Daß Herr Dr. Kleinpaul ihn allerdings nicht erfaßt hat, beweist seine Behauptung, die „Tägliche Rundschau“ hätte über Nacht als „Ersatz“ der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ verwandt werden können, ohne daß sie dabei aus ihrer Haut schlüpfte. Es wird nicht viele Rundschauleser geben, die dieser Meinung beipflichten. Gerade die große Presse verdankt einen großen Teil ihres Einflusses und ihres Ansehens ihrer Individualität. Und dieser Einfluß und dieses Ansehen stellen Funktionen dar des jeweiligen journalistischen Temperamentes, das hinter der einzelnen Zeitung steht.

Es geht nicht an, zur Unterstützung einer solchen Forderung abschätzig von „Parteirichtung“ und „Parteigezänk“ in der Presse zu sprechen. Einmal läßt sich die politische Entwickelung nicht ohne weiteres um Jahrzehnte rückwärts revidieren; wir müssen für absehbare Zeit mit politischen Parteien als gegebenen Größen und — im Rahmen der bestehenden Verfassung — auch Notwendigkeiten rechnen; zum anderen aber auch liegen doch dem, was Dr. Kleinpaul als Parteigezänk abtun möchte, zu einem erheblichen Teile sehr tiefgehende Fragen der Weltanschauung zugrunde.

Es würde den Raum dieser Erörterung überschreiten, wollte ich vom Standpunkte des Fachmanns die Undurchführbarkeit einer ganzen Reihe anderer Anregungen, die Herr Dr. Kleinpaul gibt, aufzeigen. Die Unmöglichkeit etwa, bestimmte Beilagen einer Zeitung, statt der Gesamtleserschaft, nur einem besonderen Interessentenkreis zuzustellen; die Verkennung aller psychologischen Momente, die in seinem Vorschlag liegt, den politischen Leitartikel der sonst uniformen Zeitung als Parteiflugblatt beizulegen und ähnliches mehr. Aber ein Wort muß doch noch an seine Auffassung des Inseratenwesens gewandt werden. Herr Dr. Kleinpaul hält die ganzseitigen Inserate für Papierverschwendung und für eine finanzielle Belastung der Abonnenten; und er will auch z. B. die Vielfältigkeit der Familienanzeigen aus Ersparnisgründen eingeschränkt sehen. Er scheint nicht zu wissen, daß diese scheinbare Verschwendung tatsächlich eine der wichtigsten Existenzgrundlagen des Zeitungswesens ist, und daß die Anzeigen nicht nur keine finanzielle Belastung des Abonnenten bedeuten, sondern daß sie im Gegenteil ermöglichen, den Abonnementspreis niedriger zu halten. Die Frage des Inseratenwesens als einer der Existenzgrundlagen der Zeitung ist aufs engste verknüpft mit der Frage nach ihrer Unabhängigkeit.

Wenn die Mittel und Wege zur Abhilfe der Not der Presse so einfach zu finden wären wie er glaubt, dann hätten sie die deutschen Verleger, denen es in ihrer Mehrzahl an Geschäftstüchtigkeit keineswegs mangelt, längst beschritten. Aber die Notlage der deutschen Presse ist in Wahrheit ein Spiegelbild der Notlage unseres deutschen Volkes.

Wilhelm Ackermann, Chefredakteur der „Deutschen Tageszeitung“



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Bei Marthe Renate Fischer in Saalfeld

Krähen fliegen um den Hohen Schwarm, genau wie vor Jahrzehnten, als mir zum erstenmal ein verrunzeltes Spitalweiblein den Turmschlüssel anvertraute, und ich von den Resten der sogenannten Sorbenburg hinabstaunte auf das freundliche Saalfeld, die steinerne Chronik Thüringens. Damals sprühte die uralte Saalestadt noch nicht von der industriellen Betriebsamkeit wie heute; kein lärmender Fremdenstrom durchspülte die Straßen, um sich in den Garnsdorfer Berg zu ergießen, wo Allmutter Natur in einem verlassenen Bergwerk stille Wunder gewirkt hat, wo sie Stollen und Höhlen mit einem Farbenbrokat bekleidete, den die Gegenwart in den „Saalfelder Feengrotten" bewundert.

Das Auge, das von der Saalebrücke flußauf- und niederwärts in Fernblicken geschwelgt hat, weilt mit Behagen auf dem grauen Saal- oder Engelstor, das breithüftig inmitten der Straße steht. Wer alles mag unter seinen Bögen hindurchgeschritten sein seit jener gesegneten Zeit des Mittelalters, die uns aus der Saalfelder Holzschnitzschule mit goldstrotzenden Schnitzaltären beschenkte, auf denen inbrünstige Gottesverehrung der glühenden Pracht die selige Einfalt gesellte! Im Weitergehen streichelt die innere Hand die Bauformen der Stadtapotheke, in der Hochrenaissance und Barock harmonisch zusammenklingen. Lustig scheppert die Torglocke, die den Besucher über eine steile Treppenspindel hinauf im Obergeschoß anmeldet, in dem Intarsientüren auf weiträumiger Diele kostbar bestuckte Zimmer erschließen. Der idyllische Marktplatz, einer der schönsten Mitteldeutschlands, läßt uns an Hermann und Dorothea denken, ohne daß er mit Goethes herrlichem Gedicht ursächlich verbunden ist.

Die doppeltürmige St. Johanniskirche, an der fünf gotische Menschenalter bauten, bleibt ehr- und merkwürdig mit dem Steinrelief des legendären St. Gehilfen, der ein so besonderer Heiliger war, daß er eine Jungfrau gewesen ist und heilige Kümmernis genannt wurde. Die fromme Tochter eines heidnischen Königs von Niederland weihte sich dem Gottessohn. Der himmlische Vater ließ ihr, die unvermählt zu bleiben wünschte, einen Mannesbart von Wangen und Kinn hinabwachsen, lästige Freier zu verscheuchen. Darob kreuzigte der erzürnte leibliche Vater die eigene Tochter. Ein fahrender Spielmann tröstete sie in ihren großen Schmerzen mit süßem Geigenspiel. Sie warf ihm zum Dank einen güldenen Pantoffel zu. Seitdem ward sie vom fahrenden Volk als St. Gehilfen verehrt, wobei das weiblich langwallende Gewand minder als der männliche Bart für die Namensfindung beachtet wurden. Am Westrand des Marktes rinnt in sanfter Biegung ein dreigeteilter Straßenzug von Nordwesten nach Südosten durch zwei Tore, aufrechte Wahrzeichen des alten Siedlungskernes. Kaum eine andere Stadt gewährt solch reizvollen Durchblick nach zwei Seiten.

Ich trete durchs obere Tor heraus aus einer Vergangenheit, von deren Runenzügen ich das Auge der Seele gewaltsam abwenden muß, um das gegenwärtige Ziel in der Knochstraße zu erreichen. Bald schrillt die Klingel im Oberstock eines freundlichen, landhausartigen Gebäudes, zwei Frauenhände umschließen zum Willkommgruß die meinigen, zwei dunkle Augensterne

glänzen unter weißem Haar, ich stehe vor Marthe Renate Fischer, der Dichterin Thüringens. Ein behaglicher Sessel nimmt mich auf, dem Schreibtisch gegenüber, auf dessen von Papieren und Büchern bedeckte Platte ein Kruzifixus herniedersieht, von welkem Blumenkränzlein umrahmt. Dahinter, auf dem Fensterbord, steckt Wolfgang der Einzige von Weimar nachdenklich die Rechte in den Ausschnitt des hochzugeknöpften Rockes. Wir plaudern vom Wetter, der Zeit und den Menschen, von Büchern und Zeitungen, gerechten und ungerechten. Immer jugendlicher wird die junge Siebzigerin, deren hohe, schlanke Gestalt, die Jahrzehnte nicht gebeugt haben; immer strahlender wird der Glanz ihrer Blicke, immer heller die Stimme, klingender das Lachen, lustiger der Schalk in den Mundwinkeln.

Von seltsamen und seltenen Dingen höre ich, von heiteren und tiefernsten, von solchen, die leuchtend in beschattete Tage glühen, von solchen, die spukhaft finster durch helle Stunden gespenstern. Hier wollen Erdspiegelleute der Zukunft Geheimnisse entreißen, und ihre Wissenschaft drückt sie, wie die Kette den Gefangenen. Dort beten heilige Bäuerinnen todkranke Gläubige gesund und erschauern bleich und zitternd unter dem Wehen zauberischer Gnade. In jenem Dorf hat jemand den Drachen, den zutragenden, der ihm den zeitlichen Besitz mehrt, auf Kosten des nachzeitlichen. Im Nachbarort krümmt sich ein anderer unter den Fängen seines bösen Bruders, des abträglichen Drachen, der ihm das Vieh absterben läßt, der ihn um Grund und Boden betrügt, der ihn in die äußerste Armut, das verachtetste Elend hinausstößt. Und alles das lebt, geistert, liebt und haßt, hofft und bangt an den blühenden Ufern der mittleren Saale, in den abwegigen Seitentälern, um die waldbestandenen Höhen. Das zieht den bunten Schicksalen nach, auf der braunen Ackerscholle, durch das wogende Korn, gleitet flußabwärts mit dem Flößholz, fährt auf breiter Landstraße, pilgert über schmale Fußsteige, sitzt auf herrischen Bauernhöfen, duckt sich unter niederem Häuslerdach, poltert zwischen den Rädern der Fabriken, singt im Sommerhaufen auf monderhellten Dorfgassen, jauchzt zur Kirchweih, klagt, raunt, wispert auf dem Totenacker.

Und ihr, der Gestalterin und Bändigerin des drängenden, quellenden, vielfarbigen thüringischen Lebens, sitze ich gegenüber und lausche verhaltenen Atems auf das, was sie mir aus Jugendtagen anvertraut, was in der köstlichen Erzählung vom „ersten Schleier“ widerklingt, was die Erinnerung an ihr naturnahes Leben auf märkischem Heimatboden verklärt. Dabei saugt sich ein Gedanke in mir fest, wühlend, bohrend: Eine Fremde, eine Märkerin, mußte in das grüne Herz Deutschlands verschlagen werden, die Nichtthüringerin mußte der Welt verkünden, was Thüringen ist, von seinem Reichtum mußte sie erzählen, nicht nur den dem landschaftlichen Schönheiten, nein auch dem der eigenwüchsigen, bodenständigen Menschen und Schicksale, innig verbunden mit der großen Mutter Deutschland und dennoch sonderartig im Umriß und Ausdruck.

Als ich von Marthe Renate Fischer schied, bestätigte sich mir, was mir ihr Werk längst offenbart hatte, wußte ich unumstößlich gewiß; einer Dichterin saß ich gegenüber, die Heimatkünstlerin ist im edelsten Wortsinn, die Menschheitsdichterin großen Zuschnittes ist, Geistesgeschwister der Ebner-Eschenbach, der Handel-Mazzetti: Erbin und Weiterführerin des Werkes eines Wilhelm Raabe, eines Gottfried Keller. Ein langer Zug von Gestalten wehte aus dem Dämmer des frühen Abends an mir vorüber: Ich erkannte die Mutter aus den „Aufrichtigen“, die schwer den Nacken beugte, da lachte die Fahnenträgerin in „Aus stillen Winkeln“ dem Tode entgegen, da zwitscherte die Liebesüße „auf dem Wege zum Paradies“, da baute Toska ihr Haus und ein fremdes Glück zugleich, da zwinkerten die Spitalmänner auf der „letzten Station“ in die späte Sonne.

„Die Blöttnerstochter“ kämpfte um Stolz und Demut, das „Patenkind“ ging den Dornenpfad zum Glück, eine ganze Dorfgemeinschaft zog die Lebensstraße, auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden, die „kleine Helma Habermann“ wählte zwischen Herz und Pflicht. Vor meinen Augen erstand in festen und klaren Zügen der Dank für das „schöne und furchtbare

Buch“, den Marie von Ebner-Eschenbach der Meistererzählerin Thüringens für den gewaltigen Roman: „Die aus dem Drachenhaus“ schwesterlichen Herzens gespendet hatte.

Schon sanken der Hohe Schwarm und das Turmpaar von St. Johannis unter den Gesichts-eis, als mir noch das Ohr klang von dem neuen Werk, das die begnadete Seelenkünstlerin gegenwärtig schafft. Es wird der vergessenen Helden des letzten Weltbrandes gedenken. „Der eldgraue spricht“, soll es heißen. Zu der suchenden Seele eines Kriegsbeschädigten wird sprechen e Heimat, die lebendige so gut wie die leblose; der Wald, die Berge, die Saat, der Stein erden eine Zunge erhalten. Möchte ihre Sprache vernehmlich werden für alle, denen ge-eben ist, in der Abkehr vom Alltag sich an wahrhafter Meisterprosa zu stärken für das kommende Morgen!

Walter Bähr



Aus Weimars klassischer Theaterzeit

Man hat sich gewöhnt, die 26 Jahre, in denen Goethe das Weimarer Theater leitete, als eine der klassischen Perioden der deutschen Theatergeschichte zu ehren. Nicht mit vollem Recht vielleicht, wenn man etwa aus dieser Bezeichnung schließen ollte, daß damals in jeder Beziehung ideale Verhältnisse geherrscht haben: daß die mannig-chen Mängel, Unzulänglichkeiten, Zugeständnisse an Kasse und Durchschnittsgeschmack, wie nun einmal die Begleiterscheinungen jedes Theaterbetriebs bilden, in Weimar damals nicht rhanden waren. Mit unbestreitbarem Recht aber gilt jene Bezeichnung, sofern man einer eaterperiode, der eine große, starke geistige Persönlichkeit einen unvertilgbaren Stempel fgedrückt hat, den Ehrennamen einer klassischen Zeit verleihen will.

Der literarischen Erforschung dieser Periode hat sich von jeher die besondere Liebe der Theater-storiker zugewendet. Der grundlegenden Materialiensammlung Pasqués ist die wichtige, frei-h vielfach sehr unzuverlässige Veröffentlichung des Repertoires durch Burckhardt gefolgt. Eine sammenfassende Darstellung, die in den Grundzügen ohne Zweifel ein zutreffendes Bild gibt, lt das treffliche Buch Wahles schon vor drei Jahrzehnten der Goethe-Gemeinde geschenkt. Jn tritt, herausgegeben von der Gesellschaft für Theatergeschichte, ein neues Buch auf den an, das für die wissenschaftliche Erforschung der Goetheschen Theaterleitung ein wesentliches Werk zu werden verspricht: Die Frühzeit des Weimarischen Hoftheaters unter Goethes eitung, 1791 bis 1798. Nach den Quellen bearbeitet von Bruno Th. Satori-Neumann. hriften der Gesellschaft für Theatergeschichte (Berlin, Elsner 1922). Satori-Neumann, aus d hervorragenden Schulung Max Hermanns in Berlin hervorgegangen, hat sich die Auf-gabe gestellt, unter Zurückdrängung einer ausschließlich ästhetischen Betrachtungsweise, dem ielgestaltigen, vielgliedrigen, mit dem staatlichen und kulturellen Leben auf das engste ver-wachsenen Organismus des Theaters eine streng wissenschaftliche, auf allen nur irgendwie zugänglichen Quellen beruhende Darstellung zu schenken, die in der Sammlung des Materials ah die kleinsten Bausteine und Steinchen nicht außer acht läßt. Mit dem Buche ist eine Riesen-arbeit bewältigt, die schon im Hinblick auf ihre Mühseligkeit und Schwierigkeit warmen Dank verdient. Eine Sammlung von Materialien, wie sie in bezug auf Goethes künstlerische Arbeit, a die finanzielle Verwaltung, auf die Verhältnisse der Filialbühnen Lauchstedt, Erfurt, Rudol-stadt bis jetzt noch nicht geleistet worden ist. Einer Darstellung der Vor- und Gründungs-geschichte der Weimarer Hofschauspielergesellschaft folgt ein zeitlich geordneter Überblick über d einzelnen Spielzeiten von 1791 bis 1798 in Weimar und den Schwesterstädten, dann ein d ter Abschnitt über die baulichen und bühnentechnischen Verhältnisse der betreffenden Schau-spielhäuser, endlich eine systematische Auseinandersetzung über die Grundsätze der Weimarischen Theaterleitung in dieser Periode.

Satori will seine unendlich fleißige und mühevolle Arbeit nur als eine vorbereitende be trachtet wissen, die in Gemeinschaft mit den noch in Aussicht genommenen zwei weiteren Bände über die zweite und dritte Periode der Goetheschen Theaterleitung (1798—1805 und 1805—1817 den Grundstock liefern soll für eine erschöpfende und abschließende Behandlung dieser wichtige Theaterzeit. Man wird der Liebe zum Kleinen, wie sie diesem Buche ihr Gepräge gibt un wie sie in keiner wissenschaftlichen Arbeit zu entbehren ist, mit dem Gefühle höchster Achtun gegenüberstehen, und trotzdem die Frage hie und da nicht unterdrücken können: ob eine solch Sammlung des Kleinen und Kleinsten mit ihrem Kraftaufwand an Zeit und Mühe imme im richtigen Verhältnis steht zu dem Gewinn, den das Bild des Ganzen hieraus ziehen wird Ob wir über die Souffleure des Weimarer Theaters unterrichtet sind, über die Freiplätze un ihre Verteilung, über die Zusammensetzung der Theaterwachen, über die Bereitung de Schminken, über die Entbindungen der Madam Voß und vieles andere — wird dies und Ähn liches von irgend einer Bedeutung sein für das Gesamtbild von Goethes Theaterzeit? Dürft nicht auch hier (trotz aller Bemühung um Vollständigkeit) eine gewisse Scheidung zwische dem Wichtigen und dem — vielleicht Entbehrlichen zu erstreben sein? Damit soll indesse dem Ziele des Werkes nicht vorgegriffen werden. Erst wenn die beiden ergänzenden Bänd vorliegen, wird sich entscheiden, inwieweit seine Schätze eine Veränderung und weitere Aus gestaltung des bisherigen Bildes ermöglichen werden.

Der einstweilen vorliegende Band erwirbt sich jedenfalls das Verdienst, den ersten Jahre von Goethes Theaterleitung und ihrer Beurteilung die denkbar ausgiebigste wissenschaftlich Grundlage zu verschaffen. Diese ersten Jahre von 1791 bis zum Umbau des Weimarische Komödienhauses 1798 tragen den Charakter der Frühzeit, einer vorbereitenden Epoche. Da Wesentliche der Goetheschen Theaterleitung offenbart sich erst in der Folgezeit, die in de Verbindung mit Schiller, in der Ausgestaltung dessen, was man in Spielplan und schau spielerischem Stil als ausgesprochen Weimarer Stil bezeichnet, ihr charakteristisches Gepräg gefunden hat.

Das Repertoire zeigt in diesen vorbereitenden Jahren noch nicht das eigentümliche Bil der späteren Epoche, vor allem noch sehr wenig von jener literarischen Versuchsfreudigkei die sich zahlreicher rein dichterisch bedeutsamer, aber der Bühne an sich vielleicht fernstehend Werke zu bemächtigen suchte. Es bewegte sich in der Hauptsache in der modischen Tagesliteratu Familienstück, Ritterdramen, Übertragungen aus dem Ausland; ein großer Teil des Spie plans war von der Bellomoschen Truppe übernommen worden. Die Rücksicht auf die Kas spielte eine beherrschende Rolle. Der Künstler mußte dem Geschäftsmann allzuhäufig das Fel räumen. Als die Aufführung eines von Goethe sehr gering geschätzten Trauerspiels von Kling mann („Die Maske") in Frage stand, begleitete er seine Erlaubnis mit den bezeichnende Worten: „Ich wünsche, daß das Stück viel Geld einbringen möge. Da Geld doch alles en schuldigen soll." Die Großen der Literatur nahmen nur einen ziemlich bescheidenen Raum ein. Lessing erschien vorübergehend mit dem „Schatz", mit „Minna" und „Emilia". Vo Schiller wurde „Don Carlos" in einer der Prosabearbeitungen — als erste literarische Ta der jungen Gesellschaft — im September 1791 erstmals in Erfurt gespielt. Die „Räuber" un „Kabale und Liebe", schon dem Spielplan Bellomos angehörig, wurden von Goethe, seinen eig nen klassizistischen Anschauungen zum Trotz, neu einstudiert. Shakespeare war in dieser Epoch mit fünf verschiedenen Werken vertreten. „König Johann" war, wenn man Genasts Angabe trauen darf, das erste Drama, das der Dichter, nach Eschenburgs Übersetzung, selbst inszeniert Es ist bekannt, mit welcher Hingabe er sich der Darstellung des Prinzen Arthur durch sein Euphrosyne Christiane Neumann annahm. Eine literarische Tat war die erste zusammen hängende Aufführung der beiden Teile von „Heinrich IV." (1792), dessen zweiter Teil dam überhaupt zum erstenmal auf die deutsche Bühne kam. Er scheint allerdings dem Publikum keinen großen Eindruck gemacht zu haben. Darauf deutet wenigstens, daß der frühere Prag

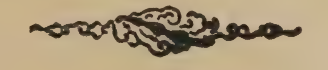
Schauspieler Fr. Jos. Fischer, der in den beiden ersten Jahren als Regisseur unter Goethe ätig war, bekannt als Bearbeiter verschiedener Shakespearescher Stücke, beide Teile kurz arauf für Lauchstedt und Erfurt in einen Abend zusammenzog. „König Lear“ wurde in Schröders Bearbeitung gespielt, „Viel Lärmen um Nichts“ in der freien Umdichtung Becks „Die Quälgeister“). Für „Hamlet“ versuchte Goethe erstmals, unter Preisgabe der überall iblichen Schröderschen Fassung, eine Wiedergabe des Originals nach Eschenburg (1792). Schon 795 scheint man allerdings, wenn Burckhardts Angaben Glauben verdienen, zu Schröders Bearbeitung zurückgekehrt zu sein, um es erst 1809 erstmals mit Schlegel zu versuchen.

Goethes eigenes Dichten war durch die „Geschwister“, den „Bürgergeneral“, den „Groß-ophta“, „Clavigo“, „Claudine von Villa Bella“ im Spielplan vertreten. Bedeutsamer war ie Erstaufführung des „Egmont“, die in Schillers Bearbeitung gelegentlich des Gastspiels on Iffland im Frühjahr 1796 für die Bühnengeschichte des Stücks von einschneidender Be-eutung wurde.

Ifflands Gastspiel, das den berühmten Künstler in 12 verschiedenen Rollen den Weimarern orführte (daß Goethe sich längere Zeit um dessen dauernde Verpflichtung für die künstlerische Leitung seines Theaters bemühte, wird seltsamerweise übergangen) ist ebenso wie sein Gast-piel von 1798 auch in anderer Weise nicht ohne Einfluß auf die künstlerische Entwicklung der Weimarer Bühne geblieben. Deren schauspielerischer Stil stand bis dahin wesentlich im Zeichen ines wahrscheinlich ziemlich ungezügelten Naturalismus. Ein stärkeres Bestreben nach Hebung ind Veredlung scheint vor allem durch das Beispiel von Ifflands Kunst allmählich um sich ge-griffen zu haben. Alle Mutmaßungen hierüber freilich wie über alles, was die schauspielerische Beschaffenheit der Vorstellungen betrifft, sind angesichts der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit er Quellen mit größter Vorsicht aufzunehmen. Es dürfte zum mindesten etwas gewagt sein, ier, wie Satori will, drei verschiedene Perioden zu unterscheiden (Darstellungsstil von Ostern 791 bis Ostern 1793, von 1793 bis 1796 und von 1796 bis 1798), in denen sich die Entwicklung es schauspielerischen Stils vom krassen Naturalismus zu einer „veredelten Natürlichkeits-ichtung“ vollzogen haben soll. Daß eine solche Entwicklung vorhanden war, ist sehr wahrschein-ich. Wie und wann sie sich vollzogen hat, welchen Rückschlägen sie ausgesetzt war, dieses und ieles andere entzieht sich einer schematischen Feststellung. Man kommt über lose Vermutungen ur schwer hinaus. Auch darüber bleibt trotz aller Forschungen ein gewisses Dunkel gelagert, vieweit Goethe selbst in dieser ersten Periode seiner Leitung werktätig in den künstlerischen Betrieb, in die Vorbereitungsarbeit, in den Gang der Proben und die Arbeit seiner Regisseure ingegriffen hat. Gerade hierüber fehlt es an stichhaltigen Zeugnissen. Für Goethes künst-erische Grundsätze an sich und deren Anwendung werden mit vollem Recht die betr. Abschnitte on Wilhelm Meisters Lehrjahren, in vieler Beziehung dem Niederschlag seiner theatralischen Erfahrungen, herangezogen und ausgenutzt.

Die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit unsres Wissens in vielen Punkten drückt den Wert on Satoris aufopferungsvoller Arbeit nicht herab. Er hat in der Sammlung und Verarbeitung ines außerordentlich verzweigten und bis dahin schwer übersehbaren Materials höchst Ver-ienstliches geleistet und ein Werk geschaffen, das den ernsten Bestrebungen der jungen theater-eschichtlichen Wissenschaft zur hohen Ehre gereicht.

Dr. Eugen Kilian



Erziehungsprobleme

Ein Buch von Paul Natorp verdient von vornherein Beachtung. Uns liegt sein Schrift vor: Sozial-Idealismus. Neue Richtlinien sozialer Erziehun (Berlin, Verlag von Julius Springer). Es ist immer der gleiche verhängnisvoll Zirkel: die gesunde soziale Lebensgestaltung erst würde zu den rechten Einsichten die En schlossenheit des Willens, würde die Menschen hervorbringen, die es braucht, um diese gesund Lebensgestaltung ins Leben einzuführen. Aber auch die Menschen, die es braucht, sind na Natorp da, es kommt nur darauf an, daß sie sich finden und zusammenschließen zu ernster, a der Stelle eingreifender Tat. Natorp fordert die Träger auf Wahrheit, Volks- und Mensche wahl gerichteter Bildung und Wissenschaft auf, sich zu einem Zentralrat der geistigen A beit zu vereinigen, „um in gemeinsamer Beratung den Plan eines von Grund aus neue Gesamtaufbaus des geistig-sittlichen Lebens der Nation, im Einklang mit seinen wirtschaf lichen und politischen Grundlagen, zu entwerfen und auszugestalten". Im übrigen entwicke er in seinem Werk die Grundlagen zu einem deutschen Sozial-Einheitsstaat.

Dem deutschen Volke sei nach seiner Niederlage die schwere Aufgabe zugefallen, den so zialen Staat zum ersten Mal zur Wahrheit zu machen, zu seiner Rettung und durch sie zur Heil des ganzen Menschengeschlechts. Der deutsche Sozialstaat würde für den Weltsozialismu — gegenüber dem luftigen Hirngespinst des Verständigungspazifismus — das werbend Beispiel aufstellen und von der Zellsubstanz des deutschen Sozialstaats aus der Sozialsta des Erdkreises sich organisieren. Natorp findet diesen Sozialstaat nicht auf dem Wege des gege wärtigen Sozialismus, der ihm ebenso unfrei erscheint wie der alte gestürzte Obrigkeitssta Echte Freiheit würde nach ihm bedeuten, daß anstatt der einseitigen Befehlsgewalt eine Minderheit ein klarer, durch Einmütigkeit starker Selbstwille aller entstanden wäre. Wa sich jetzt als Gemeingeist ausgibt, ist nur die summierte Ohnmacht einer äußerlich zusamme gebrachten Willenlosigkeit der Vielen. Also Sozialisierung im Sinne der Vergenosse schaftung. Dieser „Sozial-Idealismus" kommt damit auf das hinaus, was Paul de Lagard einmal „systematisierte Anarchie" genannt hat und der Freiherr vom Stein mit der Ford rung ausdrückt: jede Kraft im Volke zu eigener, freier Betätigung durch eine genau dara gerichtete, nationale, d. h. die ganze Nation erfassende und einende Erziehung zu entwickel Ein solcher Sozialismus aber verträgt sich allein mit einer Art der Führerschaft, die nicht a dem erdrückenden Übergewicht des Hochgeistigen über Ungeistige, sondern allein darauf b ruhen kann, daß auch die höchste Geistigkeit es nicht verschmäht, auf den Wurzelgrund u mittelbarer Arbeit mit allen zusammenzutreten. Zur Verwirklichung seines Ideals forde Natorp: „Entlastung der großen Städte, Neubesiedelung des flachen Landes in Form de Genossenschaft, Abbau aller nicht unwidersprechlich lebensfördernden Industrien, Verlegun aller lebensnotwendigen aufs Land oder an die Peripherie der Stadt, Einbau der Erziehungs organisationen in die genossenschaftlich geordneten Wirtschaftsbetriebe." Auch in Erziehun und Schule fordert Natorp „Selbstregierung" der Jugend und Schülerschaft, woraus allei die für den Sozial-Einheitsstaat reife Menschheit hervorgehen könne, und im Gegensatz z F. W. Förster, der die Selbsttätigkeit der Geführten nur als Mittel in den Dienst der Führun einstellen will, verlangt Natorp, „daß sie selbst sich lediglich helfend in den Dienst der Selbs befreiung des werdenden Willens stellt".

Die wertvollen Gesichtspunkte Natorps gehen indessen vielfach in weitschweifigen a strakten Klügeleien unter. Auf ein Drittel zusammengezogen, hätte das Buch sie wirkungsvoll zum Ausdruck gebracht. Durch diese endlose professorale Scholastik zu dringen, um die Lich punkte herauszufinden, ist eine Mühsal, und der Referent zweifelt, ob andere sich, wie er, d Mühe geben werden, das Buch von Anfang bis zu Ende zu lesen. Natorp steht, wie so vie verdienstvolle deutsche Gelehrte, sich selber im Licht. —

Kann man Talente entwickeln? Kann man Genies züchten? Dieser Frage spürt ein interessantes Werk nach: „Die methodische Entwicklung der Talente und des Genies“. Von Dr Alfred Hock (Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig). Der Verfasser begeht von vornherein den Fehler, Talent und Genie nicht streng auseinanderzuhalten, wie Albert Reibmayr dies in seinem grundlegenden Werk über dieses Thema („Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies“) getan, das Hock bedauerlicherweise ganz unbekannt zu sein scheint, da er es nirgends anführt, mit dem er sich aber als seinem bedeutenden Vorgänger hätte auseinandersetzen müssen. Hock will die methodische Entwicklung der „großen Leistung“ dartun und nachweisen, wie sich diese für jeden im Rahmen seiner Kräfte und Fähigkeiten ermöglichen ließe, also die für den Einzelnen größtmögliche Leistung; und er ist der Meinung, daß die Anlagen, welche das Genie ausmachen, auch in allen übrigen Mitmenschen mehr oder weniger vorhanden sind, latent, aber durch hindernde, besonders sozial und wirtschaftlich niederdrückende Verhältnisse, oder durch Mangel an Ausdrucksvermögen nicht zur Gestaltung gelangen, wozu allein das sogenannte Genie sich durcharbeitet. Was Hock aber fast durchgängig als die „große Leistung“ des Genies bezeichnet, ist überall nur die Leistung des Talents, welches Reibmayr a. a. O. folgendermaßen treffend kennzeichnet: „Das Hervorbringen über das Durchschnittsmaß in bezug auf einen geistigen Charakter in irgendeinem Zweig der menschlichen Kultur nennen wir Talent. Jeder über das Mittelmaß der geistigen Befähigung seines Zeitalters und seines Kunstzweiges hervorragende Charakter ist ein Talent.“ Um ein Genie zu sein, muß man „die Gabe der Erfindung, Neuschaffung in irgendeinem Kunstzweig“ besitzen. „Das Talent muß, um ein Genie genannt zu werden, die Gabe der Erfindung, Entdeckung und Neuschaffung besitzen.“ Das ist der Unterschied, den Hock übersehen hat. Das Talent wirkt nur organisierend, d. h. vorhandene Werte neu gruppierend, ist aber selbst im höheren Sinne unproduktiv; das Genie dagegen schöpferisch und gehorcht der gebietenden Stunde. Deshalb wird man die von dem Einzelnen zu erzielende größtmögliche Leistung immer nur als eine solche des Talents, niemals des Genies zu werten haben; und Hock hätte daher folgerichtig nur von jenem, nicht von diesem in bezug auf eine allgemein zu ermöglichende „große Leistung“ reden dürfen.

Abgesehen von dieser grundsätzlichen Einwendung ist Hocks Werk als ein wertvoller Beitrag zur Frage der Talententwicklung zu würdigen. Es enthält viele bemerkenswerte Gesichtspunkte in bezug auf neue Entfaltungsmöglichkeiten und Erziehung zur Leistung. Diese faßt Hock aus dem biologischen Gesichtspunkt dahin zusammen, daß die Determinations- oder angeborenen Faktoren allein sie nicht hervorzurufen vermögen, sondern nur unter Mitwirkung der Realisations- oder Reiz-Faktoren, der Einflüsse aus der Umwelt. Das Genie (das hier wieder mit Talent verwechselt wird) verdanke seiner Zeit nicht weniger, als es für sie leistet, und die Erklärung dafür liefern die Gesetze der Biologie, nämlich „der starke, Anpassungserscheinungen auslösende Reiz des empfundenen Bedürfnisses, welcher Kräfte frei macht zur Beschäftigung mit den Problemen der Zeit“. Die Determinationsfaktoren oder „Erbmasse“, in der die Vorarbeit der Vorfahren aufgespeichert ist, die Realisationsfaktoren oder Auslösungsreize der Umwelt und die Funktion oder Eigentätigkeit des Individuums und die durch diese erfolgte Anpassung im Kampf ums Dasein führen zusammenwirkend zur allmählichen Anpassung an das Problem der „großen Leistung“. „Keine einzelne der genannten Ursachen konnte für sich allein diese Wirkungen hervorrufen, sondern das gleichzeitige Vorhandensein war erforderlich.“ Aber auch die vollständigste Methodik wäre freilich außerstande, jeden Menschen zu jeder Leistung zu befähigen: „sie soll vielmehr nur dazu dienen, jedem Einzelnen die Anpassung seiner Leistung, die stets von seinen angeborenen Eigenschaften abhängig bleibt, an die ihm erreichbaren Lebensverhältnisse zu ermöglichen, d. h. sie soll ihm gestatten, die für ihn erreichbaren Höchstleistungen zu vollführen.“ Das Mittel, durch welches dies geschieht, ist nach Hock die immer vollkommener werdende wissenschaftliche Methode, nämlich die „möglichst“ ökonomische, mehr oder weniger lange dauernde Verwendung unserer Arbeitskräfte im Dienste eines uns gestellten Problems . . .

jener Arbeitsweise, welche gestattet, mit der kleinsten Kraft den größten Nutzeffekt hervorzubringen.“ Diesen Gesichtspunkt der „Ökonomie“ verfolgt Hock durch alle Berufszweige, insbesondere auch in der Geistesarbeit, und erkennt als den mächtigsten Erwecker und Förderer der Höchstleistung die freie Lust am Schaffen, und als den größten Hemmschuh die Zwangsarbeit, die nur zur Unlust und Minderleistung führt.

Das Werk ist in ansprechendem flüssigem Stil mit einer Fülle von einschlägigen Aussprüchen großer Männer nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Kunst und Dichtung geschrieben und bietet daher mit dem wissenschaftlichen Interesse zugleich einen hohen künstlerischen Genuß. –

Für alle Erzieher wichtig und wertvoll ist das sehr nachdenklich stimmende Werk „Einführung in die Sexualpädagogik.“ Acht Vorträge im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Berlin, Verlag von E. S. Mittler u. Sohn). Auf Veranlassung des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sowie des preußischen Ministeriums des Innern hat das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin vom 6. bis 10. Oktober 1919 einen Lehrgang zur Einführung in die Sexualpädagogik veranstaltet, der in erster Linie für Direktoren und Lehrer, für Schulverwaltungsbeamte, Ärzte, Kreisärzte usw. bestimmt war. Die hauptsächlichsten dieser Vorträge sind unter dem obigen Titel im Druck erschienen.

Der erste derselben behandelt die „Einführung in die Biologie der Fortpflanzung“. Dr Walter Schoenichen verfolgt darin die verschiedenartigen Begattungsvorgänge im Pflanzen- und Tierreich und kommt bei Betrachtung der zahllosen geschlechtslosen Arbeiterinnen im Termitenbau auf die Gefahr zu sprechen, welche die Entwicklung unserer sozialen Verhältnisse in ähnlicher Richtung läuft durch das unaufhaltsame Wachstum der Zahl von Individuen, namentlich Frauen, die durch die Ungunst der Lebensbedingungen von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden. Unter Bezugnahme auf diese Ausführungen bespricht Dr H. Boruttau „Bau und Funktionen der Geschlechtswerkzeuge des Menschen“, in welchem Beitrag der Hinweis besonders beachtenswert ist, daß Tripperansteckung nicht nur Bauchfellentzündung hervorrufen kann, vielmehr die Gonokokken durch die Gewebelücken (Lymphspalten) des Zwerchfells bis in die Brusthöhle zu steigen vermögen und dort beim Weibe Herzinnenhautentzündung als Folge der Tripperansteckung hervorrufen. Im Anschluß daran behandelt Dr Hoffmann (München) „die Psychologie der Jugendlichen im Reifealter“, wobei er auf die mannigfachen Gefahren der Pubertätszeit hinweist und wie diesen von Eltern und Erziehern durch verständnisvolles Eingehen auf die Empfindungsweise der Jugend zu begegnen. Im folgenden Abschnitt „Die Gefahren der Entwicklungsjahre“ führt Dr Martin Chotzen diese Gesichtspunkte für die reifere Jugend weiter aus, indem er eine beruhigende Aussprache über geschlechtliche Dinge fordert mit der Ermahnung, sich aus gesundheitlichen und sittlichen Gründen von all dem fernzuhalten, wofür der jugendliche Körper noch nicht reif ist. Wie notwendig ein energisches Vorgehen zum Schutz der Jugend ist, zeigt Meirowskys Flugschrift Nr. 12 der Dtsch. Ges. z. Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, in welcher das ungeheuerliche Ergebnis einer Umfrage mitgeteilt wird, wonach etwa 20 % der Schüler oberer Klassen bereits geschlechtlich verkehrten, in einer Obersekunda und Unterprima sogar 30—50 %. Weiterhin bespricht Dr A. Biaschko „Die Geschlechtskrankheiten und ihre soziale Bedeutung“, wobei er mitteilt, daß die Tripperinfektion in Deutschland einen jährlichen Geburtenausfall von 200000 Kindern bewirkt. Diesen Abschnitt ergänzt Dr Walter Schoenichen durch „Die Bedeutung des naturgeschichtlichen Unterrichts für die Sexualpädagogik“, worin er für Belehrung über die Grundtatsachen der Vermehrung an der Hand des naturwissenschaftlichen Unterrichts im vorreifezeitlichen Alter eintritt, der dann auf der Oberstufe durch einen vertieften biologischen Unterricht unter Behandlung der Geschlechtskrankheiten zur Vorbeuge vervollständigt werden soll. Als der bedeutendste Beitrag ist wohl der von Dr Heinrich Timerding über „Die sexualpädagogischen Erziehungsmittel der Schule“ zu werten, welcher die Lehrfächer so auszugestalten fordert, daß sie eine sexualpädagogische Wirkung ausüben, und die Behandlung der Goetheschen Liebe

lyrik als die Feuerprobe für den Deutschlehrer empfiehlt, die Erotik den Schülern in Recht und Unrecht rückhaltlos vorzuführen und sie damit zu Menschenwürde und Verantwortungsgefühl zu bilden. Dieses fordert insbesondere der Schlußbeitrag von Johannes Dück: „Die sexualpädagogischen Erziehungsmittel der Familie“, indem er die wahrhaft sittliche Erziehung und Willensstärkung nur von einem gesunden, gemütvoll vertieften Familienleben erwartet.

Heinrich Driesmans

Die altkölnische Malerei

Eine der wunderbarsten Kulturstimmungen taucht vor uns auf mit dem Worte Alt-Köln. Es gibt nirgends sonst so viele geheime Hauptstädte wie in Deutschland. Im 15. Jahrhundert war es Köln. Als der Kardinal Aenea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., um die Mitte jenes Jahrhunderts die Stadt besuchte, erklärte er sie für die prächtigste Europas. Keine sei so großartig gebaut und enthalte so kostbar gewaltige Denkmale steinerner Kunst wie Köln. Der römische Kardinal mußte es wissen; er hatte Europa bereist und fand, daß selbst die Hauptstadt des Papstes vor dem damals noch unvollendeten Dom und den Kirchen St. Aposteln, St. Gereon, Groß-St.-Martin, St. Maria im Kapitol und dem gotischen Rathause in Köln, dem westfälischen Hauptquartier der Hansa, verblasse. Das Rom der Hochrenaissance, der Päpste Julius II. und Leos X., der Peterskirche und der Prachtbauten Bramantes war noch nicht entstanden; Leonardo, Michelangelo und Raffael lebten noch nicht. In jenen Zeiten war Köln die verborgene Hauptstadt vielleicht Europas, wenn man den Glanz der Architektur, die Breite der Straßen, die Größe der Einwohnerzahl, den Ruhm der Universität, das geistige, besonders religiöse und künstlerische Leben der Zeit betrachtet.

Dort hatte schon um 1300 der größte deutsche Mystiker, Meister Eckart, seine tiefe philosophische Lehre von dem Versinken des Menschen in Gott, von dem täglichen Sterben vor dem Tode und dem Verschließen aller Sinne gegen die Eitelkeiten der Welt gepredigt, um sich mit brennendem Gemüte Gott zu gelassen . . . Seine berühmten Schüler aber, Tauler und Seuse, wurden ganz zu Dichtern und Sängern zum Preise Jesus und Mariens — und wie ein altes Bild in Worten bedünkt uns heute Taulers Lied:

Ein uraltes Gesang, so unter des Herrn Tauleri Schriften funden.

Es kumt ein Schiff geladen
Recht uf sin höchstes Bord,
Es bringt uns den Sun des Vaters,
Das ewig wahre Wort.

Uf einem stillen Wage
Kumt uns das Schiffelin,
Es bringt uns riche Gabe
Die hehre Kunigin.

Maria du edle Rose,
Aller Sälden ein Zwi,
Du Schöne Zitenlose,
Mach uns von Sünden fri!

Das Schifflin das gaht stille
Und bringt uns richen Last,
Der Segel ist die Minne,
Der heilig Geist der Mast.

Wie kölnisch und hansisch ist dies Bild! Und so klar, daß man es mit Augen sieht! Das Schif schwer von der Last Gottes bis an den Bord — auf der stillen Woge des Rheins — Maria m dem Kinde sitzt darin. So ähnlich erzählt ein alter Meister in Farben die Ankunft der hl. Ursul in Köln.

Es ist nichts weiter als ein Verklingen der ritterlichen Minnedichtung im Religiösen. Beson ders Seuse, der weiche, traumreiche Seher wundersamer Gesichte, schuf das altkölnische Vor bild Mariens, bevor es noch von Meister Wilhelm von Herle gemalt ward. Die Mutter Gotte war ihm leibhaftig erschienen, er verglich sie mit einer Rose und Lilie, er fand nicht genug Bi der, sie innerhalb ihres Rosengartens in all ihrer Süßigkeit und Holdseligkeit zu schildern. Gan so entzückt uns später auf dem Frankfurter Bild des Kölner Meisters Maria im Paradiesgärtlein

Gegen 1400 erblühte das Ideal der altkölnischen Malerschule. Es gipfelt in dem strengeren Früh künstler Wilhelm von Herle und in Stephan Lochner, dem Meister der reifen Blüte; ihre Nach folger schaffen viele Varianten. Zart und weiblich ist ihre Auffassung, schlank und schulternlo sind ihre Gestalten, die Köpfe eirund oder mandelförmig und voll Anmut, der Ausdruck über irdisch, lieblich, die Hände fein und lang. Lieblichkeit der Gestalt und Innigkeit des Gefühls lebens gelten als allerhöchste Eigenschaften. Dem schmiegt sich die Farbe an: wo sie glüht un frohlockt, da leuchtet ein feuerklares Rot, die Farbe der Gottes- und Marienliebe — wo sie sti sich hingibt, da schwingt ein maienholdes Grün, die Farbe der heiligen Prozessionen und de Frühlings, wo sie sich versenkt, da schimmert fern oder nah ein tiefes oder himmelduftiges Blau die Farbe mystischen Glaubens. Immer sind diese Farben kindlich heiter: die Weltfreude, de man abschwor, brach aus den religiösen Seelengemälden nun verklärt, aber um so froher her vor. Mit wieviel Gold haben nicht diese alten Maler den erträumten Himmel ihrer Seligkeite ausgemalt! Und wie deutsch sind diese blauen Augen und blonden Köpfe, diese Bescheidenhei der Haltung, wie deutsch diese Tiefe der Andacht und wie rheinländisch die leise Koketterie, di über den Mädchengestalten dieser Malerschule zittert! Wahrlich, es wäre eine Schande und de Gipfel des Betrugs, wenn Frankreich unwidersprochen und ungestraft seine Hände ausstreckt nach diesen urdeutschen Gefilden, durch die der deutscheste Strom fließt! Was sind für Fremd die Meister Wilhelm und Stephan Lochner, die Meister der Verherrlichung des Marienlebens der Veronica und der Meister von St. Severin! Gold und Feuerrot und Weidengrün un Himmelblau!

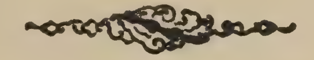
Freilich — diese edle Malkunst in Temperaleimfarben schon ein Jahrhundert vor Dürer wa nicht mit einem Schlage da, sondern langsam zuerst, dann in der Farbenpracht eines hundert fältigen Lenzens brach Blüte um Blüte auf einmal hervor. Brach hervor aus dem spröde Boden romanischer Kunst mit ihren steifen Haltungen, begradigten Falten, ihrer stilisierten zeremoniellen Haltung. Und so lebten vor Beginn dieser altkölnischen Tafel- d. h. Holzmalere vor allem drei mehr lineare und dekorative Malkünste: die Buchmalerei, die Wandmalerei un die Glasmalerei, an die das neue Geschlecht anknüpfen konnte. Wand und Kirchenfenster sin Flächen amtlicher, kirchlicher, städtischer Räume — so im Dienst für Kirche und Stadt erschöpft sich die romanische Kunst durchaus. Nun aber gab es Reiche, Kaufleute und Bankherren, woh habende Prälaten und Patrizier, die für ihre Hausaltäre eigene Bilder sich wünschten. Mit de Nachfrage wuchs die Zahl, das Ansehen, die Kunst der Kölner Malergaffel — noch nach de Reformation zählte man 140 Mitglieder, zu einer Zeit, als die Kölner Malerei bereits im Niede gang stand und die gesamte deutsche Kunst in Albrecht Dürer von Nürnberg längst ihren un bestrittenen Meister gewonnen hatte. Aber es sind doch zwei Jahrhunderte Kölnischer Malere von 1350 bis 1550, die zu den großen Zeiten deutscher Kunst und rheinischer Blüte gehören das Jahrhundert der Mystik und der Reformkonzilien und das Jahrhundert der Spätgotik un der Reformation.

Es ist eine versunkene Welt, die vor unsern Blicken wieder aufsteigt und vielleicht grade darum unendlich schön. Unverwirrt von keiner Zerstörungswut der Gegenwart lebt ihr Bild gleichw

ein Kleinod in unserer Seele fort, stark funkelnd in seinem Deutschtum. Wir vergessen die Gegenwart. Aber um dies Vergangene zu begreifen, müssen wir uns mit Entschiedenheit in eine Zeit versetzen, anders als die unsere, mit deutschen Menschen — und doch anders als wir. Was uns Heutigen die Welt Goethes ist, war den Kölnern des 14. und 15. Jahrhunderts die Legende der Heiligen; was uns Heutigen die Freiheit des Gewissens und eigener Verantwortung, war jenen das schützende Gebettetsein in den Schoß der Kirche vor den ewigen Bildern Jesus' und Mariens. Die alten Maler werden nicht müde, dies Geheimnisvolle, diese Welt bunter Wunder vor goldenem Himmel, diese Engelerscheinungen und Paradiese auszumalen mit heiteren, irdischen Farben; und nur selten taucht in der Kölnischen Schule das Thema der Qualen und Weltuntergänge empor. Sie blieben draußen und wurden verdeckt von einem Regen rosiger Blumen, einer Wolke lieblicher Englein und singender Waldvögel. Dicht vor den Toren der heiligen Rheinstadt wuchs noch der alte, deutsche Wald, sangen noch Nachtigall und Kibitz; und wo immer man sich in die Heide legte, sah man die mächtigen Turmstümpfe des werdenden Doms und den hohen Chor mit den mystisch schimmernden Wunderfenstern, um mit dem alten Chronisten einzustimmen in die Worte:

Coellen eyn croyn
boven allen steden schoyn.

Karl Theodor Strasser



Musik und Schule

Wir Deutsche gelten als das musikalischste Volk der Welt. Tatsächlich steht sowohl unser Volksliederschatz als auch unser Reichtum an „Klassikern der Musik", von Händel und Bach über Haydn, Mozart, Beethoven zu Schumann, Brahms, Wagner und Bruckner einzig da.

Dem schulmäßigen Musikunterricht dieses begabtesten aller Völker stellte aber ein englischer Musiker im Jahre 1880 „das denkbar schlechteste und beschämendste" Zeugnis aus. Kretzschmar nahm den Hullahschen Befund zum Anlaß, in den „Grenzboten" einen Aufruf zu veröffentlichen, der in „ernster Anklage und Mahnung" fordert, „durch geeignete Einstellung der Schulgesangpflege das für die musikalische Volkserziehung Notwendige nicht zu vergessen". Dieser Aufruf wirkte. Er brachte zusammen mit dem „Aufschwung der Kunstgesangpädagogik und der Stimmphysiologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts" eine kräftige Schulgesangbewegung in Gang. Die allgemeine Kunsterziehungsbewegung des beginnenden 20. Jahrhunderts endlich griff auch auf die Pflege der Tonkunst in der Schule über und hatte zur Folge, daß die Frage nach dem besten Schulmusikunterricht nicht mehr zum Schweigen kam und unbedingt bündige Antworten erheischte. Solche Antworten hat die vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin vom 17. bis 21. Mai v. J. abgehaltene Schulmusikwoche gegeben und soeben auch in Buchform erscheinen lassen (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig).

Die kritische Einstellung zu dem Gebotenen wird dem Nichtteilnehmer an der Schulmusikwoche dadurch sehr erschwert, daß ein gut Teil der jetzt veröffentlichten Arbeiten Lehrproben sind, die natürlich nur durch unmittelbares Erleben recht gewürdigt werden können. Zudem erscheinen diese Lehrproben alle gekürzt, manchmal sogar nur in der Form einfachster und knappster Stoffaufteilung. Aus diesem Grunde ist es unmöglich, dem praktischen Teile des Buches „Musik und Schule" besonders näherzutreten. Zum Glück kommt es für einen Kreis von Nichtfachleuten, als welche ich die Leser des „Türmers" ja doch zum überwiegendsten Teile zu rechnen habe, auf die praktische Ausübung der Musiklehre zunächst auch weniger an. Wichtiger

muß der Allgemeinheit die Aufklärung über den Geist sein, der die künftige deutsche Schulmusikpflege leiten und beherrschen soll. Über diesen wesentlichen Punkt nun unterrichten die mancherlei Vorträge der Musikwoche so eingehend wie möglich, und richtigerweise erscheinen die bedeutendsten unter ihnen in der Buchveröffentlichung ungekürzt.

Die Schulmusikwoche denkt nicht daran, anderes Wichtiges in Schule und Volk aus seiner Stellung zu verdrängen; aber sie will doch endlich einmal auf dem Gebiete der Schulmusikpflege klare Bahn schaffen. Und da kann ihr denn kein Einsichtiger das Zeugnis versagen, daß ihrem Willen die Tat in schöner Weise entsprochen hat. Von den praktischen Versuchen schulmäßigen Musikunterrichts, die sowohl künstlerischen Ansprüchen als auch den Ansprüchen der Seele des Kindes und seines späteren Lebens gerecht werden wollen, habe ich schon kurz gesprochen. An dieser Stelle ist als bemerkenswert wohl nötig hinzuzufügen, daß dem Ziele: rechtes Singen und wirkliches Musikverstehen auf einer ganzen Reihe von Wegen zugestrebt wurde. Offenbar erreichte auch jeder der Lehrenden auf seine Weise Vortreffliches, also daß man niemand empfehlen könnte und dürfte: du mußt es so und nicht anders machen. Bei den Verfechtern der einen oder der anderen Lehrweise ist es dagegen nur natürlich, wenn sie ihren jeweiligen Weg als den besten ansehen und rühmen. Verfehlt bzw. unvollständig will mir nur scheinen, die Musik als nichts denn als „tönende Bewegung" anzusprechen, wie das der Vertreter der J. Dalcrozeschen Methode tut. Gewiß ist sie auch das; aber doch nicht nur, sondern unter anderem. Fr. v. Hauseggers „Musik = Ausdruck" geht da doch wesentlich tiefer. Abgesehen von dieser Einzelheit, bietet der praktische Teil des Buches für den Fachmann viel Anregendes; einen Ersatz für die Vorführungen selber stellt er aber nur sehr bedingungsweise dar.

Einen ebenfalls nur bedingten Wert kann ich den „Demonstrationen und Versuchen zur Lösung von Aufgaben eines künftigen musikpädagogischen Forschungsinstitutes", mitgeteilt von Prof. Dr Karl Schaefer-Berlin, zuerkennen. Gewiß ist der Scharfsinn, mit welchem die experimentelle Psychologie zu Werke geht, meist bewundernswert; aber meines Erachtens wird ihren Ergebnissen zu viel vertraut, d. h. wird deren künstliche Herbeiführung zu wenig in Betracht gezogen und im großen und ganzen der Maschine eine Leistung aufgebürdert, die trotz allem schließlich nur die scharfe menschliche Beobachtung leisten kann. Handelt es sich doch um Seelisches ...

Mit prachtvollen Vorträgen allgemeinerer Natur kommen Walter Kühn-Berlin: „Das Prinzip der Arbeitsschule im Musikunterricht", Fritz Jöde-Hamburg: „Die Grundlagen musikalischer Betätigung in Schule und Leben" und Prof. Dr Hermann Abert-Leipzig: „Musik und Schule" zum Worte.

Walter Kühn erhebt zweifellos zu kühnen Anspruch, als Erster eine „neue Besinnung" im Musikunterricht „auf kulturwissenschaftlicher Grundlage" gefordert zu haben. Alle Lehrbücher der philosophischen Pädagogik fordern diese Grundlage für die gesamte Unterrichts- und Erziehungsarbeit und ordnen dann diesem Hauptgedanken alle Einzeltätigkeiten, also auch die des Musiklehrers, unter. Ich nenne hier nur das hervorragende Werk Paul Barths, das z. B. mit seiner Begriffsbestimmung: „Erziehung ist Fortpflanzung der Gesellschaft" derjenigen Kühns: „Erziehung ist Fortpflanzung der Kultur" sehr nahesteht. Immerhin: einem „entschiedenen Schulreformer" steht jener Anspruch ganz gut zu Gesicht, und außerdem kann die „kulturwissenschaftliche Grundlage" aller Erziehung, mithin auch der die Musik betreffenden, nie oft und kräftig genug betont werden. Im übrigen geht Kühn so scharfsinnig wie warmherzig zu Werke, um seinen Zielsatz: „Die Musikerziehung hat die schöpferischen Kräfte wachzurufen und auszubilden" vor dem Hörer bzw. Leser zu entwickeln. Sein Schüler zu sein, muß Gewinn fürs Leben werden und man darf mit Recht auf seine demnächst erscheinende „Musikpädagogik" gespannt sein.

In wie überzeugter und überzeugender Gesellschaft W. Kühn sich gewiß seit langen Jahren mit seiner „neuen Besinnung auf die kulturwissenschaftliche Grundlage der Musikerziehung" befindet, beweisen die beiden Vorträge von Jöde und Abert. Jöde legt nämlich wirklich die

„Grundlagen musikalischer Betätigung in Schule und Leben bloß“, und zwar tut er das durch einen tiefen Blick in das Innerste der deutschen Musikbetätigung vom Ausgang des Mittelalters an bis auf die Gegenwart. Er weist auf die einstige Einheit von Musik und Volk, auf das Aufklaffen und schließlich Immergrößerwerden des Risses zwischen beiden von etwa 1600 an hin, schildert den jetzigen Zustand und zeigt endlich auch Wege der Rettung, d. h. Wege der Wiederherstellung des anfänglichen, nahen, schöpferischen Verhältnisses beider zueinander. Und das alles in einer so tiefgründigen Art, die erkennen läßt, daß derartige Besinnungen für Jöde nicht neu oder von gestern sind.

Mit großem Schwung und freister Beherrschung seines Stoffes, für den Leser am eindringlichsten von allem ihm Vorliegenden, behandelt Prof. H. Abert sein Thema: „Musik und Schule“. Wie da die Rolle der Musik als unausstreichbar aus der Lebens- und Geistesgeschichte des deutschen Volkes hingestellt, wie ferner der Anteil der Schule an der Erhaltung und Weiterbildung der Musik in vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Tagen aufgezeigt wird, ist die Leistung eines Meisters auf seinem Gebiete. Als Einleitung in die ganze Schulmusikwoche, sozusagen als Rechtfertigung ihrer Abhaltung von höchster Warte aus, läßt sich gar nichts Vollkommeneres denken.

Eine andere Gruppe von Vorträgen kann ich leider nur streifen, so die temperament- und hoffnungsvollen Ausführungen über „Neue Aufgaben im Schulmusikunterricht“ von Prof. Ernst Paul-Dresden. Die Schule als Mittelpunkt der städtischen Musikpflege von Prof. H. Sonderburg-Kiel zeichnet sich durch vernünftiges Maßhalten aus; im übrigen findet gerade diese Seite der Schulmusikpflege in Verbindung mit der Einrichtung von Volksmusikschulen zurzeit ziemlich starke Beachtung und hat hier und da auch schon zu praktischen Taten geführt.

In den Einführungsworten Prof. Carl Thiels steht das Wort H. Kretzschmars: „In der Schule entscheidet sich das Schicksal der deutschen Musik“. Dieser Satz könnte Einwendungen begegnen, am allerehesten wohl derjenigen: „Wie könnte das sein, da die deutsche Musik ja ohne die Schule so groß und herrlich geworden ist, wie sie nun dasteht?!“ Gewiß: die Schaffung musikalischer Kunstwerke ist immer gewesen und wird immer bleiben der Vorzug auserwählter Persönlichkeiten. Erfahrungsgemäß stehen Schule und werdende Persönlichkeit aber durchweg auf ziemlich gespanntem Fuße. Aber darum handelt es sich bei der Schulmusikpflege überhaupt nicht, sondern sie stellt sich die Aufgabe, Menschen zu erziehen, die fähig sind, nachzuerleben, d. i. innerlich nachzuschaffen, was jene Großen uns schenkten. Das heißt aber nichts weniger als: der heutigen Konzertbesucherlüge immer mehr an Boden zu rauben — der Lüge, als hätte die Mehrzahl der Hörer wahrhaft etwas für ihr Leben von dem gehörten Kunstwerke. In diesem Sinne liegt in dem Worte Kretzschmars eine tiefe Wahrheit, und jeder Musik- und Volksfreund kann es nur lebhaft begrüßen, daß alle, die der Arbeit zu diesem Ende nahestehen, sich zusammenfanden, um gemeinsam Ersprießliches zu wirken in Besinnung und Tat.

Reinhold Zimmermann



Türmers Tagebuch

Nationale Würde · Irrewerden? · Ostjuden
Romain Rolland · L'Éclair · Lichtenberger

In einem hochgespannten, schicksalsschweren Augenblick ergreifen wir die Feder. Poincaré zieht das Netz zu, das er zu Versailles gesponnen hat. Er schickt sich zum Einmarsch ins Ruhrgebiet an, um für konstruierte Verfehlungen „Pfänder" zu ergreifen. England hat sich bei der Beuteteilung in Paris, wo man Deutschland wieder nicht anhörte, mit seinen Verbündeten „freundschaftlich entzweit" und verhält sich „abwartend". Die britische Stimmung scheint gegen Frankreich zu sein. Wie weit aber geheime Rücksichten auf den Orient unterirdisch dennoch mitwirken, so daß man sich hüten wird, Poincaré in den Arm zu fallen — wer mag es wissen! Wenn der sozialistische „New Leader" schreibt: „Lloyd George verübte die blinde Torheit, Deutschland zu entwaffnen, während Frankreich eine allmächtige Militärmacht blieb" — so hat er nur allzu recht. England muß nun zusehen, wie Poincaré dem Kontinent sein Netz überzieht, und hat keine Gegenmacht auszuspielen. Wir erwarteten vom egoistischen Albion zwar keinen Edelmut, nicht einmal Gerechtigkeit, aber doch stärkeres Verständnis für die wirtschaftliche Einheit Europas.

Einstweilen setzen also die Lothringer Poincaré und Maurice Barrès die Reunionspolitik Ludwigs XIV. fort. Sie konstruieren Rechtsgründe, um Frankreich nach der Rheingrenze auszudehnen — genau wie einst unser deutsches Elsaß vom ohnmächtigen Reiche losgerissen wurde. Diesmal geht es um Ruhrgebiet, Pfalz und Rheinland. Die unselige Ostpolitik Frankreichs ist wieder in vollem Gange. Kommt zu den saarländischen und oberschlesischen Gruben auch noch das Ruhrgebiet unter französische Kontrolle, so ist Deutschlands Industrie ebenso geknebelt wie seine Waffenmacht. Polen ist militärisch mit Frankreich im Bunde. Das Sechzigmillionenvolk der Deutschen ist also doppelt bewacht, geknechtet und auf lange Jahre zum Frondienst verurteilt. Das nennt man den Frieden von Versailles!

Wir Deutschen betrachten diesen Einmarsch als Bruch des Diktates von Versailles. Aber wir müssen auch diese Schmach über uns ergehen lassen.

Und da wird uns wieder einmal unsere nationale Würdelosigkeit so recht bewußt. Zähneknirschend und schamrot muß sich der Deutsche einer Demütigung nach der andren beugen. Man feilscht über uns wie über eine Handelsware, nicht wie über eine tapfere Nation, die sich unter Hunger und Entbehrungen so lange gegen Übermacht gewehrt hat; man hört unsre Vertreter gar nicht an; man schaltet über uns im besetzten Gebiet durch farbige Truppen wie mit Unterworfenen und

bürdet uns ungeheure Unterhaltungskosten auf; man hat uns nicht nur das Heer, sondern auch die Kolonien, die Flotte und ganze Landstriche weggenommen; man straft das Reich bei Vorfällen wie in Ingolstadt und Passau mit unerhörten Summen — kurzum: man trampelt nun schon vier Jahre lang in schändlicher Weise auf der Würde des Deutschen Reiches herum!

Glauben die Franzosen, daß sich ein nationales Ehrgefühl diese Behandlung auf die Dauer gefallen lassen kann? Und wenn wir jetzt wehrlos sind, glauben die Herren, daß wir immer wehrlos und ehrlos bleiben?!

Gewiß, unsre Vertreter haben jenes Dokument der Schmach unterschrieben: sind mit vorgehaltenem Revolver gezwungen worden zu unterschreiben. Das hätten wir von vornherein nicht tun dürfen. Wir versprachen zu erfüllen, was wir nicht erfüllen konnten. Eben dadurch wurde ein Dunstkreis der Unaufrichtigkeit geschaffen — aber von hüben wie drüben. Der besten Deutschen Art ist das nicht. Friedrich Schiller, einer unsrer stärksten und reinsten Sprecher, prägte das Wort: „Alle andren Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will". Derselbe edle Dichter besaß ein scharf ausgebildetes Gefühl für Würde sowohl des Menschen wie der Nation. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben! Bewahret sie!" ruft er den Künstlern zu. Und in der „Jungfrau von Orleans": „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!" Jetzt sind wir wehrlos und können die nationale Würde nur wahren durch feste Haltung, durch einmütigen inneren Widerstand, wenn nun die Kanonen, Tanks und Luftschiffe der Franzosen unser schon ohnedies leidendes Volk zu schrecken drohen. Es wird einmal, unter Führung einer Auslese, ein von innen heraus erneuertes Deutschland heranwachsen: ein Deutschland der gesammelten Kraft und Glut.

* * *

Als ich neulich, den Auslese-Gedanken betonend, die Bemerkung machte, ich sei „am deutschen Volk als Ganzem in dieser Hinsicht irre geworden", kam aus unsrem Leserkreise ein eindringlicher Brief, der mich beschwor, den Glauben an unser Volk nicht fahren zu lassen. Ehe ich dieser Zuschrift Raum gebe, sei noch einmal gesagt, wie jene Auslese zu verstehen ist. Und zwar mit Worten aus meinem Roman „Der Spielmann" (1913):

„Zeitenwende bereitet sich vor. Einzelne Wandrer haben sich abgesondert vom Zeitgeist. Sie suchen untereinander Fühlung. Sie bilden eine heimliche Gemeinde der Ernsten und Stillen. Diese Abgesonderten formen langsam das neue Lebens- und Bildungsideal. Sie ist nicht geformt, diese Gemeinde; sie hat weder Satzung noch Rang und Titel. Doch erkennen sich die Begegnenden daran, daß sie, ohne Hast und Unrast, mit einem stillen und starken Herzen Welt und Ewigkeit erleben und verarbeiten. Das kostbare Gut der Ruhe ist ihnen eigen: die Ruhe der gesammelten Kraft. Und ihre Lebensformen sind edel und einfach. Nicht sind sie beherrscht vom Willen zur Macht, sondern von einer größeren Kraft: vom Willen zur Liebe. Mit schöpferischer Liebeswärme erobern sie von innen her. Und ihre Gangart ist still und stetig. Denn sie wissen, was sie wollen: Selbstbesinnung. Aus der Selbstbesinnung aber auf edelste Kräfte erwächst die neue gestaltende Tat. Auch fehlt ihnen nicht das Arbeitsfeld: denn sie fangen ihr Gestaltungswerk mit sich selber an."

Dies ist der Weg, den wir immer wieder den Deutschen empfehlen, besonders der deutschen Jugend. Bis jetzt werden wir darin, mit geringen Ausnahmen, nur wenig unterstützt. Und doch gibt es keinen anderen Weg. Unser Weg geht nicht nach rechts oder links, sondern nach innen; und aus gesammeltem Innern, wenn die Läuterungsarbeit getan, wieder kraftspendend nach außen. Dieses Wechselverhältnis unterscheidet uns von dem in sich beharrenden, leicht in Form und Geste erstarrenden Ästhetentum des Kreises um Stefan George.

Nun schreibt man also aus unsrem Leserkreise folgendes:

. . . „Da kam mir beim Lesen des letzten Türmerheftes (Heft 3, S. 202) der mich recht traurig stimmende Satz aus Ihrer Feder zu Gesicht: ‚ich bin am deutschen Volk als Ganzem in dieser Hinsicht (königswürdige Gesinnung) irre geworden'. Es dünkt mich wie ein Aufgeben einer strategisch und taktisch gleich wichtigen Stellung, die nicht mehr gehalten werden soll. Noch einfügen will ich, daß ich mit Befriedigung aufgenommen habe, daß Sie an Stelle des bisher stark ‚volksparteilich' frisierten ‚Türmers Tagebuch' diesem Teil des Türmers einen dringend erwünschten überparteilichen Inhalt geben. Aber, verehrter Herr Professor, Ihr Irrewerden an unserem Volk als Ganzem ist tief traurig. Es lähmt die Kraftquellen aller Arbeit an, für und in unserem armen betrogenen Volk. Sehen Sie, ich bin hier im kalten, steifen, verschlossenen Norden unseres Vaterlandes Landpfarrer, meine Gemeinde besteht aus mehreren großen Gütern mit ultraroter Taglöhnerbevölkerung, aus Forstarbeitersiedlungen mit stark wechselndem landfremdem Einschlag, aus kleinen Büdnern und Häuslern, Leuten, die an Lebenszielen denkbar äußerlich orientiert sind, Leuten, die an Wahltagen wie eine Hammelherde sich zur roten Wahlurne führen lassen, Leuten, die in ihrem Aberglauben mehr Heiden als Christen sind, Leuten, die mir in den drei Jahren meines Hierseins fast nur Enttäuschungen bereitet haben. Und doch tue ich ihnen jedesmal, wenn ich an ihnen irre werden wollte, im Innern wieder Abbitte. *Der Kern ist noch gesund!* Sie haben teil an dem gemeinsamen Ideal, und zwar überall da, wo in ihnen noch der Glaube lebt. Und da sind sie den sogenannten ‚Gebildeten' unseres Geschlechtes weit über. Der Kern ist gesund! Weil Sie daran zweifeln, werden Sie irre an unserem Volk als Ganzem. Ich werde oft bedauert, daß ich hier auf dem Land vor leeren Kirchenbänken stehe. Die leeren Kirchenbänke sind nichts anderes als der Gradmesser für das verlorene Gemeinschaftsleben in unserem Volk. Wo ist die Kirche, die Gemeinschaft derer, die im Glauben zu unserem Herrn stehen? Der Geist des *Materialismus* und der *Götterferne* hat sie in ihr Versteck getrieben. Das ist die tiefste Not, daß wir nicht mehr einerlei Sinnes sind, mitzuleiden, mitzutragen. Aber sie ist nur versteckt im Herzen eines jeden, auch des einfachen Mannes im Volk, im Herzen unseres Volkes als Ganzem. Immer wieder mache ich diese Erfahrung. Was sich heute breitmacht, ist eine *Krankheit*. Der Kern ist aber gesund. Glauben Sie mir's! Ich habe ergreifende Beweise dafür. Auch bei unserer unerzogenen Jugend, für die so viel noch zu tun ist. Es ist ein Verhängnis, daß unsere Stadtbevölkerung, die gott- und heimat- und artfremd ist, heute in Politik und Presse die Führung an sich gerissen hat. Ich zähle sie nicht zu unserem Volk als Ganzem. Denn sie bildet den kranken Teil unseres Volkskörpers und nicht den Kern.

Woran liegt es, daß unser Volk so krank ist? Es ist die Frucht der Lügensaat, der zähen Arbeit der Verführer, denen man bislang unser Volk wehrlos überließ. Wir Gebildeten haben uns unheilschwere Versäumnisse zuschulden kommen lassen. Wir müssen in unserer Gesinnung weiter fest und treu werden, und wir müssen zu dieser Treue unser armes Volk wieder zurückführen. Gerade unser Volk als Ganzes leidet dumpf und willenlos unter der Untreue unserer Zeit. So stark sich auch das Verlangen und die Sehnsucht nach diesem gemeinsamen Werk in unserem Volk regt, so schwach sind noch die Führerenergien in diesem Dienst an unserem Volk. Und mir will's scheinen, als ob die Kirche und die Schule in ihrem Bestreben, in der parlamentarischen Entwicklung dem Staat nichts schuldig zu bleiben, weiter denn je davon entfernt ist, diese zur Erneuerung unseres Volkes von innen heraus ihr gewiesene Aufgabe zu erfüllen. Das Schlagwort ‚Demokratie' ist das Laissez-passer für jede Art Selbstsucht und Eigenliebe. Insonderheit die Kirche entfremdet sich dem Volk immer mehr. Aber wir dürfen deswegen nicht das Volk für diese Ohnmacht verantwortlich machen. Nicht am Volk irre werden!

Wir müssen ihm die großen Linien wieder zeigen, das Vertrauen zu sich selbst und zu der ihm vom Herrn der Geschichte gewiesenen Sendung erhalten und in diesem heißen Bemühen um alles nicht irre werden an ihm. Ich beneide Frankreich um seine Führer, England, die Türkei, Italien. Aber der Tag kommt, an dem auch wir dem gottgesandten Führer zujubeln dürfen, dem wir in alter, unverlierbarer Mannestreue folgen werden. Dieser Glaube soll auch über unserem Grab noch leben!"

Der Geistliche, der uns dies zuruft, hat seine elsässische Heimat verloren, predigt im Norden unter kirchenfeindlicher Bevölkerung vor leeren Bänken und hält doch seinen Glauben an das deutsche Volk unerschüttert fest. Das ist ein tapferer Idealismus, zu dem wir ihn beglückwünschen. Wenn er aber der Befürchtung Ausdruck gibt, daß unser Irrewerden am deutschen Volk als Ganzem die „Kraftquellen aller Arbeit an und in unsrem armen Volk" lähme, so irrt er glücklicherweise. Denn das Geheimnis unsrer inneren Kraft fließt wahrlich aus andren Quellen und ist vom Benehmen des Volkes, an und in dem wir zu wirken die Ehre haben, letzten Endes unabhängig. Wir sagen unser Wort, wie wir es von innen heraus sagen müssen, und gehen wieder zu den Meistern heim, die uns ausgesandt haben. Es wird zu jenem Punkt noch manches zu bemerken sein, ohne daß wir pessimistischer Spenglerei Vorschub zu leisten gedenken. Für heute nur dies: der Nachdruck lag auf dem Wort „als Ganzem" und auf der weiteren Einschränkung „in dieser Hinsicht". Aber indem wir eine Auslese heranbilden, kommen wir ja dem Ganzen zu Hilfe!

* * *

Was uns nämlich irre macht am Ganzen, ist die bedrohliche Vermassung, sowohl im Volkskörper wie in der Gesinnung: die Vermassung auf Kosten der reineren Menschlichkeit. Die proletarischen Massen dieses Industriezeitalters, die Volksmassen der Großstädte — die schon Rousseau als „Grab des Menschengeschlechts" bezeichnet hat — bilden eine Gefahr. Und diese Massen werden immerzu vermehrt durch immer neue, aber diesmal leisere und listigere Tataren-Einfälle aus dem

Osten: durch einwandernde Ostjuden. Poincaré droht mit Einmarsch: diese Elemente sind schon eingewandert. Sie werden sich festsetzen, einnisten, immer auf neue ergänzt aus den großen Sammelbecken in Rußland, Polen, Galizien. In de „Köln. Ztg.“ (Nr. 879) hat ein deutscher Nationaljude (Hobrecht) erschüttert un ergrimmt auf dieses Problem hingewiesen:

„Im Preußischen Landtag hat man wieder einmal über die Ostjudenfrage gesprochen. Der Kommunist Scholem und der Zionist Oskar Cohn, die Statthalte Trotzkis auf preußischer Erde, haben natürlich mit Nachdruck betont, daß nur wüste Antisemitismus den harmlosen Gästen aus dem Osten Böses nachsagen könne. Her Cohn hat ihre „Kulturwerte“ und sogar ihre Verdienste um das Deutschtum gepriesen. Im übrigen waren diesmal die Vertreter aller Parteien darüber einig daß es so wie bisher nicht fortgehen könne.

Abweichender Ansicht war nur der Minister des Innern. Was er vorbrachte, wa eine lückenlose Zusammenstellung der Argumente, die wir nun allmählich aus den Schlaf hersagen können. Der Minister sprach in warmen Gefühlstönen von de „menschlichen Seite“ der Dinge, von Nathan dem Weisen, von den 40 000 ost jüdischen Arbeitern, die im Kriege nach Deutschland „deportiert“ worden seien von der segensreichen Tätigkeit des jüdischen Arbeiter-Fürsorgeamts, von den Bedenken, die etwa der Verband gegen „Härten“ erheben könnte, von der Unmöglichkeit einer genauen Statistik und von dem Mangel an Polizeikräften zum Grenzabschluß. Ergebnis: es bleibt alles beim alten ...

Drohend erhebt ihr Haupt die Ostjudengefahr. Zwecklos ist es, nach Ursache oder gar nach Schuld zu forschen. Sie haben ganz recht, diese Leute, von ihren Standpunkt aus, wenn sie den Staub der Pogromländer von ihren Füßen schüttel und nach dem milderen Westen ziehen. Auch die Heuschrecken haben von ihren Standpunkt aus recht, die im Wanderschwarm unsere Felder verheeren. Aber nich minder recht hat der Mensch, wenn er die Stätten verteidigt, an denen sein Bro und seine Erholung wächst.

Daß sie in Schwärmen kommen, wer will es leugnen? Um das zu wissen, brauchen wir die Statistik nicht. Wo wir gehen und stehen, sind sie um uns her. Überal blicken wir in ihre seltsamen Augen, in denen flackernde List auf dickflüssiger Schwermut schwimmt wie ein „Jahrzeit“-Licht auf dem Öl. Überall hören wir die gurgelnden, kreischenden Laute ihrer aufgeregten Gespräche. In allen Bahnwagen hocke sie und malen Ziffern in fettige Taschenbücher. In allen Cafés bilden sie gestikulierende Gruppen, laufen sie schreiend und tuschelnd von Tisch zu Tisch und zu Tür hinaus zum nächsten Notar, um rasch ein Haus zu kaufen oder ein gester gekauftes ‚weiterzugeben‘. Ganze Straßenzüge Berlins gehen in ihre Hände über ohne daß einer der Hausbewohner seinen ‚Wirt‘ jemals zu sehen bekommt. Si pfeifen auf die Mieteinnahmen, sie pfeifen auf die Behörden, die Steuern un Instandhaltung verlangen, sie pfeifen vor allem auf die Wünsche der Mieter Ihnen liegt nur an dem „Objekt“, mit dem in Händen sie der weiteren Marktentwertung ruhig zusehen können, und das sie bei passender Gelegenheit weiterschieben Aber sie sind nicht einseitig auf Häuser erpicht, beileibe nicht. Was für Geld zu haben ist, ist ihnen Kauf- und Verkaufsobjekt. Alte Kleider und neueste Kunst Juwelen und Pelze, Devisen und Metall, für alles sind sie Käufer und Weiterver

äufer. Dazwischen kaufen sie unsre Lebensmittel, unsre Wäsche, Kleider und Stiefel, ticht gerade als Selbstzweck, nur gelegentlich im Vorbeigehen, weil sie es ja dazu aben und weil „der Mensch“ doch schließlich sich kleiden und essen muß. Sie zahlen ticht einmal dafür Ausländerpreise. In den meisten Fällen findet sich ein gefälliger Verwandter oder Geschäftsfreund, der ihnen den Einkauf besorgt und den Aufchlag erspart.

Niemand kann sagen, wieviel Ostjuden in Deutschland sind. Nur das eine wissen vir, daß alle Statistiken lügen, die amtlichen wie die privaten, auch die des Areiter-Fürsorgeamts der jüdischen Organisationen. Die Leute, von denen wir reden, emühen das Fürsorgeamt nicht. Sie brauchen weder Arbeit noch Fürsorge, sie orgen für sich selbst. Wissen die Herren, die sich auf solche Statistiken stützen, wirkich nicht, wie die Dinge liegen? Wer heißt heute ein Ostjude? Es handelt sich och wahrhaftig nicht nur um solche, die unmittelbar von Polen her die Grenze iberschreiten. Der Hauptstrom kommt zu uns vom Süden her, aus Deutschösterreich. Sie kommen mit einwandfreien Pässen und sind österreichische Staatsbürger jüdichen Glaubens. Von Tarnopol und den umliegenden Orten aus haben sie Wien erobert, von Wien aus erobern sie jetzt Berlin. Wenn sie auch Berlin unterworfen haben, werden sie ihre Etappenlinie verlängern und von hier aus Paris erobern. Der leere Raum, der durch Sinken des Geldwerts entsteht, saugt sie nach. Die Österreicher haben sich lange gewehrt, durchaus nicht nur die eingeschworenen Antisemiten, sondern alle Eingesessenen einschließlich der Sozialisten und vor allem einschließlich der zum deutschen Kulturkreis gehörenden Juden. Aber heute ist der Widerstand gebrochen . . .“

Es ist kein Antisemit, der hier seiner Besorgnis Luft macht, sondern ein Mitglied des Verbandes nationaldeutscher Juden.

So sind wir von West und Osten zugleich bedroht. Denn auch der Bolschewismus wartet noch auf seine Stunde. Und im Innern sind wir ohne einmütige sittlich-nationale Kraft. Den meisten Deutschen ist dieser Tiefstand noch nicht so schmerzlich bewußt geworden, daß im Hinblick auf diese allgemein-deutsche Not bereits ein neuer Lebenston die Führung übernehmen könnte.

* * *

Und doch müssen sich alle Ernsten und Edlen zusammenfinden! Wir müssen die chaotischen Gewalten meistern, die jetzt unsre Lebensordnung bedrohen. Und da gibt es in der Tat einen vornehmen Internationalismus der Seelen: eine übernationale, reinmenschliche Wahrheit und Weisheit. Die Menschen dieser Weisheit und Liebe werden sich immer und überall abheben von Menschen des Hasses und der niedrigen Gesinnung. Sie leben von innen heraus, ihrem „Gott im Busen“ folgend, den Gesetzen der Harmonie getreu, nicht unterworfen den dumpfen Trieben der Masse.

In solchem Sinne empfinden wir ein neues Buch des Franzosen Romain Rolland wie einen Gruß von Mensch zu Menschen, quer durch die Nationen hindurch. Auch er erkennt die Gefahr der Vermassung, die wir oben andeuteten; und wenn wir auch weder seinen Pazifismus noch seine Staatsauffassung teilen, so haben wir doch gleich ihm das Herz voll von Sorgen um die haßvoll entzweite Menschheit. Es geht Schwermut durch seinen Roman „Clérambault“ (Frank-

furt a. M., Rütten & Loening; übers. v. Stef. Zweig). Ein feinsinniger Dichter ist des Buches Held, der unter der Kriegsnot seelisch bitterlich leidet und sich der Massenpsychose aus seinem „freien Gewissen" heraus entgegenstellt, wobei er verfolgt, verleumdet, getötet wird. In diesem Dokument der Menschheit ist viel von Romain Rollands eigenem Erleben, wenn er auch im Vorwort ausdrücklich darum bittet, man möge darin „keine Selbstschilderung erblicken". Aber sein Herz ist spürbar in dem etwas lässig komponierten, mit Betrachtungen zu sehr belasteten, in Einzelheiten oft entzückenden Werk. Man braucht nur eine Stelle aufzuschlagen wie die folgende, so spürt man des Verfassers Herzschlag (S. 192):

„O wie doch immer ein liebender Mensch des andern bedarf! Du Hand, zu mir herübergereicht in der Stunde der Angst, du Hand, die du mich fühlen ließest, daß ich nicht ein abgerissener Zweig war vom Baum des Lebens, sondern hinabreiche bis zu seinem Herzen — ich rette dich und du rettest mich. Ich gebe dir meine Kraft, und sie stirbt hin, wenn du sie nicht nimmst. Die einsame Wahrheit ist wie ein Funke, der als einzelner, züngelnd und vergänglich vom Kiesel springt. Wird er nicht verlöschen? Nein. Er hat eine andre Seele berührt, und ein Stern flammt in der Tiefe des Horizontes auf."

Es ist ein Franzose, der dies schreibt, doch einer jener seltenen Franzosen, die zugleich Europäer sind; mehr noch: die vor allem Menschen sind. „Was habe ich mit euren Nationen zu tun? Ihr verlangt von mir, ich solle einzelne Völker lieben und einzelne hassen. Ich liebe oder hasse Menschen" (S. 181). Und wiederum, gleich dahinter: „Die seelischen Familien sind über die ganze Welt hin zerstreut. Führen wir sie wieder zusammen!" Wir denken hierbei an einen andren Franzosen, an Gobineau, der gleichfalls zugleich Europäer und Mensch war. Aber wir gehen nicht so weit, über der Anerkennung dieser seelischen Beziehungen die Notwendigkeit der nationalen Zusammenballungen zu leugnen oder gar zu bekämpfen. Oft steht mir allerdings ein edler Franzose näher als ein nichtsnutziger Deutscher; die Lebenskreise sind vielfältig, die Interessen kreuzen sich. Wir erlebten in der Tat während des langen Völkerkriegs eine Vergewaltigung, ja Niederstampfung des Einzelmenschlichen durch das Massentum. Ist es jedoch in den organisierten Arbeitermassen oder in sonstigem Organisationszwang anders? Steht nicht der innerlich lebendige und beseelte Einzelmensch in fortwährendem Kampfe gegen Vermassung, Verhetzung, Verdumpfung durch den äußeren Lebensmechanismus? So lautet denn auch gleich der erste Satz der Einleitung in Rollands Roman also: „Gegenstand dieses Buches ist nicht der Krieg, obzwar der Krieg es überschattet. Sein wirkliches Thema ist das Versinken der Einzelseele im Abgrund der Massenseele."

Ein allerdings unendlich wichtiges Problem! Aber nicht der Staat ist hierbei die einzige, nicht einmal die hauptsächlichste Gefahr. Begriffe wie „öffentliche Meinung" oder „Organisationszwang" bergen dieselbe Gefahr. Wenn Volksmassen im Krieg wider einander toben, so ist das ein Ereignis der Elementarkräfte wie Hagelwetter über einem Garten. Und dabei ist der Gegenkampf eines Einzelmenschen wie dieses Clérambault von vornherein eine Utopie — nicht tragisch, eher tragikomisch. Denn Kräfte kämpfen dort gegeneinander, die ganz andren Gebieten angehören. Eine Rauferei, einen wild gewordenen Stier, einen Zweikampf erboster

Gassenweiber — um nur einfachste Beispiele zu nennen — werde ich nicht durch einen Vortrag über Schopenhauer oder durch salbungsvolle Ansprachen schlichten, sondern da fassen ein paar Schutzmannsfäuste zu und richten mehr aus als Geist und Gemüt.

Und so werden, um auf die unmittelbare Gegenwart zu kommen, alle Kundgebungen von Pazifisten, Sozialisten und deutschen Nationalisten kein Jota ändern am militärischen Poincarismus, der jetzt Europa beherrscht.

Die Liebe ist eine herrliche Sache; wir vertreten sie aus glühendem Herzen. Aber an rechter Stelle. Denn es ist die edelste, feinste, höchste Kraft, eine Seelenkönigin, die erst dann aus ihren Reichen in unsren rauhen Planeten eintritt, wirkt und leuchtet, wenn die nötige grobe Vorarbeit geleistet ist.

Wir grüßen den Verfasser des „Jean Christophe" und bedauern, daß er sein verblendetes Volk nicht von der verbrecherischen Gewaltpolitik heilen kann.

* * *

Der französische Durchschnittsbürger denkt nicht wie der einsame, während des Krieges geradezu verbannte Romain Rolland. Die bürgerliche Denkweise kann man aus jeder Tageszeitung feststellen. Da ging uns kürzlich die Pariser Zeitung „L'Éclair" zu. Sie erwähnt sachlich unsren „Türmer", insbesondere unsre Veröffentlichung bisher unbekannter Briefe der Fürstin Johanna von Bismarck, wobei sie hinzufügt, daß die Grabrede dieser Frau sich in das Wort zusammenfaßte (in deutscher Sprache): „Die Liebe war ihr Leben." Man kann diese Worte nicht über die heutige französische Politik setzen; hier heißt es eher: „Der Haß ist ihr Leben." Wir Elsässer wissen ein Lied davon zu singen, wie Maurice Barrès vor dem Kriege in unsrem deutschen Lande, im Elsaß, gewühlt hat; solche Chauvinisten sind Vergifter der französischen Volksseele, die sich ja so leicht vom nationalen Phrasenschaum berauschen läßt. Nun wühlt der Verfasser des „génie du Rhin" weiter und will die Rheingrenze insgesamt von Basel bis Holland. Und die Presse unterstützt die planmäßig gezüchtete Stimmung gegen Deutschland; auch dieser „Éclair". Da steht gleich obenan in der rechten Ecke folgendes fett gedruckte Wort aus dem „Intransigeant": „Man täusche sich nicht, das Deutschland der Wirth, Stinnes und der andren wird immer denselben Zweck verfolgen: nicht zu zahlen und uns vom Rhein abziehen zu machen." Da haben wir in knappen Worten den Standpunkt der Franzosen. Daß Deutschland nicht bezahlen kann, glaubt man einfach nicht. Keine Darlegungen, keine Zahlen nützen auch nur das geringste. Der Wahn hat sich dort festgefressen: Deutschland will nicht bezahlen. Und so hören wir auch im französischen Senat und in der belgischen Kammer immer dasselbe Wort: Deutschland weigert sich, Deutschland will nicht, Deutschland hält nicht sein Versprechen. Also „böser Wille"!

Auf derselben Seite polemisiert ein Herr mit dem deutsch klingenden Namen Emile Bure gegen de Jouvenels „pazifistische Predigt": „Jouvenel verbietet Frankreich, Deutschland mit Gewalt den Respekt vor unseren Rechten aufzuzwingen. Das ist wirklich seltsam." Man müsse, meint der Schreiber, die Deutschen „unfähig machen, die Front Ungarn—Moskau—Berlin wieder herzustellen". Das könne man jetzt; wenn man aber die Gelegenheit versäume, werde später französisches Blut fließen.

Auch dies wieder überaus bezeichnend für Frankreichs politische Angst.

In einer andren Nummer derselben Zeitung lautet ein Leitartikel: „Vers la revanche“ mit dem Untertitel: „Deutschland hofft in der Reichswehr die Führer seiner künftigen Armee zu finden.“ Der Artikel, der dieser dick gedruckten Überschrift folgt, weiß nur von einem Erlaß irgendeines Generals zu erzählen, der im Geiste altpreußischer Armee gehalten ist. Aber das genügt zum Alarm. In seiner Angst vor der deutschen Revanche bemerkt der Verfasser: „Die Verbündeten hatten unrecht, Deutschland eine Armee zu erlauben, selbst nur von 100 000 Mann.“ Welch eine Vorstellung haben denn eigentlich diese Köpfe von Wesen und Würde eines großen Reiches von 60 Millionen?! Zertrampeln, ausrotten — „écrasez l'infame!“ — so ungefähr scheint es in diesen Herzen und Hirnen auszusehen, in denen blinder Haß alle politische Besonnenheit trübt.

* * *

Der französische Gelehrte Henri Lichtenberger, Professor an der Pariser Sorbonne, hat vor einigen Monaten Deutschland bereist und das Ergebnis seiner Eindrücke und Untersuchungen in einem Aufsatz zusammengefaßt. Ich weiß nicht, wo diese Arbeit des bedeutenden Nietzsche-Kenners zuerst erschienen ist; der „Vorwärts“ entnimmt sie der „Zeitschrift für Politik“. Es heißt darin:

„Namentlich in der Reparationsfrage herrscht völliges Mißverstehen. Der Deutsche sieht in der Beharrlichkeit, mit der wir unser gutes Recht fordern, nur schnöde Gewinnsucht, unmenschlichen Geiz, sinnlose Verblendung, verständnislosen Haß. Der Franzose seinerseits sieht in der Empörung der Deutschen über Versailles nichts als bösen Willen und zynische Verlogenheit ...

Die Rechtfertigungsversuche, die die Deutschen nach dem Zusammenbruch des alten Regimes gemacht haben, sind in Frankreich auf den entschiedensten Unglauben gestoßen. Wir haben ihnen weder die Tatsächlichkeit ihrer Leiden, noch ihr Unvermögen, sich ihren Pflichten zu entziehen, noch die Aufrichtigkeit ihrer Verurteilung des Imperialismus, noch ihre Ehrlichkeit in den endlosen Diskussionen über den Friedensvertrag geglaubt . . . Bei unserem Pessimismus neigen wir dazu, die heftigsten Rechtsradikalen — die zu unseren unversöhnlichsten Feinden zählen — als ganz besonders typische Vertreter der deutschen Geistesverfassung anzusehen und ein unbewußtes oder verstecktes Alldeutschtum bei allen Deutschen vorauszusetzen. [Was vollkommener Blödsinn ist! D. T.]

In Deutschland tritt der gleiche Pessimismus in der Beurteilung der Franzosen hervor. Wir sind für die Deutschen Folterknechte, Sadisten, die sich an den deutschen Qualen weiden, rachsüchtige Erpresser und Störenfriede, eitle Militaristen, die naiv glauben, daß sie das Monopol des Kriegsruhmes besitzen, unentwegte Imperialisten, die Europa das Gesetz vorschreiben wollen und von der dauernden Knechtung Deutschlands träumen, Prahlhänse, die ihrer Kraft mit gutem Grund mißtrauen, vor dem Gedanken der Rache des mißhandelten Deutschlands beben und bei der Vorstellung zittern, der deutsche Riese möchte eines Tages seine Ketten zerbrechen.“

Hier muß man denn doch den Herrn Professor unterbrechen: er malt ein Zerrbild. Freilich sind wir erbittert gegen Poincarés Politik. Doch schon ein Blick auf die Zahlenverhältnisse unsrer politischen Parteien, wobei die vereinigte

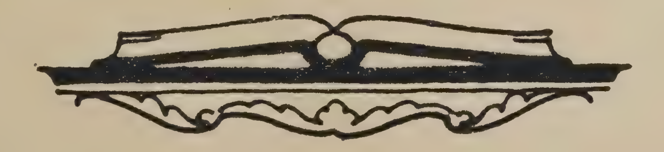
Sozialdemokratie nebst Zentrum obenan steht, müßte ihn eines Besseren belehren. Der Nationalismus ist in der Minderheit; die Franzosen können ihn freilich noch zur Mehrheit züchten. Dann fährt Lichtenberger fort:

„So wächst die Spannung zwischen beiden Völkern immer mehr. Die Taktik des diplomatischen Marktens vermehrt die Gefahr noch. Um Vorteile zu erzielen, wendet jeder [?] den Bluff, die erpresserische Drohung bis zur Grenze des Möglichen an. [Jeder? Auch wir Deutschen? Womit sollen wir denn drohen? D. T.] Glauben beide Teile im entscheidenden Augenblick nicht mehr zurückzukönnen, so ist die Katastrophe da, eine Katastrophe, die sehr wohl von keiner Seite gewünscht sein kann. Das ständige Bestreben, sich gegenseitig [?] Angst zu machen, steigert das pessimistische Mißtrauen der Völker gegeneinander und erhöht das Gefühl allgemeiner Unsicherheit, das auf dem ganzen heutigen Leben lastet.

So kann sich schließlich das einzige Gefühl entwickeln, das heute stark genug wäre, zu Bluttaten zu treiben: die Verzweiflung! Der Kriegswille kann bei den Deutschen an dem Tage hervorbrechen [Aber wir sind ja wehrlos! D. T.], wo man ihnen beibringt, daß die Franzosen ihr Verderben wollen, und daß ein Nachgeben gegenüber ihren Forderungen den Zusammenbruch, Arbeitslosigkeit, Hungersnot, erzwungene Arbeiterauswanderung und allgemeines Elend zur Folge hat. Er kann bei den Franzosen hervorbrechen, wenn sie zur Überzeugung kommen, daß bei den Deutschen Unehrlichkeit und systematischer böser Wille besteht, daß sie im Grunde zum Aufstande [?] entschlossen sind und nur eine günstige Gelegenheit abwarten, um ihnen an die Kehle zu springen, und daß es für Frankreich das Sicherste wäre, ihnen zuvorzukommen."

Im letzten Satze verrät sich unwillkürlich die französische Mentalität: dieser Mann mit dem deutschen Namen spricht hier genau dasselbe aus wie vorhin im „Éclair" ein unbekannter Emile Bure. Dazu bemerkt auch der „Vorwärts" mit Recht: „Hier übersieht Herr Lichtenberger die Tatsache, daß Frankreich in Waffen starrt und daß Deutschland entwaffnet ist. Es gibt heute in Deutschland eigentlich nur zwei Richtungen, von denen die eine den Krieg überhaupt verabscheut, während die andere ihn zwar nach wie vor als die ultima ratio betrachtet, aber ihn jetzt und auf absehbare Zeit für unmöglich hält. Unter solchen Umständen kann der Gedanke an ein „Zuvorkommen", das heißt an einen neuen Präventivkrieg Frankreichs gegen Deutschland — der von deutscher Seite gar nicht geführt werden könnte — von keinem Standpunkt aus gerechtfertigt werden. Frankreich konnte und kann noch immer, als Sieger im Weltkrieg, durch eine Politik der klugen Mäßigung den wahren Frieden Europas begründen, es hat aber diese Gelegenheit nicht wahrgenommen, sondern es ist auf dem besten Wege, sie für alle Zeit zu verschütten."

Das ist auch unsere Meinung. F. L.





Graf Georg von Rosen

der schwedische Maler und Freund deutscher Kultur, feiert am 13. Februar seinen achtzigsten Geburtstag. Vor zehn Jahren, im Februarheft 1913, hat der „Türmer" seine Leser mit dem Schaffen dieses Künstlers bekannt gemacht. Auch eine hübsche Episode aus seinem Leben, von ihm selbst erzählt, erschien in diesen Heften: die Skizze „Ein Rätsel" (Oktoberheft 1920). Es mag daher zum achtzigsten Geburtstag dieses Altmeisters willkommen sein, wenn wir auf die vielen deutschen Sympathien im Leben und Schaffen dieses spezifisch schwedischen Künstlers mit dem deutschen Namen — die Rosen stammten ursprünglich aus einem deutsch-böhmischen Adelsgeschlechte, das erst vor zwei Jahrhunderten in Schweden eingewandert ist — hinweisen.

Ein ausgeprägt schwedischer Künstler ist Graf Rosen dadurch, daß er, mit Absicht, den Hauptinhalt seines gesamten Lebenswerkes auf seine schwedische Heimat konzentrierte, sowohl als Historienmaler als auch als Porträt- und Genremaler. Daher sind auch die Originale fast seiner sämtlichen Arbeiten nur im Norden zu sehen. Eine einzige Federzeichnung „Pierrot" (1891) befindet sich in Deutschland, im Besitze des früheren Großherzogs von Weimar. Graf Rosen, der seine künstlerische Ausbildung an der Akademie zu Stockholm genoß, hat viel in Deutschland gelernt. Er gehörte zu den allerersten, die seinerzeit die neugegründete Kunstschule in Weimar besuchten. Adelheid von Schorn erwähnt den damals Siebzehnjährigen in ihrem „Nachklassischen Weimar": „Indessen zogen immer mehr junge Maler, der neu emporwachsenden Kunstgemeinde wegen, hierher: v. Wille und C. v. Binzer kamen aus Düsseldorf; Graf Rosen — später Akademiedirektor in Stockholm — und Graf Mörner aus Schweden." In Leipzig ließ sich Graf Rosen durch Karl Werner in die Aquarelltechnik einführen, und in München ist sogar eines seiner frühen Meisterwerke entstanden, das historische Gemälde „Erich XIV.". Der kunstsinnige König Ludwig II. von Bayern hatte damals dem sich zu selbständigen Studien hier aufhaltenden jungen Schweden ein eigenes Atelier in dem der Glyptothek gegenüberliegenden Kunstausstellungsgebäude zur Verfügung gestellt. Daß Graf Rosen hier Schüler Pilotys gewesen sei, ist eine irrige Annahme der Kunstschriftsteller, ebenso wie der gleiche Irrtum auch von Leys behauptet wird: Graf Rosen hat nie den Unterricht, sondern bloß den künstlerischen Umgang von Leys in Antwerpen und Piloty in München genossen.

Zahlreich sind die Aquarelle, in denen der leidenschaftliche Deutschenfreund deutsches Land verherrlichte: „Altes Haus in Frankfurt a. M.", „Bacharach am Rhein", „Großer Saal im Rathaus zu Lüneburg", „Gänsemännchenbrunnen in Nürnberg", „Schlächterbude in Lübeck", „Rathaus in Wernigerode", „Zimmer im Nationalmuseum zu München", „Altargemälde vom Nationalmuseum in München", „Schloß und Stadt Heidelberg", „Stiege in Nürnberg", „Große Brücke in Dresden", „Schiffmodell vom Schifferhaus in Lübeck", „Das Innere der Hl. Geistkapelle in Lübeck" und „Altes Haus in Lüneburg". Und wie auf Graf Rosens gemütreichen Gedankenkreis ja jedes Problem, das große Menschen beschäftigt, tiefen Eindruck macht — um das zu verstehen, muß man seinen ergreifenden „Ahasver" kennen —, so hat

den nordischen Protestanten natürlich auch das Thema „Luther auf der Wartburg" zur Darstellung veranlaßt.

Daß der schwedische Maler aber nicht nur durch den Pinsel, sondern auch durch die Feder seiner Bewunderung für Deutschland Ausdruck gab, dafür mußten ihm die Deutschen während und nach dem Kriege dankbar sein. Denn in seinem unerschütterlichen Glauben an das Recht und die Schuldlosigkeit des deutschen Volkes steht er ganz auf der Seite seines (von ihm auch porträtierten) Freundes Sven Hedin. Mehrmals hat er in schwedischen Zeitungen flammende Protestartikel gegen die Vergewaltigungen der Entente veröffentlicht. Wie hoch Graf Rosen jedoch die deutsche Kultur bewertet, das geht aus seinen ernsten Abschiedsworten an die Welt hervor, die der schwerkranke Jubilar vor kurzem in privatem Briefe aussprach: „Das einzige, was mich noch interessieren hätte können, wäre gewesen, zu wissen, ob es dem schönen, vom Sozialismus schändlich verratenen Deutschland glücken werde, gegen innere und äußere Gewalt zu reagieren und zuletzt den Bismarckschen Musterstaat zu retten, oder ob dieser, unter dem Haß der Entente und dem vereinten Anlauf des Proletariats und des Bolschewismus, definitiv zusammenstürzen muß! Im letzteren Falle ist die geistige Kultur des Menschengeschlechtes verloren, und dann wäre es wohl am besten, wenn eine Seuche über die Welt zöge und alles Lebende tötete, so daß danach die Erde leer durch den Raum rollte, eine tote und öde Kugel, wie der Mond."

Mathilde v. Leinburg

*

Malwida von Meysenbug

Die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" ist in dem Zeitalter, das durch erlauchte Namen wie Wagner, Nietzsche, Heinrich von Stein, Gobineau gekennzeichnet ist, eine ausgeprägte Persönlichkeit. Sie gehört in den Lebenskreis der eben genannten Geister. Schon zur Jahrhundertfeier ihres Geburtstags (Oktober 1916) hatte die Gesamtausgabe ihrer Werke erscheinen sollen. Doch jetzt erst ist dies möglich geworden. Die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, hat in fünf Bänden die „Gesammelten Werke" soeben veröffentlicht. Herausgeberin ist Berta Schleicher, der wir auch die bereits in 3. Auflage vorliegende Biographie Malwidas verdanken (1916) sowie die Veröffentlichung ihres Briefwechsels.

Diese Ausgabe war eine Notwendigkeit. Man hat nun einen vollständigen Überblick. Nur der Roman „Phädra" ist nicht mit aufgenommen; aber sonst sind alle Werke jener reich veranlagten Genossin genialer Menschen hier vorhanden. So bringt der fünfte Band ein halb Dutzend Erzählungen, Gedichte und ein Drama. Der dritte und vierte sammelt „Gestalten" und „Kulturbilder". Da fesseln uns heute noch etwa Wagners Briefe und die Betrachtung über Nietzsche, der einmal der Freundin geschrieben hat: „Eins der höchsten Motive, das ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe ohne das physische Band von Mutter und Kind; es ist eine der herrlichsten Offenbarungen der Caritas." Ein feines Nietzschewort! Und wie zart und schön trifft es Malwidas Wesen! Nicht die Dichterin als solche ist uns künstlerisch bedeutend oder eindrucksvoll, auch nicht die Denkerin: aber in allem ist ihre durchgeistigte Persönlichkeit spürbar, die in ihrer Ganzheit wirkt, in ihrer glücklichen Mischung von Gemüt, Verstand und Willen, in ihrer inneren Freiheit.

Ihr Hauptwerk, die „Memoiren einer Idealistin", steht an der Spitze und füllt mit dem „Lebensabend einer Idealistin" die beiden ersten Bände. Die Herausgeberin, seit Jahren mit dem Stoff genau bekannt, hat in den knappen Einleitungen alles Nötige gesagt.

Eigentümlich, wie jene Persönlichkeiten — auch Gregorovius, dessen Briefe an Malwida wir in diesen Türmer-Heften bringen — das Bedürfnis hatten, sich mit italischer Kultur in Fühlung zu halten! Dies gab ihnen zugleich etwas wie eine europäische Stimmung; der Gesandte Gobineau kam vollends noch viel weiter herum als etwa der verbannte,

konzertierende Wagner, der sich erst zuletzt im Herzen Deutschlands sein Bayreuth schuf. Auch Malwida von Meysenbug, die von ihrer Vaterstadt Cassel ausging: welche weitgeschwungenen Lebenskurven! Etwas von diesem weiten Himmelsgewölbe spannt sich auch über das geistige Leben dieser Schriftstellerin aus.

Wir wünschen diesen vornehmen Bänden die ihnen gebührende Wirkung.

*

Deutsche Frauen — Deutsche Mütter

Vor Jahresfrist sah ich zwei Bilder in einer Kunsthandlung in der Hauptverkehrsstraße: Klippen, die weit ins Land schauen, tragen Mutter und Kind. Beide, umschlungen, jauchzen der aufglühenden Sonne zu. Ihr Auge, ihre Gestalt trinkt und atmet Sonne, und ihre Hände strecken sich in brennender Sehnsucht dem Morgenlicht entgegen: „Mutter, du lehrtest mich der Erde Schönheit sehen!" Und das andere: Wiederum auf ragenden Klippen, dem Himmel näher als der Erde, zu Füßen der Mutter lauscht die halberwachsene Tochter gläubig vertrauend der Mutter Wort, das herbe Wahrheit kündet: „Mutter, du führtest mich auf einsame Höhen der Wahrheit zu!" —

Lange hatten mich die Bilder gebannt; denn sie stellten mir vor Augen, was ich unter dem Begriff „Mutter", insbesondere „Deutsche Mutter" verstand und verstehe. Aber meine Seele fror vor Ekel und Trauer, als ich meinen Blick wieder auf die vorbeihastende, geputzte, lachende, schwatzende Menge wandte, die dahintaumelte durch die Straße, die so auch durch das Leben taumelt, ihr Bestes ertötend und sich nicht bewußt, daß sie noch eine Seele besitzt.

Deutsche Frau, Deutsche Mutter, bist du nicht vielleicht schuld an solchem Verfall? Hart klingt diese Frage. Aber sie ist von tiefstem Ernst. Es ist nicht genug damit, daß du deinen Kindern unter Schmerzen das äußere Dasein schenkst, daß du sie kleidest und nährst. Fühlst du nicht, daß mit dem Namen „Mutter" dir eine viel schwerere, ja, die schwerste Verantwortung auferlegt worden ist, die je ein Mensch zu tragen hat? Für dich heißt es: dem Kinde nicht nur das Leben zu schenken, sondern in ihm die lebendige Seele zu erwecken! Und das ist der schwerste, aber auch der schönste Beruf. Dazu gehört, daß du selbst dein Leben lang an dir gearbeitet hast, daß deine Seele lebendig geblieben ist unter Hast und Sorgen der Zeit und unter den tausend Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des Alltags.

Zu bequem sind die meisten dazu und zu stumpf. Und doch ist dies der deutschen Mutter erste Pflicht und köstlichste Aufgabe; und zwar gerade der Mutter Aufgabe. Spinnen doch von Mutter zum Kind die feinsten Seelenfäden von Anbeginn an herüber und hinüber; und so hat die Frau und Mutter, kraft ihrer weiblichen Intuition überhaupt ein viel feiner ausgeprägtes Empfinden für seelische Vorgänge, ganz besonders aber für die seelischen Bedürfnisse ihres eigenen Kindes. Sie sollte es wenigstens haben!

Woran liegt es nun, daß die Wirklichkeit so wenig dem Ideal entspricht?

Ich glaube, daß wir zu reich dazu sind und zu arm. Zu reich, weil wir immer noch Geld genug haben für äußeren Tand, und unser ganzes Sein noch immer zu sehr mit diesen Dingen verwachsen zu sein scheint. Darum haben wir keine Muße für unser Innenleben. Und zu arm, weil doch andererseits vielfach das Nötigste zum täglichen Leben fehlt und weil wir durch diese materielle Sorge zu sehr in Anspruch genommen werden; zu arm auch, weil wir in der Seele eine große Leere tragen und es uns an geistiger Kraft fehlt. Selbst die Zeit, die wir zur Erholung brauchten, vergeuden wir. Wir sind ein Volk der Zerstreuungen geworden und kennen nicht die Hauptsache: die Sammlung unseres Innern.

So müssen wir ja in zermürbendem Alltag das Beste verlieren: Weisheit und Schönheit, vor denen wir die Augen verschließen, reine Lebensfreude, Ziel und Weg zur Verinnerlichung und damit jenes höchste Glück der Erdenkinder: die Persönlichkeit!

Daß aber unser Volk jene wahren Güter wieder erlangt, das zu erreichen ist deine Aufgabe, deutsche Frau und Mutter! In straffster Selbstzucht muß die deutsche Frau ihr Leben zu einem steten inneren Wachsen und Reifen zu gestalten wissen, immer im Hinblick auf ein letztes leuchtendes Ziel. Dann könnte sie ihrem Kinde wahrhaft Mutter sein. Dann könnte es endlich Stunden zwischen Mutter und Kind geben, die als heilige Feier- und Weihestunden empfunden werden, welche die Mutter durch liebendes Geben und das Kind durch gläubig-vertrauendes Empfangen reich machen.

Dann müßte wohl eine Zeit kommen, in der bei zunehmendem Erwachsen des Kindes keine Entfremdung dem Elternhaus gegenüber einträte; sondern Ehrfurcht und Dankbarkeit würden den jungen Menschen inniger denn je mit dem Elternhause verbinden. Erika Krause

*

Heldenverehrung

Man schreibt uns:

In der deutschen Arbeitgeber-Zeitung Nr. 36 vom 3. September 1922 heißt es in dem Aufsatz „Kinder und Frauen in der Politik“:

„Wir zitierten neulich (Nr. 26) die Auslassung eines Schulrats, der eine Geschichtslehrerin heftig getadelt hatte, weil sie bei der Behandlung der neuesten Zeit zuviel von Bismarck gesprochen habe.“

Als Gegenstück las ich in der Abendausgabe der Weser-Zeitung vom 1. September 1922 die Auslassungen des Professors der Geschichte an der Universität in Kyoto (Japan) Dr. Sakayuchi, der während seiner amtlichen Unterrichtungsreise einem Ausfrager erklärt hat:

Der einsame Baum (auf dem Tempelhofer Felde), unter dem schon der Heldenkaiser Wilhelm I. die Parade über die Gardetruppen abzunehmen pflegte, habe ihm mit einem Schlage das in den Abgrund gestürzte alte Reich vor Augen gezaubert. Und diese Vergangenheit sei ihm noch näher gerückt worden, als er kürzlich am Grabe des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh gestanden und die deutsche Epoche von 1871—1918 überdacht habe. Professor Dr. Sakayuchi hat vor dem Weltkriege längere Zeit in Deutschland studiert.

Hierzu aus eigenen Erlebnissen folgendes: Während meiner mehr als fünfjährigen japanischen Kriegsgefangenschaft mußte ich infolge einer Kiefereiterung drei Jahre (1916/18) hindurch öfters zu einem japanischen Zahnarzt. Dabei konnte ich mich bei duldsamen und nachsichtigen Begleitposten mit japanischen Mittelschülern unterhalten. Da ich japanisch schlechter sprach, erfolgte die Unterhaltung meist englisch, ganz vereinzelt auch französisch. Im Laufe dieser Unterhaltungen stellte ich stets die Frage, über welche deutschen Männer sie Bescheid wüßten oder über welche in der Schule gelehrt würde — während des Krieges. Stets hörte ich als erste nennen: Bismarck und Goethe.

Beim Aussprechen des „Bismarcksan“ — san ist japanische Höflichkeitsendung für Männer — leuchteten manche Augen, wie wenn Bismarck ein japanischer großer Mann wäre. Und dabei erzählten sie, was sie wußten, Schüler im Alter unserer Tertianer, und zwar manchmal so viel, daß ich mir beschämt eingestehen mußte, daß ich so viel im entsprechenden Schulalter wohl von griechischen Helden und Feldherrn gewußt hatte, aber nicht von unserem großen deutschen Bismarck. Verschiedene sagten, daß sie Bismarck verehrten. Ich darauf: „Ja, aber es ist doch ein Deutscher (Kriegszeit!).“ Das tue nichts; Bismarck sei ein großer Mann gewesen, dem man nacheifern müsse.

Ist es Wut oder Beschämung, was einem ergreift — wohl beides —, wenn man im heutigen „freien“ Deutschland da und dort sehen muß, wie alle großen Deutschen, wirklich großen, von ihren hohen Sockeln gestürzt werden sollen, auf die sie ein charakterfesteres Deutschland und ein noch nicht vergiftetes Ausland gestellt hat?!

Johann Grießer

*

Die apokalyptischen Reiter

Die Deutschen sind zu zählen, die so viel Kraft der Erinnerung an nationale Verunglimpfung bewahren, daß sie noch wissen, was der Roman „Die apokalyptischen Reiter“ im Zusammenhang mit der Kriegsgreuelpropaganda unserer Feinde bedeutet. Und wiederum werden nicht viele Deutsche mit innerem Anteil Kenntnis genommen haben von dem Einspruch, den der deutsche Gesandte in Rom kürzlich gegen das Wiedererscheinen des Hetzfilms „Die apokalyptischen Reiter“ in römischen Lichtspielhäusern erheben mußte.

Nun taucht der Roman — die Urfassung, die den Stoff zu diesem in der Hexenküche zu Los Angelos zusammengebrauten Hetzfilm hergab — in deutscher Übersetzung auf. Wohlverstanden: Er wird dem deutschen Volke beinahe fünf Jahre nach dem Kriege und sieben Jahre nach seinem Erscheinen in der Form des Originals dargeboten! Nicht zuletzt auf Grund dieses literarischen Machwerks, das mit großen Mitteln und glänzender Darstellung den Deutschen als „Hunnen“ literarisch verewigte — wurde unser Volk auf dem Erdball als eine Horde von Räubern, Mördern, widerlichen Heuchlern, hohlen und eitlen Dummköpfen gebrandmarkt. Dafür wurde in Heldengestalten der Franzose (auch der seinem Vaterland im Ausland lang entfremdete) als der geduldige, friedfertige und gemein angegriffene Träger und Förderer aller Gesittung und Weltmännischkeit gepriesen! Dieses Buch wagt der Verfasser — und ein deutscher Verleger — jetzt dem deutschen Volke anzubieten, nachdem die Stimme der Welt schon ganz anders über deutsche Alleinschuld und deutsches Hunnentum spricht!

Aus einer Art Klugheit (soll man wirklich so etwas wie Schamgefühl zugunsten beider annehmen?) gibt der Verfasser dem Buch eine Vorrede an das deutsche Volk; der Verleger aber (oder sein Pressemann) sucht die Notwendigkeit der Lektüre dieses Buches dem deutschen Leser mit Sätzen schmackhaft zu machen, wie diesen: „— Eine gewaltige Impression . . . Vom Fluch des Völkerhasses überhaupt . . . Ein glühendes Gemälde vom Fluch des Militarismus überhaupt, der nicht ausgestorben ist, sondern nur seinen Besitzer gewechselt hat. Eine Predigt und ein Abenteuer zugleich . . .“

In seiner Vorrede behauptet Vicente Ibañez — dies der Name des Finsterlings, der die Kunst zum Götzen entehrt und überhaupt ein geschäftstüchtiger Mann zu sein scheint —, er habe mit seinem Buche nicht das deutsche Volk, sondern seine Staatsform, insbesondere seinen letzten Kaiser (Nero) treffen wollen. Nunmehr wünsche er, der glühende Republikaner, dem deutschen demokratischen Volke Glück. Das klingt schön, wirkt aber wie Hohn (zu allem Schaden, den er uns antat), wenn man in den Marne-Schlacht-Kapiteln mit steigender Empörung erleben muß, wie in der Schilderung jedes Einzeltyps, vom einfachen Soldaten bis zum General, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit getroffen ist und überdies vom Verfasser als ein hoffnungsloser Fall von Erziehung, Anschauung, Wesensart dokumentarisch gekennzeichnet wird.

Verlag und Verfasser rechnen mit der psychologisch fast krankhaften Neugier und Objektivität der Deutschen, sonst hätten sie dies nicht bezahlen können. Oder welchen Zweck verfolgt sonst die Veröffentlichung des umfangreichen Bandes in guter Ausstattung (also einer Anlage von Millionenwerten)?! Liegt da nicht die Vermutung nahe, den Hauptzweck in der politischen Auswirkung zu sehen? Heißt es da, zu weit gehen, wenn man die drei zeitlich zusammenfallenden, deutschfeindlichen Kundgebungen (durch das Mittel geistiger Beeinflussung) in Zusammenhang bringt und die Kraftquelle dieser vorsätzlichen geistigen Vergiftung in der gepriesenen Stadt des Herrn Ibañez, in Paris, sucht? Die neuerliche Verurteilung von zwanzig deutschen Feldzugsteilnehmern in contumaciam zu entehrenden Strafen (auch solcher Persönlichkeiten, die es gar nicht gab und die nie am fraglichen Ort waren); das Wiederauftauchen des üblen Hetzfilms in dem durch Frankreichs Schleppenträger Mussolini

auvinistisch wiederaufgestachelten Italien
nd das Erscheinen des Hetzromans in deut-
her Sprache sind mit hoher Wahrscheinlich-
it als Werkzeuge jener französischen Brun-
enwergifter anzusehen, die der nichtdeutschen
Welt die drohende Ruhrbecken-Besetzung als
rechte Strafe für deutsche Böswilligkeit
mackhaft zu machen haben.

Es ist Türmerpflicht, vor diesem Buch zu
arnen. Hans Schoenfeld

*

chnapskonsum und Volksernährung

Die Ausführungen, die im Dezemberheft des „Türmer" Herr Prof. Dr Fick veröffentlicht, nötigen zu einigen berichtigenden Bemerkungen. Gegen den übermäßigen Alkoholgenuß kann und soll mit guten Gründen ngekämpft werden. Doch was die dort angehrten Zahlen betrifft: es ergibt sich aus den achweisen der Verbrauchszahlen ein Konsum Trinkbranntwein von 0,45 l auf den Kopf Jahre 1920/21. Daß inzwischen keine wentliche Steigerung des Konsums eingetreten , beweist die Verbrauchsvorschätzung der onopolverwaltung für 1922/23; sie beträgt 00 000 hl Trinkbranntwein, was auf den opf der Bevölkerung rund 0,5 l ergibt.

Nun legt aber Prof. Fick größeren Wert och als auf die Schäden für die Volksgesundeit durch den Alkoholkonsum, auf die Beeinächtigung der Volksernährung durch die ranntweinerzeugung. Und er sieht diese or allem in dem Brennen von Kartoffeln. obei er irrtümlich unterstellt, die Branntweinherstellung aus anderen Stoffen sei verten. Tatsächlich ist sie erlaubt und erfolgt us Früchten aller Art, aus Mais, aus Hefe, us Melasse und schließlich auch aus den Sultablaugen der Zellulosefabrikation. Den ahlen, die Prof. Fick anfügt, und deren erkunft mir wegen ihrer Unrichtigkeit rätselaft erscheint, will ich in Kürze ein paar richge gegenüberstellen: er nimmt die Kartofelproduktion in Deutschland mit weniger ls 2,5 Milliarden kg,[1] also weniger als 25 Millionen t an. In Wahrheit betrug sie:

1920/21	28¼	Millionen t
1921/22	26	Millionen t
1922/23 schätzungsweise	42—44	Millionen t

Nach seiner Rechnung sind im Jahre etwas weniger als 600 000 t Kartoffeln zur Trinkbranntweinerzeugung notwendig. In Wahrheit wurden für Zwecke der Branntweinbrennerei verbraucht:

1920/21	270 000 t
1921/22	122 400 t

im laufenden Jahr 1922/23 werden voraussichtlich höchstens 450 000 t Kartoffeln verbrannt werden.

Wenn also Herr Prof. Fick auf Grund seiner Zahlen errechnet hatte, daß 25 % der Kartoffelernte in den Schnapsbottich wandern, so sind die tatsächlichen Zahlen:

1920/21	noch nicht 1 %
1921/22	noch nicht ½ %
1922/23 voraussichtlich	höchstens 1 %

Schon daraus ergibt sich, daß die Branntweinerzeugung nicht preissteigernd auf die Speisekartoffel wirken kann, und daß es überhaupt unmöglich ist, zwischen Speisekartoffelpreis und Branntweinbrennerei Beziehungen herzustellen. In Wirklichkeit ist zur Deckung des Speisebedarfs in diesem Jahr noch nicht ein Drittel der Kartoffelernte nötig; die übrigen Zweidrittel stehen zu anderen, Futter- und gewerblichen Zwecken zur Verfügung, und unter diesen anderen Zwecken spielt die Brennerei wiederum eine nur geringe Rolle. Die Kartoffelverbrennung kann aber auch schon deshalb nicht preistreibend auf die Kartoffeln wirken, weil bei den bestehenden Branntweinpreisen (Übernahmepreise des Monopolamtes) die Verwertung der Kartoffeln zur Branntweinerzeugung längst nicht so viel erbringt, augenblicklich nur etwa Zweidrittel, als für Speisekartoffeln erzielt wird. Nun kommt hinzu, daß zum Verbrennen überhaupt nur sehr wenig zu Speisezwecken geeignete Kartoffeln verwandt werden; in erster Linie handelt es sich um minderwertige, vor allem aber um angefrorene oder sonstwie beschädigte Kartoffeln, die auf diese Weise noch nutzbar gemacht werden können. Und zwar nicht nur zur Branntwein-

erzeugung, ſondern indirekt auch zu Zwekken der menſchlichen Ernährung.

Von der Verbrennung der Kartoffeln iſt nämlich eines nicht zu trennen: die Erzeugung von Schlempe, jenes eiweißreichen, überaus nahrhaften Rückſtandes, der ein ſtark begehrtes und äußerſt wertvolles Futter für Rinder und Schweine darſtellt. Jn der Schlempe erfährt die Kartoffel für den tieriſchen Körper im Rahmen der Geſamternährung eine beſſere Verwertung, als in ihrem eigentlichen Zuſtande. Und gerade für die Milchproduktion iſt die Schlempe von außerordentlicher Bedeutung. Sie iſt das um ſo mehr, ſolange uns die Mittel zum Ankauf von Kraftfuttermitteln aus dem Auslande zu Valutapreiſen fehlen. Gerade das Gegenteil des Prof. Fick Behaupteten alſo tritt durch die Verbrennung der Kartoffeln ein: die Volksernährung wird nicht geſchädigt, die Preiſe werden nicht verteuert, ſondern es wird ihr an einem ungemein wichtigen Punkt, nämlich bei der Fleiſch-, Fett- und Milchproduktion, in erheblichem Maße genützt.

W. Ackermann

*

Die Zukunft des deutſchen Waldes

Als Spanien ſeine Weltmachtſtellung einbüßte, ſetzte die Ausrottung des Waldes ein. Soll es mit Deutſchland ebenſo gehen? Faſt täglich gehen Notizen über Waldverwüſtungen und zwar in allen Landesteilen durch die Zeitungen. Schon während der Kriegszeit mußten unſere Wälder ſchwer herhalten, aber was bedeutete das im Vergleich zu den Verwüſtungen, die jetzt angerichtet werden! Weite holzreiche Gebiete ſind uns im Friedensſchluß verloren gegangen, und gewaltige Holzmengen müſſen wir unſern Feinden auf Grund des Verſailler Vertrages liefern. Infolge der von Monat zu Monat ſteigenden Kohlenpreiſe und des Ausfalles des billigen ruſſiſchen Holzes ſind die Holzpreiſe zu ſchwindelnder Höhe emporgeklettert. Die private ſpekulative Gewinnſucht feiert wahre Orgien. Überall, wo ein Wäldchen zu ſehen iſt, tauchen Agenten auf und bieten fabelhaf Preiſe. Es iſt kein Wunder, daß unzählig Waldbeſitzer den lockenden Anerbietungen nic zu widerſtehen vermögen und ihren Hol beſtand niederſchlagen laſſen. Jn einem au für den Laien beachtenswerten Büchlein „D Waldbau" erhebt ein alter Praktiker, Forſ meiſter Dittmar, Lehrer an der Forſ lehrlingsſchule zu Steinbuſch, ſeine warnen Stimme. Die öden Berge und Hügel, wie ma ſie in den ſüdlichen Ländern ſo oft ſieht, m den einſam ragenden Zypreſſen und den ve einzelten Pinien, die wie eine drohend g reckte Fauſt erſcheinen, geben ein abſchreckend Beiſpiel für die traurigen Folgen der Ve nachläſſigung und Ausrottung der Wälde Weite Strecken Landes gehen nicht nur nu bringend verloren, ſondern der Mangel a Wald beeinflußt auch das Klima in d empfindlichſten Weiſe. Man leſe darüber d prächtigen Plaudereien von Raoul Fran „Ewiger Wald" (Leipzig, Rich. Eckſtein Nachf.

Die Liebe zum Walde iſt eine deutſ Eigenart, ihn zu hegen und pflegen daru nicht nur aus ökonomiſchen, ſondern au ideellen Gründen, eine Pflicht. Wenn d Verwüſtung unſerer Waldbeſtände aber dem Grade fortſchreitet wie in den letzt Jahren, wird Deutſchland in nicht zu fern Zeit ein holzarmes Land ſein. Verhindern lä ſich dieſes drohende Unheil nur durch ein energ ſches Eingreifen des Staates. Vor allem müß durch ſcharfe geſetzliche Vorſchriften für un fangreiche Neuaufforſtungen geſorgt werde

*

Die Elſaß-Lothringer im Reic

jene Ausgewieſenen und Ausgewandert aus dem grunddeutſchen Elſaß, entfalten a Notgemeinſchaft eine achtenswerte Tätigke Zunächſt ſorgt ein Hilfsbund mit Lande gruppen für Abhilfe in materieller Not (En ſchädigungen uſw.); ſein Organ ſind die „E ſaß-Lothring. Mitteilungen", die un der Leitung von Erwin Gadomſki in Berli Schöneberg erſcheinen (Martin-Luther-St Nr. 27). Dann aber ſucht eine geiſtige B wegung das Abgeſprengte zu ſammeln in g

insamer Anteilnahme an den Kulturgütern : verlorenen Heimat. Da ist das „Wissen-aftliche Institut der Elsaß-Loth-ıger im Reich“, geleitet von Geheimrat of. Dr. Wolfram (Frankfurt a. M., Universi-), ein Mittelpunkt geworden. Und wie einst bedeutende Verlag Karl J. Trübner in raßburg, so hat sich jetzt die „Vereinigung senschaftlicher Verleger“ (Walter de Gruy-, Berlin) dieser Bestrebungen angenom-n. Dort erscheint eine „Elsaß-Loth-gische Hausbücherei“, von der bereits Bändchen vorliegen: Fritz Bouchholtz, El-ische Sagen (ausgewählt und bearbeitet Stöbers berühmtem Sagenbuch); Otto yer, Die Kaiser-Wilhelms-Universität raßburg, ihre Entstehung und Entwicklung; lhelm Teichmann, Straßburg, ein Städte-, die köstliche Marie Hart (Elsässische Erzäh-gen) und Ilse Jacobs (Lothringische Erzäh-gen). Und derselbe angesehene Verlag legt „Elsaß-Lothringisches Jahrbuch“ den unden des entrissenen Grenzlandes vor. s in aller Not der Zeit würdig ausgestattete ch bringt Beiträge von Kennern des Lan-, obenan von Prof. Alb. Ehrhard, einem -Elsässer, der nun Vorsitzender des oben annten Institutes ist. Was für Summen chlingen jetzt diese Bücher! Wieviel zähe ue gehört dazu, wenigstens in dieser Form orenes Kulturgut zu sammeln und festzu-en! Wenn eines zu wünschen wäre, so leicht dies: es ist alles noch ein bißchen itern, es müßte noch wärmer, farbiger, bekräftiger werden!

*

le steht's im Elsaß?

m Brief eines ausgewiesenen Elsässers fin-den sich folgende bezeichnende Stellen: Es liegen schwere Jahre mit vielen Ent-chungen hinter mir. Die Menschen hier sind wesensverschieden vom Elsässer, und dar-ergaben sich mancherlei Konflikte. Sie en ja, ich liebe Preußen, ich halte es hoch neinem Herzen. Auch, ja gerade das Preu-von Potsdam; aber ich habe es doch zu mit Menschen zu tun gehabt, die nur die Schattenseiten des Potsdamertums an sich haben: Menschen, die mit der Knute arbeiten und mit der Knute traktiert sein wollen, Men-schen, die den Krieg verloren, die das Elsaß entdeutschten. Und doch, ich will nicht un-gerecht sein. Ich habe auch andere kennen ge-lernt. Besonders lieb sind mir meine Schüler. Wir arbeiten gern und intensiv miteinander. ...

Daß ich mit dem Elsaß in enger Beziehung stehe, werden Sie ohne weiteres annehmen. Kürzlich war ich in Kehl. Ich traf dort nicht nur Verwandte, sondern auch viele Freunde. Und ich durfte die frohe Gewißheit mit nach Hause nehmen, daß drüben der erste Rausch verflogen ist. Es geht eine tiefe Erregung durch das elsässische Volk gegen Frankreich. Klüfte reißen sich auf, die kaum noch überbrückt werden können. Und die Franzosen wissen und glauben es selbst nicht, wie sehr sie sich schaden. In der Schule arbeiten sie mit Feuereifer. Und so wenig Geld der deutsche Staat seinerzeit hatte, um den elsässischen Lehrer mit Deutsch-land bekannt zu machen, so viel wirft Frank-reich zu diesem Zweck aus! Darin ist es un-bedingt geschickter als die frühere deutsche Re-gierung. Und wenn es eine Reihe von Jahren dauert, so werden sie vielleicht doch auf einen gewissen Erfolg rechnen dürfen. Jetzt aller-dings ist er noch sehr gering. Hoffentlich ver-fallen sie nicht auf bessere Verwelschungsweise. Sonst geht uns das Elsaß innerlich unrettbar verloren. Einstweilen aber steht es noch immer gut. Besser denn je ...“

*

Volk und Erde

Zwischen dem aufgebrochenen Rußland und dem aufwachenden China, diesem mit den feinsten Wurzelfasern in seinen Boden ge-senkten Volke, liegt Japan, lebendig nach allen Seiten. In diesem landarmen intelligenten Volk hat ein genialer Kopf, der Arzt und Oberbürgermeister von Tokio, Goto, in dem Bebauungsplan für Tokio eine großzügige Verbindung von Siedlungs- und großstädti-schen Arbeitsproblem geschaffen. Er bejaht allen Fortschritt, aber sieht die Gefahr der völligen Naturentfremdung klug voraus.

Wie ein Wunder muten die Erzählungen aus Indien an, wo ein Volk betend auf den Knien liegt für den gefangenen Ghandi. Diesen Menschen, der den uralten brahmanischen Gedanken des passiven Widerstandes gegen Gewalt in den Dienst der nationalen Einigung eines Volkes stellte, das jahrhundertelang unterdrückt, Pächter und Söldner von England ist. Das so arm ist, daß dieses blühende Land von Hungersnöten gepeitscht wird, so unterernährt, daß die Menschen durchschnittlich nur 23 Jahre alt werden. Dieses Volk fordert jetzt sein Land für sich. Die Bewegung läuft weiter nach Ägypten, ja nach Südafrika, und ist wiederum dieselbe, die von Irland aus das gewaltige englische Weltreich langsam aber sicher untergräbt.

Und der **Westen**? Der englische Führer Lloyd George sieht die Gefahr. Er ist Bodenreformer und während des Krieges für die Heimstättenbewegung aktiv gewesen wie kein anderer Staatsmann. Aber die Bewegung ist ins Stocken gekommen. Sie findet keinen Widerhall in gesunder Selbsthilfe des Volkes. Die Blütezeit dieses Volkes ist gewesen.

Frankreich? Ein überzivilisiertes Volk, das sich mit rasender Angst auf fremde neue Gebietsteile stürzt, nicht um sie zu bebauen, sondern um zu genießen.

Und **Amerika**? Das neue Land, das trotz des großen Warners Henry George, der mit prophetischem Ernst gesundes Bodenrecht verkündete, mit treibhausmäßiger Geschwindigkeit durch alle Stadien der Zivilisation jagt. Argentinien, das fruchtbare Land der blühenden Farmen, wie es dem Auswanderer vorschwebt, ist ein endloses, abgeteiltes Getreidefeld, wo Ackerbau ein Industriezweig geworden ist in der Hand weniger Spekulanten, die den Pächter immer mehr ausmergeln. Dies Land ist nicht Natur, sondern eine große Fabrik, in der Getreide gemacht wird.

Zwischen Osten und Westen mitteninne liegt **Deutschland**. Darum ist seine Geschichte so zerrissen, weil es im Herzen der Länder liegt und die Wage sich sowohl nach der einen wie nach der anderen Seite neigt. Was wird aus dem Land, dessen Fürsten nach Italien fuhren oder den Osten kolonisierten? Was wird aus Deutschland? Ist es noch gesund genug, um den westlichen und östlichen Einfluß zu überwinden und seine eigene Lösung zu finden, eine Verquickung von Technik und Bodenständigkeit, von Großstadt und Siedlung, von Arbeitsanspannung und Naturverbundenheit? Wir haben heute Ärzte, die die Krankheit des deutschen Volkes erkennen, in allen Lagern. Spengler stellt mit philosophischer Objektivität fest: „Ein neues Nomadenvolk. Parasiten, Großstadtbewohner, rein traditionslose in formlos fluktuierender Masse auftretende Tatsachenmenschen, irreligiös, intelligent, unfruchtbar, mit einer tiefen Abneigung gegen das Bauerntum. Alles ein ungeheurer Schritt zum Anorganischen, zum Ende. Frankreich und England haben diese Schritte vollzogen, und Deutschland ist im Begriff ihn zu tun.“

Stinnes berechnet mit kaufmännischem Instinkt: „Wir werden siedeln oder untergehn.“ Landauer rennt mit der ganzen Glut jüdischer Heimatlosigkeit gegen das marxistische Gedankengebäude an: „Vergessen wir nicht: Sind wir im rechten Geiste, so haben wir alles, was wir für die Gesellschaft brauchen, alles, außer dem einen: **Land**. Der Landhunger muß über euch kommen, Großstadtmenschen!“

Junge Kunst schreit diesen Hunger hinaus. Damaschke, Schrameier, der Organisator von Kiautschou, kämpfen den unermüdlichen Kampf der Bodenreformer mit der Uneigennützigkeit, die das gelobte Land selbst nicht mehr sehen wird. Jugend nachtwandelt als Siedler in die Natur. Wo ist der faustische Mensch, der das schafft: auf freiem Grund mit freiem Volke stehen? E. B.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“ Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Andacht — Ferd. Staeger

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

25. Jahrg. März 1923 Heft 6

Vom Leiden

Merket wohl, alle nachdenklichen Gemüter: das schnellste Roß, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden. Niemand genießt so viel ewige Seligkeit, als die mit Christo in der größten Bitternis stehen. Nichts ist so gallebitter wie Leiden: und nichts so honigsüß wie Gelittenhaben. Das sicherste Fundament, auf dem diese Vollkommenheit ruhen kann, ist Demut. Denn wessen natürlicher Mensch hier in der tiefsten Niedrigkeit kriecht, dessen Geist fliegt empor zur höchsten Höhe der Gottheit. Denn Liebe bringt Leid – und Leid bringt Liebe.

Meister Eckehart

Nichts stiftet so viel Gutes wie das Leid. Jeder leidet, hat gelitten und wird leiden. Aber es ist der Grundgedanke großer Seelen: nicht zu zerbrechen.

Gobineau

Auferstehung
Von Bô Yin Râ

Es gibt wahrlich Wahrheiten, die aller Zeit entrückt, wie ewige Sterne in das dunkle Dasein des Menschen der Erde strahlen, um ihm, dem Gottentfernten, von jenem Lichte zu künden, dem er selbst nach seiner Geistigkeit entstammt.

Wohl denen, die da, gebunden an Mühsal und Erdenfron, noch ihren Blick zu erheben wissen zu jenen überweltlichen Höhen, aus denen solches wundersame Licht sie erreichen kann, um ihre Herzen mit seinem ewigen Glanze zu erfüllen!

Alle Düsternis der Erde wird vor dem, der von solchem Lichte erfüllt sie durchwandelt, weichen, und wo vordem graue Gespenster schreckten, werden die Engel des Himmels ihm lichten Weg bereiten! — —

Gar vielen aber hat die harte Not den Mut benommen, von der Erde aufzublicken, und sie fürchten allzu sehr, den sicheren Boden unter den Füßen zu verlieren, wenn je die Sehnsucht sich in ihnen regt, das Haupt emporzurichten.

Es tönen Stimmen zu ihren Ohren, die da rufen:

„Erdgebannte seid ihr und gefesselt in der Erde Hörigkeit!

Entsaget dem Wahn, daß euch aus lichter Höhe Hilfe werden könne!

Glaubt eitlen Sagen nicht, die euch von einem Reich des Geistes künden wollen, das nur Erdichtung törichter Schwächlinge ist, die so wie ihr durch dornichte Wüste schreiten mußten und ihrer blutenden Füße schwärende Wunden dadurch zu vergessen suchten, daß sie sich selber solche Mär ersannen!“

Wie mancher ließ sich schon durch solcher Stimmen überlautes Gekrächze beirren, und wagte es fortan nicht mehr, auf hohe Hilfe zu hoffen, so daß ihm seines Erdenlebens Tage nur lichtesleere Qual und sinnloses Opfer wurden . . .

Und dennoch hätte auch ihm des Geistes Licht Erlösung bringen können; dennoch hätte auch er die Finsternis, die ihn umgab, alsbald erhellt gefunden, wenn er nur selbst den Strahlen sich eröffnet haben würde, die aus des Geistes Reich ihn zu erreichen suchten. — —

* * *

Da war einst einer, der „Auftrag“ von seinem „Vater“ hatte, von dem er sagte, daß er „größer“ sei als er, und der da sprach:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben: wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist: und jeder, der da an mich glaubt, wird nicht sterben in der Ewigkeit!“

Er hatte wahrlich nicht von einem starren Bekenntnis gesprochen, sondern von sich selbst und von dem, was er selber war, und deutlich genug war sein Wort: daß er „die Seinen“ kenne, wie die Seinen ihn!

Noch aber wissen die meisten nicht, wer dieser war, der also sprechen durfte, — wer da die „Seinen“ sind, zu denen er sich zählte, und wer der „Vater“, der ihm Auftrag gab . . .

Noch hat die Welt nicht erkannt, wie tief die Gründe seiner Rede gingen, wenn er sprach:

„Wer mich nicht liebt, der tut nicht nach meinem Wort: und das Wort, das ihr hörtet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich sandte!“ — —

Sein Dasein aber war seine „Lehre“, und sein Leben war Lösung aller Rätsel, die des Menschen Erdendasein birgt! — —

Doch nur, wer zu lieben weiß, was hier in irdische Erscheinung trat, wird diese Lösung in sich selbst erfahren können! — — —

Er, der als der Größte aller Liebenden über die Erde schritt und in seiner Geistgestalt auch heute noch in der Erde geistigem Schutzkreise lebt; — er, den die Liebe hier hält „bis ans Ende der Welt“, — kann keinem je sich selber offenbaren, der nicht durch Liebe ihm sein Herz zu öffnen weiß. — —

Der aber, dem er also sich im Herzen offenbart, wird wahrlich nicht mehr zweifeln, daß auch ihm die Auferstehung wird, — die gleiche Auferstehung, die dem hohen Meister wurde, als sein Erdenwerk der Liebe einst vollendet war! — — —

Er wird dann gewißlich „wissen“, daß ihm solche Auferstehung niemals hätte werden können ohne Pein und Kreuzesnot, die vordem zu erdulden war, und daß die Grabesnacht der Erde ihn erst umfangen muß, soll ihm sein Ostermorgen werden! — — — — —

* * *

Laßt alle überklugen Zweifel fahren, die euch der alten heiligen Kunde strahlend lichte Wahrheit dunkeln wollen!

Wohl kam sie erst auf uns, nachdem gar manche, die sie nachgeschrieben hatten, ihrer Meinung Wahn in ihr bestätigt sehen wollten und so die Worte also stellten, wie sie glaubten, daß sie stehen müßten, weil ihr enges Denken nicht erfassen konnte, was einst wahrhaft Wissende in solchen Worten kundzutun sich mühten. —

Verzeiht den Törichten, was sie getan, und suchet selbst den roten Faden aufzufinden, der euch zurück zur uranfänglich hier bezeugten Wahrheit leitet!

So mag euch manches Wort wohl als der Späteren Ersinnung sich bekennen, allein die sternenhelle Wahrheit, die sich dennoch in der alten Kunde birgt, wird dann erst recht zu euren Herzen dringen!

Ihr werdet sicherlich erkennen, daß dem Auferstandenen sein Leib nichts nützen konnte, doch wird euch seine wahre Auferstehung aus der Erde Bindung also nur gewisser werden, bis ihr selbst das Zeugnis dessen, der da aus dem Erdengrabe sich erhob, in euch erfahren werdet! — — —

Ich selbst darf ihn bezeugen und seine wahrhafte Auferstehung, so wie ich vom Dasein der Erdensonne Zeugnis zu geben vermöchte; und wahrlich weiß, wer mich kennt, daß ich nicht zu denen zu zählen bin, die irrer Träume Sklaven und ihres phantastischen Wahns Gefesselte sind! — — —

Jedoch, ich will nicht, daß man solchem Worte glaube, bevor man selbst die Wahrheit meiner Kunde in sich selbst erlebte!

Ich will nur allen, die in diesen dunklen Tagen sehnsuchtsvoll nach Licht verlangen, wie mir geboten ward, die Wege zeigen, die ihnen jenes hohe Licht der Wahrheit wieder selbst erreichbar werden lassen, das einst den Alten, die in from-

mer Einfalt suchten und nicht des Glaubens Hemmungen erfuhren, die den Menschen dieser Zeit beirren, ihres Erdendaseins Pfade hellte! —

Tausenden durfte ich hier Helfer sein; aber noch liegen Tausende in tiefem Schlafe und harren in angstvollen Träumen der Erweckung!

Noch wissen viele nicht, daß sie sich selbst Gewißheit schaffen können und dann auf Erden schon ein Wunder in sich selbst erleben, das alles übersteigt, was jemals Wundersehnsucht Menschen glauben ließ. — — —

Sie zu erwecken sollen meine Worte dienen, auf daß allen einst die Wahrheit sich selbst bekunde, — die Wahrheit von des „Menschensohnes" Auferstehung! — — — — — —



Karfreitagsgebet
Von Friedrich Lienhard

Du flammtest, als dort die Sonne verfinstert war,
Als inn're Sonne unüberwindlich klar:
Du warst an jenem sturmgeschüttelten Stamme
In Erdenqual die ew'ge Liebesflamme,
Die selbst den dumpfen Feind, der dich erschlug,
Fürbittend vor den Thron des Vaters trug.
Da klang dein Siegesruf „Es ist vollbracht!"
Durchs ganze Weltall aus Karfreitagsnacht,
Als ob mit Sternenschrift die Gottheit schriebe:
Groß ist der Haß, doch größer ist die Liebe.

Nacht wuchtet wieder auf der Menschenschar —
O Seelensonne, mache dich offenbar!
Nacht war um Bethlehem und Golgatha —
Dennoch, du Leuchtender, warst du immer da!
Wir haben als Hirten den Glanz deiner Krippe gesehn,
Wir durften als Jünger dein strahlendes Kreuz umstehn,
Wir Nachtentwöhnten blieben dem Lichte treu — —
Komm, Lichtsohn, offenbare dich aufs neu'!
Denn unsrer Brüder Augen und Herzen sind
Für deine unvergängliche Flamme blind,
Weil ihre Schaukraft in der Not zerbrach — —
Wisch' ab so Nacht wie Not, so Schmerz wie Schmach!
Und wie Karfreitag Osterlicht gebar: — —
Komm, Ostersonne, mache dich offenbar!



Der Traum

Novelle von Gustav Renner

(Schluß)

Sie war, wie gewöhnlich, schon weggegangen, als ich in das Eßzimmer zum Kaffee kam. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht nach ihr, und doch war es mir andererseits lieb, daß ich ihr nicht gleich begegnete: ich scheute mich beinahe vor dem Wiedersehen, wußte ich doch nicht, wie ich ihr begegnen sollte. Ob sie in ihrer Seele von alledem etwas ahnte, was sie mir diese Nacht gebracht hatte?

Dann aber überwand die Sehnsucht dieses Gefühl, und in bangender Erwartung zählte ich die Stunden, Viertelstunden und Minuten bis Mittag, wo sie da kommen mußte.

Ja, sie mußte darum wissen! Irgendwo auf dem Untergrunde ihrer Seele mußte dieses Gefühl da sein, wenn auch nur ahnend und unbewußt. Denn sollte das, was mir geschehen, ein bloßer Zufall sein? Hängt nicht unter der Oberfläche der Körperlichkeit das geistige Wesen aller Dinge zusammen und wirken dessen Kräfte nicht ineinander und aufeinander wie die der Körperwelt?

Ich saß schon längst vor den anderen am Tische. Die drei Damen kamen, eine nach der andern, setzten sich, aßen, und beachteten mich gar nicht, was mir recht lieb war. Nur Fräulein Liselotte blickte einige Male schräg und forschend zu mir herüber. Sah sie mir meine Erregung an? Ach, wenn sie gewußt hätte, wie gleichgültig sie mir war, gleichgültiger als je vorher.

Wie lange blieb Thea heut! Ich schaute immer wieder nach dem Regulator an der Wand hinauf. Sie kam ja immer eine Viertelstunde später, da ihr Weg der weiteste war. Aber nun war doch fast eine halbe Stunde vorbei.

Endlich! Ganz erhitzt von dem Wege, kam sie, grüßte kurz und setzte sich eilig.

„Ein Elend mit der Straßenbahn! Wenn man sie braucht, kommt sie nie!“ Weiter sagte sie nichts, sondern tauchte gleich ihren Löffel in die Suppe. Mich beachtete sie nicht.

Ich sah sie an, forschend, erregt. Merkwürdig: sie war es, dieselben Züge wie im Traum, bis ins kleinste, und doch alles von einer nüchternen Wirklichkeit. Aber darüber suchte ich hinwegzukommen. „Ach,“ dachte ich bei mir, „du versteckst dich vor der Welt! Und das ist gut so. Aber ich, ich kenne dich, ich weiß, was hinter dieser gleichgültigen Miene steckt, wie diese porzellanglatten braunen Augen aufleuchten und ganz Geist und Seele werden können! Und diesen Mund — ich habe diesen Mund geküßt, nicht nur einmal! Ob sie meine Küsse nicht noch auf ihren Lippen spürt?“ Und ich errötete bei dem Gedanken daran.

Aber sie verriet mit keinem Blick und keinem Lächeln, was zwischen uns vorgegangen war. Das machte mich verwirrt. Nur einmal sah sie mich an, als sie mich bat, ihr die Kompottschüssel zu reichen, aber auch da verriet ihr Blick nichts. Vermochte sie sich so gut zu beherrschen oder ahnte sie wirklich nichts von dem, was zwischen uns vorgegangen war? Aber wenn es eine beeinflussende Kraft des

Willens, eine Gedankenübertragung, von denen ich doch schon gehört hatte, gab, so mußte das doch von ihr ausgegangen sein, denn ich hatte sicher nicht mit einem Gedanken an all das gedacht. Und dann fielen mir ihr Blick und ihr Händedruck von jenem Abend ein —: nein, es war kein Zweifel, sie verstellte sich bloß!

So gleichgültig ihr Benehmen war, ich betrachtete doch mit heimlichem Entzücken ihre Züge. Mit gespannter Aufmerksamkeit suchte ich nach Spuren und Andeutungen dessen, was ich in der Nacht an ihr gesehen. Und so fand ich auch manches, wenn ich es auch gleichsam erst in meine Sprache übersetzen mußte. War sie nicht wirklich schön? Ja, und alles an ihr schien mir neu und tief und bedeutsam. Wie war es möglich, daß ich bisher keine Augen dafür gehabt hatte! Einmal lächelte sie leicht, und ich fühlte, wie mein Herz zitternd still stand. Jede ihrer Bewegungen hatte einen unsagbaren Reiz. Mit welcher Zierlichkeit ihre kleine Hand nach dem Wasserglase griff! Ich sah die weißen Glückspunkte auf ihren Nägeln, und das versenkte mich in süße Träumerei. Wie sie den schlanken Hals, unter dessen weißer Haut im Lichte des Fensters die Adern bläulich schimmerten, wendete und neigte! Wie anmutig sich das Köpfchen darauf bewegte, wie eine Blume auf ihrem Stengel, eine Blume aber, die nicht nur durch ihre Form und Farbe entzückte, sondern die auch beseelt war, die ein ganzes Reich holder Gedanken und Gefühle barg! Ein ganzes Reich? Eine Welt! Und alles dies war mein, jedes zarteste Gefühl in ihr gehörte mir! Wie reich, wie unendlich reich ich war!

Jetzt wandte sie den Kopf etwas, und ihr linkes Ohr leuchtete gegen das Fenster auf in durchsichtigem Rot — ganz wie im Traum. Selbst die kleine dunkle Narbe im Ohrläppchen sah ich; sie mußte wohl früher Ohrringe getragen haben. Ach! wie ich sie liebte! Wie von einem lichten Zauber umflossen erschien sie mir, so daß die ganze Umwelt neben ihr verschwand. Wie sie so gar nicht in diese Umgebung paßte! Hätte sie nicht als Prinzessin, von einem farbenglänzenden Hofstaat umgeben, auf dem Throne sitzen müssen?

Ich bemühte mich, aufmerksam gegen sie zu sein. Vielleicht machte ich das, nach meiner Weise, etwas ungeschickt, denn es schien den anderen Damen aufzufallen. Sie lächelten. Fräulein Liselotte schien enttäuscht und setzte nun eine mokante Miene auf. Mochten sie!

Seltsam war es, daß Thea bei einer solchen Gelegenheit erstaunt aufblickte. Verstand sie mich gar nicht, oder wollte sie mich nicht verstehen?

Nach dem Essen suchte ich mich ihr zu nähern, aber sie kam mir keineswegs entgegen, sondern entfernte sich bald, um ins Seminar zu gehen. Ich war tief niedergeschlagen. Gut, ich mußte eben eine bessere Gelegenheit abwarten. Aber wie sollte ich das anfangen? Ich wußte ja, wie unerfahren und ungeschickt ich hierin war. Wenn sie mir doch etwas entgegenkäme!

Aber auch in den nächsten Tagen fand sich eine solche Gelegenheit nicht. Ich suchte Thea zwar meine Gefühle auf jede Weise zu bezeigen, öffnete ihr, wenn sie ging, ehrfürchtig die Tür wie einer Königin, half ihr in ihr Jäckchen und war unermüdlich, ihr das oder jenes zu bringen, was sie vermißte. Ihr anfängliches Staunen wich, wie ich sah, einer befriedigten Genugtuung. Wie es mich beglückte,

wenn sie mir mit einem Lächeln um den feinen Mund dankte! Stundenlang konnte ich dann, ihr Lächeln vor Augen, beglückt umhergehen. Aber die Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, mich mit ihr auszusprechen, wollte sich nicht finden, und doch dürstete ich danach von ganzer Seele.

So aber konnte es doch nicht weiter bleiben, denn ich kam kaum noch zur Arbeit. Mein ganzes Wesen war erfüllt von Thea, alle meine Vorstellungen und Gedanken drehten sich um sie. Ich sah sie, wie sie ging und stand, wie sie sprach und wie sie lächelte, in allen Stellungen, in denen ich sie einmal gesehen. Und das mit leibhaftiger Deutlichkeit. Manchmal stand ich lange ganz versunken still, vor meinem inneren Auge ihr Bild, zu dem ich sprach, als sei sie selbst gegenwärtig.

Nein, so konnte es nicht weitergehen. Das sagte ich mir in ruhigeren Augenblicken immer wieder. Und ich hoffte und fühlte zugleich, daß, wenn erst Klarheit zwischen uns bestände, daß dann auch mein künstlerisches Schaffen einen neuen Aufschwung nehmen würde.

Endlich kam der ersehnte Augenblick. Die drei anderen Damen wollten nach dem Essen ins Theater gehen und forderten auch Thea dazu auf. Sie lehnte wegen dringender Arbeit ab. Meinetwegen? Das Herz stand mir still, wenn ich an diese Möglichkeit dachte. Um jede Auffälligkeit zu vermeiden, entfernte ich mich gleich nach dem Essen, kam aber, als ich die Damen die Treppe plaudernd hinuntergehen hörte, wieder zurück, unter dem Vorwand, etwas liegen gelassen zu haben.

Der Tisch war abgeräumt. Die Wirtin hatte sich entfernt; ich wußte, daß sie sich in ihrer Stube jetzt auf dem Sofa ausruhte, wie sie das nach dem Essen gewöhnlich tat. Thea war wirklich noch da; sie saß, etwas abseits vom Tische, in dem einzigen Lehnsessel und las. Erwartete sie mich? Oder war es Zufall? Ganz gleich: jetzt mußte es sich entscheiden!

Ich suchte verlegen hin und her auf dem Tische, vor mich hin murmelnd. Sie schien sich nicht darum zu kümmern. Oder beobachtete sie mich heimlich?

Endlich sah sie für einen Augenblick auf: „Suchen Sie etwas?“

„Ja, ein — ein kleines Reißzeug — — ich — ich muß es hier liegen gelassen haben“, erwiderte ich, ganz verwirrt. Und dabei fiel mir ein, daß dieser Vorwand sehr ungeschickt sei, brachte ich doch nie sonst etwas von meinem Arbeitszeug mit. Aber ich hatte nach dem ersten, besten gegriffen und es beim Essen neben mich gelegt.

„Da liegt es ja“, sie nickte mit dem Kopfe nach einem Tischchen hin. „Die Wirtin hat es dorthin gelegt.“

Ich nahm den Gegenstand an mich und blieb verlegen stehen. Was nun? Was sollte ich nun beginnen? Wie anfangen? Sollte ich unverrichteter Sache wieder zurückkehren und eine Gelegenheit versäumen, die vielleicht nie so wiederkehrte? Ich zermarterte mir noch das Hirn nach einem Anknüpfungspunkt, als sie, ganz ruhig und wie nebensächlich, fragte, ob ich das Stück kenne, das heute gegeben werde.

Es war das erstemal, daß sie eine solche Frage an mich richtete. Ich fühlte, wie meine Stimme zitterte, als ich entgegnete: „Nein, ich habe wenig Sinn für das Theater und komme nie hin.“

„Nicht?“ Sie schaute mich mit einem lächelnden Blick ihrer braunen Augen an, daß ich unwillkürlich mit der Hand nach rückwärts eine Stütze am Tisch suchen mußte. „Sie sind doch Künstler. Dann müßten Sie sich doch für jede Kunst interessieren. — Ich denke mir das bloß. Oder ist es nicht so?“

Ich vermochte nicht zu antworten. Die Geranie am Fenster mit ihrer leuchtend roten Blüte stand so seltsam still da, als lausche sie, auch die weiße Gardine daneben hatte etwas Geheimnisvolles in ihrer Regungslosigkeit. Wachte ich oder träumte ich?

Thea schien es zu übersehen, daß ich die Antwort vergessen hatte. „Malen Sie noch immer so viel, Herr Bornemann? Sie nehmen sich ja niemals eine freie Minute für sich. Ist das nicht schade?“

Wie mitleidig sie war!

„Malen? — Jetzt — jetzt nicht mehr viel!“ brachte ich endlich hervor. Ich war ihr dankbar dafür, daß sie das Gespräch nicht abbrach, trotz meiner Ungeschicklichkeit.

„Warum nicht?“ Mir schien, als ob ein schalkhaft-verstecktes Lächeln ihre Mundwinkel hebe, nur um eine Linie, nicht weiter.

„Ja, das — das liegt — — das liegt an allerhand — an dem und jenem — an — — ja — — ich kann eben nicht!“ sagte ich verwirrt.

„An was? Darf man danach fragen?“ Wie ruhig und bewußt sie dabei war!

„Ja ... daran ... daran ist ja ... daran ist ja wohl manches schuld ... ja — Und — und wenn Sie es wären?“ Die Worte kamen mir ganz plötzlich über die zitternden Lippen, fast wider meinen Willen, ganz leise nur, fast flüsternd. Gleich darauf erstaunte ich über mich, daß ich das gewagt hatte. Würde sie nicht entrüstet sein?

Aber sie nahm es ganz ruhig auf. Sie sah mich nur groß und verwundert an: „Ich? Wieso denn ich?“

„Weil ... weil ... weil ich ... ich habe ... ja — — — Haben Sie schon einmal geträumt, Fräulein Thea?“ Nein, wie ungeschickt wieder! Wie konnte ich das nur! So mit der Tür ins Haus fallen! Dennoch hing ich mit angstvoller Erwartung an ihrem Munde.

Jetzt schien sie wirklich überrascht. Hatte sie etwas anderes erwartet? „Ob ich schon einmal geträumt habe? Natürlich. Sehr oft. Wer träumt denn nicht? — Aber wie kommen Sie darauf?“

„Ja ... ich meine ... es kommt doch darauf an, wie ... von wem man träumt ... meine ich ...“

Lächelnd sah sie auf; ihr Blick hatte etwas Verständnisvolles. „Von wem haben Sie denn geträumt? Doch nicht von mir?“

Kein Zweifel: sie verstand mich! sie wußte es! Ihre Ruhe war lediglich weibliche Zurückhaltung und Scham gewesen.

„Ja“, stieß ich hervor. „Von Ihnen!“

„Von mir? Ach! — Und was denn da, wenn man fragen darf?“ Sie hielt also noch immer ihre Rolle fest. War sie ihrer nicht ganz gewiß? Ich sollte es sagen?

Und ich konnte auch nicht mehr an mich halten. Ihre Nähe wirkte zu stark auf mich. Ich sollte ihr alles in die Erinnerung rufen? Unwillkürlich faßte ich nach ihrer Hand. Sie ließ sie mir. Mit Entzücken fühlte ich die zarten, weichen Finger, selbst den harten Druck des Schmuckringes am Goldfinger — ganz wie im Traum.

Und nun war es nicht mehr aufzuhalten: ich schüttete ihr mein ganzes Herz aus, erzählte ihr nicht nur, was geschehen, sondern mehr noch, was ich dabei empfunden, das unsägliche Glücksgefühl, den Jubel, sich verstanden zu wissen, sich vor sich selbst erhöht zu fühlen in alle Himmel hinein. Alles, alles sagte ich ihr — überstürzt, verworren, aber alles! alles! — Nein, doch nicht alles: das mit den Küssen sagte ich nicht. Ich brachte es nicht über die Lippen. Oder deutete ich es doch an?

Sie war überrascht. Von den Tatsachen selbst? Oder nur, wie es mir schien, von der Stärke meiner überströmenden Gefühle? Während ich erzählte, blickte sie vor sich hin, dann sah sie auf, und ein Leuchten kam in ihre Augen. Hatte ich erst die Erinnerung und die damit verbundenen Gefühle aus dem halb Unbewußten heraufbeschworen? Den verborgenen Reichtum ihres Inneren hervorgelockt? Sie hielt den Mund halb geöffnet, daß ich den vorderen Rand der Unterzähne mit der Goldplombe darin sah. Ah! wie schön sie war! Freilich, im Traum war sie noch viel strahlender, verklärter gewesen, aber daran war wohl die Nüchternheit des Tages und die Überraschung schuld.

Sie merkte wohl, als ich bei dem Kusse angelangt war, daß ich etwas verschwieg. Mit einem erwartungsvollen Blick in den dunklen Augen fragte sie:

„Sie wollten noch etwas sagen?"

„Ich —? Nein ... ja ... das heißt ... aber das ... das kann ich nicht ..."

„Warum nicht?"

„Weil ... weil ich nicht weiß ..."

Sie lächelte und legte den Kopf ganz zurück auf die Polsterlehne. War das nicht fast so wie damals, im Traume? Wollte sie mich daran erinnern? Jedenfalls, ich konnte mich nicht mehr beherrschen: von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, beugte ich mich über sie und berührte mit meinem Mund ihre Lippen, nur ganz leicht, wie ein Hauch. Wo war mein Mut gegenüber der lebendigen Wirklichkeit? Ich erschrak über das, was ich gewagt und ging, mit brennendem Gesicht, schnell aus dem Zimmer. Ich sah noch flüchtig, wie sie mir verwundert nachblickte.

* * *

Von nun an herrschte ein heimliches Einverständnis zwischen uns. Das erstemal freilich, als ich sie bei Tische wiedersah, war ich so beschämt, daß ich sie nicht anzuschauen wagte und nur heimlich und verstohlen nach ihr hinblickte. Einmal hatte sie meinen Blick aufgefangen: sie blieb ruhig und unbefangen, mit ihrer gewöhnlichen kühlen Miene, die einer Maske glich. Das verwirrte mich einerseits wieder, andererseits aber gab es mir Mut. Auch ich suchte möglichst unbefangen zu erscheinen und wechselte mit ihr ein paar gleichgültige Worte. Nach dem Essen fragte sie mich, unbefangen wie vorher, nach meinen Arbeiten. Ich bot ihr an, ihr zu zeigen, was ich in meiner Stube hatte. Glücklicherweise waren wir ein paar Augenblicke allein.

Sie war voll Interesse, wenn sie auch mit einem eigentlichen Urteil zurückhielt. Sie hatte aber doch damals, im Traume, so tiefes Verständnis gezeigt! Hielt auch jetzt noch jene Scheu sie ab, sich mir zu offenbaren? Ich nahm das an, und es machte mir Freude, ihr mein Urteil in den Mund zu legen, so daß sie allmählich sicherer wurde. Schade, daß sie bald wieder gehen mußte!

Seitdem kam sie öfter zu mir, sowie es ungesehen geschehen konnte. Meine Arbeiten hatte ich ihr alle gezeigt und erklärt. Aber das war ja das Wenigste. Mir kam vor allem darauf an, einen Menschen zu haben, der mir nachfühlen konnte, der Anteil an mir und meinem Schaffen nahm. So saß sie denn gewöhnlich auf dem durchgesessenen Sofa, die Hände um die Knie geschlungen, und folgte mir mit den dunkelbewimperten Augen, während ich, aufgeregt und von ihrer Gegenwart hingerissen, umherging und ihr von meinen Absichten und Plänen vorphantasierte. Ach, wie wohl tat mir diese unverhehlte Bewunderung, die sich in ihren Blicken auszusprechen schien! Und wie liebte ich sie! Wenn ich ihr etwas erklärte und sie neben mir stand, so nahe, daß ihr Haar meine Wange berührte, dann mußte ich oft mit aller Gewalt an mich halten, um sie nicht an mich zu ziehen. Nein, ich wollte sie nicht berühren! Sie war mir heilig geworden, und nicht einmal daran zu denken wagte ich. Manchmal, das fiel mir auf, sah sie mich wunderlich an; besonders wenn sie ging, richtete sie von der Tür aus einen seltsamen Blick auf mich, aber ich wurde nicht klug daraus. Wollte sie mich etwas fragen? Wenn sie dann mit einem Zuge von Enttäuschung die Tür schloß, fühlte ich mich versucht, ihr nachzueilen und sie in die Arme zu schließen. Aber dann wäre es wohl für immer aus gewesen.

Nein, es war besser so. Und viel, viel herrlicher! Und ich fühlte ja auch wieder, wie ich gehofft hatte, daß sich neue Schaffenskraft in mir regte, und zwar in einer Stärke und Fülle, wie ich es nie vorher gekannt. Die Bildvorstellungen strömten mir so zu, daß ich sie nicht zu bewältigen vermochte, eine immer herrlicher als die andere. Und wie arbeitete ich jetzt! Ich war ja wohl immer mit Fleiß und Freude bei der Arbeit gewesen, aber nie mit einem solchen Jubel, einer solchen inbrünstigen Versenkung. Es war ja für sie! Denn alles, was ich schuf, dünkte mich, war nur für sie, hatte nur Wert, weil es von ihren Augen betrachtet und bewundert werden durfte. Ach, welch eine Zeit war das! Liebe und Kunst — beides zugleich: war es nicht zuviel des Glückes? Wie konnte das arme menschliche Herz diesen doppelten Rausch auf die Dauer ertragen? Aber ach, daß es je anders kam! Oh, warum muß das Menschenglück so kurz sein! Oder ist das darum, damit eine solche Zeit in unserem Leben stehe wie eine im Herzen verborgene Sonne, die ihren Glanz und ihre Wärme über alle folgende Zeit, über alle dunklen Leiden ausgieße: Einmal warst du doch glücklich! Ist das nicht genug für ein ganzes Leben?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann aber kam, was ich nie begriffen habe, nie begreifen werde. Wie dankbar bin ich Gott, daß er mir dieses Wunder geschenkt hat, daran mir die Erinnerung nie vergehen wird. Aber warum mußte dieser Stern, der so beseligend mir geleuchtet, so niedersinken, warum nicht einfach verblassen und verlöschen, statt im Staube zu ersticken?

Es fing eigentlich schon damit an, daß Thea eines Tages zu mir in die Stube kam, die Augen voller Tränen, und mir, der ich von diesem Anblick ganz erschrocken und tief bewegt war, endlich eingestand, daß sie in einer unvorhergesehenen Verlegenheit sei. Ihr Monatsgeld war ausgeblieben, sie hatte einige Schulden machen müssen und wurde nun von einer Seite sehr bedrängt. Ich wußte

aus den Gesprächen der Damen, daß sie die Tochter eines verstorbenen höheren Offiziers sei. Da mochte es wohl bei der Mutter manchmal knapp hergehen. Ach, welches Glück, ihr helfen zu können! Ich besaß ja selbst nicht viel, aber was ich hatte, gab ich ihr mit Freuden und schämte mich nur dabei, daß es nicht mehr war. Und ihr dankbarer Blick, noch feucht von Tränen, war er nicht die Schätze eines Königs wert?

Das geschah noch zwei- oder dreimal. Sie hatte trotz meinen Beteuerungen, daß ich das Geld nicht brauche, versprochen, es mir bald wiederzugeben. Wahrscheinlich war sie dazu nicht imstande und schämte sich deshalb. Ich suchte dieserhalb, wenn ich ihr begegnete, ein paar Worte an sie zu richten, um sie zu beruhigen, aber sie wich mir sichtlich aus. Das war mir schmerzlich in tiefster Seele. Bald darauf trat jenes Unbegreifliche ein. Ich hatte von je die Gewohnheit, meine Sachen offen umherliegen zu lassen und nichts zu verschließen. Was besitze ich auch weiter? Geheimnisse habe ich ja nicht. Und dann habe ich immer Zutrauen und Liebe zu den Menschen gehabt. Ging ich auch wenig mit ihnen um, so habe ich doch von keinem je schlecht gedacht. Sie sind ja alle Gottes Kinder und meine Brüder und Schwestern.

Nun besaß ich da ein hübsches, altersbraunes Kästchen, Kerbschnitzarbeit, das ich einmal von einer unverheirateten Tante bekommen hatte. Darin hatte ich gewöhnlich das bißchen Geld liegen, das ich für Illustrationen und sonstige Arbeiten einnahm, ich wußte nie, wieviel es war, denn es war mir immer unbehaglich und unangenehm, mit Geld umzugehen. Und dann war es mir immer entwürdigend, für meine Kunst Geld zu nehmen, selbst wenn es sich um Brotarbeiten handelte.

Außerdem bewahrte ich in dem Kästchen meine paar Briefe, Nadel, Zwirn, Knöpfe und was man sonst so braucht, auf. Zu unterst aber lagen, in Seidenpapier eingewickelt, die einzigen Wertstücke, die ich besaß, Andenken von meiner verstorbenen Mutter: eine Bernsteinkette mit einem Anhänger und ein Paar goldene Ohrringe. Hübsche Biedermeierarbeit, noch von der Großmutter herstammend. Das Kästchen lag unter Wäsche und dergleichen in meinem Koffer, der immer unverschlossen war. Nun suchte ich eines Tages einen Geschäftsbrief — andere bekam ich ja kaum. Er war nirgends zu finden. Hatte ich ihn vielleicht doch zu den alten Briefen in das Kästchen gelegt? Dabei fiel mir auf, daß das Paketchen in dem Seidenpapier fehlte, auch einige alte, seltene Silbermünzen vermißte ich. Ob auch von meinem bißchen Gelde etwas abhanden gekommen war, wußte ich nicht, da ich es nie zählte. Das war mir ja auch gleich. Aber die anderen Dinge?

Ich sann hin und her, konnte mir aber die Sache nicht erklären. Einen Menschen zu verdächtigen, wäre mir nicht möglich gewesen. Die Wirtin hatte freilich, da sie in der letzten Zeit sehr hinfällig war, ein Dienstmädchen genommen, aber dieses machte einen so guten Eindruck, und dann — nein! ich fühlte, wie ich rot wurde bei dem bloßen Gedanken, einem Menschen so etwas Schlechtes auch nur von fern zuzutrauen.

Merkwürdig war es, daß sich um die gleiche Zeit in der ganzen Pension eine gewisse Aufregung bemerkbar machte. Schließlich erfuhr ich, daß verschiedene Gegenstände auf rätselhafte Weise verschwunden seien. Die Wirtin vermißte einen

silbernen Serviettenring, den anderen Damen fehlten ein paar seidene Taschentücher, eine Vorstecknadel und sonstige Kleinigkeiten. Auch Thea suchte vergeblich einen kleinen goldenen Ring, und schließlich verschwand auch Fräulein Liselottens silberne Zigarettendose.

Die Aufregung wurde immer größer. Niemand wußte sich die Sache zu erklären. Auch ich hotte schließlich von meinem Verlust erzählt. Man riet natürlich zuerst auf das Dienstmädchen, aber ich nahm dessen Partei, wurde sogar hitzig dabei, denn es verletzte mich, daß man ein armes Menschenkind ohne Beweise solcher Vergehen beschuldigte.

Es herrschte nun immer eine unangenehme Stimmung bei Tische; einer schien dem andern zu mißtrauen, beobachtete ihn heimlich und war mit den eigenen Sachen so vorsichtig als möglich. Man kargte nicht mit scharfen Worten über die Niedrigkeit eines solchen Vertrauensbruches; selbst Thea, die doch sonst gewöhnlich so ruhig und wortkarg war, hielt nicht zurück, ja, war vielleicht am schonungslosesten in der Verurteilung dieser Vorkommnisse. Sie entrüstete sich besonders über meinen Verlust, wenigstens mir gegenüber, kannte sie doch die Gegenstände ganz genau, denn sie hatte, wenn sie in meiner Stube war, nach Mädchenart gern überall herumgekramt. Ihr Anteil tat mir wohl, um so mehr, als ich es schmerzlich empfand, daß sie nicht mehr in mein Zimmer kam.

Das ging eine Weile so, bis eine Aufklärung kam, die niemand erwartet hatte. Thea war, wie sie sagte, eines Abends genötigt, bei entfernten Verwandten eine Familienfestlichkeit mitzumachen. Sie war überhaupt in der letzten Zeit öfters weggewesen und kam dann gewöhnlich erst spät nach Hause. Auch diesmal war es bereits Morgen, als sie heimkehrte, und da man nicht darum wußte und die Wirtin Sorge um sie hatte, schickte sie das Dienstmädchen in Theas Stube, um nachzusehen. Nicht lange darauf kam das Mädchen mit den Zeichen größter Überraschung zurück. Als sie endlich Worte fand, erzählte sie hastig und sich überstürzend, daß sie Thea noch schlafend in ihrem Bette gefunden habe. Ihre Kleider, wahrscheinlich in der Übermüdung schnell abgerissen, lägen unordentlich herum, über dem Bettrande aber hänge eine Bernsteinkette und auf dem Unterrock liege ein Battisttaschentuch, das das Mädchen von der Wäsche her als ein der alten Dame gehöriges erkannte. Auch eine kleine silberne Zigarettendose, ähnlich der, die Fräulein Liselotte vermißte, habe sie auf dem Teppich liegen gesehen.

Das schien allen unglaublich. Nach langem Hin- und Herreden und Überlegen ging schließlich die Wirtin in das Zimmer Theas. Diese aber war bereits angezogen und vollkommen unbefangen. Von den Sachen war nichts zu erblicken. Hatte das Dienstmädchen sich versehen oder etwa gar, ungeschickt genug, die Geschichte erfunden, um den Verdacht von sich abzuwälzen? Es war ja doch undenkbar, daß Thea, ein Mädchen aus so guter Familie, dergleichen getan haben sollte. Ich selbst verteidigte sie natürlich aufs äußerste, so daß ich, wie ich glaube, mich fast bloßstellte. Meine Beredsamkeit schien auch auf die Damen überzeugend zu wirken, nur Fräulein Liselotte blieb zweifelnd und brachte diese und jene kleine Eigentümlichkeit Theas vor, um schließlich entschieden zu fordern, daß die Sache, so oder so, aufgeklärt werden müsse. Ich sah, wie sie dann heimlich auf die Wirtin einredete.

Mir war das so widerlich, daß ich es nicht mehr aushalten konnte und auf mein Zimmer ging.

Am späten Nachmittag kam die Wirtin zu mir. Sie hatte, auf das Drängen Fräulein Liselottens hin, in Theas Abwesenheit deren Koffer öffnen lassen. Ob sie das durften, danach schienen die Damen nicht gefragt zu haben. Jedenfalls hielt mir die alte Dame die Bernsteinkette und die Ohrringe hin und fragte mich, ob sie mir gehörten. Man hatte sie nebst den anderen vermißten Gegenständen, in Theas Koffer gefunden. Ich war wie vom Schlage gerührt. Nein, das konnte nicht wahr sein! nimmermehr! Vielleicht hatte jemand die Sachen in den Koffer hineingebracht, um den Verdacht von sich abzulenken. Die Wirtin hielt mit ihrem Urteil zurück und bat mich, mit hinüber in Theas Zimmer zu kommen, wo die Angelegenheit aufgeklärt werden solle.

Die ganze kleine Pension war dort versammelt. Eine kaum verhaltene Aufregung lag über allen. Ich bemerkte noch flüchtig, daß Fräulein Liselotte mich und dann Thea mit einem höhnischen Blick streifte, als diese auch schon auf mich zutrat und mich mit unbefangenem, aber entschiedenem Ton fragte, ob ich ihr nicht selbst die Kette und die Ohrringe gegeben hätte.

Ich war starr vor Überraschung und wußte nicht, was ich sagen sollte. Geistesgegenwart habe ich nie besessen, und eine offenbare Lüge zu sagen, ist mir unmöglich; auch glaube ich, jeder würde mir das sofort ansehen.

Aber ehe ich noch zu irgend einem Entschluß kam, fiel Fräulein Liselotte sofort ein: „Und meine Zigarettendose, hat Herr Bornemann die Ihnen auch gegeben?“

„Und meine Vorstecknadel? — Das Kästchen mit den Seidenbändern? — Die Taschentücher?“ fielen die anderen, sich überstürzend, ein.

Es hätte also nichts geholfen, wenn ich meine Sachen als ihr geschenkt ausgegeben hätte. So war ich denn noch mehr ratlos und voller Bestürzung.

Thea blieb ganz ruhig gegenüber den auf sie einstürmenden erregten Damen. Ihr Gesicht hatte wieder jene Maske, die niemand etwas verriet, was dahinter vorging.

Abermals fuhr Fräulein Liselotte mit einem boshaften Ton in ihrer Stimme auf sie los: „Nun? Und? Er hat es Ihnen gegeben?“

Mit einer halben Wendung sich mir zukehrend, sah mich Thea mit ihren dunklen, verschleierten Augen an. „Ja“, sagte sie ruhig.

„Alles?“

„Alles. Allmählich, eins nach dem andern.“

Eine Pause allgemeiner Bestürzung trat ein. Aller Augen wandten sich auf mich. Ich hätte in die Erde versinken mögen. Was sollte das heißen? Was sollte ich tun?

Schon wandte sich die Wirtin mir zu: „Ist das wahr, Herr Bornemann?“ Ich sah ihr an, daß sie es nicht glaubte, so wenig wie die anderen. Besonders Fräulein Liselotte gab sich keine Mühe, ihr höhnisches Lächeln zu verbergen.

„Ich —?“ Die Beschuldigung war so niederschmetternd, daß ich keine Worte fand. Sollte ich mich als Dieb bekennen? Wie hätte ich das vermocht? Und hätte mir jemand geglaubt? Verwirrt stotterte ich: „Ich —? ... Nein ... ja ... ich weiß von nichts ... das heißt, ich ...“

Mit einem Zuge der Verachtung wandte sich Thea von mir ab. Mir war, als ob ich ihre Lippen leise das Wort „Feigling!“ flüstern hörte. Aber ich kam zu keinem klaren Gedanken; nur das eine Gefühl erfüllte mich, daß alles in mir zusammengebrochen war.

Ich hielt es nicht mehr aus. Ohne nach den anderen noch zu fragen, ging ich mit gesenktem Kopfe hinaus und auf mein Zimmer. Dort blieb ich den Rest des Tages. Das Mädchen brachte mir das Essen dahin und erzählte mir dabei, daß Fräulein Thea noch heute das Haus verlasse.

„Wer hätte das gedacht! So eine!“ sagte das Mädchen mit vor Entrüstung hochrotem Gesicht. „Will einen selber womöglich zum Spitzbuben machen und ist es doch selbst! Da müßte man doch gleich die Polizei holen! Ich verstehe die gnädige Frau nicht! Ja, wenn's unsereiner wäre!“

Ich gebot dem Mädchen Schweigen, da sie doch nichts Sicheres darüber wisse und die Beweise nicht zureichend seien.

Wieder allein, zerquälte ich mich mit allerlei Gedanken. Thea womöglich als Diebin verhaftet? Der Gedanke war entsetzlich! Doch ich sagte mir, daß die Wirtin sicher, aus Rücksicht auf den Ruf ihres Pensionats, die Sache unterdrücken würde. Daß es so war, erfuhr ich ja auch nachher. — Trotz alledem —!

So vergingen wohl einige Stunden. Oder nicht? Das Essen stand noch unberührt auf dem Tische. Ich fand mich nicht zurecht in meinen aufgeregten Gedanken, in dem Sturm meiner Gefühle. Ich, der ich so an die Menschen geglaubt hatte — und gar an sie —! Aber vielleicht war sie doch unschuldig! Sie mußte es sein! Wer weiß, was für Zufälle da hineinspielten! Eine seltsame Verkettung von Zufälen, wie sie doch mitunter vorkam. Es müßte ja so sein! Und als der Gedanke erst einmal in mir aufgetaucht war, erschien er mir mit jedem Augenblick wahrscheinlicher. Alle Tatsachen verschwanden dagegen. Wenn ich sie nur noch einmal sprechen könnte! Ob das nicht möglich war? Aber das mußte gleich geschehen, denn vor Nacht war sie sicher schon aus dem Hause.

Ich stand auf. An der Tür zögerte ich wieder —: wenn es doch wahr wäre? Und würde sie es mir dann gestehen? Aber es konnte ja nicht sein. Doch vielleicht konnte sie mir irgend eine Erklärung geben, zum mindesten eine Entschuldigung, die alles in einem milderen Lichte erscheinen ließ.

Als ich den langen, dunklen Flur betrat, sah ich einen Lichtschein aus einer sich öffnenden Tür fallen. Jemand trat heraus. Etwas in mir sagte mir, daß sie es sei. Schnell ging ich den Flur entlang. Ja, sie war es. Ich erkannte sie in dem aus der Stube einfallenden grellen Abendlichte, obwohl sie einen Regenmantel trug und mir den Rücken zuwandte. Das Schicksal kam meinem Vorhaben entgegen, es sprach selbst für sie. Ach, am liebsten hätte ich mich vor ihr hingekniet, ihre Hände unter Tränen geküßt und alle Schuld auf mich genommen.

Nun stand ich hinter ihr. „Thea! Fräulein Thea!“ sagte ich leise, um keinen anderen aufmerksam zu machen.

Sie wandte nur den Kopf. „Was wollen Sie?“ Wieder lag auf ihrem von der Seite her scharf beleuchteten Gesicht jene undurchdringliche Maske, und wieder klang, neben Kälte und Gleichgültigkeit, ein Ton von Verachtung durch ihre Stimme.

„Fräulein Thea ... ich ... lassen Sie mich erklären ... oder Sie ... möchten Sie nicht einen Augenblick zu mir eintreten?“ Meine Augen waren feucht und meine Stimme zitterte.

„Was sollte das für einen Zweck haben?“

„Nur ... nur ein paar Worte. Es hängt so unendlich viel für mich davon ab“, bat ich.

„Was Sie sagen wollen, können Sie mir ja auch hier sagen. Aber schnell. Ich gehe gleich.“

„Sie gehen? Für immer?“

„Ja. Selbstverständlich. Was fragen Sie noch?“

„Und ich —? — Ach, Fräulein Thea, wenn Sie ... wenn Sie wüßten, was Sie mir gewesen sind —! Mir und meiner Kunst! ... Und nun niemand mehr haben, der ... der einen versteht ... mich in meiner Kunst ...“

„Was soll das? Lassen Sie mich mit Ihren Albernheiten in Ruhe. Ich habe mir nie etwas aus Ihnen und Ihrer Kunst gemacht.“

Wieder war es, als ob plötzlich etwas in mir zusammenbräche. „Sie haben nie ... nichts ...“

„Nicht das geringste. Lassen Sie mich gehen.“

Die Flurtür wurde geöffnet. Eine Flut von Licht drang in den dämmrigen Raum. Eine fremde Männerstimme rief von der Tür her: „Wo bleibst du, Thea?“

„Ich komme schon.“ Sie wandte sich um, mir den Rücken zukehrend. Auf dem Flur stand ein junger, kräftiger Mann, elegant gekleidet, mit einem ironisch-brutalen Zug um den starken Mund.

„Das Auto wartet. Was machst du noch?“

„Ja doch.“ Sie knöpfte den untersten Knopf ihres Mantels zu. Unwillkürlich suchte ich nach ihrer Hand zu fassen. Ich hatte ihr ja noch so viel, so unendlich viel zu sagen.

Der junge Mann trat dazwischen. „Was soll denn das? Was geht die Dame Sie an?“ Dann wandte er Thea den Kopf zu. „Wer ist denn das eigentlich?“

„Ach, du weißt ja ... der ... ich hab' dir ja erzählt ...“

In dem glattrasierten Gesicht zuckte es höhnisch. „Ach so, der? Der Phantast?“

„Ja.“ Sie lachte kurz auf.

„Komischer Herr.“ Er machte mir eine leichte, ironische Verbeugung. „Empfehle mich. Lassen Sie es sich weiter gut gehen.“

Beide verschwanden durch die Tür. Ich blieb betäubt zurück.

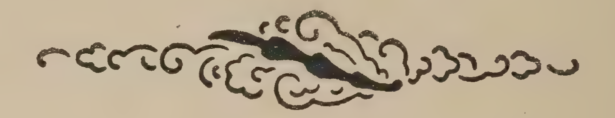
* * *

Ich habe sie nie wiedergesehen. Und ich wünsche es auch nicht. Später hörte ich, daß sie sich mit dem jungen Manne verlobt habe. Ich weiß nicht, ob es sich so verhält oder ob es nur eine boshafte Erfindung Fräulein Liselottens war, die es mir, anscheinend mitleidig, erzählte. Es berührte mich nicht. Bald darauf zog ich auch aus jener Pension aus. Die Erinnerungen waren zu drückend.

Es hat lange gedauert, ehe ich darüber hinwegkam. Langsam, langsam mußte sich erst der Glaube an die Menschen und an meine Kunst wieder aufbauen. Aber auch das hat doch sein Gutes gehabt. Ich schloß mich mit einer inbrünstigen Liebe

an die Natur an; sie lügt nicht, sie enttäuscht nicht, sie ist durch und durch voller Wahrheit und Trost. Nie noch hatte ich diesen Segen so gefühlt.

Ja, so ist mir dieses schwere Erlebnis doch zum Segen geworden, dieses Erlebnis, das wie ein Traum mein Leben umfing, wie es aus dem Traume entsprossen war. Und ist überhaupt alles Herrlichste in diesem Dasein nicht immer wie ein Traum? Hat nicht alles Unsterbliche im Menschen und in seinen hehrsten Schöpfungen jenen unvergänglichen Duft des Traumes, jenes Entrücktsein von Zeit und Raum, von dieser schweren, beängstigenden, unbeweglichen Wirklichkeit, die doch so vergänglich ist? Ja, ewig sind nur die Träume, mag man sie mit Namen nennen, wie man will.



Andacht

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

Karfreitag war. Am hohen Kreuze brennt
Das ew'ge Licht mit seinem stillen Schein.
Ein Namenloser nur, den keiner kennt,
Kniet nächtens dort — mit seinem Gott allein.

Wie ringt er heiß und schwer, wie kniet er lang!
Wer bist du, Mann, mit unbehelmtem Haupt?
Bist du es, Siegfried, den der Feind bezwang
Vom Rücken her und ihm das Schwert geraubt?

Und fandest du durch Not und nächtlich Leid
Den steilen Höhenweg — nach Golgatha? . . .
Wohlan, so sammle Kraft! Zum Sieg geweiht,
Bring' Frieden, Held! Der Ostertag ist nah!



Besuch bei Gleim
Von Ludwig Bäte

Wohnt dort dieser fürtrefflichen Stadt gefeierter Orlando?“

Übermütig blitzten Ulrike von Kleists sprühende Augen aus dem schwerfälligen Reisewagen, der sich, holpernd und stolpernd am steinernen Rolandbilde vorbei, weiter den Petershof entlang dem grauen Domhof zuwandte.

Der Gefragte lächelte verständnisvoll und tippte, als er die breite Kalesche hinter seinem Rücken hatte, vielsagend an seine breite Stirn. Man hatte ja einiges in langen Jahren im guten Halberstadt erlebt, hatte Dänen und Schweden gesehen. Sogar Leute aus dem Moskowiterreich. Auch den Minister aus Thüringen, von dem man so viel Aufhebens machte, weil er Komödien schrieb. Dann seinen blassen Freund mit den großen Augen. Aber dieses Frauensmensch mit dem scharfen Gesicht, den geschnittenen Haaren, der Stimme wie ein preußischer Dragoner, nee! Unwillig steuerte er an der Liebfrauenkirche vorbei dem „Grünen Heinrich“ zu, um seinen Ärger zu ersäufen und der Wirtin nebenbei von dem Besuch beim alten Gleim zu erzählen. Denn dem konnte er doch nur gelten.

Der Wagen hielt.

Aus dem breiten Portal Nr. 31 trippelte behend ein steinalt Männchen, fröhlich lächelnd, und half unter wiederholten Komplimenten, soweit das die halbblinden Augen noch erlauben wollten, dem gnädigen Fräulein aus den Kisten und Koffern, mit denen der Fond angefüllt war; und reichte dann die schmale, dickgeäderte Greisenhand in den Wagen zu dem ernsten Heinrich v. Kleist, der sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte, während Justus, der Diener, dem Kutscher seine zinnerne Schnupftabaksdose reichte und die Pferde auszuschirren begann. Wenig später saß man am Kaffeetisch.

Die grünen Läden waren hochgezogen und gaben den Blick frei in die schimmernde Maienfülle des Gartens.

Ulrike sprudelte über vor Laune und geistreichen Einfällen. Soeben hatte sie Gleim erzählt, wie sie in Leipzig in Männerkleidung einer Vorlesung Plattners beigewohnt hatte. Nachsichtig lächelte er und schaute seinen Gast an, der mit einemmal wie aus tiefer Lethargie erwachte:

„Wir suchen überall die Lehrer der Menschheit!“

„Und Abenteuer!“ ergänzte die Schwester.

„Was man Lehrer nennt“, fuhr er fort, ohne ihren Einwurf zu achten. „Wir waren bei Plattner und Hindenburg in Leipzig, in Halle bei Klügel, in Göttingen bei Blumenbach und Wrisberg.“

Dann sprang er ab. „Ich fange beinahe an zu denken, daß der Mensch zu etwas anderem da ist, als nur zu denken!“ Und aus schwerem Sinnen fiel bitter hinterher: „Mathematik und Physik, die Grundfesten des Wissens!“

Gleim nickte vor sich hin. Draußen jubilierten die Drosseln.

„Ich hatte schon als Knabe, mich dünkt, durch eine Schrift von Wieland, mir den Gedanken angeeignet, daß die Vollkommenheit der Zweck der Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einst nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommnung, die wir auf diesem Stern erreichten, auf einem anderen weiter fortschreiten würden, und daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier sammelten, auch dort einst brauchen könnten. Das war meine Religion. Bildung schien mir das Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besitzes würdig ist.“

Der Alte sank immer tiefer in Nachsinnen und Erinnerung. So hatte einst auch sein Liebster, Ewald von Kleist, gesprochen, als er in den fernen Potsdamer Tagen dem Freunde von seinen Königsberger Studentenjahren erzählte. Leidenschaftsstiller zwar. Innig umschloß sein Blick den anderen Träger des teuren Namens.

Ulrike sah den Bruder bittend an.

Gereizt fuhr dieser fort: „Ich bemühe mich vergebens, mit der Hand des Verstandes den Faden der Weisheit, den das Rad der Erfahrung hinausziehen soll, um die Spule des Gedächtnisses zu ordnen. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, auch Wahrheit ist, oder ob es nur so scheint. Ist es das letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nichts mehr, und alles Bestreben, ein Eigentum sich zu erwerben, das uns auch ins Grab folgt, ist vergebens.“

Draußen wollte eine Drosselkehle in Liebesüberfluß fast vergehen. Er hörte es nicht.

„Kant!“ sagte der Greis kummervoll vor sich hin. Kleist hielt erschöpft inne. Die Abendsonne glühte ins Zimmer und zündete flammende Feuer auf seinem von Denken und Leidenschaften zerwühlten Gesicht an, an dem das tiefbraune Haar zu kleben schien.

„Über allem Irren steht Gott!“ sprach leise der Alte in die Stille.

„In Dresden war ich in der katholischen Kirche. Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen, kniet jedesmal, ganz isoliert von den anderen, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, bebend vor Inbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubte! Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihn niederzuwerfen und zu weinen. Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden!“

Silbern klirrte ein Löffel. Ein Arm legte sich milde um seine fieberhaft zuckenden Schultern:

„Komm, lieber Kleist!“

Und leise führte er ihn hinaus, wie selbst seine Hand noch niemals einen Menschen geleitet, auf den Flur. Eine Tür tat sich auf, ein Sessel schob sich heran, und, immer noch die treuen Arme um ihn geschlungen, redete der Greis unaufhaltsam auf ihn ein, was ihm sein Herz eingab; und die Geister, deren Abbilder seinen „Tempel der Musen und der Freundschaft“ zierten, sprachen vernehmlich, schütteten aus heiterem Becher den Frieden in seine Seele und in die aufgeregte Bilderjagd seiner zuckenden Lippen. Und Ewald Kleist winkte aus Geisterland herüber.

Es war dunkel geworden. Ein Diener brachte Licht.

Mit einem Blick, in dem der Menschheit ganzer Jammer lag, und doch voll überströmender Güte, umfingen Kleists traurige Augen den verkrümmten Zweiundachtzigjährigen.

Und doch glomm tief in ihm leise Hoffnung.

Dann schritt er mit ihm noch unten, wo Ulrike ängstlich seiner harrte, den Gästen zu, die der noch immer lebensfreudige Dompropst zu seinen Ehren geladen. In seinem Hirn aber hämmerte es, und immer gewisser wurde der Rhythmus: „Alle Kleists Dichter, alle Kleists Dichter!“

Licht wurde. Am inneren Himmel stieg die Sonne auf.

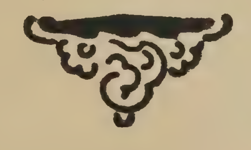
In später Nacht, als Gleim sich sinnend von dem Bilde des Kunersdorfer Kleist losriß, hatte der Alte einen seltsamen Traum: Seine „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier“, die mit Johann Wilhelm Meils Vignetten und Krauses Melodien unter seinem großen Ölbild lagen, wurden Soldaten, marschierten auf, rissen die Gewehre zum Präsentieren herab vor dem, der königlich vor ihnen herschritt, die Augen voll Adlerleuchten, indessen eine kriegerische Musik, die sich langsam in überirdische Melodien löste, immer näher an sein Ohr drang.



Kätzchenstrauch

Von Freda Bethcke

Über dem Walde liegt's wie ein Hauch,
Am Waldrand blüht ein Kätzchenstrauch.
's ist eitel goldenes Gleißen
Im hellen Sonnenschein,
's ist jubelnd frohes Verheißen: —
Bald wird Frühling sein!



Der Rammelsberg

Aus dem Kaiserepos von Paul Ernst

Im Oktoberheft haben wir des Dichters Vorwort zu seinem Epos gebracht. Hier möge nun eine Episode daraus (Jägerbursch und Fee) als Stilprobe zum Abdruck kommen: die Entdeckung eines für König Otto wichtigen Silberbergwerks. D. T.

Es ging ein Bursch hinaus zur Winterszeit
Zum Jagen auf den Rammelsberg. Der Wald
War dicht verstrickt mit Unterholz. Beschneit
War Ast und Zweig und Boden. Willibald,
So hieß der Bursch, schlägt sich durch Dorn und Strauch,
Kriecht bald und windet sich, rutscht auf dem Bauch,
Sucht, bis die Sonne abwärts ihren Bogen
Wendet: er ist auf eine Sau gezogen.
Hier hat sie sich gesuhlt, da ist ein Bruch;
Die Sau ist immer doch nur wie ein Gast.
Endlich das Lager! Einen frohen Fluch
Stößt aus der Bursch, das Eisen fester faßt —
Da steckt die Sau den Rüssel vor und sucht,
Er treibt das Eisen ins Gescheid' mit Wucht,
Sie haut mit dem Gewehr, er springt zur Seite,
Sie torkelt auf — da liegt schon seine Beute!
Die Wammen schneidet er bis zum Pürzel auf,
Zieht das Geräusch heraus und macht sie leer,
Schwingt sie sich auf und geht. Doch ihren Lauf
Beendet hat die Sonne. Rings umher
Wird's dunkler schon; es schwitzt ihn; aber bald
Wird's in den nassen Kleidern eisig kalt,
Der Mond verschwindet, eis'ge Spitzen stürmen
Ihm ins Gesicht, Schneewirbel leicht sich türmen.
Er kriecht durch Dorn und feinen Schnee und Eis.
Die Hände bluten ihm. Die Spur verweht.
Jetzt ist sie noch zu sehen, jetzt schon weiß
Er nicht mehr, wo der Weg nach Hause geht.
Vom Rücken, keuchend, wirft er seine Last,
Wie Nebel geht sein Atem, eisig faßt
Entsetzen ihn. Es würgt ihm in der Kehle,
Vor Todesangst fast schwindet ihm die Seele.
Er späht nach oben: unsichtbar das Gezweig
Im Schneewehn wird; nach unten: zwei, drei Schritt
An Stock und Stämmen windgehäuft, und gleich,
Wo frei der Wind kann blasen. Immer mit
Das Weiß geht eben, hüglig, wenn er geht,
Im gleichen Kreis stets steht er, wenn er steht;
Er geht und geht und geht, und sieht nach langem
Gehn seine Spur: er ist im Kreis gegangen!
Ein Schrei aus seiner Kehle trocken dringt.
Was ist? Ein Klingen, Singen; da ein Licht!
Er stolpert, springt, aus vielen Fenstern schwingt
Ins eis'ge Funkeln blitzend Licht. Gesicht
Erstarrt ihm und Gehör. Da tanzt ein Schloß
Von Fensterreihn, umschneit, unsehbar groß!
Durch liebliches Einfluten, Fliehn und Wogen
Von Tönen heiter wird die Luft durchzogen.
Er steht und starrt. Da ruft es hell heraus:
„Er stirbt im Schneegestöber. Holt ihn her!"
Da steht er starr gefroren schon im Haus.
Wirr dreht es sich in ihm und wird ihm schwer,
Bewußt noch halb und halb im Schlummer spürt
Er eine Hand, die weich und warm ihn führt,
Er sieht in einer Stube sich erwachen,
Die schönsten Speisen ihm entgegenlachen.
Sein Rock dampft flauschig und sein Antlitz glüht,
Bis in die kleine Zehe ist ihm warm;
Es steht von Braten, Weißbrot, Fisch, und blüht
Von rotem Wein. Nun regt er Hand und Arm,
Und nimmt und schneidet, trinkt und ißt. Es fließt
Warm durch den ganzen Körper ihm und gießt
Ein wohliges Behagen durch die Glieder;
Beim letzten Bissen sinken ihm die Lider.
Kaum wacht er auf, da steht die schönste Frau,
Und starrt ihn an und lacht wie Silbergeld,
Und lacht, bis aus der Augen Himmelsblau
Es tränend auf die rote Wange fällt;
Auf Rock und Schuh blickt nieder er verdutzt,
Er hat den Boden rings benäßt, beschmutzt,
Im Trocknen krümmt sich häßlich Rock und Hose,

Mit offnem Munde steht der Ahnungslose.
Die Welt ist draußen irgendwo und schneit,
In großen Flocken fällt der Schnee und dicht,
Weiß deckt sich Boden, Zweig, und nah und weit,
Und lautlos ist die Welt und rührt sich nicht.
Im Schloß träumt Willibald, es singt und klingt,
Im Spiel sein Arm den Leib von Hygd umschlingt;
Mag's tau'n nun in der Welt und mag es tropfen,
Es rinnt die Zeit und rauscht mit Pulseklopfen.
Hygd schmiegt an Willibald sich nächtlich warm,
Von Tränen sind die Wangen ihr benetzt;
Sie sagt, und angstvoll hält sie ihn im Arm:
„Glaubst du, du mußt mir danken, tu es jetzt!
Zum Tale jedes Wässerchen nun fließt,
Bach sich in Fluß und Fluß in Strom ergießt;
So sind nun in den Bergen auch die Stollen
Mit vollen Wogenfluten angeschwollen.
Mein Vater hat aus Ungarn mir gesandt
Botschaft: er kommt. In tiefem Bergesgang
Der Wasserstrom zieht sich von Land zu Land
In blau kristallner Adern wirr Gerank,
Drauf seiner Schiffe Zug in Elfenbein,
Gold, Purpur, Silber schwimmt im Fackelschein,
Den widerblitzend von der Wand er strahlen
Läßt in Topas, Demant, Rubin, Opalen.
Auf seinem Throne sitzen wir im Saal.
Nun bitt' ich, Lieber, halte dich zurück,
Daß du nicht lauschest! Namenlose Qual
Müßt ich bezahlen dann für unser Glück."
Er küßt sie auf den Mund und drückt ihr still
Die Hand. Sie seufzt und spricht zu ihm: „Ich will
Vergessen, Liebster, alle meine Sorgen;
Du liebst mich ja, was kümmert mich denn morgen!"

Schwer lag der Schnee auf Zweig und Baum und Ast,
Und Dämpfe, Nebel, Sprühn und Regen sog,
So drückte immer schwerer seine Last,
Der Wipfel angstvoll, atemlos sich bog;
Da kam der Sturm; unheimlich leiser Groll,
Dann Donnern, Brechen, Bersten, Splittern scholl,
Ein Stürzen, Reißen, Prasseln: ausgerissen
Sind hundertjähr'ge Bäume hingeschmissen.
Der Sturmwind heult und pfeift; es jammert, klagt,
Es rasselt schreiend, johlend durch die Luft,
Es knallt mit Hott und Hü die wilde Jagd,
Es lacht und kracht, kaum ausgedacht und ruft;
Mit Bellen, Kläffen, Winseln, Heulen braust;
Es wankt das Haus und schwankt das Dach, zerschmettert
Die Ziegel auf den Boden sind gewettert.
Angstvoll drückt in die Ecke Willibald
Sich, hält das Ohr sich zu. Mit einem Mal
Ist totenstill geworden die Gewalt.
Er richtet sich und lauscht. Dann aus dem Saal
Musik tönt. In der Kammer dunkel harrt
Mit trocknem Munde Willibald und starrt;
Wo Hygd den Türspalt mußt' mit Tuch verstopfen
Ein Löchlein blieb, Herz ihm und Pulse klopfen.
Der Elfenreigen süße Melodie
Zieht nun im Raum mit wunderlichem Sang;
Ein Sehnen zieht ihn fort, er weiß nicht wie,
Bang wird es ihm und krank von Kling und Klang.
Licht durch das Löchlein überirdisch bricht,
Er kriecht zur Tür und das Gesicht hält dicht
Er an das Brett, der Männer und der Frauen
Unirdisch leichtem Schweben zuzuschauen.
Hygd auf dem Thron sitzt, neben ihr ein Mann
Mit weißem Bart und Haar und scharfem Blick.
Kaum sieht ihn Willibald, da kommt ihn an
Ein Zittern, still und schnell kriecht er zurück,
Und wartet wieder. Lange Zeit? Er weiß
Es nicht; er schreckt aus tiefem Schlafe; heiß
Brennt eine Träne ihm; Hygd steht, sich neigend,
Die Sonne scheint, ihm alle Dinge zeigend.
Sie spricht: „Du tatest nicht nach meinem Wort.
Mein Vater sah dich nicht. So ging es noch.
Es ist jetzt Lenz, du weißt, dein Weg ist dort.
Ich darf dich nicht mehr halten — dürft' ich doch!
Ich bleibe hier, und mancher Winter naht
Mit Sturm und Eis und schneebedecktem Pfad,
Einmal geschah es von den vielen Stunden,
Einmal geschah es, daß du Hygd gefunden.

Noch einmal bitt' ich dich. Erfülle mir
Zum wenigsten das, willst du dankbar sein.
Ein Kind trag' unterm Herzen ich von dir.
Wirst du gefragt, so sage: es ist mein.
Du sahst nun meinen Vater; hast gesehn,
Er ist sehr stolz; schlimm müßte mir geschehn,
Verleugnetest du mich; daß ich gegeben
Mich solchem Manne, kostete mein Leben."

Goslar gab es zu jener Zeit noch nicht;
Wo jetzt die Straße mit den Häusern reicht,
Die Flur sich dehnt, da breitete sich dicht
Der hohe Wald; es sprang ein Eichhorn leicht
Von Zweig zu Zweig, ohne daß es berührt
Den Boden. Schlicht aus Stämmen aufgeführt
Ein Häuschen stand. Wenn König Otto jagte
Im Harzwald, dort zu wohnen ihm behagte.
Willibald Jäger König Ottos war.
Der König Otto immer kam allein;
Er kam den Pfad geritten, wenn im Jahr
Gelegenheit zum Anstand mochte sein;
Langsam ritt er dahin im grünen Wald
Und sang ein Liedchen, daß es lustig schallt,
Von ferne klang des Spechtes eifrig Hämmern,
Auf Rasen ging das Pferd im gold'gen Dämmern.
Willibald harrte, Mütze in der Hand;
Der König führte in den Stall das Pferd;
Bereitet hatte Willibald den Stand
Mit duft'gem Heu; der Kessel an den Herd
Wird dann gerückt; das Wasser kocht; es liegt
Auf weichen Fellen Otto; angeschmiegt
Liegt ihm sein Hund; nun auf das Brot gegossen
Das heiße Wasser, die Suppe wird genossen.
Indes erzählt von Fährten Willibald,
Vom Wechsel, was er alles ausgespürt;
Die Armbrust nimmt der König, in den Wald
Der Jäger ihn zum Anstandsorte führt,
Dann läßt er ihn; der König träumt und denkt,
Auf jedes Nachtgeräusch die Sinne lenkt;
Des Mondes Scheibe in Unendlichkeiten
Golden schwimmt; da knackt es leicht im Weiten.
Willibald kommt zurück von Hygd zum Haus,
Das er den Winter ließ. Er öffnet weit
Die Tür und läßt die alte Luft hinaus,
Prüft die Vorräte, die so lange Zeit
Allein gestanden, tut, was ihm zu tun;
Der Lenz, der Sommer geht; er wartet nun,
Daß aus dem Tale er des Königs Singen
Hört über seine Wiese hin erklingen.
Der König kommt und frohen Gruß ihm nickt;
Sie gehn zum Stall, dann treten sie ins Haus.
Da, mitten eine Wiege! Winselnd drückt
Der Hund sich an den König. Überaus
Prächtig die Wiege ist. In Schlummer liegt
Das Kind darin; langsam, von selber wiegt
Die Wiege sich — nein, wunderbare, weiße
Hände liegen auf ihr, bewegen sie leise.
Es sträubt das Haar sich Willibald, als sehn
Aus Unsichtbarem er die Hände muß,
Und unhörbar das Hin- und Widergehn.
Der König schreitet zu, ihm stockt der Fuß;
Der König beugt sich vor. „Welch schönes Kind!
Es ist von dir?" Verwirrt von Schrecken sind,
Von Scham und Furcht dem Jäger die Gedanken.
„Nein, Herr", erwidert er ihm ohne Schwanken.
Ein tiefer Seufzer von der Wiege klingt,
Ein Schluchzen; unsichtbar, ist's Hygd; es spricht
Otto mit Ernst; des Jägers Sinn durchdringt
Ein Schwert: „Ich glaub's, Willibald, dir nicht",
Der König sagt. Willibalds Aug' geht irr.
„Was leugnest du?" Der König fragt ihn. Wirr,
Der Scham sich schämend Willibald, in böser
Lügenverstrickung: „Ich schwör's bei dem Erlöser".
Ein Schrei, ein Todesschrei! Es hebt sich auf
Die Wiege, zu der Türe eilig schwebt
Und eilt zum Walde hin in schnellem Lauf.
Der Jäger steht und senkt den Kopf. Es hebt
Sein Schwert der König, legt es wieder fort,
Und spricht zu ihm: „Verlasse diesen Ort!
Hier will ich froh sein, von der Schlechten Leben
Nichts wissen, nur mit Gutem mich umgeben."
Allein, der König, nimmt sein Pferd zur Hand
Und reitet langsam in den stillen Tann.
Da, eine Müdigkeit ihn übermannt;
So steigt er ab vom Roß und bindet's an,
Und streckt sich hin; es schwingt sich tief am Hang
Gefrans der Fichte; Augentrost entlang
Und Thymian duftet in des Harzes bitter
Gedüfte und der Lüfte heiß Gezitter.
Der König schließt die Augen leise zu;

Sein Blut im Innern summend stille schwingt;
Den Atem hält der Wald an seiner Ruh,
Und Purpurdunkel durch die Lider dringt.
Ist er im Schlummer? Leise aus dem Mund
Sein Atem geht, es rötet sich gesund
Die Wange ihm, es senkt und hebt in langen
Zügen die breite Brust sich unbefangen.
So schlummert lange Zeit Mensch, Sonne, Blatt.
Da gleitet's aus dem Munde Ottos klein,
Und ringelt sich und züngelt, gleitet glatt
Durch Halm und Kraut und unter flachem Stein,
Ein Schlängelchen. Es schläft an stillem Ort
Der König, doch ihm ist, er gleitet fort
Schmal, unterirdisch, bis in lichte Weiten
Sich funkenglitzernde Gewölbe breiten.
Ein König steht mit weißem Bart und Haar
Und scharfem Auge, reicht ihm ernst die Hand,
Und spricht zu ihm. Er weiß nicht, was es war,
Vielleicht von Hygd. Der Unterirdischen Land
Ist dies. Allmählich Otto erst erkennt,
Was alles ist. Der König ihm benennt
Alles mit Namen, doch aus seinen Ohren
Hat er den Klang der Namen bald verloren.
Da zieht es in die Tiefe sich als Kluft,
Webt golden flinkernd eingesprengt und brennt;
Rotgültig nestgehöhlt ist eine Schluft,
Ein schmales Band silbern ins Weite rennt,
Gestrickt, gesponnen ist das Gold, gezackt,
In hohlem Loch, baumförmig, strahlig, gehackt,
Ein gelber Schwaden schweflig dort gewittert,
Unmerklich dünn es hier in Blättchen zittert;
Wie Frauenhaar sich's seidig, weichlich schmiegt,
Wie Horn geschmeidig, silbrig es sich zieht,
Blau, rot und goldig flammend schalig biegt;
Wie Hauch auf Stahl plötzlich kommt und flieht,
Ein Regenbogen, schwindet, sich erneut;
Weißgültig, spitz kristallen überstreut
Mit buntem Kupfersand; es streicht die Strecke,
Verwirft sich, findet sich, senkt sich die Decke.
Von Wassern rauscht es dumpf von fern und quillt,
Tropft höhlend, zackt, klopft klingend auf den Stein,
Zum unsichtbaren See mit Plätschern schwillt
Und hüllt den Sand mit kalk'gem Mantel ein;
Zum Dome wölbt es sich, und hebt und strebt,
Und von der Decke spitzig niederwebt,
Die höchsten Bogen schwingen sich ins Dunkel,
Und aus dem Dunkel sprüht ein naß Gefunkel.

Träg stand das Pferd und still; plötzlich erhebt
Den Kopf es wiehernd, scharrt; Otto im Traum
Das Wiehern hört, es wirrt um ihn und bebt;
Die Schlange gleitet vor und züngelt; kaum
Ist sie verschwunden in des Königs Mund,
Hebt der sich, reibt die Augen und blickt rund.
Da ist der Rain, der Wald, des Lichtes Flirren
Und einer Libelle Zucken, Stehn und Schwirren.
Dem König am Arm die Nase reibt das Pferd.
Er bindet ab den Zügel von dem Ast,
Den Gürtel rückt zurecht er mit dem Schwert
Und hebt den Fuß zum Bügel. Da erfaßt
Sein Auge auf der Erde einen Schein.
Da, wo das Pferd gescharrt auf einem Stein,
Glänzt's silbern. Er nimmt auf, was er sieht liegen:
Schwer wägt die Hand ein Silbererz gediegen!
Ein Jubelruf von König Otto schallt,
Klingt übers Tal, wo Baum sich drängt an Baum,
Vom Felsen gegenüber widerhallt.
Behoben ist die letzte Not! Im Traum
Hätt' er geglaubt nicht, was ihm hier geschah.
Für jeden Plan das Geld ist nunmehr da.
Ein Dankgebet. Des Rosses Hufe schlagen
Talwärts, das Otto und sein Glück muß tragen.
Bergleute kommen nun aus Franken an.
Wo Ottos Pferd stand, flach zutage streift
Der Gang; schräg geht es unter Tag; es kann
Der Bergmann weiter nicht, drum abgeteuft
Ein Schacht wird, fest gezimmert; drüber ein Haus
Gebaut, in dem der Bergmann ein und aus
Geht: wo des Jägers Hütte stand, erheben
Wohnungen sich und wimmelt städtisch Leben...





Die Tage von Gandersheim

Etwas aus der Jugendbewegung

Wie die Berge im Morgenrot, zu denen ich heut aufschaute — und nachher lag ein großer Glanz des jungen Tages auf ihnen —, so steigen mir und all den Tausend, die sie erleben durften, immer wieder die Tage von Gandersheim auf. Mitten in all der Not und Qual unseres zertretenen Volkes wie eine Blüte aus dem Schnee ein neues Werden in Schönheit, Reinheit und Innigkeit, an die manches vergrämte Auge nicht mehr glauben wollte. Nun sah es plötzlich, daß Deutschland lebt, daß es immer noch aus dem Quell des Ewigen schöpft und darum gar nicht umzubringen ist, daß es eine Jugend hat, so lauter und klar und stark, wie nur jemals eine. Die Jugend aber ist das kommende Volk.

Der auf der Grundlage des Wandervogels gewachsene Bund der „Adler und Falken" beging in dem verträumten Roswitha-Städtchen Gandersheim am Nordfuß des Harzes seinen Bundestag. Aus allen deutschen Gauen, von Nord- und Ostsee, aus Österreich, Böhmen und Mähren, vom Rhein und aus der Mark, von überallher waren die Buben und Mädel, meist nach wochenlanger Wanderung, gekommen, miteinander froh zu sein, zu raten und zu taten. Das ist an sich nichts Sonderliches; das ist immer in deutschen Landen so geschehen. Aber wie es geschah, das ist das Sonderliche. Da sprang es auf einmal, was sonst vielleicht nur die Leser der Bundes-Zeitschrift ahnten, vor unser aller Augen auf: es ist eine neue deutsche Kultur im Werden, und diese blüht in der neuen Jugend auf, die sich zum Wandern aufgemacht hat und sich in den Wäldern, auf den Bergen und an den Wassern der Heimat ihr Eigenes wieder holt, das unserm Volk in seiner Verstädterung verloren ging. Wenn Friedrich Lienhard immer wieder forderte, daß wir dem Reichskörper die Reichsseele schaffen sollten: hier diese Jugend ist frisch am Werk.

Man erkennt ein Volk gut daran, wie es Feste zu feiern weiß. In den Stunden der Gehobenheit verbirgt es sein Inneres nicht. Die Alten verstanden keine Feste mehr zu feiern, Feste, bei denen man nicht nur als Schauer oder Hörer daneben sitzt, sondern jeder Einzelne als Mitwirkender dabei ist und alle zu einer Gemeinde zusammenwachsen. Die Jugend kann das wieder. Und wie das alles aus der Tiefe des Deutschtums quoll, die Erkenntnis, welche Kräfte doch in der Seele unseres Volkes schlummern und nur entbunden zu werden brauchen, das war das Beseligende für uns Ältere, die wir nehmend und gebend bei dem Feste waren.

Schon der Aufklang hat viele überwältigt. Da nahmen die Adler die Herzen der Gandersheimer im Sturm. Der Weg zur Kirche, der tausendjährigen Roswitha-Kirche, immer neue Hunderte von Buben in farbenfreudigen Kitteln, in denen die kraftvolle Jünglingsgestalt so prächtig zur Geltung kommt, und ebensolche Scharen von Mädchen in festlichen Kleidern, der Marsch unter Gesang, mit Klampfen, Flöten und Fiedeln, hundert Fahnen und Wimpel in den Farben der Gaue und Städte: dieses Bild hätten Deutschlands Dichter und Maler in sich aufnehmen sollen! Altersgrau die Kirche, von wunderbar gedrungenem, kraftvollem Bau, geweiht durch den Fuß einer Dichterin, die in Deutschlands Frühzeit über ihren Boden schritt —

und darin nun tausend jugendheiße Herzen, welche die ganze Not ihres Volkes tragen und einmal beenden wollen. Ein lichter, freudiger Farbenklang lag über dem alten Gotteshaus, als ich von der Kanzel über die Liebe zu jedem Volksbruder sprechen durfte, die allein uns aus dieser Not führen kann. Und dann klang es von der Not und dem Sieg eines Brudervolkes. Adler und Falken sangen zur Orgel die altniederländischen Volkslieder. Ein Schrei aus tiefster Seele, dieses: „Herr mach' uns frei!“ Über manches bärtige Antlitz rannen Tränen.

Und wieder eine Stunde der Andacht: Draußen am Berghang der Klus die Dichterstunde in der Morgenfrühe des andern Tages. Tausend junge Menschen im Gras gelagert, viele Gandersheimer mitten unter ihnen; und dann sprach das Wort des Dichters zu der schweigenden Schar. Daß diese Jugend wieder zu Deutschlands Dichtern findet und gerade zu jenen, die den Herzschlag unseres Volkes belauschten, im Lärm all der wirren Tage bisher aber fast ungehört blieben, jedenfalls nie zum ganzen Volke haben sprechen dürfen: das zeigt wohl, daß sie wieder den Weg deutscher Seele geht. Eberhard König und Friedrich Lienhard sind ihre Dramatiker, Wilhelm Lennemann und Heinrich Gutberlet ihre Lyriker, ich selbst darf zu ihr sprechen, darf ihr Führer sein, und dann steht über ihr ein Name, der Klang in den besten Herzen unseres Volkes gewann: Walter Flex.

Eine dritte Feierstunde: das nächtliche Feuer mit der Fahnenweihe. Die wandernde Jugend hat sich wieder einen Kult geschaffen, dessen Sinn und Macht unserm Volk so ganz verloren war. Wie Herzen, die ganz in eins schlagen in gemeinsamem Brauch, in tiefster Schau hinabsteigen in den Grund der Schöpfung, wie für eine Stunde der Schöpfer in ihnen Kräfte wirkt, die ihre Seelen ganz verbinden und sie stark machen weit in den Alltag hinein — es liegt ein tiefes Geheimnis darin. Eine Welt, die ganz auf das kalte Begreifen gestellt ist, kann dies Geheimnis nicht mehr verstehen. Diese Jugend, die auf ihren Fahrten an den Quellen rastet, weiß aber um Geheimnisse und trinkt sich stark daran. In den heiligen Stunden, die wir am Feuer erleben, ist wieder ein völkischer Kult entstanden, der ein starkes einigendes Band um unser Volk legen wird. Wenn die Kirche davon wieder mehr wüßte, würde sie sich tiefer in den Gemütern verankern, als sie es so lange vermochte.

Ein Fest der Jugend ist ohne ein rechtes Frohsein nicht denkbar, und dieses Frohsein drängt zum Ausdruck im Tanz. Aber nicht im geschlossenen Raum, draußen auf dem Rasen, von der Sonne umflutet, wo alles herb, klar und lauter ist, wie unser nordisches Land es fordert. Wie war alles bewegt, als die Breisgauer Spielerschar der Adler und Falken ihre deutschen und schwedischen Volkstänze zeigte, zumal den Vingaker und den Daltanz! Alles, was gegeben wird, das kommt auf solcher Tagung aus eigener Kraft. Und was hier Jugend aus den eigenen Reihen zeigte, das gewannen auch die anderen in fleißigem Üben sofort. Dem Tanz schlossen sich die turnerischen Spiele an, kein Lauf und Wurf um des Ruhms in den Zeitungen willen, sondern alles um seiner selbst willen getrieben; wohltuend hob sich alles von dem heutigen Sportbetrieb ab, der seelenlos wurde. Ich glaube, wenn Vater Jahn auf dem Rasen von Gandersheim gestanden hätte, er hätte gesagt: So wollte ich die deutsche Jugend haben, so kann aus ihr ein deutsches Volkstum erstehen. Und dann gab es eine frohe Überraschung, die mir schon wurde, als ich zu Ostern auf den österreichischen Gautag auf Burg Kreuzenstein an der Donau gefahren war: die Wiener Adler und Falken zeigten eine Reihe alter deutscher Tanzlaiche. Professor Dr. Hüsing, ein Germanist der Wiener Universität, hat sie in unvergleichlichem Spürsinn und feinstem Empfinden alter völkischer Werte aus dem Schutt der Jahrhunderte wieder hervorgeholt. Ein warmer, stiller Osterheiligabend war es damals auf der wundervollen Burg Kreuzenstein. Von der Welt abgeschieden saß ich mit Professor Georg Hüsing und seiner Gattin, der feinsinnigen Mitarbeiterin auf dem Burghof. Leise trat die Dämmerung herein. Da tanzten unsere Wiener Horste die Tanzlaiche, so „Das Schloß in Österreich“, „Die Hindin im Rosenhag“ (aus der Brünhildenmythe entstanden), „Der Schiffmann“ (Wodan als Totenferge), und in tiefster Dunkelheit beim Feuer hernach die „Walpurgisnacht“. Ich kann nicht sagen, wie froh ich

an jenem Abend wurde. Da war ja unser Eigenstes, urgeboren aus unserer Art und uns so gegenwärtig, frisch lebendig anmutend, daß man glücklich über solchen Reichtum unseres Volkes werden mußte. Wir haben die Tanzlaiche seither noch am Domplatz in Hildesheim und im Kreuzgang des Doms von Brandenburg (Havel) gezeigt, auch noch an andern Orten: überall war jeder Zuschauer tief bewegt. Die Neubelebung der Tanzlaiche ist wohl eine Kulturtat, wie sie einst der Wandervogel vollbrachte, als er Volkslied und Volkstanz wieder lebendig machte.

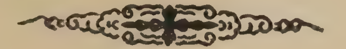
Eine Andachtsstunde gab uns das Mysterienspiel „Theophilus", das die Waldenburger Spielerschar der Adler und Falken in der Kirche bot. Ergriffenheit bemächtigte sich aller vor diesem Spiel. Es ward wirklich Mysterienspiel. Da war kein „Publikum" mehr, das einem Schauspiel als Genießer zusah, hier war wirklich eine Gemeinde, aus deren Herzen dieses Spiel von dem abtrünnigen Priester aufstieg, der in tiefster Seelenpein zu seinem Gott zurückfindet. Es wäre wohl manches Wort über die heutige Bühne zu sagen, dieses Kind der unserer Volksart fremden Renaissance. Und kein Zufall, sondern von quellhafter Ursache bewegt ist es, daß das Mysterienspiel gerade in der Jugendbewegung wieder Boden fand.

Die Jugendbewegung hat manch alte Form zerschlagen, die dem bisherigen Geschlecht teuer war. Eine schöpferische Jugend wird das immer tun; denn solche will immer zu den Quellen zurück, will das Wesen gewinnen und gibt sich nicht mit Formen zufrieden. Es kommt dann nur darauf an, daß sie Neues zu bauen versteht. Eine Zeitlang — nach dem Verfall des Wandervogels, der keinen Führer anerkannte (vielleicht, weil ihm seit dem Rücktritt Karl Fischers keiner größeren Maßes mehr erstand), der sich in lauter Zellen auflöste — schien es, als sollte dieser Neubau der Jugend wieder zusammenbrechen. Heut haben wir die Zuversicht, daß ihm Wölbung, First und Turm nicht fehlen werden. Politische und wirtschaftliche Maßnahmen können manche Hemmung beseitigen, der Aufstieg selber kommt nur von der Seele unseres Volkes aus. Wenn aber die Kräfte, die in ihr verschüttet, doch nicht ausgetilgt sind, wiedererstehen sollen, muß das Volk Vertrauen gewinnen. Die ihm Führer sein oder werden sollen, müssen innerlich sauber sein. Sie müssen die neue Reinheit, die sie fordern, selber leben. Die Läuterung des eigenen Ich, dieses Kämpfer-sein im Heere des Lichts, wie man es in der Jugendbewegung nachdrücklich fordert, sie werden noch einmal zu höchster Auswirkung kommen. Dazu haben Freude und Frohsinn eine Kraft, Klüfte zu schließen. Ganz Gandersheim, Menschen aller Stände und politischen Richtungen, lebte schließlich freudig mit den Adlern und Falken. Es war von spartakistischer Seite her ein Überfall auf die Jugend geplant gewesen, die Fäden gingen nach den Industrieorten der weiten Umgebung, es drohte das gleiche Unheil wie zwei Jahre vorher beim Wartburgtag der deutschen Jugend. Verhandlungen bannten diese Gefahr. Beim Schlußfeuer sang kommunistische Jugend gemeinsam mit den völkischen Adlern und Falken deutsche Volkslieder, ein Symbol der erstrebten Volksgemeinschaft.

Ich weiß, daß die deutsche Jugendbewegung immer vielgestaltig sein wird, das liegt im Wesen unseres Volkes und ist auch gut so: in der Vielgestaltigkeit liegt unsere Kraft, sie darf nur nicht zur Zerrissenheit werden. Ein Vereinen aller Bünde würde ein Sammelsurium ohne innere Lebenskraft werden. Bestand hat nur, was organisch gewachsen ist. Aber der größere Teil unserer Jugend läuft noch ahnungslos neben diesem wundervollen Werden her, scheut sich auch, in sein Gewebe sich einzufügen, weil allerdings Anforderungen an den Einzelnen gestellt werden, welche für viele eine Umwandlung des ganzen Wesens ins Herbe, Echte, Tiefe bedeuten, und das ist einmal schwer und verlangt Einsetzung des ganzen Menschen. Gar zu viele fürchten auch, daß sie einmal Opfer für ihr Volk bringen sollen. Und doch muß ein opferbereites Geschlecht heranwachsen, wenn Deutschland gerettet werden soll. Es mag manchen wundernehmen; doch die Adler und Falken sind als Bund ohne Hilfe von außen her geworden, nur aus einem großen Gedanken heraus, der in der Jugend lebte, entstanden und unter bitteren Nöten und Sorgen gewachsen. Daher auch die innige Gemeinschaft, welche in Gandersheim so beglückte.

Alles neue Werden in unserer Kultur hat immer in der Stille begonnen; so auch, was die Jugend hier schafft. Die Guten und Edlen im Lande sollen aber doch von einem so bedeutsamen Markstein auf dem Wege solchen Werdens wissen.

Ebnet (Amt Freiburg i. Breisgau). Wilhelm Kotzde



Kriegsliteratur

Die parteipolitischen Beweggründen entsprungenen, maßlosen Angriffe des Professors Dr Hans Delbrück gegen Ludendorff haben bereits in einem früheren Aufsatze (vgl. Türmer Heft 12, S. 398) die gebührende Beleuchtung erfahren, und es wurde bei dieser Gelegenheit der zur Abwehr verfaßten, trefflichen Schrift des Obstlt. Foerster Erwähnung getan. Nun ist auch noch der bekannte, temperamentvolle Oberst Bauer auf den Plan getreten, um in einer kleinen Abhandlung „Ludendorff oder Delbrück?“ (Osiandersche Buchhandlung, Tübingen 1922, 34 S.) letzteren entsprechend abzufertigen. Eine zwingende Notwendigkeit hiefür lag eigentlich nicht mehr vor, da Delbrück auf die sachlichen Entgegnungen Foersters und des Generals Kuhl bereits als erledigt gelten konnte. Immerhin ist es begreiflich und ehrt es den Oberst Bauer, daß er sich veranlaßt gefühlt hat, seinem ehemaligen hochverehrten Vorgesetzten und Meister, mit dem ihn enge Beziehungen im Felde verbanden, beizuspringen. Wie alle Schriften Bauers ist allerdings auch diese sehr subjektiv gehalten und ist dies der vertretenen guten Sache nicht gerade förderlich. Die unleugbar vorhandenen Mängel der Strategie Ludendorffs im Frühjahr 1918 werden ohne nähere Begründung in Abrede gestellt; eine gewisse Einseitigkeit der Darstellung ist unverkennbar. Auch macht der leidenschaftliche Ton der Schrift vielfach keinen angenehmen Eindruck und erzeugt das Gegenteil der gewollten Wirkung. Gerade bei dem niedrigen Ton, den Delbrück in seiner Schrift angeschlagen hat, erschien mir nüchtere Sachlichkeit und vornehme Ruhe für die Abwehr wirksamer. Die Schrift des Obstlt. Hans Eggert „Ludendorff als Mensch und Politiker“ (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1922, 60 S.) trifft bei aller Schärfe der Erwiderung den angemessenen Ton glücklicher. Während Foerster und Bauer sich hauptsächlich mit der militärischen Seite befassen, unternimmt es Eggert, die Haltlosigkeit der unwürdigen Verdächtigungen des Charakters Ludendorffs nachzuweisen und die gegen seine Politik gerichteten Vorwürfe zu entkräften. Es ist ihm dies gut gelungen und in der Gegenoffensive gegen Delbrück wird diesem aus seinem eigenen Schriften nachgewiesen, wie wenig gerade der Politiker Delbrück befugt ist, die Politik Ludendorffs zu bekritteln.

Die überragende Bedeutung Ludendorffs wird übrigens dadurch am besten gekennzeichnet, daß der Streit um seine Person noch immer im Mittelpunkt der Erörterungen, fast weniger der Kriegsliteratur als der politischen Tagespresse steht. Daß infolgedessen bei Beurteilung und Würdigung der Tätigkeit Ludendorffs parteipolitische Gesichtspunkte immer mehr in den Vordergrund geschoben werden, ist in hohem Grade bedauerlich und dient nicht der Erforschung der Wahrheit, auf die es bei kriegsgeschichtlicher Forschung doch einzig und allein ankommt. In dieser Hinsicht wird von gewissen, Ludendorff nahestehenden Kreisen, die ihn in allzu maßloser Weise verhimmeln und zum ersten Feldherrn der Weltgeschichte stempeln möchten, wohl ebenso sehr gesündigt, wie von der Gegenseite, die ihn, wie Delbrück, beschimpft und mit der Alleinschuld am unglücklichen Ausgang des Krieges belasten möchte. Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf einen vortrefflichen Aufsatz über die „Kriegsgeschichtschreibung der Gegenwart“ des als Militärschriftsteller rühmlichst bekannten Generals von Moser in Nr. 11 von „Staat und Wehrmacht“ (Verlag Stalling, Oldenburg) hinweisen, der fordert, daß die deutsche Kriegs-

geschichtschreibung vor allem kurz, klar und wahr sei. Nun hat allerdings der alte Moltke einmal den Satz aufgestellt, daß es „eine Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe sei, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armeen an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen“. Sein nicht minder großer Nachfolger Graf Schlieffen hat dem aber entschieden widersprochen. Ihm ging die kriegsgeschichtliche Wahrheit über alles; „ihm galt die Nutzanwendung für die Gegenwart, der Sieg in der Zukunft mit Recht mehr als der bloße geschichtliche Ruhm einzelner, auch wenn sie noch so hoch standen“, wie General v. Freytag-Loringhoven in der Einleitung zu den Gesammelten Werken Schlieffens treffend bemerkt. Ich stimme dem General v. Moser bei, daß dieser Schlieffensche Standpunkt heute nach einem verlorenen Krieg der einzig richtige und mögliche ist. Dies gilt vor allem für die Untersuchung der Frage, die heute die Gemüter noch am meisten bewegt, ob wirklich der nicht zu leugnende „Dolchstoß“ die einzige Ursache unserer schließlichen Niederlage war oder ob dafür auch noch andere Gründe, die auf dem Gebiete der Führung liegen, geltend gemacht werden können. Ich habe mich schon früher darüber ausgesprochen, daß nach meiner Überzeugung die oberste Führung im Frühjahr und Sommer 1918 mehr oder minder versagt hat; und je mehr ich mich in das Studium dieses Kriegsabschnittes vertieft habe, um so mehr ist diese Überzeugung bestärkt worden. Die Strategie, die 1918 getrieben wurde, war ganz und gar nicht im Geiste Schlieffens. Der erste große Gedanke der Märzoffensive 1918 war zweifellos richtig. Er ist aber nicht folgerichtig festgehalten worden. Alles kam auf den ersten großen Wurf an. Hiefür mußte alle Energie aufgewendet und mußten alle verfügbaren Kräfte am entscheidenden Punkt zusammengebracht werden. Die Kräfte waren aber zu Beginn des Angriffs, wenngleich dieser aufs sorgfältigste vorbereitet war, was zweifellos ein unbestreitbares Verdienst Ludendorffs war, nicht richtig verteilt, und dort, wo man siegen wollte, war kein ausgesprochenes Schwergewicht vorhanden. Auch muß bezweifelt werden, ob außer dem ersten Grundgedanken, den man zudem vorschnell aufgab, überhaupt ein fester Plan, wie man die Operation weiter führen wollte, vorhanden war. Man wollte erst taktisch irgendwo durchbrechen und dann sehen, wie man weiter kam. Anstatt vielerlei zu versuchen, hätte man das Eine ordentlich durchbiegen sollen, und dies wäre wohl möglich gewesen, wenn man statt den Schwerpunkt immer mehr nach Süden zu verschieben und den Franzosen nachzulaufen, der 17. Armee die zur Ausführung ihrer Aufgabe erforderlichen Kräfte zur Verfügung gestellt hätte. (Vgl. auch meinen Aufsatz im Türmer 1921 Heft 12 S. 390 ff.) Besonders verhängnisvoll war, daß auf persönliches Eingreifen Ludendorffs am 29. 3. 18 der Angriff der 17. Armee eingestellt worden ist. Man gewinnt hierbei den Eindruck, daß Ludendorff von seinem Chef der Operationsabteilung, Obstlt. Wetzel, nicht günstig beeinflußt worden ist, wie denn Ludendorff bei der Wahl seiner Mitarbeiter überhaupt nicht immer glücklich gewesen ist, was auch der Kronprinz Wilhelm in seinen „Erinnerungen“ (Cotta, Stuttgart 1922, 347 S.) sehr treffend besonders hervorhebt. Ludendorff hat sich trotz seiner eminenten Arbeitskraft zweifellos zu viel zugemutet; dadurch wurde seine Führung gerade in jenen über unser Schicksal entscheidenden Tagen 1918 unruhig und nervös. Er war so vielbeschäftigt und sprach so andauernd mit allen möglichen Stellen im Telephon, daß ihm gar keine Zeit mehr zu ruhiger Überlegung, die doch sehr nötig gewesen wäre, verbleiben konnte. Trotzdem wollte er alles selbst machen, griff wiederholt in empfindlicher Weise in die Armeeführung ein, nahm hierdurch den unterstellten Führern vielfach das Selbstvertrauen und lähmte deren Verantwortungsfreudigkeit. Darin bestand gerade die Größe des älteren Moltke, daß er auch seinen Unterführern Vertrauen schenkte. Napoleon I. und Moltke haben auch in den schwierigsten Lagen die Ruhe niemals verloren. Wer wollte Ludendorff nach der übermenschlichen Arbeitslast, die er vier schwere Kriegsjahre hindurch getragen, einen Vorwurf daraus machen, daß auch seine Nerven nicht mehr so waren wie bei Tannenberg! Gleichwohl wäre es unrichtig, Ludendorff die Schuld am Verlust des Krieges beimessen zu wollen. Die Sache liegt vielmehr so, daß trotz keineswegs einwandfreier Führung der Sieg immerhin noch zu erringen gewesen

wäre, wenn nicht auch die Truppe infolge Vergiftung durch die Heimat teilweise versagt und das nicht geleistet hätte, was man billigerweise von ihr erwarten durfte. Ludendorff hat den Siegeswillen und die Kräfte des deutschen Volkes zu hoch eingeschätzt. Mit dem verseuchten Ersatz war auch bei bester Führung nichts mehr zu wollen; und insofern ist auch das Wort vom „Dolchstoß" keine Legende. Hier haben eine Reihe von Umständen zu unseren Ungunsten zusammengewirkt; und erst die Summe dieser Umstände hat uns den Krieg verlieren lassen.

Merkwürdiger- oder bezeichnenderweise ist die Person Hindenburgs von diesem Streit der Meinungen bisher mehr oder minder unberührt geblieben, obwohl er doch auch die Mitverantwortung trug. Die schlichte Wucht und Größe dieser in sich geschlossenen Persönlichkeit ist aber so imponierend und verehrungswürdig, daß man sich bis jetzt doch gescheut hat, auch ihn in den Kot herabzuziehen. In erfreulicher Weise wird auch der französische Generalstabschef Buat, der ein bedeutsames Buch auch über Ludendorff geschrieben hat, in seinem neuesten Werk „Hindenburg" (Wieland-Verlag, München 1922, 264 S.) der Person des Feldmarschalls und seiner Bedeutung im großen ganzen gerecht, und es ist nicht ohne Reiz, das Urteil dieses zweifellos hervorragenden französischen Generals über unsre obersten Führer im Kriege zu lesen. General Buat ist ein kluger Kopf, sein Urteil, wenn auch vielfach durch die französische Brille gesehen, doch maßvoll und im großen ganzen zutreffend. Er bemüht sich sichtlich, objektiv zu bleiben, und bringt Hindenburg auf Kosten Ludendorffs sogar ein gewisses Wohlwollen entgegen. Das Buch gehört entschieden zu den bedeutenderen Erscheinungen der Kriegsliteratur und bietet sowohl dem Militär wie auch dem Laien manch wertvolle Anregung. Hindenburg hat zweifellos jene olympische Ruhe, die auch den älteren Moltke ausgezeichnet hat, in hohem Maße besessen, und es ist bedauerlich, daß er in den Schicksalstagen 1918 nicht in diesem Sinne auf den unruhigen und ungeduldigen Ludendorff einzuwirken versucht hat. Gerade weil beide Persönlichkeiten in ihrem Wesen so verschieden waren und sich in so glücklicher Weise ergänzten, wäre eine solche Einwirkung für die Sache nur von Vorteil gewesen. Leider hat sich aber Hindenburg in jenen Tagen nur allzu sehr zurückgehalten und seinen Vertrauten und Gehilfen uneingeschränkt gewähren lassen. Einen Fingerzeig über die Gründe dieser Zurückhaltung findet man in den Erinnerungen des Kronprinzen S. 180, wie denn überhaupt der Kronprinz in seinem sympathischen Buch ein bemerkenswert gutes und zutreffendes Urteil über militärische Dinge und Persönlichkeiten an den Tag legt. Seine Charakteristik Hindenburgs und Ludendorffs scheint mir wohlgelungen, und auch sein Urteil über strategische Dinge ist durchaus gesund und verrät, daß der Kronprinz hievon doch mehr verstand, als man nach seiner Vorbildung hiefür hätte erwarten dürfen. Ganz richtig sind insbesondere die Ansichten des Kronprinzen über Verdun; und für die „Hölle von Verdun", die uns die Blüte unseres trefflichen Heeres gekostet hat und von der wir uns nie mehr wieder haben ganz erholen können, ist nicht er verantwortlich zu machen, sondern sein Mentor und Generalstabschef, dem er unweigerlich parieren mußte, der wenig sympathische, gewalttätige General v. Knobelsdorf, der den Typ des unangenehmen, unbelehrbaren preußischen Generalstäblers in Reinzucht verkörperte.

Wie nahe wir übrigens trotz allem 1918 dem Siege gewesen sind, darüber gibt ein höchst lesenswertes Buch des Generals v. Kuhl, der ja zu unseren besten Militärschriftstellern zählt, Aufschluß. Es ist betitelt „Der Weltkrieg im Urteil unserer Feinde" (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1922, 134 S.) und verarbeitet unter kritischer Beleuchtung die Stimmen der ausländischen Fachliteratur über den Weltkrieg. Bei den unerschwinglichen Preisen des ausländischen Büchermarkts ist dieses Unternehmen wärmstens zu begrüßen, und es ist nur zu hoffen, daß es auch für die Folge fortgesetzt wird. Denn es ist eine wahre Fundgrube wertvollster Aufschlüsse, und nicht ohne Erschütterung wird man lesen, wie zum Greifen nahe uns der Sieg mehrfach gewesen ist. Die bei uns noch wenig bekannten und vielfach falsch beurteilten Persönlichkeiten der feindlichen Führer werden gut geschildert, wir erfahren von der überaus kritischen Lage der Franzosen vor Verdun im Februar 1916, wobei nur General Joffre, wie auch sonst

in den schwierigsten Lagen, seine unerschütterliche Ruhe nie verlor, wir hören Näheres über die schwere Krisis in der Lage der Entente 1917 und wie sie gemeistert wurde, und erhalten endlich wertvollste Aufschlüsse zu der viel umstrittenen Frage, ob wir im Herbst 1918 noch hätten weiterkämpfen können, die nunmehr nach Kenntnis der Verfassung und Stimmung der feindlichen Heere unbedenklich bejaht werden kann. Jedenfalls hätten wir, wenn wir nicht durch die Revolution unser Kriegsinstrument vorzeitig zertrümmert hätten, einen ganz anderen Waffenstillstand und Frieden bekommen können. Daran ist nicht zu zweifeln. Daß wir die uns auferlegten, unerhörten Bedingungen glatt angenommen haben, war selbst für unsere Feinde eine Überraschung. Im übrigen ist es recht lehrreich, zu sehen, daß auch bei unsren Feinden alle Mißstände sowohl innerhalb der Führung als auch im Heer und in der Heimat, die heute bei uns bis zum Überdruß breit geschlagen werden, vielfach in noch größerem Umfang vorhanden waren als bei uns. Allerdings hatten unsere Feinde in Clémenceau und Lloyd George Männer an der Spitze, die es verstanden, gewissen Mißständen beizeiten die Giftzähne auszubrechen; und in Rußland wurde vom Großfürsten Nicolai für die Dauer des Krieges sogar die Prügelstrafe eingeführt, während man bei uns in falscher Rücksichtnahme und schlapper Gefühlsduselei sich nicht getraute, die vorhandenen Kriegsgesetze in voller Schärfe zur Anwendung zu bringen, und eine Amnestie der anderen folgte. Hätten wir seinerzeit immer gewußt, wie nahe unsere Gegner mehrmals am Zusammenbruch waren, so hätte sich freilich mancher Erfolg anders auswerten lassen.

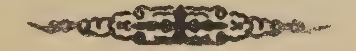
Ein Werk, das uns die Größe unserer Leistungen in mustergültiger, ja geradezu vorbildlicher Weise vor Augen führt, ist das von Generalleutnant Schwarte unter Mitwirkung zahlreicher, bewährter Mitarbeiter herausgegebene, auf 10 Bände berechnete große Sammelwerk „Der große Krieg 1914—1918“ (im gemeinsamen Verlag von Ambrosius Barth, Leipzig, und acht anderen Verlegern), von dem bisher vier stattliche Bände im Umfang von je 500—650 Seiten erschienen sind. Die hochgespannten Erwartungen, die man im Hinblick auf die Person des Herausgebers an dieses Werk zu knüpfen berechtigt war, sind, um es vorwegzunehmen, in den bis jetzt vorliegenden Bänden voll befriedigt worden. Der I. Band umfaßt den deutschen Landkrieg vom Kriegsbeginn bis zum Frühjahr 1915, der IV. Band Seekrieg, Kolonialkrieg, Türkischen Krieg, Gaskrieg, Luftkrieg, der V. Band den österreichisch-ungarischen Krieg und der VIII. Band die Organisationen der Kriegführung. Das letztgenannte, äußerst interessante und wichtige Gebiet ist außer in den Erinnerungen des Generals v. Wrisberg in der Kriegsliteratur im Zusammenhang bis jetzt überhaupt noch nicht behandelt gewesen, und füllt dieser Band eine bis jetzt bestehende Lücke daher in dankenswerter Weise aus. Ausbau und Ergänzung des Heeres, Ergänzung an Pferden, Waffen- und Munitionsversorgung, technische Kampfmittel, Militäreisenbahnwesen, Feldkraftfahrwesen, Kolonnen und Trains, Karten- und Nachrichtenwesen werden von erprobten Fachleuten erörtert und es wird gezeigt, was auf diesen Gebieten, die eine wesentliche Seite der Kriegführung betreffen und deren Kenntnis für das Verständnis der Kriegshandlungen unerläßlich ist, Großes und Bewundernswertes während des Krieges geleistet worden ist. Wir haben es hier mit einem Werk ersten Ranges zu tun.

Es gehört ja leider zu den jammervollsten Erscheinungen unserer jammervollen Zeit, daß das deutsche Volk in breiten Schichten allen Sinn für die im Weltkrieg verrichteten Heldentaten seiner Söhne verloren hat. Wem das Werk des Generals Schwarte zu umfangreich oder zu teuer sein sollte, dem sei darum „Der große Krieg 1914—1918“ von Major a. D. und Mitglied des Reichsarchivs Erich Otto Volkmann (Verlag Reimar Hobbing, Berlin 1922, 244 S.) warm empfohlen. Dieses Buch ist unstreitig die beste bis jetzt erschienene kurze Darstellung des Weltkriegs. Es ist erfreulich, wie gut es dem Verfasser gelungen ist, den gewaltigen Stoff erschöpfend zusammenzufassen und unbeschwert von entbehrlichen Einzelheiten klar und übersichtlich zu gestalten. Gute Karten erleichtern den Überblick.

Ganz anderer Art, aber doch ähnlichen Zwecken dienend, ist das Buch von Kurt Jagow „Daten des Weltkriegs“ (Verlag K. F. Koehler, Leipzig 1922, 242 S.), das in seiner Art

gleichfalls unübertroffen ist. Es ist gewissermaßen ein praktisches Nachschlagebuch über die Ereignisse des Weltkriegs und für jeden gewissenhaften Forscher, Politiker oder Schriftsteller, der sich mit den Kriegsereignissen befaßt, unentbehrlich. Über Vorgeschichte, Weltkrieg und Krieg nach dem Kriege findet man in übersichtlicher Darstellung dort alles, was man sich sonst in dickleibigen Werken erst mühsam zusammensuchen muß. Die Ereignisse auf den einzelnen Kriegsschauplätzen, Politik und Wirtschaftskrieg sind nacheinander getrennt behandelt, 5 synchronistische Tabellen erleichtern das Verständnis für das Nebeneinander der Kampfhandlungen und politischen Schachzüge, die wichtigsten Stellen aus diplomatischen Noten und Reden sind im Wortlaut abgedruckt. Besonders wertvoll für das Verständnis erscheint mir aber, daß auch die Vorgeschichte des Kriegs seit 1871 kurz behandelt ist und daß die Zusammenstellung bis auf die neueste Zeit (1921) fortgeführt ist.

Franz Freiherr von Berchem



Die fünfzehn Erdteile

Es ist erstaunlich, wie gering das Interesse der Gebildeten heute und bei uns für Geographie ist. Nicht immer war das so. Im sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der großen Entdeckungen, da deutscher Wagemut es unternahm, ein ganzes Land für einen Kaufmann in Besitz zu nehmen, nämlich Venezuela für die Augsburger Familie der Welser, da gehörte geographische Bildung zu den ersten Erfordernissen eines Mannes „von Welt", und in England ist das heute noch so. Sogar der Durchschnittsengländer ist in Indien, in Australien, im Sudan weit mehr „zu Hause" als viele Deutsche im eigenen Vaterland. Und wohlverstanden, das ist nicht etwa deshalb so, weil die englischen Kolonien mit tausend Interessen die Aufmerksamkeit auf sich lenken, sondern England ist das erste Kolonialreich des Erdballs, weil die Engländer von jeher das glühende geographische Interesse besaßen. Das hat freilich vielerlei Ursachen, die aber an der Tatsache nichts ändern.

Und trotzdem geht nun deutscher Geist daran, in der Geographie eine Umwälzung vorzubereiten, die für alle Zeiten Erdkunde zur deutschen Wissenschaft machen wird, indem es sie zugleich vielleicht schon in kurzer Zeit wieder zur Zentralwissenschaft der gesamten Naturkunde gestaltet, was sie von Rechts wegen und ihrer inneren Natur nach auch ist.

Denn was soll Geographie eigentlich sein, wenn nicht der innere geistige Zusammenhang zwischen Geophysik, d. h. der Wissenschaft von der Erde als Stern, und der Geologie, als der Lehre vom Erdwerden, der Biologie, als dem Wissen von der Erdbesiedelung, der Anthropologie, als der Wissenschaft vom Menschen und seinem Wirken auf Erden? Sie selbst ist keine dieser einzelnen vielerlei Wissenschaften, wohl aber entnimmt sie ihr Tatsachenmaterial allen diesen und noch mehreren und schwebt über ihnen mit Fragestellungen auf höherer Integrationsstufe im Dienste des Menschengeistes, der Klarheit braucht über das Verhältnis zwischen seinem Selbst und seiner Umwelt.

Von diesem hohen Gesichtspunkt aus ist Geographie wirklich die Königin aller realen Wissenschaften und wandelt in Regionen, an die keine der übrigen Naturwissenschaften heranreicht. Sie schlägt die Brücke auch zwischen diesen und den Geisteswissenschaften, denn sie gewährt dem Menschen Sicherheiten und Einsichten bezüglich der „Wirklichkeiten", auf denen seine Kultur beruht und von denen seine Geistesflüge ausgehen, auf die sie aber auch wieder zurückkehren müssen.

So habe ich versucht, das, was man einst Geographie nannte, zu einer „Umweltlehre" auszugestalten in meinem vor kurzem erschienenen Werke: „Die Kultur von morgen" (bei Carl Reißner in Dresden), indem ich den ursprünglich aus der Biologie stammenden Begriff

der Biozönose folgerichtig auf den Menschen angewendet habe. Der Ausdruck Biozönose will die Tatsache festlegen, daß kein Lebendes für sich, isoliert, im Weltenraum dahinlebt, sondern jedes gesetzmäßig verbunden mit allen Wirklichkeiten, abhängig ist von dem Klima, dem Boden, auf dem es lebt, von der Herkunft seiner Umwelt und seiner Artung selbst, von den mit ihm lebenden Geschöpfen seiner Art und anderer Art.

Längst hat man tief und wunderbarlich in diese Gesetze hineingesehen und gefunden, daß große natürliche Gemeinschaften bestehen, die in einem gegenseitigen Gleichgewicht ein harmonisches Ganzes bilden, in dem das beste Gedeihen der einzelnen gewährleistet ist durch ihre richtige Einfügung in das Ganze. Der Wald ist z. B. eine solche Biozönose oder die Heide; sie sind eine natürliche geschlossene Gesellschaft von Lebewesen verschiedenster Art, von denen der eine friedlich und feindlich von dem anderen lebt und nicht bestehen könnte, wenn der andere fehlt.

Diesen Biozönosebegriff habe ich nun erweitert zu dem der gesamten Herkunft (Geschichte) und Umwelt (Geographie), indem ich die Beziehungen aufdeckte, die auch zwischen dem Unbelebten, rein Kulturellen und auch Kosmischen und unserem „Ich“ bestehen. Jeder von uns ist eingeordnet in eine Biozönose, die hauptsächlich aus drei Faktoren zustande kommt: über unser Leben entscheidet die Natur, in der wir leben, die Kultur, aus der wir entsprungen sind, und die uns umgibt, und die Herkunft, deren wir uns rühmen, oder die wir zu verdecken trachten, wohl wissend, wie sehr sie unser wirkliches Sein prägt.

Dadurch ist jeder von uns der Teil eines Ganzen, demgegenüber er seine Einstellung finden muß. Denkt man über diesen Ganzheitsbegriff nach, so wird man sehr bald finden, daß wie ein wunderbarer Stufenbau immer wieder neue Ganzheiten die vorhandenen überragen und in sich schließen. Familie, Sippe, Volk, Rasse und so fort bis zur höchsten denkbaren Ganzheit: bis zu dem All, das uns umfängt mit ewiger Gesetzlichkeit und uns sogar eine „Harmonie mit dem Unendlichen“ zu suchen heißt, soll sich unser Menschentum ganz vollenden.

An diesem Punkte erstehen nun meinen Gedanken Bundesgenossen in der Reform der Geographie, welche diese ganz in meinen Biozönosebegriff und die „Welt meiner Ganzheiten“ einordnet.

Unter Führung eines deutschen Geographen, Ewald Banse in Braunschweig, haben sich eine Reihe der namhaftesten geographischen Forscher zusammengeschlossen, von denen hier nur die Professoren O. Nordenskjöld, A. Oppel, Willi Ule, Erich Zugmayer, Wilhelm Schjerning genannt seien, um eine neue Art von geographischer Betrachtung zu schaffen, welche kühn mit allem Herkömmlichen bricht und sicher der Ausgangspunkt einer ganz neuen Epoche der Erdbeschreibung, aber auch des Natur- und Kulturverständnisses sein wird. (E. Banse, Illustrierte Länderkunde. 7.—9. Tausend. Braunschweig, G. Westermann, 1922.) Darum muß auch jeder Gebildete davon Kenntnis nehmen.

Banse erfühlt sehr wohl, wenn auch noch nicht ganz klar, den Biozönosebegriff und versucht, in dem Integrationsbau der Biozönosen, in die wir Menschen eingeordnet sind, als Objekt der Geographie namentlich die eine Integrationsstufe herauszuarbeiten, die die geschichtlich gewordene Erdbeschreibung bisher als Erdteil unterschieden hat.

Es hat durchaus historische und oft recht unzulängliche Ursachen, warum man bisher fünf Erdteile, neuestens, unter Hinzurechnung der Arktis, manchmal sechs Kontinente unterschieden hat. Jedermann, der weltbereist war, hatte es längst empfunden, wie willkürlich und ungenau gezogen die Grenzen dieser Erdteile waren. Man war längst in Asien, wenn man, in Rußland reisend, noch tausend Kilometer vom sibirischen Grenzstein entfernt war; an den beiden Küsten des Roten Meeres hat keiner von uns einen Unterschied zwischen Asien und Afrika empfunden; dagegen war das Afrika des Sudan mit jeder Faser weltenweit unterschieden von dem Afrika der saharischen Einöden.

Hier setzt die Bansesche Reform ein. Endlich ist nun der Begriff eines „natürlichen Erdteiles“ geschaffen; nichts anderes ist er, als der einer bestimmten Biozönose, aus der heraus

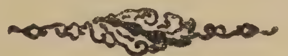
sich auch die natürlichen Rassen und Völker sonderten. Es ist nicht Willkür und Zufall, daß die Sudanneger eine andere Rasse sind als die Berber (Libuberber nennt sie Banse) des Mittelmeerrandes; ihre gesamte Umwelt ist ebenso anders, und die Grenze zwischen den Urwäldern des Sudans und den Fels- und Sandeinöden der Sahara ist die Grenze zweier natürlicher Erdteile, nämlich des Orients und des Negerlandes, für das Banse die Bezeichnung Nigritien wählt.

Und so unterscheidet er fünfzehn Erdteile von Naturrechtes wegen; wir würden sagen: die neue Geographie versucht fünfzehn biozönotische Kreise, jede mit ihrer Sondernatur und Sonderkultur, aufzustellen und dadurch endlich Verständnis in das Chaos des geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Geschehens der Menschheit zu bringen.

Diese fünfzehn Erdteile sind Europa, das aber seine Grenze (welch wohltätige Überzeugung! man atmet förmlich auf!) an Rußland findet, das zu Groß-Sibirien gehört. Dann Orient von den Säulen des Herkules bis an die indische Grenze reichend; Indien vom Indus bis Celebes; ferner Mongolien und Ostasien (ein längst geschaffener natürlicher Begriff). Neuguinea, Australien und die Inseln des Korallenmeeres sind eine Natur und Kultur als Groß-Australien. Dagegen zerfällt Amerika in fünf natürliche Erdteile, von denen „Amerika mit den Vereinigten Staaten und Kanada bis zur großen Gebirgskette im Osten zusammenfällt. Was östlich davon ist, heißt Kordilleria, als Erdteil von eigener Prägung. Eine Welt für sich ist dagegen Mittelamerika mit Kuba und Jamaika. Und in Südamerika trennen die Anden auch zwei Welten: Andina und Ost-Südamerika (das man wegen seines vorherrschenden Waldcharakters wohl Silvania nennen könnte). An den Polen aber starren schneebedeckt Arktis und Antarktis, die vielleicht vor der Kritik in eines verschmelzen werden.

So sieht der entscheidende Schritt der neuen Geographie aus, dessen Tragweite, wie schon geringes Nachdenken jedermann sagen wird, einfach unermeßlich ist. Natürlich sind sowohl über die Biozönose in Natur und Kultur, wie über die Banseschen Vorschläge viele Diskussionen möglich, aber auch nötig; aber gerade das ist ja das Leben des Geistes, und nie noch hat der Menschengeist gearbeitet, ohne daß es für der Menschen Geschlecht dauernde und segensreiche Früchte getragen hat.

Raoul H. Francé



Das Gleichgewicht im Haushalte des Lebens

In meiner Studie über „Das Geheimnis der Lebenszahlen" (Joh. Baum, Pfullingen 1920) deutete ich an, daß bereits den Pythagoräern die Anschauung eines einheitlichen, rhythmisch fließenden Lebens eigen war. Sie lehrten, daß das Absolute sich in zwei polarisierte Prinzipien spaltete und durch deren Wechselwirkung in Erscheinung trat.

Die neuesten biologischen Forschungen bestätigen diese Anschauung im wesentlichen, und ganz besonders war es Wilhelm Fließ, der die Doppelgeschlechtigkeit alles Lebendigen erkannte und schon in seinem grundlegenden Werke über den „Ablauf des Lebens" (F. Deuticke, Leipzig und Wien 1906) nachwies, daß alles Organische aus männlicher und weiblicher oder, wenn man anders sagen will, aus positiver und negativer Substanz aufgebaut ist, und daß in allen Lebenserscheinungen das Neben- und Durcheinander dieser beiden Substanzen deutlich zutage tritt.

Fließ fand auch, daß der Ablauf des Lebens nicht einem blinden Ungefähr gleicht, sondern daß alle Lebenserscheinungen in einem klar erkennbaren Rhythmus aufeinanderfolgen und ganz im Sinne der Pythagoräer nach Maß und Zahl geordnet sind.

Für die Grundschwingung der männlichen Substanz stellte er den Rhythmus von 23 Tagen, und für die weibliche Substanz den von 28 Tagen fest. Ebenso deutlich wie diese Grundschwingungen treten aber im Ablaufe der Lebenserscheinungen auch Perioden von 51 Tagen hervor als Zeugnis für das zeitweise ganz besonders innige Zusammenwirken männlicher und weiblicher Substanz, oder Perioden von 5 Tagen, als der Differenz zwischen beiden, ebenso schließlich Perioden von 17 Tagen, als dem Drittel aus der Summe beider. Daneben spielen die Vielfachen und ganz hervorragend die Potenzen dieser Perioden eine eindringliche Rolle; immer aber ist jeder Lebensabschnitt, auf eine Formel gebracht, die Auswirkung der 23tägigen und der 28tägigen Periode. So wurde unsere älteste Tochter geboren, als ihre Mutter 335×28 Tage alt war; meine Mutter gebar ihr erstes Kind in einem Alter von $5(23^2+28^2)+2\times 28^2+23+28+\frac{28}{4}$ Tagen; der Abstand zwischen unserer ältesten Tochter und ihrem Bruder beträgt 23^2+28^2 Tage. Sowohl $28^2+23\times 28$ Tage vor als auch nach dem Tode der Urgroßmutter erfolgte in der Familie Fließ eine Enkelgeburt. Und eine Gegenüberstellung von Lebensaltern berühmter Männer ergibt z. B. für

Goethe: $34\times 28\times 23-51\times 5^2+28^3-23^3-2\times 5^3$ Tage, für

Bismarck: $34\times 28\times 23+51\times 5^2+28^3-28\times 23^2+5^3$ Tage;

ihre Lebensdauer unterscheidet sich genau um 10×28 Tage. Um aber an einem Lebensbaume zu bleiben, erwähne ich, daß Prinz Karl, der Bruder Kaiser Wilhelms I., 29 791 Tage lebte, seine vor ihm geborene Schwester Prinzessin Friederike Auguste aber nur 167 Tage; der Unterschied der beiden Lebensalter beträgt genau $2\times 28\times 23^2$ Tage. In der Familie Wilhelms v. Humboldt betragen die Lebensalter der Mutter und ihrer acht Kinder zusammen $(23+28)^3+(28-23)^3+23^3$ Tage, in der Familie Friedrich Wilhelms III. aber waren Mutter und Kinder zusammen $3(23^3+28^3)+2\times 23+28^2+17\times 23^2$ Tage alt.

Diese unverkennbare Gesetzmäßigkeit kehrt so häufig wieder, daß sie als die Regel der Natur anerkannt werden muß, und wo wir Abweichungen begegnen, sind diese doch ebenso regelmäßig wie die harmonischen Rundungen.

Tieferes Eindringen in die Substanz- und Periodenforschung brachte Fließ auch zu der Erkenntnis, daß je eine Einheit der männlichen Substanz den gleichen biologischen Wert hat wie eine Einheit der weiblichen Substanz, und daß beide darum einander wechselweise vertreten. Häufig finden wir darum an Stelle einer erwarteten 23er Einheit eine 28er Einheit, und erst das daraus gewonnene Äquivalenzgesetz gewährt uns einen Einblick in die wundervolle Harmonie der Lebensläufe, so verschieden sie auch auf den ersten Blick erscheinen.

Die Beschäftigung mit solcher Forschung ist nun aber nicht nur eine reizvolle Spielerei. Sie gibt den mathematischen Beweis für die philosophisch längst geahnte Einheit des Lebens, läßt das menschliche Leben in seinen millionenfach verschiedenen Spielarten als Äußerungen eines großen, alle Einzelwesen umfassenden Organismus verstehen, dessen Teile alle von einer sie in gleichem Rhythmus durchpulsenden Kraft belebt und oft gegeneinander ausgespielt werden, und läßt erkennen, daß alles, was naturhaft geschieht, ein Spiel der Kräfte ist, die sich im Gleichgewicht befinden oder die bestrebt sind, dieses wiederherzustellen, wenn es durch irgendwelche einschneidenden Katastrophen vorübergehend verlorenging.

Auch der letzte große Krieg war eine solche Katastrophe. Er hat Millionen von Menschenopfern gefordert und wenn auch nicht ausschließlich, so doch in weit überwiegender Mehrzahl Männer, hat also aus dem Volks- und Menschheitsorganismus eine beträchtliche Menge männlicher Substanz herausgerissen, so daß das Gleichgewicht des Lebens bedroht ist oder doch gestört erscheint. Diese Anschauung ist alt, und es ist ja schon immer behauptet worden, daß die Natur nach großen Kriegen bald das deutliche Streben nach einem Ausgleich erkennen lasse, indem die Knabengeburten gegen die Vorzeit auffallend anstiegen.

Es dürfte wohl hinlänglich bekannt sein, daß nie ein zahlenmäßiges Gleichgewicht zwischen männlichen und weiblichen Individuen besteht, vielmehr ist immer eine Überzahl des weiblichen Geschlechtes aufgefallen. Dieser Beobachtung scheint die Tatsache entgegenzustehen, daß bereits seit dem Altertume ein Überwiegen der Knabengeburten festgestellt wurde, und zwar in dem Verhältnis 105: 100. Da dieses Verhältnis bis in die Neuzeit gleich geblieben ist und sich sogar im Pflanzenreiche wiederfindet, wie (nach Fließ „Vom Leben und vom Tod“, Eugen Diederichs, Jena 1916) Heyers Zählung beim Bingelkraut ergibt, so ist in diesem Verhältnis eine natürliche Regel- und Gesetzmäßigkeit zu erkennen; und dies um so mehr, als ja — wie ich in meiner Studie über „Das Problem der Verjüngung im Lichte spiritualistischer Biologie“ (Max Altmann, Leipzig 1923) darlegte — aus diesem Verhältnis eine Reihe der wichtigsten Lebenserscheinungen theoretisch abgeleitet werden können, genau so, wie das Leben sie bestätigend bietet. Wenn nun doch der männliche Anteil am Bevölkerungsstande geringer ist als der weibliche, so liegt dies daran, daß die männliche Sterblichkeit größer ist als die weibliche. Dennoch befindet sich im Volks- und Menschheitsorganismus die männliche und die weibliche Substanz im biologischen Gleichgewichte, d. h. die Energiemenge der einen entspricht der Energiemenge der anderen, wenn auch nicht in quantitativer Übereinstimmung, so doch der Intensität nach.

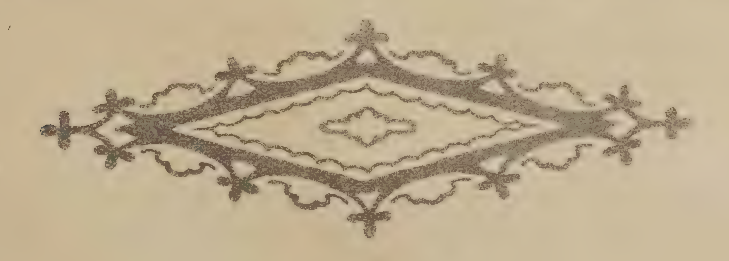
Hat nun der männermordende Krieg das biologische Gleichgewicht gestört, so müßte die alte Volksanschauung vom Geburtenausgleich recht haben. Nun bietet aber die neueste Statistik tatsächlich, nach Hartmanns Mitteilungen in der „Neuen Generation“, ein so deutlich sprechendes Material, daß man die Zugehörigkeit zu dem hier berührten Problem anerkennen muß.

Kamen z. B. in Bayern während der Jahre 1910—1917 noch durchschnittlich 106,2 Knaben auf 100 Mädchen, so stieg die Zahl der Knaben im Jahre 1918 auf 108,8 und betrug im Jahre 1919 wieder 108,5. In Preußen ist das Anschwellen allmählicher gewesen; denn da wiesen bereits die Jahre 1910—1915 den Durchschnitt von 106,2 auf, und bereits im Jahre 1916 stieg die Verhältniszahl auf 107,2, um bis 1919 auf 108,6 zu steigen. Noch auffallender ist die Zunahme der Knabengeburten in Sachsen, denn hier erreichte die Verhältniszahl schon im Jahre 1917 die Höhe von 108,2 und ging 1919 sogar bis auf 109,2.

Es ist also gegenüber der Vorkriegszeit eine stetige Zunahme der Knabengeburten unverkennbar. Ob sie noch weiter wächst, wissen wir nicht. Aber auch so, wie die Erscheinung sich jetzt bietet, genügt sie doch, um das Bestreben der Natur zu offenbaren, das Gleichgewicht im menschlichen Leben wiederherzustellen, ganz so, wie die Substanz- und Periodenforschung nach Fließ es theoretisch fordert.

Diese Feststellung erscheint mir eindringlich genug, um erneut die Aufmerksamkeit der Fachkreise zu erwecken.

Artur Grobe-Wutischky



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Paul Ernst

In der Oktober-Nummer des „Türmers" war die Einleitung von Paul Ernsts „Kaiserbuch" wiedergegeben — erstaunlich in ihrer Art für den Leser, dem der Dichter hierin zum erstenmal begegnete. Es ist ein gewisses Selbstgefühl und eine Bewußtheit des eigenen Werkes darin lebendig, wie es uns seit Lessing kaum mehr entgegentrat. Die Kühnheit des Wurfs liegt klar zutage; und dem wenigen nach, das uns über die Ausführung bekannt ist, wird Ernst uns Deutschen ein Werk schenken, das späteren Zeiten ein Eckstein des Aufbaus und ein Wahrzeichen der besten still wirkenden Kräfte unseres zertrümmerten Volkes erscheinen wird.

Daß Paul Ernst bisher nur einem beschränkten Kreis bekannt war, ist verständlich in einer Zeit, die einen Hauptmann noch ihren Besten nannte und in seiner Gestaltung der Kleinigkeiten sich selbst befriedigt wiederfand. Heute ist uns wenigstens eine Ahnung wahrer Kunst aufgedämmert; wir tasten umher — nach Ausländern: Hamsun, Rolland, Tagore. Den letzteren hat Lilienfein im „Türmer" ausgezeichnet umrissen; und ich möchte hier anknüpfen. Ernst ist mir der denkbar ausgeprägteste Gegensatz zu Tagore. Hier der weiblich-aufnehmende, dort der männlich-schaffende Dichter; der weiche Orientale, der eingewiegt in die großen Zusammenhänge schlummert, und der herbe Deutsche, unser Bruder, mit herrischem Geiste sich diese Zusammenhänge bildend.

Denn das ist ein Grundzug bei Paul Ernst: „Form" ist der eine große Gipfel in seinem Lebenswerk. Heraus aus der Dumpfheit unsrer Zeit in den Bannkreis strenger Geistigkeit! Nur hier ruht die Gewähr der Ewigkeit! Was ein Einzelner als solcher erlebte und errang, bleibt wertlos für seinen Bruder und Enkel, vergeht ohne Weiterwirkung für die Gesamtheit: aber Form ist das Bett, das diesen Fluß weiterzuleiten und nutzbar zu machen vermag für Volk und Menschheit. Form ist die Sprache, die das Unsagbare sagbar, die Vorgänge einer hohen Seele für eine große Gemeinschaft verständlich macht. Das Werk jedes wirklichen Dichters ist eine solche „Form", ebenso ganze Kulturperioden: Perikleïsches Athen, katholische Kirche, friederizianisches Preußen, immer die Ausstrahlung bedeutender, formbildender Menschen.

Aber noch ein anderes ist es, dem Ernsts Schaffen vorzüglich gilt: der Vorbedingung dieses Formens, eben jenem Unsagbaren: dem Erlebnis, der Offenbarung Gottes in Menschen höchster Art. Und wie er im Ringen um die Form der rücksichtslose Neuwerter, der „ewige Revolutionär" ist, der alte Götter wie Pflicht, Fortschritt, wirkliche Welt von ihren Sockeln stürzt, ist er hier der Gläubige im tiefsten Sinne, der Kämpfer für die Wahrheit, Keuschheit und Heiligkeit des seelischen Erlebens. Niemand ist ein tieferer Deuter des Paulusworts von der göttlichen Liebe, die höher ist als alle Wissenschaft.

Gewiß, es ist für uns Kinder einer aufgeregten Gegenwart nicht leicht, in das Innerste seiner stolzen, auf das Wesentliche gerichteten Persönlichkeit einzudringen und jene letzte Festigkeit ganz in uns aufzunehmen, die sein Werk adelt. Wem dies aber gelungen ist, der wird nicht ohne tiefe

Wirkung von ihm scheiden. Ich möchte neben seinen Novellen und Dramen vor allem auf seine schönen „Erdachten Gespräche“ (München, Georg Müller) hinweisen, die neben dem „Zusammenbruch des deutschen Idealismus“ (ebendort) sein Weltbild am reinsten wiedergeben, und die Hoffnung aussprechen, daß sein Kaiserbuch unter den Türmerlesern möglichst viele Subskribenten gefunden haben möge. Auch hier ist ein Schlachtfeld des besten Deutschtums, wo jeder Mitkämpfer erwünscht ist.

Walter Erich Schäfer



Deutsch-amerikanische Liederdichtung

Im vorigen Jahre brachte im „Türmer“ Karl Gundlach-St. Louis eine Skizze über „Deutsches Dichten in Amerika“. Darin hob er hervor, daß es vor allem das Lied sei, das dort drüben jenseits des großen Wassers seine urewigen Rhythmen ertönen lasse. Und das kann auch gar nicht anders sein, wenn man bedenkt, daß im fremden Lande aus Mangel an Bühnen, Zeitschriften, Verlagen sich kein eigentliches Deutsch-Schriftstellertum ausbilden konnte. Was aber dort aus der Innerlichkeit der Menschenbrust sich zur Gestaltung ringt, das muß echt sein; eben, weil es nur Gefühl, nur Deutsch ist.

Nachstehende Lieder, die ich im Laufe der Jahrzehnte sammelte, mögen zeigen, daß sie Anspruch auf künstlerische Bedeutung haben.

Natürlich ist es zunächst das Denken und Sehnen zum Vaterland, das den Träumer zum Dichter macht. Wie zieht es ihn im „Frühling“ nach Deutschland!

Nun stehen die Hecken wieder
Im schlohweißen Kleid,
Des Frühlings Vogellieder
Jauchzen weit und breit.

Die Wolken am Himmel schreiten
Alle heimatzu
In waldumwobne Weiten
Mit leichtbeschwingtem Schuh.

Das Haus dort auf dem Hügel,
Umbuscht vom Lorbeerbaum,
Träumt eben, es habe Flügel,
Zög' mit dem Wolkensaum.

Dornduft und Lerchensingen
Auf! tragt mich heimwärts —
Werft von den Zauberschwingen
Ab mein deutsches Herz,

Wenn ihr den Wald gesehen
Oder den Ackerrain,
Wo die tausend Blumen stehen
Und die blauen Vergißnichtmein ...

(Joh. Rother)

Auch Marta Schmidt kann das Bild ihrer Heimat nicht wieder vergessen. Mit einigen Strichen versteht sie einen „deutschen Hochsommermittag“ zu zeichnen:

Der Roggenfelder reife Pracht
Steht stumm in goldiggelben Halmen;
Die Wolken ziehen regungslos
Vorüber und wiegen im feuchten Schoß
Der Lerchen kühne Jubelpsalmen.

Nicht ferne eine Mühle dreht
Im Gleichschwung ihre müden Flügel —
O Heimatland! wie schön bist du,
Wenn so die Sommermittagsruh
Versonnen hockt am Hügel!

Auch ein Amerika-Müder läßt seine Stimme ertönen. Ihn zieht es mit tausend Banden aus der neuen Welt zur alten Heimat zurück. „Bald kehr' ich heim ...“ — das ist sein jauchzender Sehnsuchtsang:

Bald kehr' ich heim zu all den Gassen,
Um die mein ganzes Sein sich schmiegt,
In meinen frommen Sommergarten,
Der meines Herzens Traumstandarten
Hoch über Buchs und Rosen wiegt.

Bald schreit' ich wieder deine Wege;
Du knirschelst wieder, goldner Kies —
Ihr neigt euch gnädig, Weinlaubranken,
Winkt mir mit eurer Hand, der schlanken,
In mein verlornes Paradies.

Bald kehr' ich heim! — Noch ein paar Tage,
Dann — liebe, grüne Gittertür,
Schließ' fest dich hinter meinem Rücken,
Und laß ans alte Herz dich drücken . . .
Welt, lebe wohl! — Ich bleibe hier. (Reinhard Selbers)

Den Volkston, das ewige Lied von der Liebe Lust und Leid, treffen ein paar Verse. Sie sind eigentlich nichts als Musik und fordern geradezu heraus mitzusingen.

Morgenwunder.

Nun geh ich jeden Morgen
Vorbei an deinem Haus;
Dein Fenster ist geschlossen,
Du schaust niemals heraus.

Du liegst wohl noch im Traume,
Denkst einer Mondennacht,
Da süß die Wälder rauschten,
Das Glücke dir gelacht.

Vielleicht an meinem Herzen
Dein Kopf jetzt ruht und sinnt;
Vielleicht jauchzt du vor Sehnen
Und weinst gleich einem Kind . . .

So rauh ist heut' der Morgen —
Ein Reif fiel über Nacht,
Der hat die Wege alle
So weiß, so weiß gemacht,

Daß, wenn aus deinem Fenster
Du nach dem Wald wirst sehn,
Die traumesmüden Füße
Noch wie im Zauber gehn. (Joh. Rother)

Sehr musikalisch und feinsinnig ist das „Liebeslied“, das Alexander Wilhelm aus dem Französischen des Louis Tiercelin („La Bretagne qui chante“) in das geliebte Deutsch übertragen hat:

Ich schritt durch meinen Garten
Und bis ins Feld hinaus:
Ich wollte Blumen pflücken
Zu einem bunten Strauß.
Wohl fand ich eine Rose;
Nein — ich nahm deren zwei —
Sind beide für den Liebsten
Im Strauße mit dabei.

Ich fand der Blumen viele
An jedem Busch und Rain:
Pflückt' Lilien und Flieder
Und auch Vergißnichtmein.
Gab einen Kuß der schönsten;
Nein — ich gab deren zwei —
Es ist ja so viel Liebe
Für ihn, für ihn dabei!

Wie? — Auf den Blüten schimmert
Ein Tröpflein hell und rund?
Ist das ein Tau? — sind's Tränen
Aus meines Herzens Grund? —
Wohl weint' ich eine Träne;
Nein — 's waren ihrer zwei —
Ist in der Liebe eben
Ein Leid, ein Leid dabei . .

Neben einer großen Anzahl leichter, anspruchsloser Liebeständelei wiegt das balladeske Lied, das Joachim Oskar Seiler vertritt, schwer. Es schreitet düster, gepanzert — aber nie ohne Musik! — einher. Ganz eigenartig ist darin die Tonhaltung, wie das folgende „In der Nacht" beweisen soll. In den ersten drei Zeilen jubeln und perlen die Melodien so anmutig, so leicht. Es wird alles noch gut werden, wenn der bange Traum der Nacht vorüber sein wird, so schwingt der Rhythmus. Aber dann kommt die Disharmonie, der Mollakkord der letzten Zeile. Da klafft eine Wunde, die nicht wieder geschlossen werden kann.

Meine Liebe ist wieder aufgewacht
Tief, tief in meiner Hütte Nacht.
Nun klag' ich dich an, du stolzer Mann:
Was hast du mir so viel Leid getan?

Ich hab' dich geküßt so wild, so wild;
Mein Sehnen hab' ich an dir gestillt,
Mein Bangen, meine heiße, heiße Lust —
Was rissest das Herz du mir aus der Brust?

Da draußen am Fenster rüttelt der Wind,
Der schreckte vom Traume hart dein Kind.
Nun weint es und weint nach Vater und Brot —
Was stießest du uns in Hunger und Not?

Auf meinen Knieen klag' ich dich an!
Meine Liebe ruft dich, geliebter Mann!
Meine Liebe, die tief, tief in der Nacht
Am Bett deines Kindes wieder erwacht!

Die soll dich vertreiben von Herd und Weib —
Die soll dir zerreißen deinen falschen Leib!
Darf nimmer dir lassen Ruh und Grab
Bis auch dein Herz ich unter den Füßen hab'!

Ein Kapitel für sich — und zwar das allerschönste, -tiefste und -keuscheste — bilden die Gotteslieder der Deutschen im fremden Lande. Besonders hat dieses allen Deutschen gemeinsame Suchen nach Gott mit dem Schlusse des großen Kriegs eingesetzt. Das war der Zeitpunkt, da in Amerika die Besinnung begann. Auch bei diesen religiösen Sucherliedern scheint das Gefühl von der verschütteten Liebe zur Heimat beeinflußt worden zu sein. Viele von ihnen könnten in Deutschland geschrieben sein. Vor allem das folgende: „Gott am Abend" von Walter Stanger.

Vorüber lautlos glänzt der Fluß
Und gluckst bisweilen leise,
Als spräch' er still sein Nachtgebet,
Als säng' auf seine Weise

Er noch ein Lied zum Schlafengehn...
Der Duft der Wiesenblüten
Steigt würzig in den Himmel auf,
Den treu die Sterne hüten.

Da hebt der Nebel sich im Grund,
Verschlingt die Hand zum Tanze,
Da schließt der Baum die Augen zu
Und träumt vom Mondenglanze;

Von drüben stimmt die Nachtigall,
Füllt alles rings mit Singen — —
Da rührst du, Gott, mein Herze an
Und läßt es betend klingen ...

Marta Schmidt spürt dem Geheimnis Gottes nach und kommt zu folgender „Erkenntnis“:

In dieser milden Herbstnacht, sternenklar,
Durch die die wundersamsten Rhythmen schwingen,
Die bunten Blätter wehe Lieder singen,
Liegt dein Geheimnis, Gott, mir offenbar.

Die blaue Ferne funkelt's aus dem Tal
Und birgt in sich das köstliche Genesen,
Das hold durchdringen möchte alle Wesen,
Die irdisch irren noch in deinem Strahl.

Da sinkst du, Ew'ger, vor uns auf das Knie
Und legst vor unsre schwachen Erdenfüße
Als Teppich deiner Liebe Himmelsgrüße,
Die mich so trunken macht, ich weiß nicht wie!

Ich steh' in dir gesenkt wie diese Nacht,
Die um die Berge schlingt die blauen Schleier,
Und küsse deine Hand in stummer Feier
Und lausche deinem Worte, traumerwacht,

Und löse meine Seele ganz von mir
Und gleite über in dein eignes Wesen
Und fühle mich von allem Schein genesen —
Mir ist gleich Baum und Mensch, gleich Stein und Tier.

Wenn Marta Schmidt den Schleier des Gottgeheimnisses mehr gefühlsmäßig lüftet, so geht Joh. Rother, der Mann, dieser letzten Frage philisophisch zu Leibe. Hören wir, wie er das bange Rätsel löst:

Wohl zwischen Tag und Nacht liegt eine Stunde,
Der süßen Dämmerung entlehnt,
In der das Herz nach Mitternacht und Sonne
Mit dunklem Triebe gleich sich sehnt.

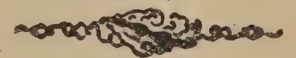
Noch zuckt der rote Tag am Horizonte,
Und schon bangt träumerisch die Nacht
Im Heckengang am wald'gen Wiesengrunde,
Daß sie der Sterne Glanz entfacht.

Dann schickt der Zeiten unsichtbare Meister
Ein Leuchten zu der Erde Bord,
Das heiß durchglüht dein ganzes Menschenwesen,
Es löst in himmlischem Akkord.

O fromme Stunde zwischen Welt und Leben,
Dem All und Ich — dem Sein und Grund,
In der dem Herzen wird auf Gnadenwegen
Das süße Gottgeheimnis kund!

Wo solche Lieder blühen, da kann's um deutsches Wesen nicht schlecht bestellt sein. Heil Deutschland in Amerika!

Oswald Richter



Ferdinand Staeger

Zu unserer Kunstbeilage

Liebevolle Freude an der bis ins kleinste belebten Natur: das ist ein Grundzug des Zeichners Ferdinand Staeger, der am 3. März 1880 im mährischen Städtchen Trebitsch geboren ist. Er ist ein österreichischer Landsmann und künstlerischer Verwandter des sinnigen Adalbert Stifter. Die Staegers stammen aus Iglau; Kunst ist in der Familie erblich. Der Knabe sollte sich erst der Weberei widmen, ist aber diesem Beruf nicht treu geblieben, obschon man sagen möchte, daß in seinen strichfeinen Radierungen ein filigranartiges Gewebe zarter und durchgeistigter Art an diese Anfänge erinnert.

Bei Staeger hat man sehr rasch den Eindruck: hier ist ein Könner, der das Technische seiner Kunst glänzend beherrscht. Dabei meinte man einst auf der Prager Kunstgewerbeschule, die er 1896 bezog, der Junge sei zwar eine malerische Natur, könne aber nicht zeichnen! Er ließ sich nicht beirren, sondern versenkte sich in die unerschöpflichen Zauber der Erscheinungswelt, wozu ja Prag mit seinen weltverlorenen Winkeln viel Anregung gab. Zwölf Jahre hat er in der altberühmten Stadt verbracht (mit Ausnahme eines etwa einjährigen Aufenthalts in Wien). Es ist möglich, daß die verträumten, fast schwermütigen Stimmungen daselbst einen Zug seines Wesens verstärkten. Aber Staeger legt sich, bei allem lyrisch-träumerischen Grundton, nicht auf eine bestimmte Note fest. Frühe schon für Zeitschriften und im Buchschmuck tätig, entfaltete er nach und nach einen großen Reichtum von Einfällen, mit denen er den Text schöpferisch umrankt. Die romantische Ader in ihm fühlt sich zu Uhland, Eichendorff, Mörike hingezogen. Bei diesem Buchschmuck hat er sich eine besondere, sehr subtile Strichmanier ausgebildet — neben der breiteren, volltönenden anderen Art, von der unser Bild „Andacht" ein Beispiel gibt —: eine Durcharbeitung, Durchäderung oder Durchästelung der Landschaft, die bis ins einzelne durchgefühlt und manchmal fast überfüllt scheint (man entsinne sich unsrer Bilder „Einsames Dörfchen" und „Begegnung"). Er ist darin mit einem andren echt deutschen Zeichner verwandt, mit Ludwig Richter, der neben einem Schwind und Führich wohl zu Staegers edelsten Ahnen gehört, ohne daß dabei unsres Künstlers Selbständigkeit beeinträchtigt wird.

In böhmischen und bayrischen Waldungen hat der Künstler, dem auch der Humor nicht fehlt, manche besinnliche Stimmung in sich eingesogen und mit sicherer Hand in Federzeichnungen wiedergegeben. Über die Art seiner Kunstausübung — daß er sich gern des Japanpapiers bedient, das zu Reproduktionszwecken sehr geeignet ist und das mit dem feinen, scharfen Stahl der englischen Lithographenfeder ungemein geschickt von ihm bearbeitet wird — soll hier weiter nichts gesagt werden. Auch beschränken wir uns in diesem kurzen Hinweis auf Staegers graphische Arbeiten.

Später haben die Münchener illustrierten Zeitschriften, obenan die „Jugend", mit dem Künstler engere Beziehungen angeknüpft, so daß er 1908 ganz in die Isarstadt übersiedelte. Den Feldzug hat er als österreichischer Landsturmoffizier mitgemacht und lebt jetzt in Obermenzing bei München.

Schattenbilder, Exlibris, Ernstes und Heiteres, Idyll und Ballade, Märchen und Menschenleben — Staegers Schwarzweißkunst scheint in ihrer Gedankenfülle und in ihren Ausdrucksmitteln unerschöpflich zu sein. Er schafft als durchaus deutscher Künstler aus Gemüt und Phantasie heraus, seine Stoffe mit untendenziöser Lebensweisheit durchsonnend und vergoldend und alle seine Gebilde mit Anmut überhauchend. Wir wünschen dem Künstler, der in vollem Schaffen steht, noch eine reiche Entwicklung. L.



Neue Musikliteratur

Der hundertste Todestag E. T. A. Hoffmanns hat manch gute Spezialliteratur über den vielseitigen Romantiker zutage gefördert, der kritisch, novellistisch und kompositorisch auch auf musikalischem Gebiet zu Bedeutung gelangt ist. Findet man darüber das Beste (von Erwin Kroll) in Fachzeitschriften, so ist doch auch die volkstümliche Literatur durch wertvolle Hoffmann-Beiträge bereichert worden. An erster Stelle nenne ich die von Dr A. Spemann sachverständig besorgte Sammlung von Hoffmanns „Musikalischen Dichtungen und Aufsätzen" (das bisher umfangreichste Bändchen von Engelhorns Musikalischen Volksbüchern), die an Vollständigkeit etwa die Mitte hält zwischen den beiden Istelschen Ausgaben (in „Bücher der Weisheit und Schönheit" und bei Bossert in Regensburg), gerade so inhaltreich, um alles den Laien Fesselnde zum Thema beizubringen, und doch geschickt das nur noch Historische kürzend; etwas mehr von Hoffmanns Beethovenschriften hätte man vielleicht noch gewünscht, ebenso den nachgelassenen Ausklang der Kreisleriana, doch wäre dann die Ausgabe, die auch noch die Novellen enthält, gewiß nicht so handlich und preiswert geworden. Weiter hat Hans v. Wolzogen, der hochverdiente Herausgeber der Baireuther Blätter, seine längst vergriffenen „Harmonien und Parallelen" zwischen Hoffmann und Wagner unter dem Titel „E. T. A. Hoffmann, der deutsche Geisterseher" im Rahmen der einst von R. Strauß bei Bard & Marquardt, jetzt von A. Seidl bei Linnemann herausgegebenen Sammlung „Die Musik" neu bearbeitet — eine auch außerhalb des eigentlichen Wagnerkreises sehr willkommene Gabe, werden doch bequem und mit vollendeter Sachkenntnis nicht nur die fast spielerisch anmutenden Jahreszahlenbeziehungen zwischen dem Bahnbereiter und dem höchsten Gipfel, ja Überwinder der romantischen Oper und ihren Weggefährten ausgebreitet, sondern man erhält auch eine fast erschöpfende Darstellung all dessen, was Wagner dem prächtigen Anreger ästhetisch zu verdanken gehabt hat. Die famosen Bildbeigaben, unter denen eine Zeichnung Hoffmanns zu seinen Phantasiestücken in Callots Manier den Beschauer durch ihre stille Dämonie gar nicht losläßt, und eine sehr sorgsame, bis zu den neuesten Erscheinungen fortschreitende Bibliographie verdienen besondere Hervorhebung.

Auch der ungemein vielseitige „Almanach der deutschen Musikbücherei" auf 1922 (Bossert, Regensburg) widmet dem Gedächtnis Hoffmanns mit drei Beiträgen den gebührenden Anteil, daneben werden schier alle Gebiete der Musik und Musikpflege mit trefflichen Aufsätzen, Gedichten, Bildern, Faksimilien bedacht, so daß der Musikfreund an der reizenden Gabe seine helle Freude haben wird; der Graphiker Hans Wildermann hat besonders schönen Schmuck beigefügt.

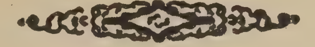
Von Karl Storck liegt in dritter Auflage seine Auswahl Beethovenscher Briefe vor (Verlag der Wuppertaler Druckerei, Elberfeld), die den glücklichen Gedanken verkörpert, die Briefe nach den Empfängern gruppenweise anzuordnen, so daß sich eine Reihe von fast novellistisch spannenden Freundschafts- und — Feindschaftsgeschichten ergibt. Unnötig zu sagen, daß in solchem Zusammenhange alles frisch und neu erscheint und kein unnützer Ballast mitgeführt wird. In der lebensvollen Einleitung wünschte man das Urteil über Thayer, den großen Beethovenbiographen, etwas weniger geringschätzig gehalten; die übrigen Ausführungen geben manch feine Beobachtung zum Briefschreiber und Menschen Beethoven, so daß das Büchlein lebhaft empfohlen werden kann.

Höchst zu loben sind die dünnen, schmucken Heftchen „Meister der Oper", die der Verlag Filser in Augsburg der minderbemittelten Menschheit im Auftrag des Bühnenvolksbundes zu geringstem Preise zur Verfügung stellt. Unter den bisher 16 Heften, die auch in schmuckem Gesamtkarton geliefert werden, und als Hauptmitarbeiter Karl Bleßinger, Hermann Roth, H. W. von Walthershausen zählen, finden sich wahre Meisterleistungen an Konzentration und

scharfer Erfassung des Wesentlichen. Themen wie C. M. v. Weber, Glucks Meisteroper, Beethovens Fidelio, R. Wagner, H. Pfitzner, Mozart als Bühnenkomponist, Lortzing und die komische Oper wird man nicht leicht besser und straffer dargelegt finden als hier. Höchst erfreulich!

Ebenfalls von München aus, wo ihr Verfasser als Direktor der Akademie der Tonkunst segensreich wirkt, kommt eine sehr willkommene Gabe, die sich gleichfalls völlig in den Dienst musikalischer Kulturausbreitung stellt: Siegmund v. Hauseggers „Betrachtungen zur Kunst“ (in Seidls Sammlung „Die Musik“). Der glänzende Dirigent und ausgezeichnete Tonsetzer führt eine beneidenswerte Feder und zeigt sich als ein klarer Denker in musicis, den man hierin vielleicht noch einmal neben seinen Vater stellen wird. Eine reine, von glühendem Idealismus beseelte Persönlichkeit stellt sich unserem dankbaren Blick. Ob er Autobiographisches erzählt oder für Baireuth ficht, den musikalischen Nationalsprachen bei den anderen so gut wie bei uns das Wort redet oder über die Reform der Konzertprogramme debattiert — noch in der kleinsten, ephemeren Rundfragenbeantwortung spürt man eine wundervoll gereifte Kultur und edle Lebensanschauung.

Dr. Hans Joachim Moser



Zu unserer Musikbeilage

Der 3. und 4. September 1857 waren für Weimar hohe Festtage. Am 3., dem hundertjährigen Geburtstag des Fürsten, wurde der Grundstein zum Karl-August-Denkmal auf dem Fürstenplatz gelegt, am 4. das Wielandstandbild und das Goethe- und Schillerdenkmal enthüllt. Auf die Bitte des Großherzogs Karl Alexander schrieb Franz Liszt zu einem für diesen Zweck geschaffenen Gedicht von Peter Cornelius („Weimars Volkslied“) diese Musik.

Friedrich Lienhard erweiterte nun das Lied zu einem „Thüringer Festgesang“. Er möchte Deutschland scharen um die schaffenden Grundkräfte unsrer Seele, die im Herzen des Reiches — in den Namen Wartburg und Weimar — verkörpert sind.

Da die Lisztsche Komposition vergriffen ist, wird manchem dieser Neudruck mit neuem Text willkommen sein. Der Türmer-Verlag gibt ihn auch als Sonderdruck heraus.

Eine besondere Vertonung des Lienhardschen Liedes schuf Curt Thiem (op. 14, Nr. 1), Verlag F. W. Gadow & Sohn, Hildburghausen i. Thür.), auf die wir hiermit hinweisen.

W. Leonhardt



Türmers Tagebuch

Nietzsche-Worte
Ruhrbesetzung · Deutschlands Einsamkeit
Das Doppelgesicht der Sozialdemokratie

An der Spitze dieses Heftes sprechen über den Wert des Leidens zwei Männer, die darum wissen: Meister Eckehart, der tiefste Mystiker des Mittelalters, und Gobineau, ein aristokratischer Denker der Neuzeit. Ihnen läßt sich ein Dritter hinzufügen, der bezüglich der Höher-Züchtungskraft des Leidens Erfahrung hat: Friedrich Nietzsche. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat, in einem besondren Büchlein, „Nietzsche-Worte über Staaten und Völker" soeben zusammengestellt (Leipzig, Kröner). Darin spricht dieser Heroiker über den Typus seiner guten Jünger:

> „Solchen Menschen, welche mich etwas angehen, wünsche ich Leiden, Verlassenheit, Krankheit, Mißhandlung, Entwürdigung — ich wünsche, daß ihnen die tiefe Selbstverachtung, die Marter des Mißtrauens gegen sich, das Elend des Überwundenen nicht unbekannt bleibt; ich habe kein Mitleid mit ihnen, weil ich ihnen das einzige wünsche, was heute beweisen kann, ob einer Wert hat oder nicht: — daß er standhält."

Und er fügt an andrer Stelle hinzu:

> „Die Zucht des Leidens, des großen Leidens — wißt ihr nicht, daß nur diese Zucht alle Erhöhungen des Menschen bisher geschaffen hat?"

Wir vergessen freilich nicht, daß Nietzsche vom geniehaltigen Menschen spricht, aus dem das Leid Funken zu hämmern vermag. Denn aus schlechtem Stoff wird der Meißel des Schicksals nichts herausgestalten. Somit ist der Hämmerer Leid zugleich ein Prüfender, ein Sucher und Versucher: wie weit in uns Flammen stecken, Gegenkräfte, die das Leid fruchtbar und den Menschen schöpferisch machen.

In einem dritten Worte spricht Nietzsche das deutlich aus:

> „Eine volle und mächtige Seele wird nicht nur mit schmerzhaften, selbst furchtbaren Verlusten, Entbehrungen, Beraubungen, Verachtungen fertig: sie kommt aus solchen Höllen mit größerer Fülle und Mächtigkeit heraus: und, um das Wesentlichste zu sagen, mit einem neuen Wachstum in der Seligkeit der Liebe."

Man wende nun diese drei Aussprüche auf unser deutsches Volk an! Und man wird wissen, was wir vom Ruhrzug der Franzosen und seinen Wirkungen erwarten.

* * *

Wir, die wir für ein Reich Gottes der Weisheit, Schönheit, Liebe zu wirken Sendung in uns fühlen, stehen auch solchen äußeren Geschehnissen etwas anders gegenüber als die Mehrheit, die sich mit den ersten Gefühlen etwa der Entrüstung oder des Jubels begnügt. Wir teilen zwar diese elementare Stellungnahme bis zu hohem Grade. Aber dahinter wartet bereits der höhere Gesichtspunkt. Wie weit wird unser Volk, wie weit die Menschheit durch all dies gesteigert, gefördert, zur Lebenserhöhung gezwungen?

Die schwerbewaffneten Franzosen marschieren an die deutsche Ruhr. Der Vertrag von Versailles, ohne rauschenden Einzug durch das Brandenburger Tor, ohne ein zerstückeltes Reich, hat Paris nicht befriedigt. Das Reich hat Stand gehalten. Nun holt man etwas nach, was sich seit Versailles in der französischen Seele angestaut hat. Sie fürchten und hassen uns; sie nehmen als selbstverständlich an, daß wir „böswillig" nicht zahlen. Sie werfen sich als Hüter heiliger Vertragsrechte auf und brandmarken uns „Boches" zum zweiten Male — wie gegenüber Belgien 1914 — als Vertragsbrecher, denen man mit „Strafexpeditionen" Achtung vor unterschriebenen Verträgen beibringen müsse.

Das ist der französische Standpunkt. Er wird vertreten und verbreitet von einer hemmungslos hetzenden Presse. Der Gedanke der Völkerversöhnung hat dort nicht den leisesten Fortschritt gemacht.

Wir Deutschen leiden; wir sind wehrlos und entwürdigt. Aber wir danken Poincaré. Er schmiedet uns nur um so mehr zusammen. Wir werden eine noch fester zusammenhaltende Notgemeinschaft. Die Franzosen haben nicht erwartet, daß unser Reich so stark seine Einheit betonen werde, daß wir so gar nicht bereit seien, in Kleinstaaten und feindliche Schichten auseinanderzufallen!

Wohlan, das ist eine trostvolle Erfahrung. Die Kleinstaaterei kehrt nicht wieder. Es will sich trotz alledem ein Großdeutschland formen, jenseits des verstandesmäßigen Bewußtseins, elementar, aus Not und Werdedrang heraus. Und die Nationen unsres Kontinents werden sich einst zu Vereinigten Staaten von Europa zusammenfinden, des sind wir gewiß, wenn der Nationalismus endlich ruhigere Formen angenommen hat. Einstweilen ist das keltisch-gallische Frankreich noch der anspornende Mephisto des deutschen Faust: jener Mephisto, der doch zuletzt das Gute schafft, auch wenn er, wie jetzt, das Böse will. Diese unbefriedigten, unruhigen Franzosen treiben die Entwicklung weiter, treiben sie hoffentlich zu Ende. Die Lawine ist im Rollen. Niemand weiß, wo sie enden wird. Eben erfolgt der Einbruch in Baden. Was noch? Aber so viel sehen wir immerhin: wir sind nicht mehr die Deutschen von 1918.

Das Abschneiden aller Kohlenzufuhr läuft in der Wirkung auf eine neue Hungerblockade hinaus. Dies ist das allererbärmlichste Kriegsmittel, erbärmlicher als Giftgase oder Städtezerstörung: weil es Kinder, Frauen und Greise am schwersten trifft. Die Engländer haben sich schon im Burenkrieg mit dieser Schande beladen; im Weltkrieg haben die Verbündeten ihre Kampfweise in noch viel größerem Umfange dadurch verunehrt. Welch ein Geschrei erhebt man dort über unsre angeblich barbarischen Zerstörungen! Man lese das Heft der Münchener „Süddeutschen Monatshefte", das unter dem Titel „Wer hat zerstört?" mit 361 photographischen Aufnahmen

diese Lügen und Übertreibungen an den Pranger stellt! Aber die stillere Form von planmäßiger Ermordung unserer unterernährten Kinder? Wer spricht dort davon? So trinken die Franzosen jetzt im Ruhrgebiet unsren Kindern die Milch weg und belegen Schulen und zahlreiche andre Wohnräume rücksichtslos, die bereits schwer leidende Bevölkerung noch mehr zusammendrängend und zur Fron zwingend. Unsre Versklavung ist augenscheinlich.

Und nicht minder augenscheinlich ist unsre ungeheure Einsamkeit. Vergiß das nie, deutsche Jugend! England und Amerika sehen schweigend zu, wie ein bis an die Zähne bewaffnetes Volk mit Wehrlosen umgeht. Kein Zug von ritterlichem Aufflammen in diesen Zuschauern! Alles Edle in der Menschheit scheint einem verächtlichen Utilitarismus, einer Vorteilspolitik, einem Schachergeist erlegen zu sein. Das bereits abebbende Gift des Völkerhasses wird von Poincarés Leuten aufs neue emporgepeitscht.

Man hoffe vor allem nichts von Amerika! Man schreibt mir soeben aus Kreisen, die dort Bescheid wissen, „trostlose Nachrichten". „Die Deutsch-Amerikaner leiden neue brennende Qualen. Die American-Legion feiert den französischen Raubzug ‚als Sieg des Rechts' und behandelt dementsprechend alles Deutsch-Verdächtige drüben. Bestenfalls Gleichgültigkeit! Bei den ‚höchsten' Stellen Hohnlachen über ‚gewisse radikale Blätter', die Deutschland zu rechtfertigen suchen, die aber überhaupt nichts bedeuten!"...

Wir lehnen jede Verantwortung für die Folgen ab. Unsre „Erfüllungspolitiker" wollten bis zum Äußersten erfüllen. Am guten Willen der Sozialdemokraten und Demokraten, die diesen Standpunkt vertreten — heute noch, wie der „Vorwärts" betont — zweifelt in Deutschland niemand. Aber viele von uns bezweifelten von vornherein aufs stärkste, ob wir all das Versprochene erfüllen können. Nun haben wir die Bescherung!

* * *

Wie stellt sich zu alldem die stets erfüllungswillige Sozialdemokratie?

Sie steht unverkennbar in einem inneren Zwiespalt, der in den Artikeln z. B. des „Vorwärts" bezeichnend zum Ausdruck kommt. Einerseits hält sie am „Klassenkampf" noch alter Parteilehre fest; andrerseits aber muß sie, unter dem Zwang der Verhältnisse, den Kampf an der Ruhr als einen wesentlich nationalen Kampf anerkennen. Denn Frankreich vergewaltigt dort in gleichem Maße Arbeitnehmer wie Arbeitgeber, weil beides Deutsche sind, und eben als Deutsche. Nun besinnt sich die deutsche Sozialdemokratie, unter der Wucht der Tatsachen, langsam auf ihre deutsch umgrenzte — nicht internationale — Pflicht.

Unter den sozialdemokratischen Blättern, die hierin vorangehen, ist der tüchtig geleitete „Firn" an erster Stelle zu nennen. Er redet (4. Jahrg., Heft 7) seinen Genossen folgendermaßen ins Gewissen:

„Dies alles anerkannt, haben sich aber auch die Arbeiterparteien der Größe der politischen Aufgaben nach der Revolution nicht gewachsen gezeigt. Es muß ihnen als ein schlimmer Fehler angekreidet werden, daß sie die Wahrnehmung nationaler Interessen, besonders die Agitation gegen die Belastung Deutschlands mit der Schuld am Kriegsausbruch, im wesentlichen deutsch-

nationalen Politikern überlassen haben. Die ‚Denkschrift‘ des Parteivorstandes an die ‚Internationale‘, das jeder außenpolitischen Einsicht spottende Verhalten der deutschen Delegation auf dem Genfer internationalen Kongreß im Jahre 1920, auf dem die berüchtigte Selbstbeschuldigungs-Entschließung mit deutschen Stimmen angenommen wurde, sind nur ein paar der unbegreiflichsten Verstöße gegen eine zweckbewußte deutsche Politik, wie sie auch vom sozialdemokratischen Standpunkt als notwendig hätte erkannt werden müssen. Von verheerenderer Wirkung war womöglich noch das unverantwortliche Treiben der Politikaster vom Schlage der Kautsky, Bernstein, Adolf Braun, Crispien, — von den Wahnsinnsakten der Kommunisten ganz abgesehen. Daß die sozialdemokratische Partei die oben Genannten nicht von sich abschüttelt, ja, daß sie Einzelnen sogar Plätze im Parteivorstande zugewiesen, hat die Partei mit dem Odium der nationalen Unzuverlässigkeit belastet. Wie schwer dies aber heute wiegt, dafür ist die rückläufige Bewegung unserer Wahlstimmen seit der ersten Wahl nach der Revolution der bündigste Beweis.

Es stellt sich also heraus, daß die Stellung der Sozialdemokratie zu den Fragen der nationalen Existenz auch vom reinen Parteistandpunkt verfehlt gewesen ist.

So ist die Bilanz der deutschen Politik an der Schwelle des neuen Jahres eine keineswegs erfreuliche. Ob die Not der Zeit das deutsch-germanische Volk über alle Selbstsüchte und Eigenbrötelei hinweg noch einmal zu der Abwehr-Einheit kommen lassen wird, in der dieses Volk auch heute noch unüberwindlich ist, — das ist die andere Frage, von der womöglich noch mehr abhängt, als von den oben aufgeworfenen Fragen. Es ist ein furchtbares Verhängnis, daß dieses hochbegabte, auch heute noch auf höchster sittlicher Stufe stehende Volk in ganz klaren und selbstverständlichen Dingen sich nicht einig werden kann und der Welt immer wieder den alten Satz beweist, daß der Germane immer nur durch sich selbst besiegt und unterdrückt wird. Wenn von einer deutschen Schuld gesprochen werden kann, dann liegt sie hier, liegt sie darin, daß sich dieses wertvollste Volk der Welt in nationalem Selbstgefühl und in der Kampfbereitschaft um sein Bestehen selbst von primitivsten Völkern übertreffen läßt.

Mit dieser Schuld belastet, geht Deutschland in das unerforschte Land des neuen Jahres. Mögen sich alle Gutgesinnten einig finden in dem Willen, endlich die friedliche Front der nationalen Abwehr gegen Unterdrückung und Vergewaltigung zu schließen!“

So schrieb der Herausgeber des „Firn“ um die Jahreswende. Und wenige Wochen danach war ja dann an der Ruhr der Anlaß gegeben, die „friedliche Front der nationalen Abwehr gegen Unterdrückung und Vergewaltigung zu schließen“.

Unter dem Gesichtspunkt des Kampfes gegen Unrecht und Unterdrückung unterstützt denn auch der „Vorwärts“ kräftig die Abwehr gegen den Raubzug der Franzosen. Es ist hocherfreulich, gegenüber der drohenden Isolierung des Ruhrgebietes eine Sorge um die Reichseinheit festzustellen (Leitartikel vom 26. Januar):

„Was das bedeutet, darüber möge man sich im Inland und Ausland nicht täuschen. Es geht um die Zertrümmerung der deutschen Republik, um die Aufteilung Deutschlands in zwei oder drei nur noch ganz lose zusammen-

hängende Teile. Die deutsche Einheit hat ihre wirtschaftliche Wurzel im Deutschen Zollverein; was Frankreich plant, das wirft Deutschland zurück hinter einen Zustand, der nicht erst mit der Gründung des Kaiserreichs, sondern schon viel früher erreicht worden war. Ein Staat, der in verschiedene Zollgebiete zerfällt, hört auf, ein einheitlicher Staat, d. h. eigentlich überhaupt noch ein Staat zu sein.

Rheinlande und Ruhrrevier sollen militärisch, politisch und wirtschaftlich unter die Macht Frankreichs gestellt werden. Zurückbleiben soll von Deutschland ein ohnmächtiger Rest, der wehrlos weiteren Invasionen ausgesetzt ist. Ob dieser Reststaat seinen Bestand und seine innere Einheit behaupten könnte, muß angesichts der bekannten bayerischen Tendenzen bezweifelt werden. Die Gefahr des Reichszerfalls ist also in drohende Nähe gerückt.

Angesichts des heldenmütigen Widerstandes, den das arbeitende Volk an der Ruhr seinen Bedrängern leistet, besteht kein Grund, die Zukunft verloren zu geben. Aber auf die Größe der unmittelbar drohenden Gefahr muß mit aller Schärfe hingewiesen werden. Man muß wissen, woran man ist. Die sozialdemokratische Arbeiterschaft hat sich stets als Vorkämpfer der Reichseinheit betätigt, weil sie weiß, daß der Zerfall Deutschlands in mehrere Teilstaaten ein Stadium reaktionärer Entwicklung von ganz unabsehbarer Tragweite darstellt. Dieser Zerfall bedeutet nicht nur eine weitere Verelendung der deutschen arbeitenden Massen in einem kaum vorstellbaren Ausmaß, er bedeutet auch die Versperrung jedes Auswegs, er bedeutet, daß Deutschland die Möglichkeit verliert, als Kraftzentrum einer demokratisch sozial vorbildlichen Entwicklung in die Welt hinaus zu wirken.

Gelingt es dem französischen Imperialismus, sein ungeheures Verbrechen zu vollenden, dann schreitet die im Osten begonnene Balkanisierung nach dem Herzen unseres Erdteils fort, die Zerrissenheit wird grenzenlos, die Schärfe der nationalen Gegensätze steigert sich zum Wahnsinn und bedroht jede sozial aufbauende Bewegung mit Unfruchtbarkeit und zeitweiligem Untergang."

So legt das führende Blatt der „internationalen Sozialdemokratie" seine nationale Sorge dar. Wir lesen das mit Vergnügen und etlichem Erstaunen; besonders daß sich „die sozialdemokratische Arbeiterschaft stets als Vorkämpfer der Reichseinheit betätigt hat". Nun, durchaus national ist also diese Sorge: Sorge um den Reichsbestand — nicht nur um Wohl und Wehe des internationalen Proletariats, etwa französischer oder belgischer Arbeiter. Wir wiederholen: auch die Sozialdemokratie — aus deren Partei unser Reichspräsident und zahlreiche hohe Posten genommen sind — betont den notwendigen Kampf um die Reichseinheit. Daneben aber läuft die andere Linie, die besonders Breitscheid festhält: es ist zugleich ein Kampf gegen die „Ausdehnungsbestrebungen des französischen Kapitalismus" — und gegen den Kapitalismus überhaupt. In einer Auseinandersetzung mit dem Franzosen Millet („L'Europe nouvelle") sagt dieser Vertreter des deutschen Sozialismus:

„Der deutsche Sozialdemokrat kämpft gegen den deutschen Kapitalismus; aber er verwirft mit nicht geringerer Energie die Ausdehnungsbestrebungen des französischen Kapitalismus. Und der deutsche Bergarbeiter, der sich weigern würde, unter

der Kontrolle deutschen Militärs zu arbeiten, empört sich noch weit mehr gegen jeden Eingriff französischer Bajonette in das eigene Wirtschaftsleben."

Derselbe Breitscheid lehnte an andrer Stelle jede „Einheitsfront" mit national gesinnten Deutschen auch im Ruhrkampf ab: weil die Abwehr der Arbeiter „von andren Voraussetzungen" ausgehe!

Man beachte diesen wichtigen Punkt! Ein Haus brennt, ein Haus, in dem Bürger und Arbeiter, reich und arm, politische Meinungen jeder Richtung miteinander wohnen; alles bildet eine Kette, reicht die Eimer, hilft löschen — nur einige „Unabhängige" lehnen einheitliche Abwehr ab, weil sie „von andren Voraussetzungen aus" der gemeinsamen Not gegenüberstehen! Ist es nicht typisch?! Arbeitgeber und Arbeitnehmer — beide, ja jene noch mehr — werden an der Ruhr drangsaliert: aber nur ja die Unterschiede festhalten! „Die Arbeiterschaft wird keinen Augenblick vergessen, was zwischen ihr und dem deutschen Kapitalismus steht" („Vorwärts", 25. Jan.): das wird immer wieder eingestreut! „Die Arbeiterbewegung ist nicht stark genug, um den französischen Imperialismus und den deutschen Kapitalismus mit einemmal schlagen zu können; sie muß im Kampf gegen den einen Gegner, den stärksten und im Augenblick weitaus brutalsten, die Feuerprobe bestehen, wenn sie sich später mit Aussicht auf Erfolg gegen den andern wenden will" (!).

So zu lesen im Leitaufsatz desselben „Vorwärts" (25. Jan.), der zu gleicher Zeit so leidenschaftlich für die „Reichseinheit" (also mit Einschluß der Kapitalisten) besorgt ist! Also, deutsche Arbeiter, jubelt ja nicht euren Führern, den Thyssen und all den andren Charakterköpfen zu! Wenn ihr mit den französischen Kapitalisten fertig seid, geht's diesen deutschen an den Kragen, die jetzt eure Kampfgenossen sind! Schöne Ethik, nicht wahr?!

In der Jugendbeilage desselben Blattes („Jugend-Vorwärts", 2. Febr.) wird dieser Zwiespalt gradezu sinnfällig nebeneinandergestellt. Da steht obenan ein Aufsatz „Von unsrer Not" (Walter Spengler) mit folgenden vaterländischen Tönen:

„... Dann steht vor unserem geistigen Auge mit Flammenschrift ein einziges Wort: Versailles. In diesem Wort klingt die Trauer um Elsaß-Lothringen, um Eupen-Malmedy, um die geraubten Teile Ost- und Westpreußens, um das abgetretene Schleswig, klingen die Leiden des Rheinlandes und des Saargebietes, des Memellandes, Oberschlesiens, Posens und Danzigs. Man hat uns die gesamte Handelsflotte genommen, die Zinkbergwerke Oberschlesiens, die Saargruben auf 99 Jahre, die Viehherden wurden gelichtet, ganze Wälder wurden niedergeschlagen. Wehrlos, machtlos stehen wir dem allem gegenüber. Wir müssen erdulden, wie man im Rheinlande Landesverräter, von deutschen Gerichten verurteilt, seitens der französischen Behörden wieder freiläßt, wir müssen erdulden, wie man deutsche Einwohner aus den besetzten und geraubten Gebieten wie Verräter davonjagt. Das alles aber heißt: Frieden..."

Und gleich unter diesen wuchtig festgestellten Tatsachen schreibt ein Otto Lamm unter dem Titel „Volksgemeinschaft?" (mit Fragezeichen!) folgendes Gegenstück:

„Eine nationalistische Welle geht durch unser Volk. Sie wird veranlaßt durch die Gewalttaten des französisch-belgischen Militarismus. Diese Taten rufen die

chauvinistischen und kapitalistischen Instinkte gewisser deutscher Volkskreise wach, die durch ihre unüberlegten Taten das denkbar größte Unheil anrichten, wenn ihnen nicht rechtzeitig entgegengetreten wird. Die nationalistische Leidenschaft wird, wenn ihr nicht bald das Handwerk gelegt wird, den Untergang des deutschen Volkes, zum mindesten der deutschen Republik zur Folge haben. Angesichts der Tatsache, daß militaristische und kapitalistische Gewalten die Existenz des deutschen Volkes bedrohen, blasen gewisse Elemente zur Einigkeit, zur Volksgemeinschaft [!]. Besonders die Jugend soll mit diesen Worten eingefangen werden. Unter der Parole ‚Gegen Versailles' soll eine Volksgemeinschaft gegründet werden. Es ist bezeichnend für das deutsche Volk, daß dauernd über den Friedensvertrag und seine Folgen geredet wird, daß man aber kein Wort darüber verliert, was vor diesem Friedensvertrag gewesen ist bzw. welche Ursachen der Friedensvertrag hat. Man tut gerade so, als wenn die Geschichte erst seit dem Abschluß des Versailler Vertrags datiert. Es ist deshalb angebracht, einmal darauf hinzuweisen, daß der Friedensvertrag nur eine Folge jenes Krieges war, an dem auch die damaligen deutschen Gewalthaber durchaus nicht unschuldig sind, und an dessen Ausbruch der deutsche Militarismus und deutsche Kapitalismus ihr gerüttelt Maß Schuld haben. Es dürfte ferner auch angebracht sein, sich gerade im gegenwärtigen Moment einmal die Taten des deutschen Militarismus, die er im Kriege vollbracht hat, vor Augen zu halten. Als im Jahre 1918 die deutschen Heere Frankreich verlassen mußten, war der größte Teil des ehemaligen besetzten Gebietes zu einer Wüste geworden. Vor allen Dingen das Industriegebiet war vollkommen zerstört. Die Bergwerke wurden ohne militärische Notwendigkeit unter Wasser gesetzt und sind deshalb für unabsehbare Zeit unbrauchbar. Maschinen wurden zerstückelt, Hunderttausende von Wohnhäusern in Schutt und Asche gelegt, die letzten Reste der Vegetation vollständig zerstört. Unter den Folgen des deutschen Militarismus muß jetzt das deutsche Volk leiden..."

So schreibt derselbe „Vorwärts" nicht nur einmal und nicht nur an dieser Stelle! So besorgt er die Geschäfte Poincarés. Könnten diese Sätze nicht an der Spitze einer französischen Tageszeitung stehen?! Die „Kreuzzeitung" benutzt denn auch einen solchen Anlaß, unter der Überschrift „Quertreiber" ihrem Zorn Luft zu machen. „Die Sozialdemokratie steht unter der kommunistischen Hetzpeitsche", beginnt sie und fährt dann fort (15. Jan.):

„Dessen ist der Sonntagsartikel des ‚Vorwärts' ein nur zu beredtes Zeugnis. Da wird in dieser Stunde, die doch nach nationaler Geschlossenheit geradezu schreit, boshaft und verleumderisch gegen die Parteien der Rechten vorgegangen. Das sozialdemokratische Blatt macht ihnen den Vorwurf, daß sie bis in die jüngste Zeit den Glaubenssatz vertreten hätten, daß allein die Macht Recht schaffe. Das erklären wir, solange uns das Blatt nicht sagt, welche Partei und wo sie das getan hätte, für eine nichtswürdige Lüge. Nicht, daß allein die Macht Recht schaffe, sondern daß allein die Macht das Recht sichere, ist der Glaubenssatz, der von den Rechtsparteien vertreten wird, und der allerdings, wie uns scheint, durch die Erfahrung des Tages wieder einmal aufs nachhaltigste als zutreffend erwiesen wird. Insbesondere wir Deutschnationalen haben durchaus das reine Gewissen,

das der ‚Vorwärts' uns abstreiten möchte, womit wir freilich nicht behaupten wollen, daß unsere Auffassung vom internationalen Recht und der internationalen Moral sich mit der sozialdemokratischen deckt. Diese pflegt nämlich derart zu sein, daß dabei das eigene Land der Regel nach ins Unrecht gesetzt wird, wie der ‚Vorwärts' denn auch jetzt wieder Herrn Poincaré entlastet, indem er davon spricht, daß seinerzeit die Gewaltpolitik im Deutschen Reich zum guten Ton gehört habe — das hat sie allerdings, nämlich die Gewaltpolitik, die das Recht und die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes schützte. Der ‚Vorwärts' scheut sich auch nicht, Herrn Poincaré weiterhin dadurch zu entlasten, daß er von der ‚deutschnationalen Kriegspartei' spricht. Welch ein Tor wäre der französische Ministerpräsident, wenn er sich ein solches ‚Eingeständnis' als Glanzstück seiner nächsten Kammerrede entgehen ließe! Demgegenüber wiegen Anwürfe wie die der Steuerdrückebergerei und ähnliche verhältnismäßig leicht, so gehässig sie an sich sind und so peinlich sie eine sich ihrer Verantwortung bewußte Partei wenigstens im jetzigen Augenblicke vermeiden würde..."

Wir müssen in dieser Hinsicht, als parteilos Deutsche, der „Kreuzzeitung" rückhaltlos beistimmen.

* * *

Die dauernde Doppelkampfstellung des „Vorwärts" gegen Konservatismus und gegen Kommunismus gehört zum eisernen Bestand der dortigen täglichen Schriftleitungspflichten. Aber es handelt sich jetzt um mehr. Es handelt sich — wie auch der Sozialdemokrat Bernhard Rausch in der „Neuen Zeit" vortrefflich ausführt („Innere Wandlungen der Sozialdemokratie", 25. Jan.), um „einen deutlich spürbaren Umwandlungsprozeß".

Auch diese wichtigen Äußerungen laufen genau auf dasselbe hinaus wie die Mahnungen seines Parteigenossen im „Firn". Rausch meint mit Recht, zunächst partei-egoistisch, daß die „Anziehungskraft" der Partei wachsen muß, „wenn sie die ihr im Interesse der werktätigen Massen des Volkes gestellten Aufgaben in praktischer politisch-parlamentarischer Arbeit erfüllt und den die Volksmassen erfüllenden nationalen Selbsterhaltungstrieb kräftig zur Geltung bringt". Freilich seien jetzt manche Funktionäre noch in den „berufsmäßig gepflegten Traditionen einer überlebten Taktik" eingewurzelt, aber er weist auf Stimmen hin, die eine „Zuwendung zu den politischen Realitäten" bedeuten, und fährt dann fort:

„Zu den Gebieten, auf denen die Veränderung der Staatsgrundlagen eine innere Wandlung der politischen Mentalität der Sozialdemokratie notwendig bedingen, gehört in hervorragendem Maße die Betätigung des Nationalen. Die Stärke des Nationalgefühls in den einzelnen Klassen ist im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sehr verschieden gewesen, bedingt durch den Grad der Interessiertheit der Klassen am Staat. Wie oben gezeigt, war es unter dem Druck, der im kaiserlichen Obrigkeitsstaat auf der Sozialdemokratie lastete, und der völligen Unmöglichkeit für sie, Anteil am Staat zu nehmen, erklärlich, daß sich in ihr die — freilich unmarxistische — Doktrin festsetzen konnte, das Nationalgefühl sei in einem kapitalistischen Staat nur eine Angelegenheit der herrschenden

Klasse; der Arbeiter habe kein Vaterland. Der Weltkrieg hat bereits die Unrichtigkeit dieses Schlagworts bewiesen.

Wenn aber schon der kaiserliche Obrigkeitsstaat das Nationalgefühl in der Arbeiterschaft zwar zurückdrängen, doch nicht ertöten konnte, so ist in der demokratischen Republik ein voll bewußtes Nationalgefühl der Arbeiterschaft eine ebenso elementar gestaltende Kraft des politischen Lebens geworden wie das proletarische Klassenbewußtsein. In einem Staat vollends, der in seiner Gesamtheit zum Fröner eines fremdländischen Kapitalismus geworden ist, muß die Arbeiterschaft naturgemäß zum Hauptträger des Nationalgefühls werden.

Ein Intellektualismus, der versuchte, sich auch nur teilweise von diesem elementaren Gefühl für das Gesamtschicksal der deutschen Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft zu emanzipieren, wäre eine Sophisterei, die sich mit den Grundtatsachen des gesellschaftlichen Lebens in krassestem Widerspruch befände. Der besonders starke Beifall, den jüngst in Köln bei der Tagung der zweiten Internationale die kräftige Rede von Otto Wels gegen die französischen Rheinlandpläne und die Worte des Engländers Tom Shaw, ‚Deutschland darf nicht zugrunde gehen', bei den Arbeitern fanden, zeigen, welche Gefühlswerte heute den Massen am unmittelbarsten ans Herz greifen. Wir befinden uns allem Anschein nach zwar erst am Anfang eines langen nationalen Leidensweges, aber die Stimmung, die heute schon im Rheinland und Saargebiet herrscht, wird wohl bald die Stimmung der gesamten deutschen Arbeiterschaft sein."

Wir wollen über einzelne Wendungen in diesem Bekenntnis zum Nationalen nicht rechten; es wäre da mehr als ein Punkt, wo wir mit einem Fragezeichen oder mit einer ergänzenden Bemerkung anrücken könnten. Aber, alles in allem: es sind dies verheißungsvolle Einsichten.

Die entwicklungsfähigen Sozialdemokraten müssen die Brücke zu einem edlen Nationalgefühl hinüberbauen; denn dies ist ja in Wahrheit nichts andres als Brüderlichkeit mit unsren deutschen Leidensgenossen. Und national und sozial decken sich in bestem Sinne, sobald hier wie dort das Edelmenschliche die Führung übernimmt und unser deutsches Vaterland als die uns zunächst gegebene Arbeitsgemeinschaft oder große Familie empfindet. L.





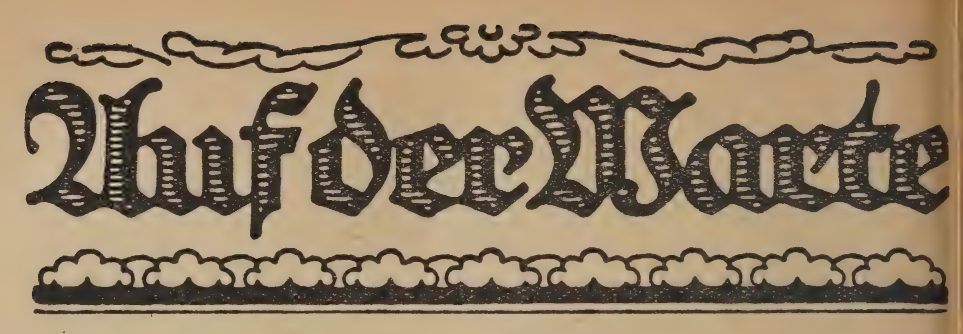
Thüringer Festgesang

Von der Wartburg in die Tale
Tönt ein Klang von edlen Saiten,
Minnesang schallt aus dem Saale,
Aus der Waldung in die Weiten.
Und aus Weimars Wiesenschimmer
Stimmen andre Harfen ein:
Deutsches Volk, vergiß es nimmer:
Hier ist Deutschlands heiliger Hain.

Von der Wartburg zu den Armen,
Edeltaten auszuschütten,
Trat Elisabeths Erbarmen
Herrlich in des Tales Hütten.
Tausenden in allen Gauen
Durfte sie ein Segen sein —
Stimmt mit ein, ihr deutschen Frauen:
Hier ist Deutschlands heiliger Hain.

Von der Wartburg aus der Klause
Scholl das Lutherwort zu Tale,
Meister Bach im Gotteshause
Fing es auf im Kraftchorale.
Deutschland, was du auch erlitten,
Horch, dir klingt noch voll und rein
Trostgesang aus deiner Mitten:
Hier ist Deutschlands heiliger Hain.

Friedrich Lienhard



Freunde der Wartburg

erlassen folgenden Aufruf:

Wartburg! Im Herzen Deutschlands, im Thüringer Gau, hebt sie sich mit stattlichem Turm und breitem Pallas über Waldhügel in den Himmel empor — unvergeßlich jedem, der sich einmal dieses Bild an einem blauen Sommertage oder in Herbst- und Frühlingsfärbung eingeprägt hat. Wartburg — jedem deutschen Herzen ebenso teuer wie die anderen geheiligten Kulturstätten im Thüringer Lande: wie vor allem Weimar mit seinen Erinnerungen an die Meister Goethe und Schiller und ihren hochgestimmten Leserkreis. Heimweh nach dem deutschen Herzen, nach diesen heiligen Hainen in Deutschlands Mitte überkommt noch den fernsten Auslandsdeutschen, wenn er an sein jetzt so leidvolles Deutschland denkt, wenn er sich ins Gedächtnis zurückruft, wieviel Edles von der Wartburg und von Weimar ausgestrahlt ist in die deutsche Kultur, in die gesamte Kulturwelt.

Es handelt sich hier um Heiligtümer einer verarmten Nation. Diese Stätten sind uns geblieben: es sind Stätten der Sammlung, der Selbstbesinnung auf kostbarstes Kulturgut. Auf dieser Wartburg haben die Sänger des Mittelalters, obenan Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, ihre Lieder von Lieb' und Leid, von Mannestum und Fraulichkeit gesungen; auf dieser Wartburg hat die heilige Elisabeth ihre Wohltaten ausgeströmt in deutsche Not und Krankheit; auf dieser Wartburg hat Martin Luther das Neue Testament in sein starkes und zartes Deutsch geprägt; am Fuße dieser Wartburg ist Meister Johann Sebastian Bach geboren; und als nach den Befreiungskriegen die Sehnsucht nach deutscher Einheit und Reinheit durch die zerrissene Nation ging, da waren es auf dieser Wartburg im Oktober 1817 junge Burschen, die dieser Sehnsucht flammenden Ausdruck gaben.

In dankbarer Rückschau an so große Erinnerungen hat der hochherzige Fürst Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach in den vierziger Jahren die zerfallene Burg aufgebaut, so daß sie nun wie ein Altar im Herzen der von Leid und Not fast erdrückten deutschen Nation emporragt.

Und diese Wartburg ist in Gefahr! Ja, die Wartburg weiß kaum noch die allernotwendigsten Mittel aufzubringen, um sich vor dem Verfall zu bewahren. Die bauliche Erhaltung, die Wiederherstellung der köstlichen Schwindschen Gemälde, die Besoldung des nötigsten Personals erfordern so große Mittel, daß wir ohne die Hilfe von ganz Deutschland, ja aller Freunde deutscher Kultur, soweit der Name dieser köstlichen Burg jemals gedrungen ist, nicht mehr auskommen. Wie vieles haben wir verloren, wir verarmten Deutschen! Laßt uns nicht auch noch unsere Heiligtümer verlieren! In diese Heiligtümer ist ein Teil unserer Seele gebannt: helft uns, all ihr Freunde deutscher Kultur im In- und Auslande, daß uns die Seele nicht auch noch verloren gehe! Wenn ihr einst in besseren Zeiten wieder durch unsere Gaue wandert und diese umgrünte Burg besucht, sollt ihr sagen können: auch ich habe mitgewirkt, daß den Deutschen und der ganzen Welt, soweit sie noch Seele hat, dieses Heiligtum erhalten blieb. In diesem Sinne rufen wir unsere Bitte hinaus:

helft uns!

Wie aber kann geholfen werden? Die ersten Schritte sind bereits getan: am 17. Dezember 1922 haben sich in Eisenach eine Anzahl Männer zusammengefunden, die einen Verein

„Freunde der Wartburg e. V.“ gründeten. In ihm sollen sich alle Verehrer dieses Kleinods im In- und Auslande zusammenschließen in dem Bewußtsein der stolzen Aufgabe, Erhalter dieser Burg zu sein.

Das unterfertigte Präsidium, der Ehren- und Arbeitsausschuß fordern hierdurch zum Beitritt in diesen Verein auf. Sie geben sich der angenehmen Hoffnung hin, daß es nur dieses Aufrufes bedarf, um das Hilfswerk zu vollbringen.

Die Mitgliedschaft erfordert einen jährlichen Beitrag für Einzelpersonen von ℳ 1000.—, für korporative Mitglieder von ℳ 10000.—. Wer sich um die Wartburg besondere Verdienste erwirbt, ebenso wer einen einmaligen Beitrag von ℳ 100000.— leistet, wird in das Eiserne Buch der Burg eingetragen und außerdem kann er vom Präsidium dem Ausschuß der „Wartburgstiftung“ zum Ehrenbürger der Wartburg vorgeschlagen werden. Wer einen einmaligen Beitrag von mindestens ℳ 50000.— leistet, ist Ehrenförderer der „Freunde der Wartburg“. Ehrenbürger und Ehrenförderer sind lebenslängliche Mitglieder des Vereins.

So ist in einfachen, zeitgemäßen Formen die Möglichkeit gegeben, daß jeder Deutsche je nach seinen Mitteln, jeder Wartburgfreund ohne Unterschied des Glaubens oder Parteibekenntnisses, seinen Baustein spenden kann zur Erhaltung dieser wertvollsten deutschen Burg.

Das Präsidium: Dr. Ing. e. h. B. Demmer, Kommerzienrat, Präsident; Dr. jur. Fr. Janson, Oberbürgermeister von Eisenach, stellv. Präsident; O. Beseler, Bankdirektor, Schatzmeister; Frhr. v. Khaynach, Fabrikbesitzer, stellv. Schatzmeister; v. Cranach, Oberburghauptmann; Dr. jur. Hunnius, Staatsminister, Exzellenz, Beisitzer; Dr. jur. Paulßen, Staatsminister, Exzellenz, Beisitzer.

*

Die Freude am Buch

Es ist alles so ernst! So ernst! Uns liegt nichts ob, als diesem Ernste Weichheit und Milde zu geben: aber bekämpfen wir ihn nicht! Er ist unsere Erhebung und wird unser Heil werden!“ — so schreibt Richard Wagner seinem Freunde Wesendonk. In solchem sorgenvollen und schwerlastenden Ernst, wie er auch uns bedrückt, sind uns nur wenige echte Freuden geblieben. Zu ihnen gehört auch die Freude am Buch.

Wilhelm Raabe sang zum Schillerjahr 1859: „Schwer ist die Zeit, doch hat sie gute Zeichen; es will die Nacht dem lichten Morgen weichen!“ Und diese ersten scheuen Vorboten eines jetzt noch schwach dämmernden Frührotleuchtens erblicken wir in der Welt des deutschen Buches. Wie unbeirrt wird da gearbeitet! Es ist ein Zeichen deutscher Geisteskraft, daß in einer Zeit, die gerade die geistigen Arbeiter am schlimmsten gefährdet, Dichter und Denker es sind, die nun von innen heraus die Genesung ihres Volkes vorbereiten helfen, getreu dem Ausspruch eines der größten Söhne der Bücherstadt Leipzig: „Das ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut!“ Autoren und Verleger suchen alle Hemmnisse der Zeit zu überwinden, um der Seele ihres Volkes Edelkräfte zu schenken, und schaffen damit zugleich Brot und Arbeit für die vielen im Buchdruckgewerbe, in der Graphik und im Buchhandel beschäftigten Angestellten.

Jetzt aber liegt auf dem Gesicht des Bücherfreundes — soweit er nicht zu den üppigen Gewinnlern dieser tollen Zeit gehört — ein Schatten der Entsagung und Wehmut. Die Bücherpreise haben eine Höhe erklommen, die für die Kreise des gebildeten Mittelstandes — und der stellt ja zumeist die größte Zahl der Bücherkäufer — nur unter nicht immer leichten Opfern erschwingbar sind. Und doch, deutsche Frauen und Männer, „jetzt ist es Zeit, des Reiches Ehr' zu wahren“ — um dieses Wort aus dem „Lohengrin“ einmal neu zu deuten! Es stehen Deutschlands heiligste Güter auf dem Spiel! Noch ringt sich das geistige Leben und Schaffen durch das uns umwogende Chaos der Wirtschafts- und Weltanschauungskämpfe — aber auch seine Entscheidungsstunde ist jetzt gekommen, wo der materielle Boden für diese Arbeit ins Wanken gerät. Not ist da im deutschen Geistesleben! Sie zeigt sich oft nur schüchtern vor der Öffent-

lichkeit, und hier und da wird ein erschütterndes Beispiel bekannt. Wer die Akten der Schillerstiftung in Weimar durchblättern würde, schaute ein ergreifendes Elend.

Möge sich das deutsche bücherkaufende Publikum nicht abschrecken lassen von den „hohen“ Preisen! Sind sie denn im Vergleich zu anderen Dingen des täglichen Bedarfs wirklich so hoch? Mache sich jeder klar, daß heutzutage ein Bücherkäufer mit dazu hilft, das deutsche Geistesleben über die ernsten Fährnisse dieser furchtbaren Sturmzeit hinüberzuretten!

Im guten Buch lebt der beste Teil unseres seelischen Volkstums fort. Ein gutes Buch ist kein Luxusgegenstand, sondern Lebensbalsam. Strahlt es doch Beseelung, Beruhigung, Kraft und Liebe aus, führt es uns doch aus müdem, sorgenvollem Werktag in die Weihe des inneren Sonntags: „Buch und Leben bilden ein förderend Wechselverhältnis, wie Sammlung und Ausflug, wie Entsagung und Ergreifung, wie Besinnung und Tat. Wir dürfen schlechthin sagen: wie Ein- und Ausatmen“, sagt Lienhard, der einmal in der Reichsbuchwoche das Wort prägte: „Ein gutes Buch, ein Teil der Kraft, die an des Reiches Seele schafft!“

Freude und Kraft zu finden im Buch — was könnte den Deutschen Höheres geschenkt werden in dieser zerrütteten Zeit? Heldenhaftigkeit der Seele — was brauchen wir mehr inmitten des öden Massentums!

Wenigstens ein Buch bei festlichen Gelegenheiten den einzelnen Familienmitgliedern zu schenken, sollte jedes deutsche Haus sich Ehrenpflicht sein lassen.

Das soldatische Deutschland liegt zertrümmert, aber seine Ritter vom Geiste leben und streiten weiter. Verlaßt sie nicht!

Dr. Paul Bülow

*

Die Göchhausen

Unter dem Titel „Die Göchhausen. Briefe einer Hofdame aus dem klassischen Weimar“ (Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von Werner Deetjen; Verlag Mittler & Sohn, Berlin) — liegt uns eine literarische Neuerscheinung aus klassischer Zeit vor. Eine reizende, von dem feinsinnigen Leiter der Weimarer Bibliothek veröffentlichte Briefsammlung! Die von der bisherigen Weimar-Literatur lediglich in den Umrißlinien festgehaltene Gestalt der kleinen, verwachsenen Hofdame der Herzogin Anna Amalie tritt in diesen Wesensäußerungen lebensvoll und nicht minder anziehend als diese neben die schönen Geister Weimars. Ihrer fleißigen Feder dankt die Nachwelt die Erhaltung des „Urfaust“. Diese Feder, bald von ihrem Herzen, bald von ihrem Geiste geleitet, wird hier zur Vermittlerin mannigfaltiger, mit feiner Seele und scharfem Blicke aufgenommener Schilderungen ihrer Umwelt. „Thusnelda“ — so lautete ja ihr Spitzname im höfischen Kreise — besaß in hohem Maße die Gabe des schriftlichen Ausdruckes. So vervollständigen ihre Briefe nicht nur die bisher bekannten Äußerungen des weimarischen Frauenkreises. Gleich diesen sind sie vielmehr als ein Bekenntnis des „Reinmenschlichen“ zu werten, das diesem Kreise in den mannigfaltigsten Abstufungen als Wahrzeichen eignet. Von ihrem eigenen Ich erzählt die kleine Hofdame nur wenig, allein aus ihren Briefen ersteht ihre, sich in so schöner Unbefangenheit gebende, geistig so lebendige, seelisch so mitteilsame Persönlichkeit. In zarter, durch keinerlei Empfindsamkeit beeinträchtigter Seelenfreundschaft mit den Weimarischen Geistesgrößen verknüpft, weiß sie ihre Beziehungen zu jedem einzelnen von ihnen, entsprechend seiner menschlichen Eigenart, verständnisvoll abzustimmen. Fehlt ihrem Verhältnis zu Goethe, trotz aller bewundernden Verehrung und manchen anmutigen Neckereien mitunter die direkt persönliche Note, so ist doch ihren ausführlichen Berichten über ihn an die auswärtigen Vertrauten des Freundeskreises manche Einzelheit zur Abrundung seines Bildes, besonders für die Zeit vor der italienischen Reise, zu entnehmen. Rückhaltloser noch enthüllt sich ihr Selbst im schriftlichen Verkehr mit Wieland und Knebel; ihr verständnisvolles Teilnehmen an dem geistigen Schaffen des letzteren läßt nicht nur die warme Freundschaft ihres Herzens, auch die Weite ihrer geistigen Bildung und ihr gesundes literarisches Urteil erkennen. Durch den anmutigen Plau-

derton ihrer Briefe huscht freilich hin und wieder ein Wort, das es wohl erklärlich erscheinen läßt, daß ihre witzige Zunge gefürchtet wurde. Doch nicht nur für das geistige Leben ihrer Umgebung findet die Federgewandte einen bezeichnenden Ausdruck, sie versteht auch die bescheidenen Reize von Tiefurt und ebenso die wechselnde Großartigkeit italienischer Natur zu schildern. Ihre schriftstellerische Begabung, die sie, ohne je ein Aufheben von ihr zu machen, als Mitarbeiterin am Tiefurter Journal zu bewähren suchte, gewährt noch heute künstlerischen Genuß. Doch der Wert dieses Buches beruht zu nicht geringem Teil auch in der überaus geschickten Anordnung und feinfühligen Auswahl, mit welcher der Herausgeber das Material zusammengestellt und in den beigegebenen Noten ergänzt und erläutert hat. E. v. B.

*

Die Not der Kriegswitwen

Leider löst die wirtschaftliche Sorge in nicht geringem Maße auch religiöse und geistige Not aus. Von den Kreisen, bei denen das vorwiegend der Fall ist, war in einem der letzten Türmerhefte die Rede. Zu ihnen gehören in besonderem Maße auch die nicht zivilpensionsberechtigten Kriegswitwen der für des Staates Ehre und des Volkes Wohl gefallenen Reserveoffiziere, die Witwen der Offiziere des Beurlaubtenstandes: also Glieder des Volkes, die früher einer hohen Bildungsschicht angehörten und deren materielle Lage wohl ausnahmslos gesichert war. Ganz gewiß würden gerade im Hinblick auf die allgemeine Notlage diese Zeilen nicht geschrieben, wenn ihre Lage in ernster Zeit nicht geradezu unerträglich wäre. Als Beweis diene nur folgendes:

Die oben genannten Kriegswitwen, die nach dem R.-V.-G. (Reichsversorgungsgesetz) die erhöhte Ausgleichszulage beziehen, deren Gatten also der heutigen 10. und 11. Beamtenbesoldungsgruppe angehören würden, stehen mit ihrer heutigen Rente noch weit hinter dem Durchschnittswitwengehalt der 1. Beamtenbesoldungsgruppe, ja oft noch unter der Armenunterstützung; und doch wurden sie früher als Offiziershinterbliebene bedeutend besser versorgt als damals die Beamtenwitwe der heutigen 10. Besoldungsgruppe. Das jährliche Durchschnittswitwengehalt der letzteren betrug früher ℳ 900.— bis ℳ 1800.—; heute (Mitte November) rund ℳ 295 000.— einschließlich Teuerungszuschlag. Die Offiziershinterbliebenen bezogen früher eine Jahrespension von rund ℳ 2000.—, heute, falls kinderlos und noch nicht 50 Jahre, rund ℳ 4000.—, also kaum das 1½fache der alten Sätze! Falls sie über 50 Jahre alt sind, beträgt ihre jährliche Rente nach dem R.-V.-G. heute in Ortsklasse E ℳ 6483.—, im Bedürftigkeitsfalle kommen Teuerungszuschüsse durch die Fürsorge hinzu, die jetzt im Höchstfall ℳ 4800.— betragen. Sobald das Einkommen 75 % dieses monatlichen Teuerungszuschusses übersteigt, werden sie auf die Hälfte herabgesetzt; wenn das Einkommen 125 % übersteigt, werden sie ganz abgezogen. Ebenso ungenügend und darum verderblich ist die Versorgung der vaterlosen Kinder. Diese erhielten früher rund ℳ 330.—, heute ℳ 2008.—, im Höchstfalle, plus Zuschuß durch die Fürsorge, ℳ 24 000.— jährlich, nicht einmal ein Drittel von den heutigen Bezügen des Beamtenkindes, das früher nichts bekam.

Noch erschütternder als diese Zahlen aber sind die aus diesen Verhältnissen sich ergebenden Folgen, die durch einige Beispiele deutlich werden:

Frau D., 40jährige Kriegswitwe eines Juristen und Hauptmanns d. R., erhielt mit 2 Kindern als nicht zivilpensionsberechtigte Hauptmannswitwe früher rund ℳ 2700.— Goldmark jährlich, im vorigen Jahr (1921) 7200 Papiermark Jahresrente einschließlich Waisengeld! Frau D. ist im Frühjahr 1922 infolge Unterernährung, Überarbeitung und Kummer gestorben. Es war fast unmöglich, für ihre beiden Jungens eine passende Unterkunft zu finden, da die Waisenrente für jedes Kind damals nur 150 ℳ monatlich betrug und niemand dafür ein Kind ernähren, geschweige denn unterhalten mochte und konnte. Frau F., 44jährige Kriegswitwe eines Rechtsanwalts und Hauptmanns d. R., erhielt früher 1800 Goldmark Jahrespension, heute 4008

Papiermark Jahresrente. Die Dame, die eine erblindete Mutter zu versorgen hat und gesundheitlich schwer geschädigt ist, steht körperlich und seelisch vollständig vor dem Zusammenbruch! Frau M., 38jährige Kriegswitwe eines Rechtsanwalts und Offiziers d. R., erhielt mit 1 Kind früher 2100 Goldmark Jahrespension, heute 10 800 ℳ Jahresrente einschließlich Waisengeld. Da bedürftig und erwerbsunfähig, kommen die Zuschüsse der Fürsorge hinzu, im Höchstfall monatlich für die Witwe 3000 ℳ, für das Kind 1200 ℳ. Frau M. sitzt seit Jahr und Tag im Irrenhaus infolge der jahrelangen Unterernährung und schwerster seelischer Aufregungen, so daß das Kind weder Vater noch Mutter hat!

Diese und ähnliche Fälle, oft noch erschütternder, ließen sich noch bedeutend vermehren. So kam es vor, daß Frauen, durch Not getrieben, abends nach der Heimkehr aus schwerer Arbeit noch in Kaffeehäusern sangen, um ihre Einkünfte wenigstens etwas zu vermehren, oder für reiche Kriegsgewinnler Spitzen klöppelten, wofür sie sich mit einem Spottpreis zufrieden geben mußten. Alle Eingaben und flehentliche Not- und Hilferufe haben noch sehr wenig gefruchtet. Immer wieder hat man die Bittsteller an die Fürsorge gewiesen. Ganz ungeachtet dessen, daß auch Hilfeleistungen dieser Art völlig unzureichend sind, ist es für die Witwen, die ihren Gatten dem Vaterland zum Opfer gebracht haben, tief beschämend, auf die Fürsorge angewiesen zu sein.

Die hier genannten Zahlen haben sich seit November 1922 zwar geändert, doch ist der Unterschied zwischen der Beamtenwitwen- und der Reserveoffizierswitwen-Versorgung noch krasser geworden.

Hoffentlich kommt recht bald die Zeit, wo die so bitter Notleidenden etwas mehr von dem vielbesprochenen und vielversprochenen „Dank des Vaterlandes“ verspüren werden.

*

Erotik oder Unflätigkeit?

Rabelais ist veraltet. Wenn auch das Interesse, das an seinen Werken genommen wird, über den Rahmen des bloß Literaturgeschichtlichen hinausgeht, wenn sein Hauptwerk „Gargantua und Pantagruel“ auch für das Studium der Geschichte seiner Zeit von gewissem Wert ist: die große Wirkung ist vorbei.

Nun ist allerdings in neuester Zeit der Versuch einer Wiederbelebung unternommen worden. In der Verdeutschung Engelbert Hegaurs und des bekannten Simplizissimus-Mitarbeiters Dr. Owlglaß erschien (1922) „Gargantua und Pantagruel“ in zwei Bänden (Albert Langen, München). Sachlich ist zu dieser Ausgabe zu sagen, daß sie durchaus friedensmäßigen Charakter trägt: auf ausgezeichnetem Papier ein schöner, klarer Druck in deutschen Lettern; Ganzleinen-Einband; sogar Lesezeichen; Fadenheftung; mäßiger Preis.

Ich kann mir nicht denken, daß das Buch im Originaltext die Wirkung ausübt, wie sie von dieser neuesten Verdeutschung ausgeht. Es war mir unmöglich, die Bände fertig zu lesen. Denn die Fülle unflätiger Redensarten und Bezeichnungen beinahe Seite für Seite ist geradezu erschreckend. Grimmelshausens „Simplizissimus“ und „Landstreicherin Courage“, — Christian Reuter in seinen Werken — Boccaccio — um nur wenige der bekanntesten zu nennen — bieten in sinnlich-erotischer Hinsicht allerhand, übersteigen zum Teil im einzelnen (und als Einzelnes aufgefaßt!) die weitestgestreckten Grenzen; aber mit dieser Verdeutschungsleistung sind ihre Werke nicht zu vergleichen. Das ist ein offensichtliches Wühlen in den gemeinsten Reden und Worten; man meint das breite, typische Zotengelächter zu hören beim Auffinden eines „passenden“, den Sinn „echt“ wiedergebenden Ausdrucks. Das ist keine Verdeutschung! Solche Worte kennt die deutsche Sprache als Sprache nicht; das ist eine wohldurchdachte, sorgfältige Sammlung von Ausdrücken, wie sie der Gassen- und Zotendialekt geschaffen hat, wie sie — nicht im Volke, sondern im Pöbel im Gange sind.

Es geht nicht an, von solchen Erzeugnissen als denen einer „gesunden Natürlichkeit“ zu sprechen. Das ist ganz unmöglich. Das würde eine Beleidigung der Natur bedeuten, in deren Liebesleben unentwegt die selbstverständlichsten Akte vor sich gehen; aber einzig dem Menschen blieb es vorbehalten, das Große dieser

Handlungen durch sinnlich-gemeinste sprachliche Bezeichnungen zerstörend seiner Vernunft vorzuführen.

Derbheit und Lachen und Natürlichkeit in Tiefe und Reinheit gibt beispielsweise Romain Rollands „Meister Breugnon“ (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.), ein Buch, dem rotbäckigen, prallen Apfel gleichend, vollsaftig und süß duftend, schimmernd und mit jenem so zarten Hauche, der alle Früchte des Herbstes umkleidet wie ein Schleier unantastbarer Keuschheit. Dieses Buch ist von köstlichster Lebensfrische, wundervoller Natürlichkeit, ein Werk, das herzjung macht, derb und innig, kraftvoll und zart. Ein Buch, das mit dem Leser von Anfang an in das reinste, innerlichste Verhältnis tritt. Nicht Balzac könnte es geschrieben haben, aber Shakespeare. Lachen und Weinen in einem Atem, jauchzende Fröhlichkeit, tiefmenschliche Trauer, wundervolle, keusche Zartheit; Stellen donnernden Gelächters, ganz echten Humors und solche stürzender Tränen, und immer erfüllt von jener aller Berührung fernen, geheimnisvollen keuschen Süße, die auf alles, auch das Derbste, lächelnd ihre goldenen Strahlen sendet.

Man sagt von Rabelais, daß die Lektüre seines Pantagruel schütterndes Lachen auslöse? Das Original: vielleicht und hoffentlich! Diese deutsche Sammlung von Zoten aber gewiß nicht; sondern vielmehr Beschämung, Ekel, Angst vor der geistigen und seelischen Beschaffenheit der zukünftigen Generationen.

Die Erotik unserer Zeit erscheint mir in ihrem Durchschnitt durchaus nicht als Problem, sondern einfach als Entartung. Daß sich Literatur und Schauspielkunst bereit finden zum niederen Dienste am Grob-Sexuellen, ist traurig genug, — ist ein Beweis, daß diesen führenden Lebensgebieten zu großem Teil die sittlich hochstehenden Führer fehlen. Ich frage: ist es denn Aufgabe des Dramas, das ausgesprochen Niedrige, Tierische im Menschen zu behandeln? Verdient ein unedler Stoff die edle Fassung, wie sie durch jede dramatische Form gegeben ist?

Nein!

Ich sprach vorhin von der Angst um die Kommenden. Die Angst ist berechtigt, weil alle großen Fragen unserer Zeit wie auch der Vergangenheit buchstäblich in den Schmutz getreten werden, bar jeder Ehrfurcht und Sitte. Ob noch unverseuchte, kraftfrohe, freiheitsstolze Herzen da sind? Von der Beantwortung dieser Frage hängt Deutschlands Zukunft ab. Carl Diesel

*

Das „offizielle“ Kaiserbild

Es wäre vielleicht besser, darüber zu schweigen. Anderseits aber ist es Pflicht, dort zu widersprechen, wo man Gefahren sieht und Schäden für Vaterland und heimische Würde.

Die Berliner Illustrierte Zeitung veröffentlicht einen Artikel „Der Kampf um eine Kaiserphotographie“ und bringt das Bild selber, welches den ehemaligen deutschen Kaiser mit seiner neuen Gemahlin darstellt, gleich nach der Hochzeit aufgenommen. Ich weiß nicht, ob es nötig war, das Andenken seiner ersten Gattin, die sich allzeit als sorgende und Bestes sinnende Mutter ihrer Kinder und ihres Vaterlandes erwiesen, sogleich zu verwischen, indem kurze Zeit nach ihrem Ableben dieses Lichtbild geräuschvoll veröffentlicht werden mußte. Aber davon abgesehen: was darüber selbst berichtet wird, ist böseste, fast möchte man sagen: gewissenlose Spekulation. Diese „einmalige authentische Aufnahme“ wurde, da der Kaiser „beim Verkauf seiner Erinnerungen gute geschäftliche Erfahrungen gemacht hatte“, nach einem Wettbewerb an die amerikanische (!) Firma Keystone View Co. vergeben! Am 22. Dezember „wurde der Kaufvertrag nach dreitägigen (!) Verhandlungen abgeschlossen“. Man fragt sich verwundert, ob es nötig war, diese höchst persönlichen Angelegenheiten ans Licht zu stellen, zumal sie wirklich unser deutsches Empfinden in keiner Weise zu heben imstande sind. Der ehemalige deutsche Kaiser als regelrechter Geschäftsmann mit amerikanischen Sensationsmachern! Und nun höre man weiter: „Die Aufnahme wurde am Hochzeitstag, am 5. November, um 3 Uhr nachmittags, gemacht, nachdem alle Gäste Haus Doorn verlassen hatten. Der Kaiser selbst bestimmte die Pose (!). Er hatte sich für

die Aufnahme selbst sorgfältig gekleidet, in Feldmarschall-Uniform mit vielen Orden [wäre unter obwaltenden Umständen Zivil nicht entsprechender gewesen?] und Fingerringen (!), während die Prinzessin auf dem Bilde mit dem Brautschmuck zu sehen ist, den ihr der Kaiser aus Juwelen der verstorbenen Kaiserin in Berlin anfertigen ließ (!)." Man betrachte die kunstvoll gelegte Schleppe, die sichtbar zur Schau getragenen Fingerringe, den Fächer, die Orden — ein bitteres Gefühl steigt in uns empor, zumal heute, wo so düstere Wolken über unserem Vaterlande drohen.

Man hat schon in Friedenszeiten gelächelt über des Kaisers Bedürfnis, sich oft photographieren zu lassen; daß er aber auch jetzt noch, nach all den herben Erfahrungen, nach all den schweren Enttäuschungen, fähig ist, sich mit derartigem Gepränge in Szene setzen zu lassen, muß jeden wahrhaft deutsch gesinnten Mann aufs tiefste schmerzen.

E. L. Schellenberg

*

Schillerpreis?

Einige Tagesblätter beklagen sich, daß seit mehreren Jahren der „Schillerpreis" noch nicht zur Verteilung gelangt sei. Wir möchten dem Herrn Kultusminister — der jetzt an Kaisers Stelle darüber zu bestimmen hat — den Rat geben, diese Einrichtung überhaupt fallen zu lassen. Als Vorsitzender der „Deutschen Schillerstiftung" — die mit dem „Schillerpreis" gar nichts zu tun hat — weiß ich zur Genüge, daß die Verwechslungen jenes Preises mit unsren Ehrengaben unausrottbar sind. Dadurch wird aber wieder die Reinheit und Vornehmheit unsrer durchaus in der Stille sich vollziehenden wirtschaftlichen Unterstützungen beeinträchtigt; mancher Verleger hat schon unsre Spenden als Reklame für seine Schriftsteller ausgenützt. Doch davon abgesehen: der Kaiserliche Schillerpreis hat einst soviel Verdruß geschaffen, daß sich ihm gegenüber bekanntlich ein „Volksschillerpreis" auftat, was die Sache nicht verbessert, vielmehr die Verwirrung vermehrt hat. Ein freies Staatswesen sollte mit diesen Kindereien aufhören. Wenn wir ein einheitliches Geistesleben hätten, das etwa in einer deutschen Akademie gipfelte — ja, dann wäre hier ein organischer Bau geschaffen, in dessen Gefüge auch eine jährliche Auszeichnung Platz finden könnte. Aber so weit sind wir noch lange nicht. Wir haben vorerst ganz andre Aufgaben zu lösen.

Wie ich übrigens über „Dichterpreise" denke, habe ich schon im Jahre 1912 im „Türmer" ausführlich dargelegt. (Man findet den Aufsatz in Paul Bülows Sammlung meiner „Türmer-Beiträge", S. 57.) Jene Betrachtung schloß mit dem Satze, der heute noch meine Überzeugung wiedergibt: „In die Liebe und in das Verständnis eines Volkes wächst der Dichter hinein; das kann nicht gemacht werden, auch nicht mit den bestgemeinten Geldsummen."

L.

*

Kulturfriede?

Unter dieser Überschrift veröffentlicht Dr Wilhelm Überhorst in der „Greifswalder Zeitung" ein Zeitbild von der Not und Fron der geistigen Arbeiter. Wer würde diese Zeilen nicht ohne Ergriffenheit lesen! Wir wünschten vor allem, daß die linksgerichtete Presse ihren Lesern einmal solch erschütternde Lebensbilder aus der Gegenwart zu Gemüt führte! Dann werden sich unsere Arbeiterkreise nicht vor der Wahrheit verschließen können, wo heutzutage das „Proletariat" zu suchen ist! —

Neulich hörte ich zwei Leute sich über den Frieden unterhalten.

Der eine sagte: „Was für schreckliche Friedensbedingungen doch in alten Zeiten ein Volk dem andern auferlegte! Ich entsinne mich noch genau, welcher Abscheu mich erfüllte, als der Lehrer in der Schule uns davon erzählte. Denken Sie nur: Wenn die Römer einen hochgebildeten Volksstamm überwältigt hatten, so führten sie alles, Mann und Weib, jung und alt, in die Verbannung, zum Sklavendienst. Schriftsteller, Gelehrte, Künstler zwang man, vor dem Pflug einherzugehen. Wie muß diesen armen Menschen zumute gewesen sein!"

Der andere erwiderte lächelnd: „Es war barbarisch gehandelt. Aber meinen Sie, man ist heute besser? Glauben Sie, die Sieger von heute sind weniger barbarisch? Das wäre ein Irrtum. Ich will Sie eines Besseren belehren.

Zu meinen Freunden gehört ein Gelehrter. Er ist verheiratet und hat Kinder. Vor dem Kriege hatte er aus Lehramt und Schriftstellerei ein gutes Einkommen; er vermochte sich und seine Familie damit anständig durchs Leben zu bringen. Er hatte eine schöne Bibliothek, die er von Zeit zu Zeit durch den Ankauf eines neuen Buches ergänzte. Der Tag gehörte seiner — übrigens wissenschaftlich hochbedeutsamen — Arbeit, der Abend einer kultivierten Erholung, sei es im Familien- und Freundeskreis, sei es im Theater, im Konzert oder in einem erlesenen Vortrag. Seine Frau stand dem Hauswesen vor, sie versah die Kinder; ein Dienstmädchen war ihre Hilfe dabei.

Es war ein behaglicher Zustand. — Und jetzt? Nur mit tiefer Trauer vermag ich daran zu denken. Von der hübschen Fünf-Zimmer-Wohnung sind drei Räume vermietet, an Ausländer natürlich. Die Familie ist in den übrigen Räumen zusammengepfercht. Das Dienstmädchen ist als zu teuer seit langem abgeschafft. Das Einkommen des Gelehrten vermag kaum noch den notwendigsten Bedürfnissen abzuhelfen. Die Frau muß alle, selbst die niedrigsten Arbeiten allein verrichten. Sie ist krank, schon längst, da ihr zarter, geistig gerichteter Organismus die schwere Arbeit nicht verträgt. Und doch muß sie jeden Tag am frühen Morgen aus dem Bett, erst spät in der Nacht darf sie, zu Tode erschöpft, ihr Lager aufsuchen. Die Herren Mieter sind anspruchsvoll; sie verdienen mit allen möglichen Geschäften viel Geld und wünschen, daß man ihnen alle Bequemlichkeiten bietet.

Der Herr Professor aber, was meinen Sie, wie es ihm ergeht? Wenn die wissenschaftliche Arbeit beendet ist, so muß er mit den entzündeten Augen den ganzen Abend Adressen schreiben, um ein paar Groschen hinzuzuverdienen. Wenn seine Frau versagt, muß er im Hause helfen. Bevor er morgens geht, putzt er in aller Heimlichkeit den Mietern die Schuhe, reinigt ihre eleganten Anzüge. Sein Bett, das übrigens aus einer höchst unbequemen Feldbettstelle besteht, macht er schon lange selbst und wischt auch oft den Staub in seinem Zimmer. Glauben Sie, daß er, der *Sklave seiner Sieger*, noch viele frohe Stunden hat? Und meinen Sie, daß ein solches Leben seiner wissenschaftlichen Arbeit förderlich ist, zu der er sich übrigens die nötigen Bücher nicht mehr zu beschaffen vermag?

Ach nein! Die Zeiten sind nicht besser geworden. Nur wendet man nicht mehr rohe Gewalt an. [Was nach den Nachrichten von der Ruhr auch zu ergänzen wäre! D. T.] Man betreibt die *wirtschaftliche Schwächung des Gegners* und benützt sie zu derselben *grausamen Knechtung alles Menschlich-Edlen.*"

„Sie haben recht!" erwiderte der Enthusiast. „Ich bin bekehrt. Ihre Geschichte ist gut erfunden."

„Erfunden?" sagte der andere. „Tag für Tag wird sie vielmehr *übertroffen.*"

Dr. P. B.

*

Lenard gegen Einstein

Wie die Blätter mitteilen, soll *Einstein* den *diesjährigen Nobelpreis für Physik* erhalten. Hierzu hat der berühmte Physiker und frühere Empfänger des Nobelpreises Geh. Rat *Lenard* in Heidelberg Stellung genommen und in einem an das Nobel-Komitee in Stockholm gerichteten *Schreiben* sich dagegen ausgesprochen. Einstein bekommt zwar den Preis nicht für seine Relativitätstheorie, sondern für Arbeiten auf dem Gebiete der Photochemie. Lenard hält aber auch diese Arbeiten Einsteins für zu *belanglos*, um ihn der Auszeichnung mit dem Nobelpreis würdig erscheinen zu lassen, und wirft den Preisrichtern vor, daß sie einer Täuschung zum Opfer gefallen sind. Wir geben, nach dem „Hann. Courier", den Wortlaut des Schreibens wieder, das Lenard an die schwedische Akademie gerichtet hat.

Heidelberg, 14. Januar 1923.

Hochgeehrte Herren!

Als Mitglied Ihrer Akademie und früherer Empfänger des Nobelpreises glaube ich die

folgenden Gedanken zu der an Herrn Einstein erfolgten Preiserteilung Ihnen mitteilen zu sollen. Schweigen gerade der maßgebenden Stelle gegenüber würde mir als ein Fehler erscheinen, den Sachkundige mir um so schwerer anrechnen könnten, als man weiß, daß der Gegenstand der Preiserteilung auch mich lebhaft beschäftigt hat, so daß seine Entwickelung mir klar vor Augen steht.

Die Preiserteilung an Herrn Einstein ist zwar, wie ich erfahre, nicht für seine „Relativitätstheorie“ oder „Gravitationstheorie“ erfolgt, sondern für Veröffentlichung anderer Gedanken, die nicht so sehr auf Widerspruch gestoßen sind, vielmehr in gewissem Sinne sich bewährt haben. Ich kann aber die Mitteilung von Gedanken ohne Erfahrungsprüfung, von Gedanken also, die ebensogut falsch als richtig sein können, von bloßen Hypothesen, überhaupt nicht als Naturforscherleistung ansehen, noch viel weniger gar als Entdeckung oder auch nur irgendeinen greifbaren Fortschritt, wofür doch der Preis bestimmt sein sollte. Man wird auf solche Mitteilungen wie die des „Heuristischen Gesichtspunktes“ von Herrn Einstein wohl aus Höflichkeit und der historischen Vollständigkeit halber gern Bezug nehmen, wenn man sie gelesen hat und irgendwie bestätigt findet, aber es wäre armselig, in physikalisch unverarbeiteten Gedanken, die jeder für Naturforschung Begabte in Fülle hat, ein physikalisches Verdienst sehen zu wollen. Was die Gedanken wertvoll machen kann, ist erst ihre gewissenhafte Prüfung und Verarbeitung an Hand der Erfahrung.

Herr Einstein hat auch noch einige andere Veröffentlichungen aufzuweisen, die teils ebenfalls Hypothesen bringen, teils als mathematische Leistungen angesprochen werden können, teils auch den Versuch zeigen, nicht ganz nur als Theoretiker zu erscheinen; ich kann nicht glauben, daß diese Veröffentlichungen zur Preiserteilung wesentlich mit beigetragen haben.

Was im besonderen die Arbeit „Über einen die Erzeugung und Verwandlung des Lichts betreffenden heuristischen Gesichtspunkt“ (Ann. d. Phys. 17, S. 147, 1905) anlangt, so wissen Sachverständige und historisch Bewanderte, was übrigens aus der Arbeit selbst auch deutlich hervorgeht, daß darin nichts Neues ist, was dort auch sichergestellt worden wäre und nichts sichergestellt, was neu wäre, ja, daß überhaupt physikalisch nichts Neues darin enthalten ist als die Annahme, daß Herrn Plancks „Energieelemente“ nicht so sehr Energieelemente als vielmehr Lichtquanten seien, deren Wesen aber unerörtert bleibt und die wieder, wie bei Herrn Planck, nur formal als Rechnungsgrößen auftreten. Die Hypothese stützt sich außer auf Herrn Plancks schon im Jahre 1901 gewonnene Erkenntnis der Energieelemente, die aber auch schon damals bei Lichtstrahlung sich gezeigt hatten, auf die von mir 1899—1902 gelieferte Erkenntnis vom Wesen der lichtelektrischen Wirkung und auf eine dabei entdeckte bemerkenswerte Eigentümlichkeit dieser Wirkung (Unabhängigkeit der Anfangsgeschwindigkeit von der Lichtintensität, dagegen Abhängigkeit von der spektralen Zusammensetzung des Lichts), sowie auf die schon älter bekannte Stokessche Regel und auf die von mir 1904 aus eingehenden Untersuchungen über die Phosphoreszenz gewonnene Erkenntnis, daß Phosphoreszenzerregung ebenfalls lichtelektrische Wirkung sei. Mehr als eine Zusammenfassung dieser Erkenntnis, mit geringen hypothetischen Hinzufügungen enthält Herrn Einsteins Arbeit nicht. Das Insaugefassen von Lichtquanten lag nach allen diesen Erkenntnissen überhaupt gar nicht fern; wer die Hypothese ausspinnen wollte, brauchte nur keine Scheu vor Unklarheiten zu besitzen, die, dem gewissenhaften Forscher unerträglich, diesen vor allem zur Prüfung seiner Gedanken an der Natur selbst drängt, wodurch erst die erforderliche Erklärung erfolgen kann. Die in Herrn Einsteins Ausführungen herrschende Unklarheit besteht in nichts geringerem als in dem gänzlich fehlenden Zusammenhang der hypothetischen Lichtquanten mit dem gesamten Inhalt der gesicherten Kenntnis vom Licht, eine Unklarheit, deren Wucht auch daraus hervorgeht, daß Herr Einstein selbst noch 1909 zu einem Ausweg sich gedrängt sah und keinen anderen wußte als die damals von ihm verkündete Abschaffung des Äthers. Erst die Fortsetzung der Untersuchungen der licht-

elektrischen Wirkung und der Phosphoreszenz nach den von mir entwickelten Methoden ergab, daß Plancks Energieelemente bei diesen Umwandlungen der Lichtenergie in der Tat eine Rolle spielen, wie es nicht anders zu erwarten war, wenn diese Elemente etwas der Wirklichkeit Entsprechendes bedeuten. Der vorherigen Äußerung einer besonderen Hypothese hätte es aber dazu gar nicht bedurft; daß die Rolle der Energieelemente nach Maßgabe von deren Gesetz sich einrichten müßte, war aus Herrn Plancks Arbeiten schon vorher klar. Aber nicht nur die Auffassung der Geltung von Plancks Energieelementen bei jenen Umwandlungserscheinungen des Lichts, sondern auch die physikalische Bedeutung dieser Elemente, der Lichtquanten und damit die Überbrückung der mit Unklarheit erfüllten Kluft, welche zwischen ihnen und der ganzen Optik offen gelassen war, und damit auch die Erkenntnis von der Überflüssigkeit jener mutwilligen Abschaffung der in reichen Erfahrungen bewährten Äthervorstellung blieb anderen überlassen. Wo ist da die Naturforscherleistung in Herrn Einsteins Veröffentlichung? Ist die Äußerung von Gedanken, die nicht einmal mathematische Arbeit erfordern, um sie zu fassen, die Widersprüche von solcher Schroffheit schaffen, daß man zu deren Beseitigung bereits gesicherte Errungenschaften glaubt abbrechen zu dürfen, überhaupt eine wissenschaftliche Tat? Oder wird sie es durch überflüssige Zumischung mathematischer Form sein?

Wem die Nichtigkeit von Herrn Einsteins „Relativitätstheorie“ oder „Gravitationstheorie“ klar oder auch nur wahrscheinlich geworden ist — und das sind heute schon viele Verständige —, der wird bei dem großen Eifer, mit welchem diese Theorien aller Welt aufgedrängt worden sind und mit welchem deren Urheber von vielen Seiten zu heben versucht worden ist, nichts anderes in der Preiserteilung an Herrn Einstein sehen als eine Ausflucht, die ergriffen worden ist, um allzu große Bloßstellung derjenigen zu vermeiden, die um der genannten „Theorien“ willen einen Preis für Herrn Einstein gewünscht hätten.

Aus allen diesen Gesichtspunkten bedaure ich es auf das lebhafteste, daß die Schwedische Akademie und ihr Nobelkomitee nicht genügend klaren germanischen Geist hat aufbringen können, um solcher Täuschung zu entgehen. Mein Bedauern ist um so stärker, als bei der berechtigten Aufmerksamkeit, welche Nobelpreise erregen, die Täuschung auch auf die Allgemeinheit übergeht. Ich muß, um meinen Teil hiergegen zu tun, wünschen, daß meine Bedenken möglichst allgemein bekannt würden. Möchte die nach aller Wissenschaftsgeschichte irrige Meinung nicht weiter genährt werden, daß Streben nach Menschenanerkennung und Mangel an Ehrfurcht vor noch unerforschten Wirklichkeiten Zeichen von Naturforscherehrgeiz seien.

Der Akademie und des Komitees ergebenster

gez. P. Lenard.

*

Anthroposophie

Vor uns liegen wieder vier Schriften auf einmal, die sich gegen Steiners Anthroposophie wenden. Da ist der Ordensmann Alois Mager (O. S. B.), der in einem Heft „Theosophie und Christentum“ (Berlin 1922, Ferd. Dümmlers Verlag) von der Theosophie in Vergangenheit und Gegenwart ausgeht (merkwürdigerweise dabei Plotin und Buddha als die „beiden äußersten Spitzen“ bezeichnend, „bis zu denen sich der theosophische Drang der auf sich selbst gestellten heidnischen Menschheit zu erheben vermochte“) und dann nach möglichst objektiver Darlegung der anthroposophischen Grundlehren zu der von vornherein selbstverständlichen Ablehnung kommt. Wenn der Verfasser schreibt, seit Plotin habe „die Theosophie für uns die unangenehme Bedeutung des Unchristlichen oder Christentumfeindlichen“, so ist das unhaltbar: es gibt bekanntlich auch innerhalb des Christentums eine theosophische Strömung (Swedenborg, Oetinger usw.). Sachlich setzt auch Carl Ludwig mit seinem Schriftchen „Die Anthroposophie, ihr Wesen und ihre Ziele“ ein (Stuttgart 1922, Franckhsche Verlagshandlung), kommt aber doch zu dem

Ergebnis: „Schwerwiegender als die Vorteile sind ihre Nachteile. Sie hat in das Volk eine Lehre hineingetragen, die für dieses keinen Kraftzuwachs, sondern einen Kraftverlust bedeutet.“ Gegen diese Gefahr kämpft auch der Philosophie-Professor Dr. Hans Leisegang in seiner Schrift „Die Grundlagen der Anthroposophie“ (Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt). Dieser Vorstoß des Philosophen geht von der Fichtegesellschaft aus; wie sich ja auch die deutsch-philosophische Gesellschaft gegen Steiner öffentlich geäußert hat. Leisegang behandelt, nach einer kritischen Beleuchtung des Führers, die erkenntnistheoretischen, psychologischen und ethischen Grundlagen der Anthroposophie. Ergebnis: „In Steiners Ethik weht ein ganz undeutscher Geist ebenso wie in seiner Sprache.“ Endlich nimmt unter dem Titel „Anthroposophie und Jugendbewegung“ (mit dem Untertitel „Eine Absage an Dr. Rudolf Steiner“) der Jugendführer Emil Engelhardt scharfe, fast leidenschaftliche Stellung etwa im Sinne eines Johannes Müller (Rudolstadt, Thür., Greifenverlag). Engelhardt hat auf Schloß Elgersburg in Thüringen ein geistiges Zentrum gebildet. Er will die Jugend von der „Verweichlichung“ durch die Anthroposophie fernhalten; er macht — wie Seiling — auf Widersprüche in Steiners Äußerungen aufmerksam; er warnt vor den „Verdrehungen und Verkennungen des Christusereignisses“, die Steiner „sich leistet“, und behauptet: „Es steht fest, daß Steiner die Schau höherer Welten nicht selber geübt hat, über die er seiner Gemeinde viele ‚Tatsachen‘ übermittelt.“ Er selbst bekennt: „Ich habe mich, durch Rittelmeyer angeregt, seit fünf Jahren mit Steiner beschäftigt, in der Erwartung, von ihm weitergeführt zu werden. Denn wenn Ritt., den ich als Theologen für manche Förderung dankbar verehrte, sich damit befaßte, mußte irgend etwas daran sein. Es ist schade, daß Ritt. sich durch seine ‚Versteinerung‘ heute um sein wissenschaftliches Ansehen gebracht hat. Ich bin von Jahr zu Jahr Steiner gegenüber kritischer geworden.“

Licht- und Farbenforschung

ist durch Goethes lebhafte Teilnahme für uns Deutsche gleichsam ein geweihtes Gebiet. Es dürfte daher auch dem gebildeten Laien interessant sein, Neues darüber zu hören.

Die „Daily Mail“ berichtete kürzlich mehrfach von geheimnisvollen englischen Entdeckungen, die geeignet seien, die deutsche Farbkunde und Lichtwissenschaft gänzlich aus dem Felde zu schlagen. Die englische Reklame bringt noch keine Tatsachen, zeigt aber den Wunsch, Deutschlands Ruf auf diesem Gebiet der Forschung zu überflügeln. Inzwischen erscheint in der Helwigschen Verlagsbuchhandlung in Hannover ein deutsches Buch, das unter dem Titel: „Das spiralige Wesen der Wellen in Anwendung auf Licht und Farben“ neue Ergebnisse über das Wesen des Lichtes und der Farben bringt. Der Verfasser des Werkes, Oberstleutnant a. D. Koelsch, stellt auf Grund eingehender Beobachtungen und Berechnungen eine neue Theorie auf, die der Fortpflanzung des Lichtes und Bewegung der Weltkörper in Spiralen. Er bezeichnet sie als Spiraltheorie. Mit ihr werden sich Mathematiker, Lichtforscher und Astronomen auseinanderzusetzen haben. Weiter ist bemerkenswert, was Koelsch über die Farben sagt. Die Münchener Farbentagung des vergangenen Jahres schnitt eine Reihe wichtiger Fragen an, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Ostwalds Farbenlehre fand lebhaften Widerspruch. Seinem Farbenkreis stellt nun Koelsch einen anderen gegenüber, der auf mathematischer Berechnung beruht und auch in Beziehung zur Musik gebracht wird. Ferner werden beachtenswerte Einwände gegen Einsteins Relativitätstheorie erhoben. Die Tragweite des Buches von Koelsch läßt sich noch nicht abschätzen; zweifellos aber ist es ein wertvoller Beitrag zur deutschen Licht- und Farbenforschung. Es dürfte nicht nur alle Fachleute und Mathematiker, sondern auch Maler und Musiker fesseln. A. D.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“: Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

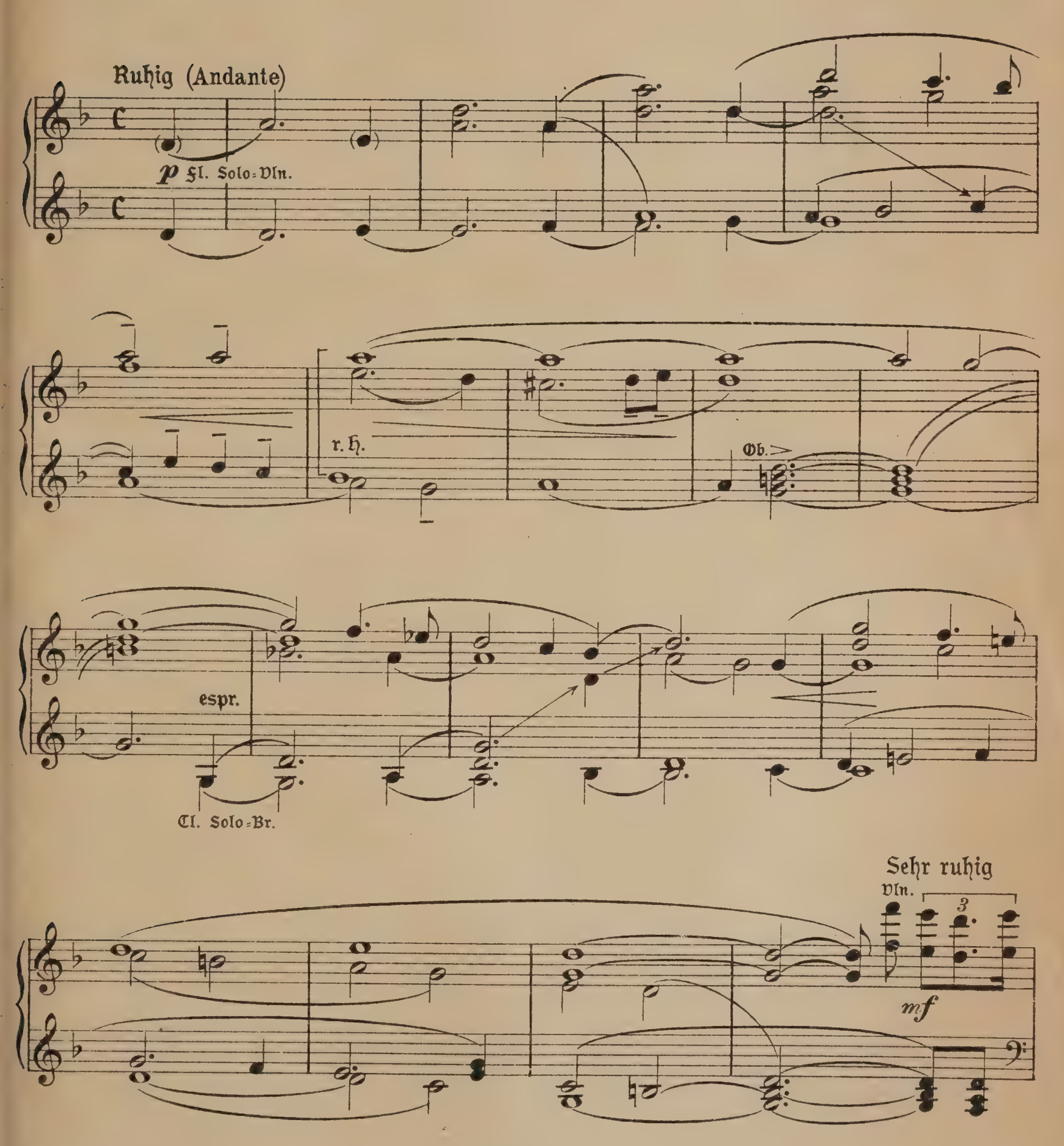
Der Türmer

XXV. Jahrg. Heft 1 Oktober 1922

Palestrina

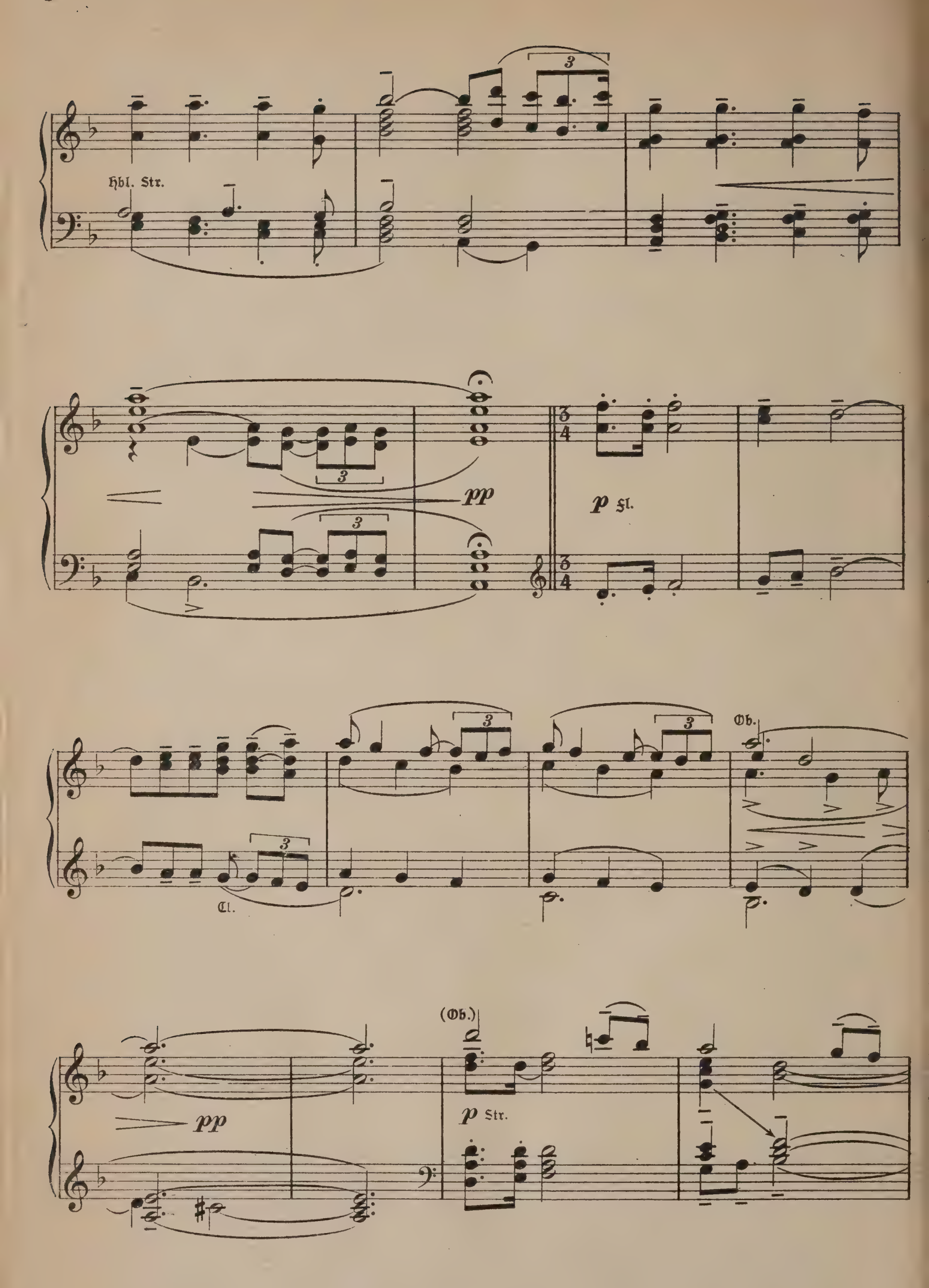
Einleitung zum I. Akt*)

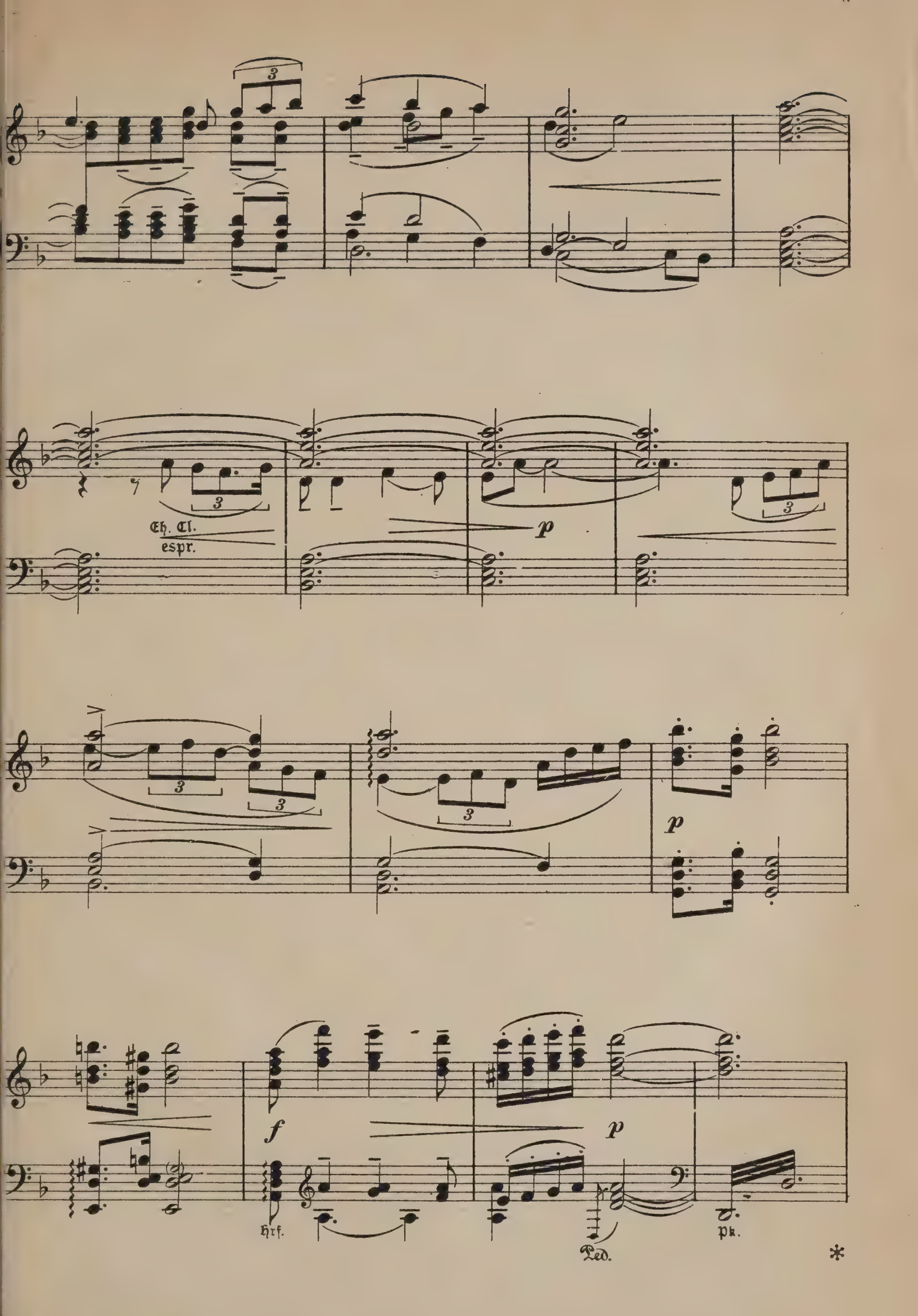
Hans Pfitzner



Mit Genehmigung des Originalverlegers Adolph Fürstner, Berlin W. 10

Entnommen aus dem Klavierauszuge mit Text des „Palestrina", bearbeitet von Felix Wolfes


Hbl. Str.
pp
p Fl.
Cl.
Ob.
pp
(Ob.)
p Str.



Eh. Cl.
espr.
p
p
f
p
Hrf.
Ped.
Pk.
*


Immer sehr ruhig
Vln.
pp
Fg.
u. Bcl.
Hrn.
Cfg. Hrn. Tb. Cb. Pk.
Eh. Cl.
mf
Pk. Wirbel auf D
Pos.
espr.
Trp.
Hrf.
Pk.
p
Pk.



Thüringer Festgesang

(Friedrich Lienhard)

Franz Liszt.

Tenöre

1. Von der Wart - burg in die
2. Von der Wart - burg zu den

Bässe

1. Von der Wart - burg, von der Wart - burg, von der Wart - burg in die
2. Von der Wart - burg, von der Wart - burg, von der Wart - burg zu den

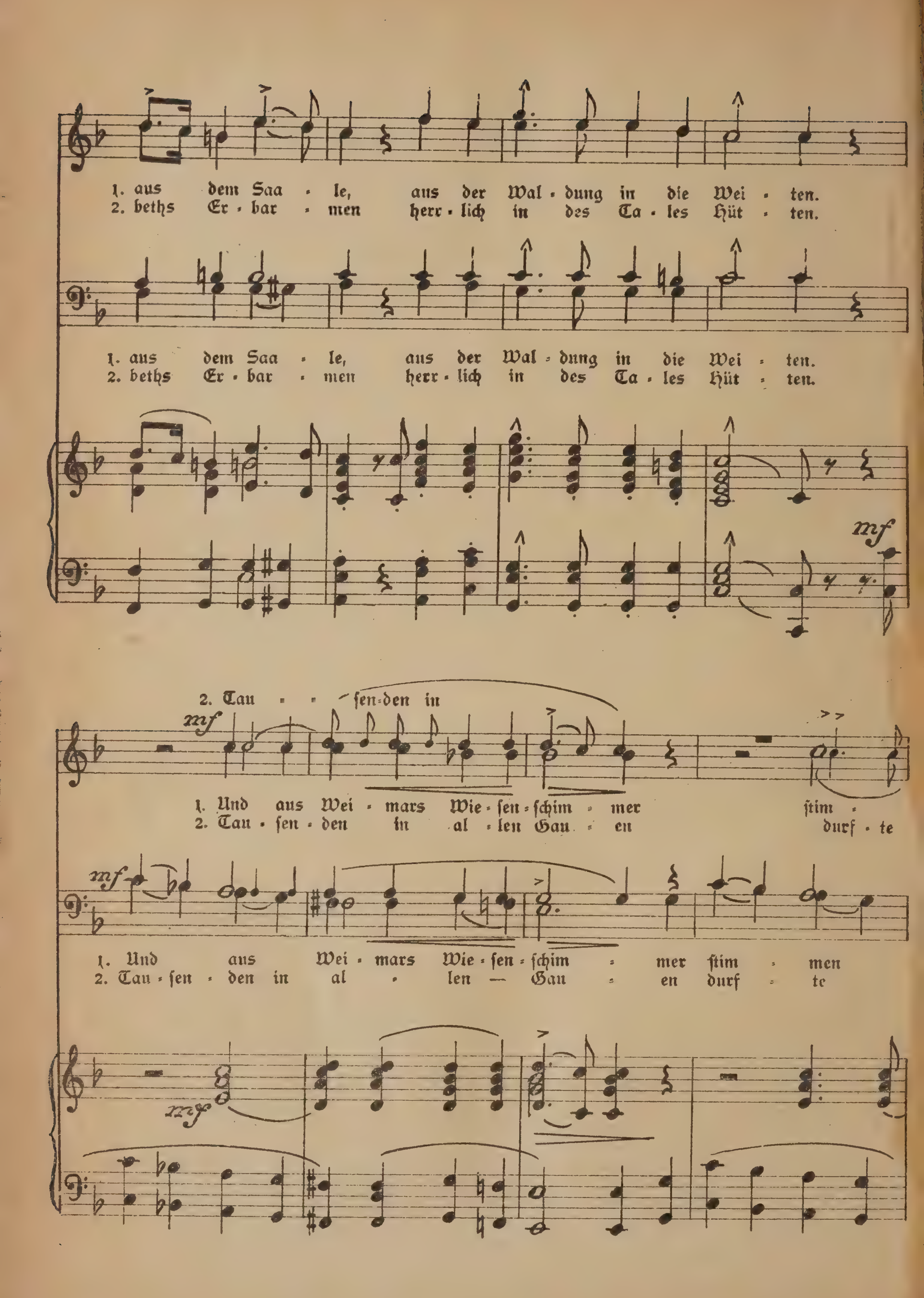
Als Vorspiel Klavier 4 Takte allein

Klavier (ad libitum)

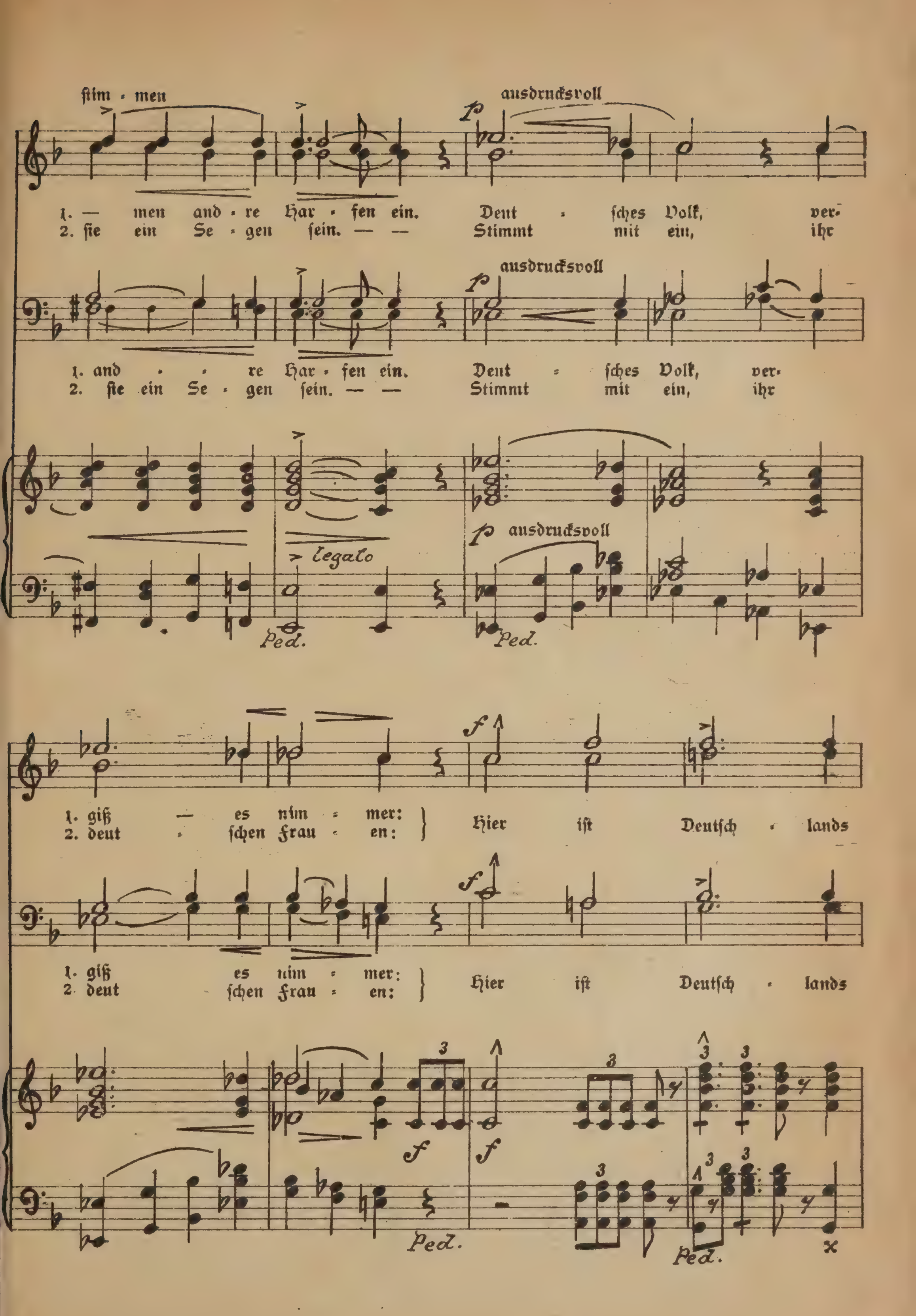
1. Ta - le tönt ein Klang von ed - len Sai - ten, Min - ne - sang schallt
2. Ar - men, E - del - ta - ten aus - zu - schüt - ten, trat E - li - sa-

1. Ta - le tönt ein Klang von ed - len Sai - ten, Min - ne - sang schallt
2. Ar - men, E - del - ta - ten aus - zu - schüt - ten, trat E - li - sa-

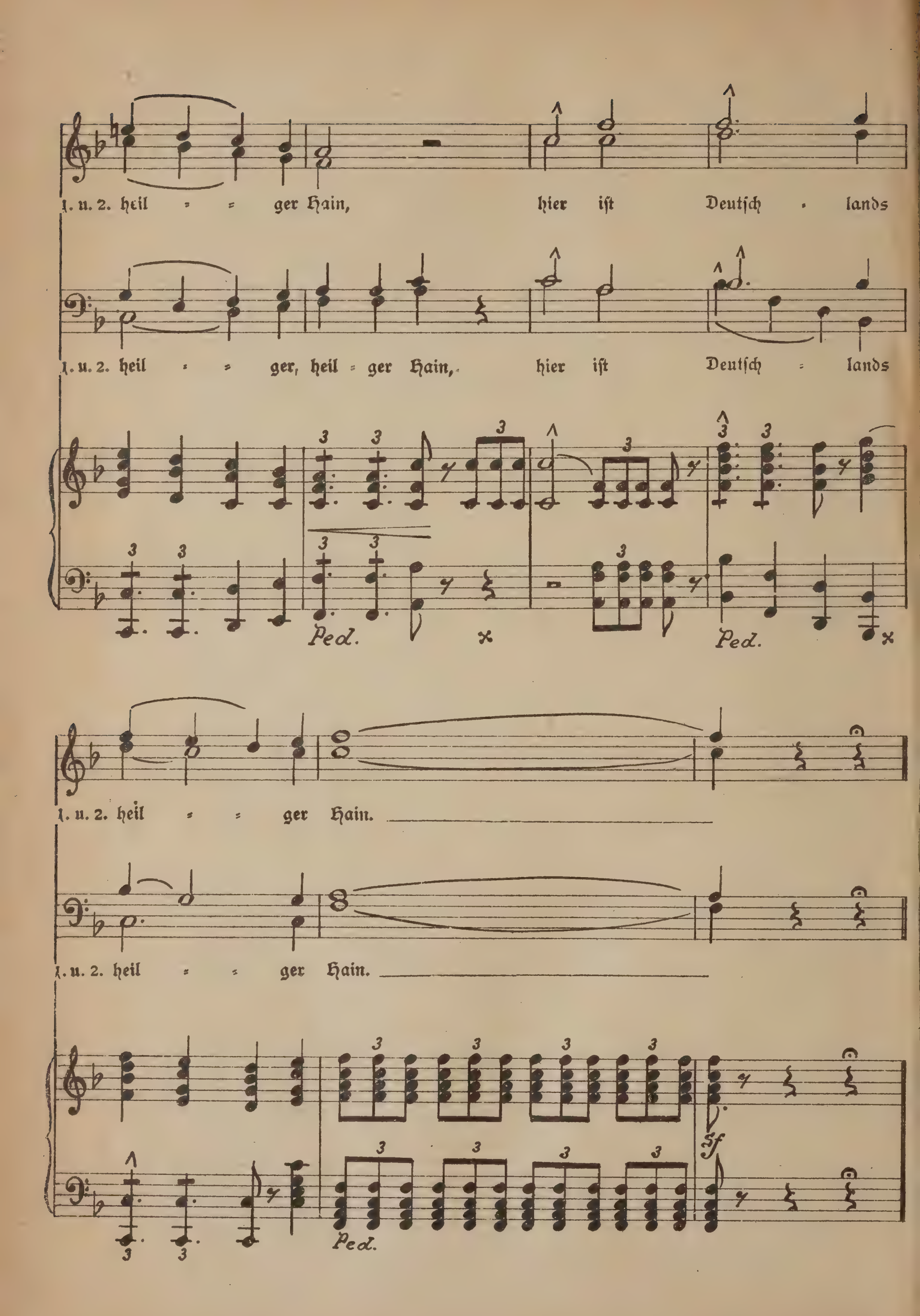
Notendruck von Carl Grüninger Nachf. Ernst Klett, Stuttgart.

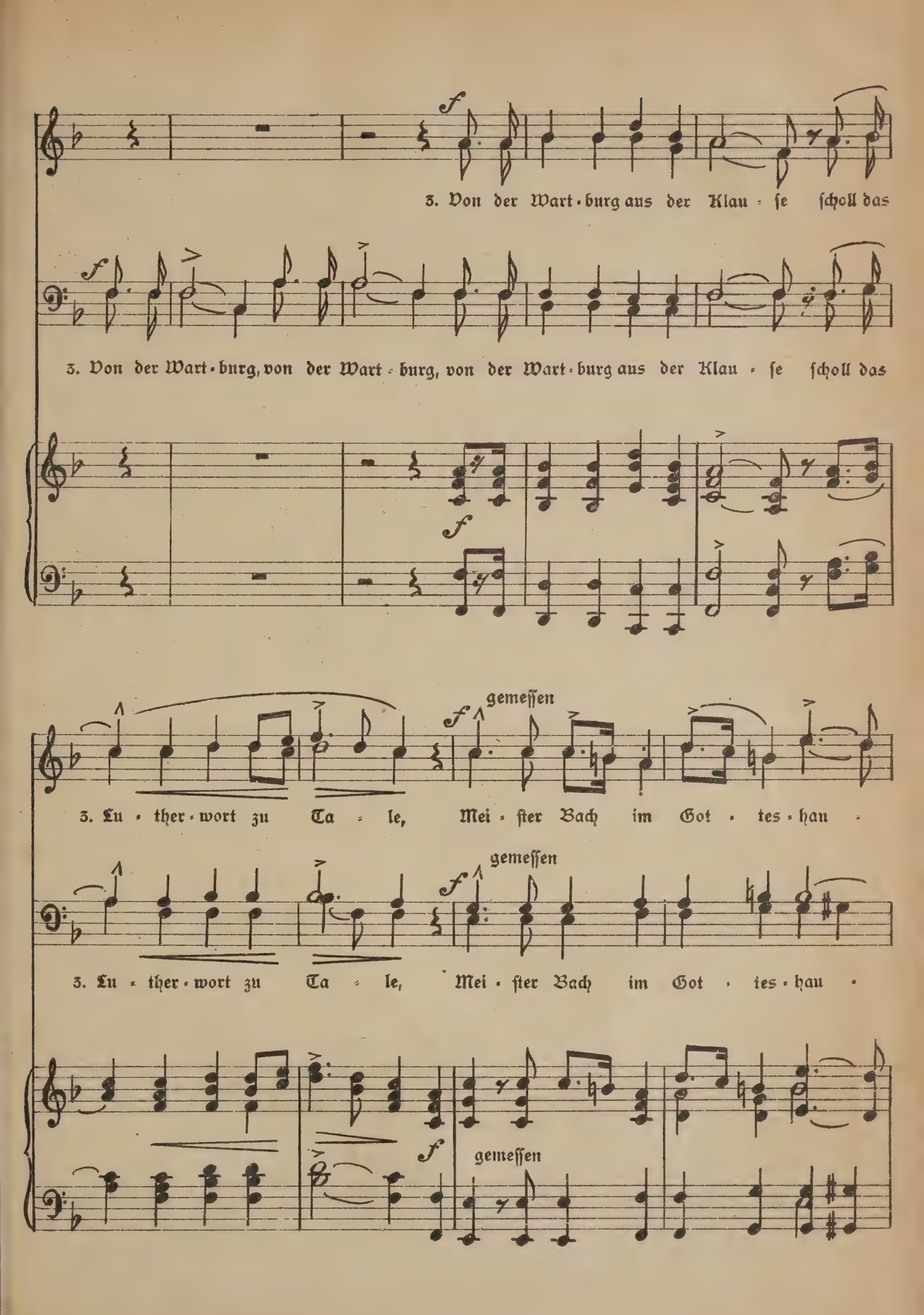


1. aus dem Saa - le, aus der Wal - dung in die Wei - ten.
2. beths Er - bar - men herr - lich in des Ta - les Hüt - ten.
1. aus dem Saa - le, aus der Wal - dung in die Wei - ten.
2. beths Er - bar - men herr - lich in des Ta - les Hüt - ten.
2. Tau - - ſen-den in
1. Und aus Wei - mars Wie - ſen - ſchim - mer ſtim -
2. Tau - ſen - den in al - len Gau - en durf - te
1. Und aus Wei - mars Wie - ſen - ſchim - mer ſtim - men
2. Tau - ſen - den in al - len — Gau - en durf - te

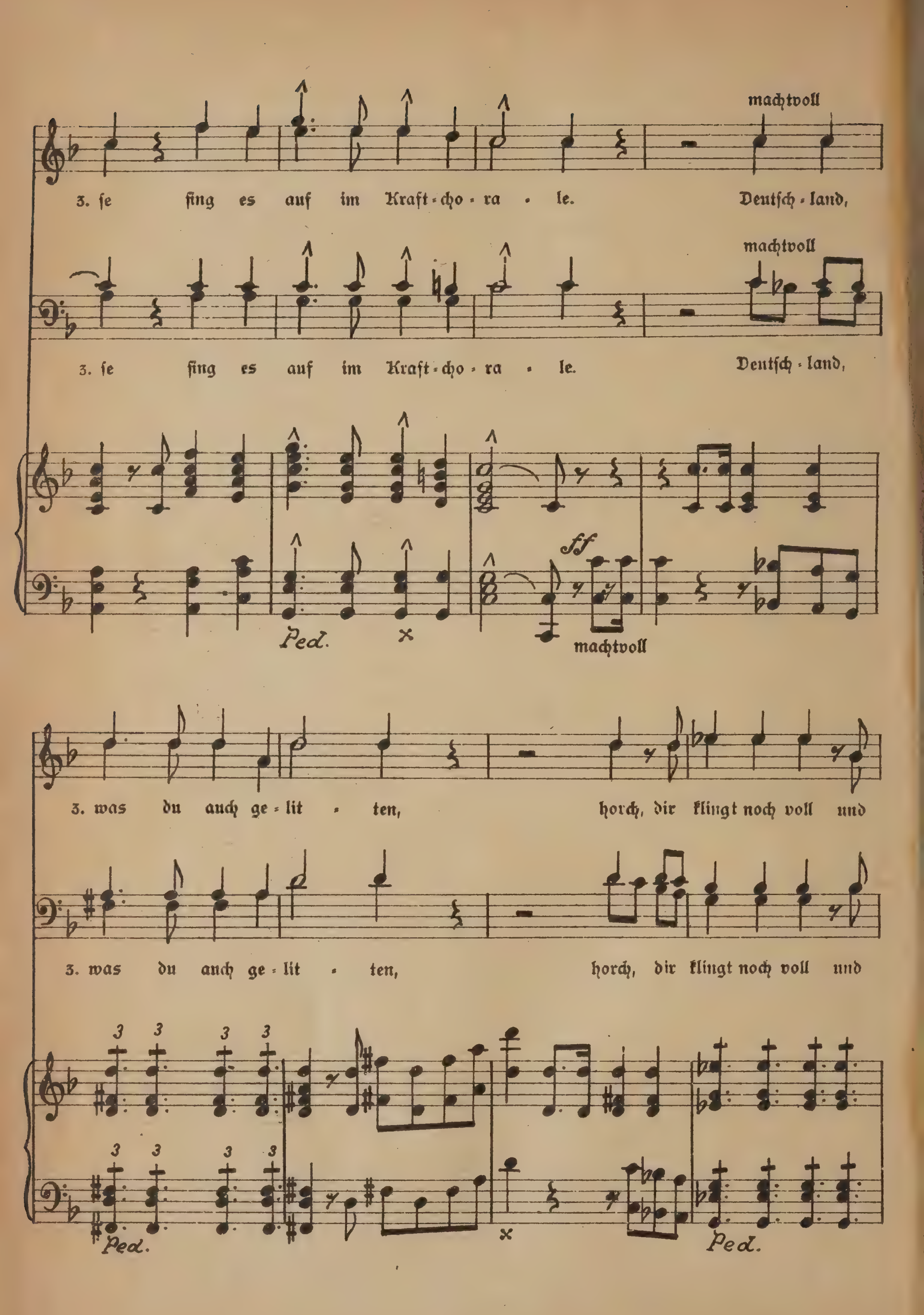


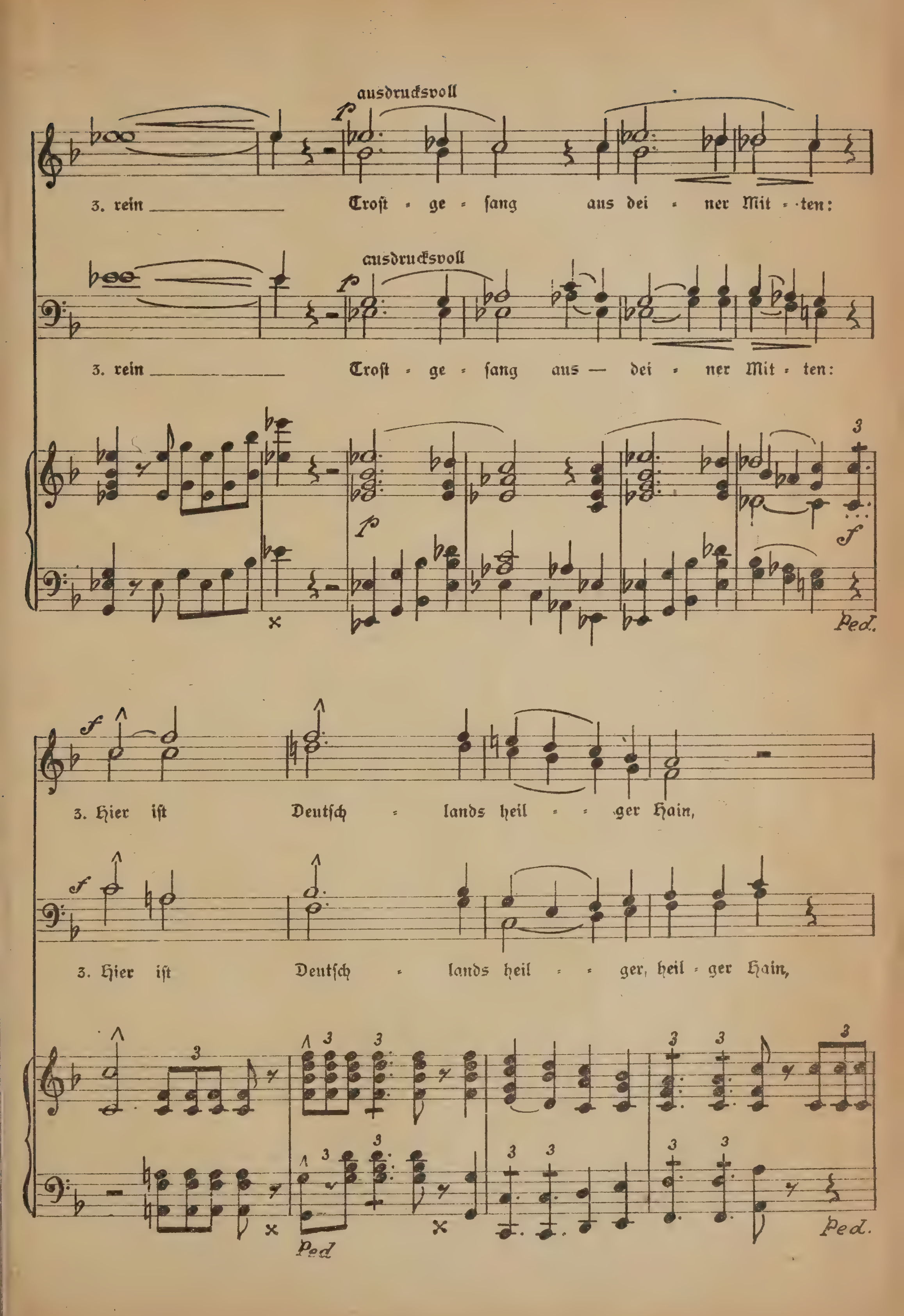
stim - men
ausdrucksvoll
p
1. — men and - re Har - fen ein. Deut - sches Volk, ver-
2. sie ein Se - gen sein. — — Stimmt mit ein, ihr
ausdrucksvoll
p
1. and - - re Har - fen ein. Deut - sches Volk, ver-
2. sie ein Se - gen sein. — — Stimmt mit ein, ihr
legato
p ausdrucksvoll
Ped.
Ped.
1. giß — es nim - mer:
2. deut - schen Frau - en:
Hier ist Deutsch - lands
f
1. giß es nim - mer:
2. deut - schen Frau - en:
Hier ist Deutsch - lands
f
f
f
Ped.
Ped.

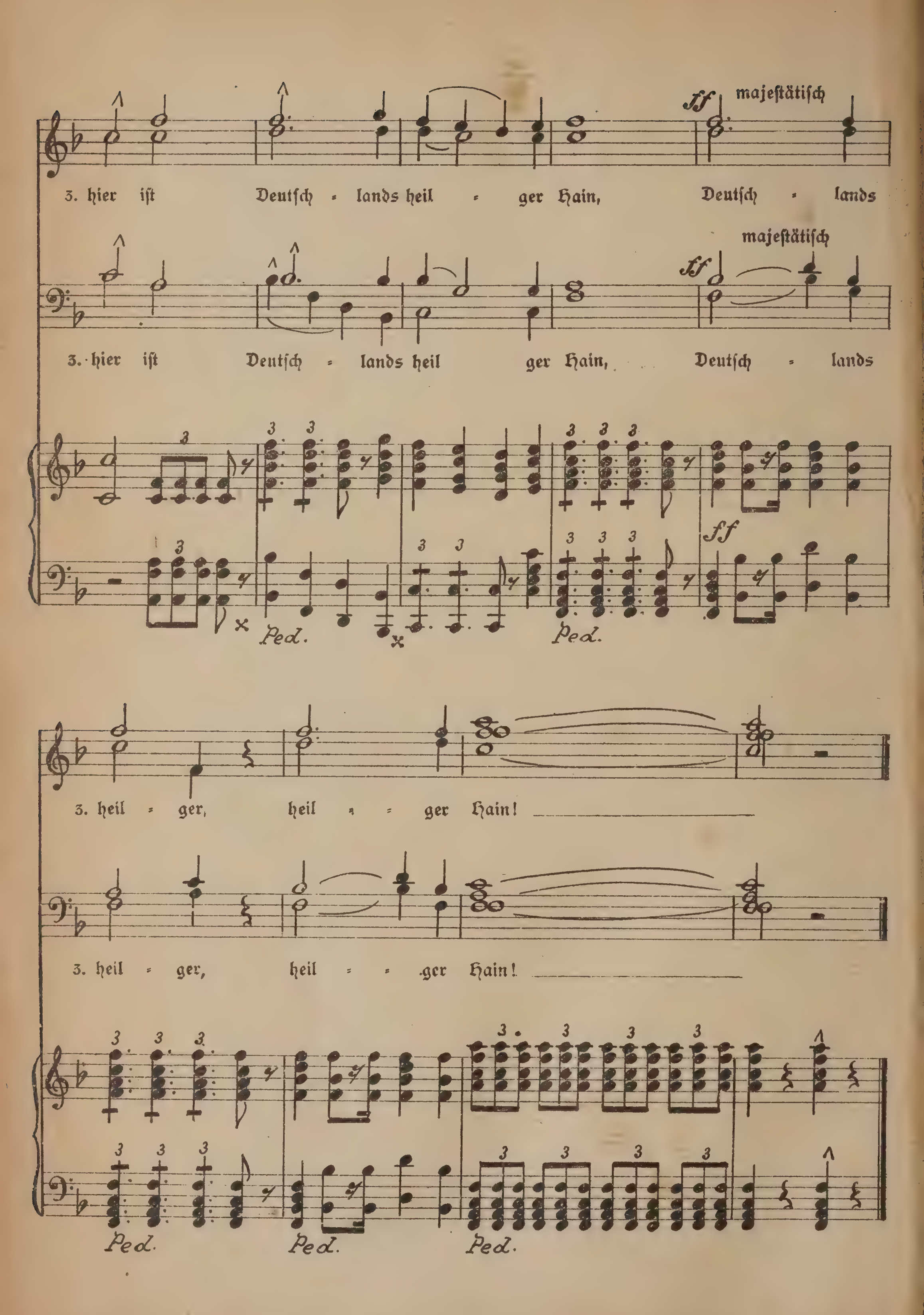

1. u. 2. heil = = ger Hain, hier ist Deutsch . lands
1. u. 2. heil = = ger, heil = ger Hain, hier ist Deutsch = lands
Ped.
Ped.
1. u. 2. heil = = ger Hain.
1. u. 2. heil = = ger Hain.
sf
Ped.



f
3. Von der Wart - burg aus der Klau - se scholl das
f
3. Von der Wart - burg, von der Wart - burg, von der Wart - burg aus der Klau - se scholl das
f
gemessen
f
3. Lu - ther - wort zu Ta - le, Mei - ster Bach im Got - tes - hau -
gemessen
f
3. Lu - ther - wort zu Ta - le, Mei - ster Bach im Got - tes - hau -
f
gemessen


machtvoll
3. se fing es auf im Kraft-cho-ra-le.
Deutsch-land,
machtvoll
3. se fing es auf im Kraft-cho-ra-le.
Deutsch-land,
ff
Ped.
machtvoll
3. was du auch ge-lit-ten,
horch, dir klingt noch voll und
3. was du auch ge-lit-ten,
horch, dir klingt noch voll und
Ped.
Ped.


ausdrucksvoll
3. rein Trost - ge - sang aus dei - ner Mit - ten:
ausdrucksvoll
3. rein Trost - ge - sang aus — dei - ner Mit - ten:
Ped.
3. Hier ist Deutsch - lands heil - - ger Hain,
3. Hier ist Deutsch - lands heil - - ger, heil - ger Hain,
Ped
Ped.



ff majestätisch
3. hier ist Deutsch - lands heil - ger Hain, Deutsch - lands
majestätisch
ff
3. hier ist Deutsch - lands heil ger Hain, Deutsch - lands
ff
Ped.
Ped.
3. heil - ger, heil - - ger Hain!
3. heil - ger, heil - - ger Hain!
Ped.
Ped.
Ped.

25. Jahrg. März 1923 Heft 6

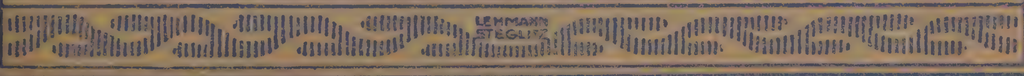


Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Preis dieses Heftes 1000 Mark für das Deutsche Reich, Österreich und das schwachval. Ausland; für das hochval. Ausland 1 Schweizer Franken.




Homogene
Klaviere
D. R. P.
346333/334. 346602
Grotrian Steinweg
Hofpianofortefabrik Braunschweig

Briefe

☛ Bitte Einsende-Bestimmungen am Schluß jedes Heftes zu beachten! ☚

Bô Yin Râ ist der Deckname eines deutschen Malers und Schriftstellers, dessen Aufsatz im heutigen Heft („Auferstehung") manchen Leser anregen möge, sich mit seinen Schriften zu beschäftigen. Seine letzterschienenen Bücher sind „Das Mysterium von Golgatha" (Verlag Magische Blätter, Leipzig) und „Das Buch der Liebe" (Verlag der Weißen Bücher, München). Doch zum Verständnis ist auch die Beschäftigung mit seinen früheren Werken wichtig, besonders mit dem „Buch vom lebendigen Gott", „Buch vom Jenseits", „Buch von der königlichen Kunst" usw, deren eines immer das andere gleichsam ergänzt.

Utrecht. Vor der Abwanderung nach Holland werden auch in Berliner Zeitungen deutsche Dienstmädchen gewarnt. Überfüllung! Es sind dort mindstens 50—60 000 deutsche Mädchen, und manc[he] kehren enttäuscht zurück. Herzl. Gruß!

Hauptl. J. K. in W. Warmherzig und edel, do[ch] leider nicht verwendbar!

Frau Fr. Ca. in Lu. Ein schöner Gedanke! Kün[st]lerisch nicht ganz ausgereift.

Guatemala (C. G.). Offizierswaisen, deren Verhältnisse Ihren Wünschen bezüglich Unterstützung entsprechen, sind gefunden. Der Brief an Sie ist unterwegs.


Lohmann


Schimmel
HOF-PIANO-FABRIK
Gegr.
1885
LEIPZIG

Unverwendbare Lyrik: H. K. in G. a. H. (Noch zu farblos!) — **H. G. in E.** (Sie beurteilen sich selber ganz klar: „Ich bin 20 Jahre alt, halte mich und mein Werk aber noch für durchaus unreif und ungeklärt." So ist's.) — **H. H. in Br.** (Ein Wintergedicht, am 1. Februar abgesandt? Viel zu spät!) — **K. Jö. in G.** (Ton recht ansprechend!) — **J. Mu. in Neund.** (Leider nicht druckreif!) — **E. Wo. in Je.** (Nur Originale verwendbar! Menschlich sympathisch.) — **T. H.-H. in M.** — **E. H. in Spi.** („Nun riß der Galliergeist mit eigener Hand das Truggespinst von seinen letzten Zielen" — freilich, aber die Gefahr des Auffatztons ist in solchen Versen bedenklich nahe.) — **A.**[...] **in Ba.** (Schön ist's, mithelfen zu wollen, „den Seel[...] klang unseres Volkes wieder zu wecken". Aber [...] diesen Gedichten dürfte sich Ihre Absicht kaum [...] füllen.) — **H. L. in B.** (Ohne Namen? „Wo [...] roten Rosen blühn dort am Waldesrand, möcht' [...] dir ich gerne gehn einsam Hand in Hand..." — „T[...] es gefallen dir, gäbst du es mir kund, und ich wü[...] küssen dir deinen roten Mund." Aber was geht d[...] das den Türmer an?!) — **F. K. in A.** (Der „achtze[...] jährige Jüngling, dessen Brust schon die herben Stür[...] des Lebens durchwehten", soll tapfer mit sein[...]

ickſal kämpfen. Wenn ihn dabei Reime erleichtern — gut! Aber nicht einſenden! „Hab' in ſpäter ndſtund' / oft allein geſeſſen / und die Seele, und wund / hat es hingeriſſen" — das iſt noch ganz reif.)

. Z. in Dr. Wir freuen uns herzlich über ſo vor- ich treue Freundſchaft. Sie ſchreiben: „Unter ug auf den Begleitzettel im Dezember-Heft über- e ich die gewünſchten 150 ℳ. Seit dem zweiten rgang ſeines Beſtehens leſe ich ununter- chen den Türmer. Ich bin dabei — es ſei Selbſt- oder Überhebung, aber zu Ihrer Ehre ſei es gt! — perſönlich eine „Türmer-Natur" und meine ilie eine kleine Türmergemeinde geworden. Ihm bleibt meine Freundſchaft bis an den Tod. Er be- gleite mich durch kommende ſchwere Tage, wie er mir Licht und Freude in vergangenen beſſeren Tagen und glücklichen Zeiten war." Gruß und Dank dem treuen Wanderkameraden — gerade in heutiger Zeit!

Prof. W. in K. Sie ſtimmen dem Artikel „Ein neuer Unfug" (Januar-Heft, S. 291) lebhaft bei und ergänzen: „Wir haben jüngſt Ähnliches mit unſerem Älteſten erlebt, der Oberprimaner iſt und einen Vor- trag über Strindbergs Frauengeſtalten halten ſollte! Wozu dann ich ihm Bücher aus der Univerſitäts- und aus der Volksbibliothek zuſammentragen mußte! Aber in ſolchen Fällen liegt doch auch oft die Schuld

an den Lehrern, die so merkwürdige Aufgaben stellen. Auch diesem Unfug sollte man mal gründlich heimleuchten . . .“

Rud. Mayer (Hof-Kunstprägeanstalt), Pforzheim. Dankend erhielten wir Ihre hübsche Prägung der gefesselten, wehrlosen Germania mit der Jahreszahl 1923 . . .

„Deutscher Orden“ (Bremen). Sie versenden eine Erklärung, daß „der Deutsche Orden, der seinen Sitz nach Bremen verlegt hat, jede Gemeinschaft mit dem früheren Ordenskanzler Herrn Dr. Ernst Hunkel in Donnershag bei Sontra in Hessen ablehnt. Wir sehen uns zu dieser Erklärung gezwungen, weil er [den] Grundsätzen des Deutschen Ordens untreu gewor[den] ist. Der Deutsche Orden, der seit längerer Zeit [in] seiner Arbeit durch die von Hunkel hervorgerufe[nen] Zwistigkeiten gehemmt war, steht heute geschlosse[ner] als je da, und wir dürfen, nachdem die Streitigke[iten] durch den Austritt Dr. Hunkels endgültig als begra[ben] angesehen werden können, mit einem neuen [Auf]schwung rechnen. Auskunft über Zweck und Ziele [des] Deutschen Ordens erteilt die Ordenskanzlei (Otto Reuter, Bremen, Steinhäuserstraße 41).“

DEUTSCHE VERLEGER

In Neuauflage liegt vor:

Gustav von Schmoller †

Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre

In zwei Bänden

Zweite, neubearbeitete Auflage (13.—15. Tausend). Grundpreis der beiden Bände (über 1400 Seiten in Groß=Oktav) geheftet 29 Mark, gebunden 39 Mark

Der Grundriß der Volkswirtscha tslehre ist das monumentale Werk, das eine sorgsam durchdachte Zusammenfassung alles dessen enthält, was Gustav von Schmoller im Laufe seiner 35jährigen Lehrtätigkeit für seine Vorlesungen als das immer wieder von neuem geläuterte und vervollständigte Ergebnis zahlloser Einzelforschungen aufgezeichnet hat. Der „Grundriß" ist die reife Frucht eines langen Sammler= und Denkerlebens von großen umfassenden geschichts= und kulturphilosophischen Gesichtspunkten. Auf einer breiten anthropologischen, psychologisch=ethischen und soziologischen Grundlage ist hier ein ganz neues Lehrgebäude der Volkswirtschaft errichtet, das überall im Zusammenhang steht mit der allgemeinen Kultur= und Zivilisationsgeschichte

★

Soeben erscheint:

Werner Sombart

Der moderne Kapitalismus

Historisch=systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart

Fünfte, unveränderte Auflage mit Register in vier Bänden

Grundpreis: in Halbleinen gebunden 36 Mark

Ein mächtiges, gelehrtes Werk mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Geisteswissenschaften gearbeitet, und gleichzeitig das großzügigste Kompendium und Lehrbuch der Nationalökonomie nach dem heutigen Stand der Wissenschaft. „Sombart ist ein so vollendeter Stilkünstler und handhabt ein aus den Literaturen aller europäischen Völker zusammengetragenes riesiges Tatsachenmaterial so musterhaft, daß man von dem 1000 Seiten schweren Wälzer gepackt und festgehalten wird, bis man ihn mit der gleichen, nur edleren Gier, wie den spannendsten Roman verschlungen hat."

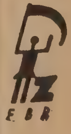
„Tägliche Rund chau" über den ersten Band

Duncker & Humblot · München WXII · Theresienhöhe 3c

BETEILIGT SIND DIE FIRMEN

CKER & HUMBLOT, MÜNCHEN * K. F. KOEHLER, VERLAG, LEIPZIG * G. HIRTH'S VERLAG, MÜNCHEN
A. BROCKHAUS, LEIPZIG * H. HAESSEL, VERLAG, LEIPZIG * L. STAACKMANN VERLAG, LEIPZIG
VERLAG MAX KOCH, LEIPZIG * AUGUST SCHERL G.M.B.H., BERLIN * CONCORDIA DEUTSCHE
VERLAGS-ANSTALT, ENGEL UND TOECHE, BERLIN * ADOLF SPONHOLTZ VERLAG G.M.B.H.,
HANNOVER * TÜRMER-VERLAG, STUTTGART * J.C. HINRICHS'SCHE BUCHHANDLUNG,
LEIPZIG * R. VOIGTLÄNDERS VERLAG, LEIPZIG * GEBRÜDER PAETEL, BERLIN

MÄRZ 1923



Neue Indienliteratur

Soeben erschien:

Unter Brahminen und Parias

Erinnerungen aus 15 glücklichen Jahren

In Tausenden von Exemplaren verbreiteter Band

J. A. Sauter, Mein Indien

hat solches Aufsehen erregt, daß alle Freunde der Indienliteratur das Buch bereits kennen und diesen 2. Band mit Interesse erwarten werden. Treffend ist **das Urteil der Berliner Volkszeitung:**

„Ein tieferes Buch als selbst das schöne von Bonsels, tiefer, weil es ein Wissender schrieb, nicht nur ein Beschauer. Selbst ein Kipling könnte noch von Sauter lernen, wo es sich um das Menschliche handelt. Wäre Sauter gar nicht der Gelehrte von gutem Klang, sondern nur der Autor dieses Buches, er stände — unumwunden — an der Spitze der Mittler, die die Brücke schlagen zwischen den Suchenden aus dem Abendlande und dem Lande der Sonne."

Sauter, Mein Indien / **„ Unter Brahminen und Parias** } **Geschmackvoller Halbleinenband, Grundz. je 6 Mk.**

Das Klassische Indienbuch

Haeckel, Indische Reisebriefe

erschien in neuer Ausstattung in 6. Auflage. Haeckels naturbegeisterte Darstellungskraft wird auch heute noch nicht übertroffen.

Halbleinenband, Grundzahl 7 Mark.

Diese Grundzahlen sind mit einer vom Verlegerverein festzusetzenden Schlüsselzahl – augenblicklich 1400 – zu vervielfältigen.

K. F. Koehler / Verlag / Leipzig

Schöne Geschenkbücher

WILHELM HAUFF: **Die Karawane.** Ein Märchen- und Geschichtenkreis. Mit 46 Bildern u. Vignetten von Bertall. Halbleinen 8.—, Halbleder 12.—

GOETHE: **Die Leiden des jungen Werther.** Mit Originalzeichnungen von Ottomar Starke. Halbleinen 8.—, Halbleder 15.—

Das Dekameron des Giovanni di Boccaccio. Mit 14 Lithographien von Werner Schmidt. Halbleinen 7.—, Halbleder 10.—

1001 Tag. Wunderl. Liebesgesch. Mit 10 Radierung. von Ferd. Staeger. Halblein. 8.—, Halbled. 12.—

Meister Floh. Von *E. T. A. HOFFMANN.* Jubiläums-Ausgabe 1822—1922. Reich illustriert von Otto Nückel. Halbleinen 8.—, Halbleder 12.—

HONORÉ DE BALZAC: **Große und kleine Welt.** Mit Holzschnitten von Daumier und Gavarni. Halbleinen 7.—, Halbleder 10.—

MARGARETE VON NAVARRA: **Liebesgeschichten.** Mit 16 originalgetr. Nachbildung. der Kupfer von Sigism. Freudenberg. Halbleinen 6.-, Halbleder 9.-

HONORÉ DAUMIER: **Naturgeschichte d. Reisenden.** Text von Maurice Alhoy. Mit 25 Holzschnitten des Meisters. Halbleinen 2.—.

JEAN DE LAFONTAINE: **Ergötzliche Geschichten.** Mit 12 Wiedergaben nach den seltenen Kupfern von Charles Eisen. Halbleinen 6.-, Halbleder 9.-

FRIEDR. HÖLDERLIN: **Hyperion.** Mit 16 z. erstenmal veröffentl. Bild. u. Handzeichnung. d. Münchner Meisters C. Rottmann. Halblein. 7.-, Halbled. 10.-

PAUL GAVARNI: **Der Provinzler i. d. Großstadt.** Text von Pierre Durand. Mit 37 Holzschnitten und Initialen. Halbleinen 2.—

Alle Büch. sind auf holzfr. Pap. gedr. u. in Halblein. u. in Halbled. geb. Numer. Vorzugsausg. auf Bütt. gedr. u. in Halbled. geb. in beschr. Anz. Die hier angeführt. Preise sind Grundpreise, die vervielfacht mit der Schlüsselz. d. Tagespr. ergeb. Die Schlüsselz. gibt jed. Buchhandl. bek. Zu bezieh. durch den Buchhandel od. direkt unter Portoberechnung von

G. HIRTH'S VERLAG A.-G., MÜNCHEN, LESSINGSTRASSE 1

Ein neuer Colin Roß



In kurzem erscheint

Colin Roß

Der Weg nach Osten

Reise durch Rußland, Transkaukasien, Persien und Turkestan ::

Mit etwa 50 Abbildungen und Karten

In Halb-Leinen etwa G. Z. 8,0

Eine abenteuerliche Reise durch die neuen Republiken des Ostens und durch Persien. Überraschende Einblicke in eine werdende Welt in ihrer Bedeutung für Deutschland.

F. A. Brockhaus / Leipzig



Christoph Netzle Weltgesang

1.—33. Gesang

Broschiert etwa M. 3000.—

Halbleinen etwa M. 4000.—

50 numerierte Exempl. auf Bütten, in Halbpergament gebunden etwa M. 25000.—

Ein Berufener hat dieses Werk gewagt. Ungewöhnlich, eigenartig ist seine Fülle der Gesichte, seine Leidenschaft des Suchens, seine Klarheit der Sprache, die ungebändigte Wucht seiner Komposition. Nur ganz große Kunst vermag so zu erschüttern und so zu erheben wie der Weltgesang. Man kann versinken in ihm, man kann leben in ihm, man wird niemals aufhören, neue Schönheiten zu finden und neue Geheimnisse.

H. Haessel ∘ Verlag ∘ Leipzig

Hervorragende zeitgeschichtliche Werke!!

Prof. Dr. Freiherr v. Eppstein

Fürst Bismarcks Entlassung

Nach bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Staatsministers Dr. von Boetticher
Mit 19 Faksimile-Briefen von Kaiser Wilhelm II., Fürst Bismarck, v. Holstein u. a.
Geheftet 5200 M., Halbleinen 6800 M., Halbleder 11000 M.

Dieses von der Kritik als bedeutendstes Quellenwerk zur Bismarck-Krisis gekennzeichnete Werk bildet eine äußerst wertvolle Ergänzung zum 3. Bande v. „Bismarcks Gedanken u. Erinnerungen".

★

Admiral Scheer

Deutschlands Hochseeflotte i. Weltkriege

Mit zahlreichen Bildern und Kartenbeilagen
Geheftet 8000 M., Halbleinen 10400 M., Halbleder 15000 M.

Der Sieger in der Seeschlacht von Skagerak gibt eine klare Darstellung des Anteils der deutschen Flotte am Weltkriege unter besonderer Berücksichtigung der Ubootfrage.

★

General Liman v. Sanders

Fünf Jahre Türkei

Mit zahlreichen Karten und Skizzen
Geheftet 4800 M., Halbleinen 7000 M., Halbleder 12000 M.

Von allen Büchern des Weltkrieges ist das Werk Liman v. Sanders wohl das lehrreichste, da es uns die Verhältnisse in der Türkei so zeigt, wie sie wirklich sind.

Preise freibleibend.

August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Ein Lebensbuch mit unerschöpflichem Gewinn ist
Carl Ludwig Schleich: Es läuten die Glocken.
Phantasien über den Sinn des Lebens. 400 Seiten mit vielen Abbildungen und einer Tafel. Halbleinen 8* Mark, Ganzleinen 10* Mark. 20000 Exemplare dieses hervorragenden Werkes, dem Richard Dehmel Unsterblichkeit prophezeite, sind bereits verkauft.
Hier zwei von Hunderten glänzenden Urteilen: „Tägliche Rundschau", Berlin ... Ein romantisches Kunstwerk. Es wird viele nicht nur zu einem tieferen Verständnis der großen Probleme des Lebens führen, sondern auch einen künstlerischen Genuß vermitteln, wie er uns nicht oft gegönnt ist. — „Der Zwiebelfisch 1921" ... Das Märchenbuch eines Philosophen, der auch ein großer Dichter ist. Weite Gebiete der Naturwissenschaft, die bisher für trocken und ungenießbar galten, werden unter seinen Händen zu blühenden Gärten.

Johannes Nacht: Die Aphoristik,
der neue Stil — die neue Richtung.
160 Seiten. Geheftet 1* Mark, gebunden 2.50* Mark.
Hervorragend beurteilt von Ludwig Fulda, K. W. Goldschmidt, Julius Hart, Alexander Moszkowski, Carl Ludwig Schleich und vielen anderen. Das hochinteressante Buch, das den symbolischen Titel „Pflugschar und Flugsame" trägt, ist „eine erste Erfüllung der kommenden Kunst". Es stellt auch, nach Kennerurteil, die beste Aphorismensammlung dar und enthält die erste literarhistorische Abhandlung über den Aphorismus. Es weht ein ganz neuer und eigener Geist in diesem Buche.

Hagen Thürnau: Das ferne Leuchten.
Roman. 225 Seiten. Halbleinenband 3* Mark.
„Kieler Neueste Nachrichten": Ein hohes und reines Kunstwerk. Die Sprache ist überall von beseelter Knappheit, oft blühend in lieblicher, funkelnd in herber Schönheit — herrliches Produkt eines Neutöners, der nicht eitle Schwäche, sondern edle Kraft suchen und finden läßt.

Der Tod des Materialismus und der Theosophie
Die Religion der Tatsachen.
Gemeinverständlich dargestellt von *** Geheftet 50* Pfennige.
Carl Rußwurm: Ein Meer von Licht leuchtet aus diesem Buche. Wer Klarheit, absolute Klarheit will, der greife zu diesem Buche. Was es z. B. über die Mystik zu sagen weiß, gehört zu den großartigsten Bestätigungen und Erklärungen dieses Gotteserlebens, die es gibt.

* Grundpreise, ergeben mit der jeweils gültigen Schlüsselzahl, die durch jeden Buchhändler zu erfahren ist, vervielfacht den tatsächlichen Preis.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Engel und Toeche, Berlin SW 11

Der neue Roman
von

Max Jungnickel

Das müde Haus
Ein Roman aus dem Zirkusleben

... Jungnickel ist ein Kenner des Zirkuslebens wie kein anderer lebender Dichter von Bedeutung. Er hat das Treiben in diesen Kreisen aufs genaueste studiert und tief nachempfunden. So bietet der Erzähler ein Bild aus der „Fahrenden Welt", wie wir es uns bunter und naturgetreuer nicht erträumen können. Die letzten Zirkusszenen sind voll rasender Leidenschaft. Sie zeigen uns das starke Können Jungnickels aufs schlagendste. Und dann wieder die zarteste Poesie, wenn wir von den letzten Tagen des alten Schäfers hören. Der Verlag hat das Werk geradezu glänzend ausgestattet ... Bremer Nachrichten

Auf holzfreiem
Papier gedruckt, mit einer
mehrfarbigen Umschlagzeichnung,
einem originellen Vorsatzpapier und Innentitel
von Fritz Eggers-Berlin
geb. M. 2.— Grundzahl.

Ausführlicher Prospekt,
auch über die anderen Werke des Dichters, vom Verlag.

Adolf Sponholtz Verlag G. m. b. H., Hannover

Soeben erschien:

Friedrich Lienhard
Wandernd Licht

Aus Lienhards Schriften
für jeden Tag des Jahres ausgewählt von
Dr. Paul Bülow

Mit 12 ganzseitigen Federzeichnungen
16°, 213 Seiten. In Halbleinen
mit Einbandzeichnung von R. Duschek
Grundzahl 2.50

★

In neuem Rahmen werden hier Lienhards köstliche Worte, herausgegeben von Dr. Paul Bülow, unter die deutschen Menschen gesandt. Ein kleines Handbuch in Almanachform, in dem wir für jeden Tag des Jahres unser Sprüchlein finden. Wer es morgens zur Hand nimmt, hat tagsüber genug zum Nachdenken und kann seine Seele in Lichtgedanken und reinem Gottsuchertum baden. Das aber ist das Wichtigste in dieser Zeit des Sturmes, ein ruhig' Lichtlein brennen zu sehen, das uns nicht unerreichbar, das uns wärmt und wie ein heller Stern über der Dunkelheit der Zukunft leuchtet. Eigenartiger Buchschmuck ziert die einzelnen Abschnitte des Heftes.

★

Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart


ERSTKLASSIGE
ERZEUGNISSE
Ica
Cameras
Mimosa
Photo-Papiere
Ica Akt-Ges. Dresden • Mimosa A.G. Dresden

Briefe

Frau Th. H., geb. Palleske. Verbindl. Dank für den Gruß! Wenn Sie als Tochter des weitbekannten Schiller-Biographen Palleske anregen, daß man zum 100. Gebutstag (5. Januar 1923) an seinem Hause in Thal bei Ruhla (Thür.), wo auch Sie wohnen, eine Gedenktafel anbringen könnte, so ist das ein verständlicher Wunsch. Freilich hätte er früher geäußert und von einer Gruppe in Ihrer Gegend ausgeführt werden müssen, was nicht viel Kosten verursacht hätte. Wir alle haben einst mit Begeisterung jene volkstümliche, jetzt noch nicht vergessene Biographie auf uns wirken lassen.

Sudetendeutscher (P. K.). Wie können Sie denn auf den Gedanken kommen, daß wir — von Großdeutschland sprechend — die Sudetendeutschen absichtlich vergessen?! Es sind in jener Betrachtung auch nicht die baltischen und andere abgesplitterte deutsche Brüder genannt, aber der Sinn ist ja klar genug! „Das ganze Deutschland soll es sein!" Wir wissen wohl, daß mehr als 3 Millionen Sudetendeutscher eingepreßt sind in ein fremdes Staatsgebilde, mit dem sie nichts zu tun haben wollen. Schelten Sie aber uns kämpfende Deutsche nicht, sondern bringen Sie sich und Ihre Brüder durch Stimmungsbilder über Ihre Lage immer wieder in Erinnerung!

Bücherbesprechung

D. Dr. Paul Jaeger: Festland. Wege zur Wirklichkeit. I. (Stuttgart Gotha, Friedr. Andr. Perthes A.-G.) — Seit ich Jaegers herrliches Büchlein „Innseits" kennen und in öfterem Gebrauch auch schätzen lernte, greife ich stets mit freudiger Spannung zu den neuen Veröffentlichungen des feingebildeten Freiburger Stadtpfarrers. Auch das vorliegende Buch, eine Reihe von Skizzen (vom Beweisen, Festland, Gewißheit, Wirklichkeit, Gottes Wirklichkeit und die Not, das stille Reich) wird sich ringenden Menschen als trefflicher Führer erweisen. Im Gegensatz zu dem starren Dogmatismus jüngerer wesentlich von der Schweiz her beeinflußter Theologen ist Jaegers Buch unter dem Gesichtswinkel geschrieben, „ob vom allgemeinen Denken aus Wege sind, die in der Richtung auf die Religion führen". Hier verbindet sich in der glücklichsten Weise der Seelsorger einer geistig regen Universitätsstadt mit dem an der Windelband-Rickertschen und Liebmannschen Philosophie gereiften Denker. Die Suchenden unserer Zeit, insbesondere Geistliche und Lehrer, werden in Jaeger nicht bloß innere Stärkung finden, sondern auch scharfgeschliffene Waffen zum Kampf gegen einen Naturalismus, der im aufklärerischen Gewand noch immer unsere Massen beherrscht, wiewohl er wissenschaftlich längst als überwunden gilt. Prof. lic. Carl Paira.

Hans Vaihinger, Die Philosophie des Als-Ob. Volksausgabe. (Leipzig, Felix Meiner.) — Von dem bekannten Werk, das einen Lexikonband darstellt, ist soeben eine handliche schmale Volksausgabe erschienen (366 Seiten). Das sehr anregende Buch (in den Jahren 1876—78 entstanden, doch erst 1911 erschienen) enthält eine Anzahl Partien, die zwar für den Spezialforscher den Hauptgedanken bedeutsam ins Licht rücken, für den Laien aber weniger wichtig

nd. Diese Volksausgabe hat jene Abschnitte ausgeschaltet, so daß die großen Linien schärfer heraustreten. Das zeitgemäße Werk kann das Denken schulen, hat freilich auch seine Gefahren in bezug auf das Gedankenspiel mit den „Fiktionen". Ein gesunder und geübter Leser wird jedoch in diesen Gefahren nicht stecken bleiben. Und so wünschen wir dieser leicht durchzuarbeitenden Volksausgabe Beachtung.

Conrad Ferdinand Meyers Sämtliche Werke sind, wie wir schon kurz bemerkten, in H. Haessels Verlag, Leipzig, in Form einer Taschenausgabe erschienen. Berufene Kenner wie Harry Maync, Ermatinger u. a. haben jedem Bändchen eine Einleitung mitgegeben. Die Bildchen auf dem Deckel wären wohl bei einem so stark und streng durch seine Erzählerkunst wirkenden Meister nicht nötig gewesen. Wir möchten dieser Gesamtausgabe weite Verbreitung wünschen. Dieses Gehalters künstlerische Zucht tut gerade heute wahrlich not.

Paul Quensel: Brigittens Leiden. (Wolfenbüttel, Julius Zwißlers Verlag.) — Dieses „Spiel aus Goethes froher Zeit", das in köstlicher Weise das Werther-Fieber jener Tage geißelt, sei allen Bühnen, vorzüglich aber den Bestrebungen der Jugendbewegung, dringlich zur Darstellung empfohlen.

E. L. Schellenberg.

Dr. Karl Storcks Opernbuch. Ein Führer durch den Spielplan der deutschen Opernbühnen. 26.—28., vermehrte Auflage. 74.—82. Tausend. Herausgegeben von Paul Schwers, Leiter der Allgemeinen Musikzeitung. (Muthsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.) — Das altbewährte Opernbuch Dr. Karl Storcks bringt in seiner rasch gefolgten vermehrten Auflage wesentliche Änderungen. Der von Auflage zu Auflage zunehmende Umfang führte zu einer Teilung des Werkes. Die Opern aus der Schaffenszeit Glucks bis zu der Verdis fanden im „Klassischen Opernbuch" Aufnahme, während dem Opernschaffen von der Zeit Richard Wagners an unter Einschluß des Meisters das „Moderne Opernbuch" gewidmet ist. Für Freunde der Oper, die eine einbändige Ausgabe vorziehen, wurde eine solche als „Gesamtausgabe" beibehalten.

…lexander von Gleichen-Rußwurm, Von Mannes …rt und Willen. (Leipzig, Max Koch.) — Nachdem … Paul Bülow mit seiner Auswahl aus Lienhards …rken unter dem (aus Rich. Wagner entnommenen) …el „Von Weibes Wonne und Wert“ starke Wirkung …elt hat, fügt sich nun hier ein Seitenstück an, das …nneswert verherrlicht. Bei dem höchst gebildeten …ichen-Rußwurm darf man von vornherein sicher …, daß etwas Geschmackvolles und Würdiges in Er…inung tritt. In der Tat ist hier ein Buch zustande …mmen, das in kurzen Abschnitten, in Vers und …sa, eigentlich mehr gibt als der Titel andeutet: …lich Lebensweisheit in mannigfaltigen, immer …nehmen Formen. Zum bunten Inhalt stimmt die liebevolle Ausstattung. Den Buchschmuck zeichnete Kurt Opitz, der auch die gesamte künstlerische Herstellung überwachte.

Deutsche Musik. Auf geschichtlicher und nationaler Grundlage dargestellt von **Hermann von der Pfordten.** 3. Aufl. (Leipzig, Quelle & Meyer.) — Das Buch dieses bekannten Münchener Musikschriftstellers verdient den Erfolg, denn da spricht eine warmherzige Persönlichkeit voll Temperament und leidenschaftlicher Anteilnahme an echter deutscher Kunst. Man schlage etwa die Stellen über Bruckner auf: „Und wo sind nun seine Messen, sein Tedeum, seine Symphonien? Doch wohl in jedem Kirchenkonzert zu hören? In der heiligen Neunzahl neben Beethoven obligat? O nein,

das ist nur frommer Wunsch, der sich nie erfüllen will. Ganz andere Anziehungskraft wirkt in unseren Konzertsälen. Aber Bruckner? Hier und da mal eine Symphonie, warum auch nicht! Alle neun Symphonien aber, ständig auf dem Plan, der Zuhörerschaft vollständig vertraut, das ist zu viel verlangt. Es ist ein Jammer und eine Schmach: wieder und wieder deutsches Edelgut verschüttet und mißachtet . . ." So nimmt der lebendige Verfasser überall Stellung und zwingt den Leser zum Mitgehen, wo man auch das Buch aufschlagen mag. Es ist eine Wanderung durch die ganze deutsche Musik, wobei den Meistern von Bach, Händel, Gluck bis Cornelius und Bruckner liebevolle Charakterisierung gewidmet ist. Das Buch ist voll Farbe, Leben und Bekenntnis.

Prof. Dr. E. Dennert legt seinem Leserkreise mehrere neue oder neugedruckte Bücher vor, die sich eindringlich mit jetzigen Kulturproblemen beschäftigen. Der Verfasser ist bekanntlich Naturforscher und bekämpft den Materialismus, ist aber zugleich Philosoph und Christ. So gibt er in einem Büchlein „Es werde!" (Halle, C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung) ein Bild der Schöpfung (Wie ist das Weltall entstanden? Wie die Welt des Lebens, wie die Menschheit?); gibt „Harte Nüsse für die Mechanisten" (ebendort erschienen) zu knacken, wobei er am Schlusse dieser naturwissenschaftlichen Plauderei zu dem Ergebnis kommt: „Seele ist das in dem Lebewesen die chemisch-physikalischen Geschehnisse nach Nutzmäßigkeit und Harmonie leitende Prinzip"; wirft in einer dritten Schrift, der auch sein Bildnis beigegeben ist, die naturwissenschaftlich beleuchtete Frage auf: „Ist Gott tot?", (in demselben Verlag, 7. Auflage). In zwei weiteren Büchern behandelt der überaus tätige Verfasser Staat und Kultur: „Der Staat als lebendiger Organismus" (wobei er gegenüber Parlament einen „organisierten Volksrat" empfie… und endlich entwirft er Grundgesetze einer Ku… biologie in der Schrift „Vom Untergang … Kulturen zum Aufstieg der Menschheit" (Wi… Verlag des Westfälischen Volksdienstes).

Thüringen. Von **E. L. Schellenberg.** (Lei… Friedrich Brandstetter.) — Dieses Heimatbuch, Zeichnungen von Hanns Bock, und vier Kunstbeila… wirkt außerordentlich reichhaltig und bietet auf… Seiten eine Fülle von Beiträgen in Vers und P… Von der Rudelsburg bis zum Rennstieg, von La… stein bis zur Wartburg — welcher Kulturreichtu… einer nicht gerade reichen Waldlandschaft! S… pforta, Dornburg, Jena, Saalfeld — und dann We… mit Umgebung, das stark pulsierende Leben im … Erfurt, Reinhardsbrunn, Inselsberg — man br… nur einzelne Stichworte anzuschlagen, um die … fältigen Beziehungen dieses Gaues zu erfassen, … man mit Recht Deutschlands Herz nennen darf. … lag, Herausgeber und Zeichner haben sich ihrer Au… mit Liebe gewidmet. Ein vorzügliches Geschenk…

Der **Verlag Walter Hädecke, Stuttgart,** über… die Leserwelt mit einigen reizenden Sammlun… Da ist eine Reihe schmucker kleiner Bändchen, die… einem Farbenbildchen auf dem Deckelblatt anlo… „Farbe und Dichtung". Farben? Man ertapp… darauf, daß man diese schön abgetönten und s… ausgewählten Bändchen mit Vergnügen besc… „Sommersinfonie", „Winterzauber", „Der Herbs… Meister der Farben", „Aus dem Garten der Roma…

es ist ein Genuß, Bildchen und Gedichte zu
blättern. Man lege gleich einen ganzen Stoß
abwechslungsreichen Bändchen auf den Geschenk-
In ähnlichem Format, ohne Bilder, erscheint
ie „Schöne Reihe“: Meisterbüchlein der Dich-
in hübscher Ausstattung (Storm, Eichendorff,
d, Keller, Mörike usw.). In größerem Format,
Bildschmuck, Mörikes „Hutzelmännlein“ und
arts Reise nach Prag“. Endlich in starken Bänden,
rton zusammengefaßt, die Werke von Hölderlin,
le und Novalis. Diese neue Klassiker-Reihe
Titel „Diotima-Klassiker“ finden wir nicht ganz
ch) soll in den nächsten Jahren rasch ausgebaut
n. Die Hölderlin-Ausgabe (Manfred Schneider)
müht, einen einwandfreien Text zu liefern;
lm von Scholz besorgte die Mörike-Ausgabe und
inbändigen Novalis.

nie Harrar, Das Goldtier. Die Geschichte eines
ns. (Leipzig, Ernst Keil Nachfolger.) — Es ist
kannte hübsche Mischung von Wissenschaftlichkeit
Phantastik, aus dem die erzählerisch sehr gewandte
sserin mit Vorliebe ihr Gebiet macht. Okkultis-
Ägyptologie, moderne Alchemie im Laboratorium
Goldjagd unter Genüßlingen, der Zauber „ame-
arbiger Augen mit lilaseidigem Glanz“ und
r „mit prüfendem Grau“, Diebstahl, Selbst-
die Macht der unheimlichen Goldtier-Hiero-
e aus dem Papyrus von Fayum, schließlich ein
erständnis und „die große Dunkelheit alles Un-
ßten, nur durch die unerschütterliche Liebe eines
Mädchens freundlich erhellt“: — dies sind
Bestandteile des nicht ohne Ernst und Anmut
einandergeschüttelten Farbenspiels. A. M.

Erinnerungswerke bietet der Verlag K. F. Koehler, Leipzig, aus dem Leben bedeutender Persönlichkeiten. Da ist Xaver Scharwenka („Klänge aus meinem Leben“), der frisch und humorvoll von seiner Kunst und seinen Fahrten erzählt; dann der Gründer der Rheinmetallwerke, Erfinder des Rohrrücklaufgeschützes, Heinrich Ehrhardt („Hammerschläge. 70 Jahre deutscher Arbeiter und Erfinder“), der schlicht und recht, mit warmer Hingabe, sein Leben und Ringen erzählt (man lese z. B. S. 84 ff. den Kampf um die Einführung des Rohrrücklaufgeschützes!); sodann wieder ein Künstler: Hans Schadow („Erinnerungen eines Malers“), der weit herumgekommen ist und fesselnd zu plaudern weiß; endlich der Gutsverwalter und Oberförster von Varzin Ernst Westphal, der unter dem Titel „Bismarck als Gutsherr“ schlicht und warm unsere Bismarck-Erinnerungen bereichert.

Novellen von J. S. Turgenjeff sind in Meyers Klassiker-Ausgaben (Leipzig, Bibliograph. Institut) erschienen, von Arthur Luther ausgewählt, übersetzt und eingeleitet. Der bedeutende russische Erzähler ist mit den „Frühlingswogen“, „Assja“, „Faust“, „Uhr“, „Hund“ und anderen Geschichten charakteristisch vertreten.

Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit gibt Börries, Freiherr von Münchhausen heraus (Berlin, Carl Flemming), die eine freundliche Mitte halten zwischen literarischer Betrachtung und volkstümlicher Erzählung. Wir nennen obenan Gertrud Storm: „Mein Vater Theodor Storm“; dann Joh. August Lux „Franz Schubert“; Tim Klein „Freiherr vom Stein“; und die „Jugenderinnerungen“ von C. Fr. von Klöden aus der Napoleonischen Zeit.

Bücher, Kunst- und Sammlerdinge

Probehefte des Türm
auf Verlangen



Bezugsbedingungen des Türmers: Der Türmer erscheint anfangs jedes Monats. Der Bezugspreis beträgt für das Märzheft 1000 Mk. für das Deutsche Reich, Österreich u. das schwachval. Ausland; für das hochval. Ausland 1 Schweizer Franken. Bestellungen nehmen entgegen die Buchhandlungen, die Postanstalten und der Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. Probehefte auf Wunsch bereitwilligst!

Anzeigen-Annahme: Berthold Giesel in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 38. Grundpreis für die einsp. Zeile und für mm Höhe 30 Pfg. × Buchhändler-Schlüsselzahl 1400 vom 15./2.

Hierzu eine Prospektbeilage von Mey & Edlich, Leipzig.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 082988871